Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.



Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1888.

Hundertsechsundfünfzigste Abtheilung. **Preis drei Mark.**

(Einzelpreis für Nicht-Subscribenten 6 Mark.)

Inhalts-Uebersicht.

(Stand von Ende Dezember 1888. — Die mit * bezeichneten Theile sind vollständig.)

Erste Hauptabtheilung.

Zweite Hauptabtheilung.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Erster Theil.

Geschichte der deutschen Reformation.

Von Dr. Friedrich von Bezold.

[6.]

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1886.

Geschichte

der

deutschen Reformation.

Von

Dr. Friedrich von Bezold,
Professor an der Universität Erlangen.

Mit Porträts, Illustrationen und Beilagen.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
BERLIN

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 2. Januar 1886.

VI. Der Bauernkrieg.

Die größte Massenerhebung, welche die Geschichte unserer Nation bisher zu verzeichnen hat, ist nicht religiösen, sondern durchaus sozialen Ursprungs. Über diese Tatsache kann heutzutage kein Zweifel mehr bestehen und Niemand wird mit Fug und Recht auf den alten Vorwurf zurückgreifen dürfen, daß die Reformation den Bauernkrieg hervorgerufen habe. Den Menschen des XVI. Jahrhunderts stand die kirchliche Bewegung zu sehr im Mittelpunkt aller Interessen und lag die religiöse Betrachtungsweise zu stark im Blut, als daß sie nicht entweder die Predigt oder die Hinderung der neuen Lehre für die unter evangelischem Banner einherschreitende Revolution hätten verantwortlich machen sollen. Während die Katholischen die wahren Früchte der lutherischen Ketzerei zu erkennen meinten und die evangelischen Prediger oder auch den „großen Mörder" zu Wittenberg selbst als Haupturheber bezeichneten, schoben die Evangelischen die Anklage hinüber auf ihre radikalen Ableger, die Schwarmgeister, und behaupteten, gerade die altkirchliche Verfolgung der rechten wahren Lehrer habe das Emporkommen unreiner pseudoevangelischer Elemente verursacht. Von allen Seiten sah man den tieferen Grund der Bewegung in dem, was eben die Geister am Lebhaftesten beschäftigte, und vielleicht in keinem Akt der „lutherischen Tragödie" schien für Luther selbst wie für seine Gegner „der tausendfaltige Werkmeister Satan" deutlicher mitzuspielen. Daneben traten die wirklichen Beschwerden der Bauern und die zahlreichen agrarischen Aufstände der jüngsten Vergangenheit, von welchen man doch kurz vorher so viel gesprochen hatte, mehr oder weniger in den Hintergrund. Aber je einseitiger sich die herrschende Richtung irgend einer Zeit literarisch kundgeben mag, desto mehr müssen wir uns bemühen, den vielgestaltigen Reichtum des geschichtlichen Lebens unter der oft entstellenden Hülle des zeitgenössischen Vorurteils gewahr zu werden. Daß die aufständischen Bauern selbst sich dem Sprachgebrauch ihrer Epoche anbequemt und das Evangelium, das lautere Gotteswortes, die christliche Freiheit und Bruderliebe unermüdlich im Mund geführt haben, darf uns gleichfalls nicht täuschen; hinter diesen Schlagworten verbarg sich wie hinter den philosophischen Phrasen der französischen Revolution ein sehr greifbarer Inhalt von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Herzenswünschen. Mit dem Evangelium Luthers hatte das Evangelium der Bauern kaum irgend welche innerliche Fühlung.

Man hat sich neuerdings an der Bezeichnung Bauernkrieg gestoßen, da ja auch das städtische Proletariat, der niedere Klerus und sogar einzelne Elemente des niedern Adels in die Bewegung eingetreten sind. Aber wie die große Masse der Revolutionsheere aus Bauern bestand, so trägt auch das allgemein angenommene Programm der zwölf Artikel eine ausgesprochen agrarische Färbung. Lassalle hat bekanntlich deshalb dem Bauernkrieg, der nur eine gerechtere Durchführung der ganz auf den Grundbesitz basirten mittelalterlichen Gesellschaftsordnung verfolgt und die modernen Mächte des fürstlichen Staats und des städtischen Kapitals bekämpft habe, einen reaktionären Charakter zuschreiben wollen, eine Auffassung, die keineswegs als eine durchaus irrige betrachtet werden darf. Denn in gewissem Sinn bildet die deutsche Revolution den tragischen Abschluß einer langen Reihe von agrarischen Bewegungen, welche zumal in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die große wirtschaftliche Umwälzung begleiten und in der Regel, wenn auch nicht immer ihren Tendenzen eine religiöse Weihe zu geben suchen. Man wird aber mit dem Bauernkrieg der Reformationszeit nicht etwa die Freiheitskämpfe der Friesen oder der Schweizer in Parallele setzen dürfen; hier fehlt jenes Streben nach einer allgemeinen sozialen Umgestaltung, welches an die verschiedensten Verhältnisse seinen idealen Maßstab anlegt und sich meist in irgend einem möglichst dehnbaren Schlagwort ausspricht. Die roheste Gestalt der agrarischen Revolution finden wir in Frankreich; während die sogenannten Pastorels von 1251 und 1320 wenigstens noch ein religiöses Aushängeschild für ihre Plünderungen des Klerus und der Juden führten, ist die berüchtigte Jacquerie von 1358 das Aufbäumen einer niedergetretenen Landbevölkerung, deren völlige Vertierung uns von den Sünden ihrer Herren einen genügenden Begriff gibt und nach dem Urteil eines französischen Historikers nur in dem Negeraufstand von S. Domingo ein würdiges Seitenstück findet; „sie kämpften, um Marter mit Marter, Schimpf mit Schimpf heimzuzahlen". Ihr Prinzip, wenn man überhaupt von einem solchen reden will, war einfach das vom Rachedurst geschärfte Bewußtsein ihrer Masse; wie ein normannischer Dichter des XIII. Jahrhunderts bei seiner Schilderung eines ältern Bauernaufstandes die Bedrängten argumentiren läßt: „wir sind Menschen wie sie (die Adligen), wir haben die nämlichen Glieder wie sie, eben so große Leiber und 30 oder 40 Bauern gegen einen Ritter". Ein ganz anderes Bild zeigt bei allen Ausschreitungen die englische Revolution des Jahres 1381, welche gleich dem deutschen Bauernkrieg durch eine Reihe von kleineren Aufständen angekündigt und von einer reichen Volksliteratur der Klage und Satire vorbereitet auch darin eine auffallende Ähnlichkeit zeigt, daß schon die zeitgenössischen Gegner Wiclifs dem großen englischen Reformator die Verantwortung aufzubürden suchten. Es wird wie in Deutschland, so wenig Wiclif selbst an die Erregung von Aufruhr gedacht hat, die biblische Propaganda seiner Wanderprediger, der „armen Priester" doch zum Wachstum der vorhandenen Gährung beigetragen haben. Wir finden wenigstens in den Äußerungen

der zum Teil geistlichen Demagogen die Berufung auf die Wahrheit, die man befreien müsse. Ganz an die apokalyptischen Stimmungen und Weissagungen in Deutschland erinnert die englische Hoffnung auf einen König, welcher den Klerus nach den Worten der Schrift züchtigen und den armen Mann erlösen soll. Wie in Deutschland sehen wir die niedere Geistlichkeit, zumal Bettelmönche, lebhaft an der Bewegung teilnehmen; „als Adam grub und Eva spann, wer war da der Edelmann?" so lautete ein beliebter Text ihrer aufreizenden Predigten. Adelige wurden gezwungen, sich kniefällig zur Brüderschaft mit den Bauern zu bekennen. Der Pöbel von London schloß sich freiwillig an, aber die Forderungen der bewaffneten Volkshaufen waren durchweg agrarische und an der Spitze stand die Aufhebung der Leibeigenschaft. Hatte sich doch die englische Volksdichtung eine mystische Idealgestalt des armen Bauern geschaffen, die von der derben Figur des deutschen Karsthans sehr zu ihrem Vorteil absticht; „Peter der Pflüger" ist allein noch unbefleckt, er kennt den Weg der Wahrheit und hat tieferes Wissen als irgend jemand vom Leiden der Menschheit.

Die Verwandtschaft der englischen und der deutschen Bewegung ist eine sehr nahe; auch der Ausgang scheint auf den ersten Blick der gleiche, indem hier wie dort die Revolution mit äußerster Härte niedergeschlagen wird. Doch in England erscheint seither die Leibeigenschaft zwar nicht rechtlich, wohl aber tatsächlich aufgehoben, während der deutsche Bauernkrieg bekanntlich erst die schlimmsten Zeiten für unsere Landbevölkerung eingeleitet hat. Vielleicht darf man auf den Unterschied der Jahrhunderte einiges Gewicht legen und von einer starken Verspätung der agrarischen Revolution in Deutschland sprechen. Jedenfalls war die wirtschaftliche Glanzzeit des deutschen Bauern vorübergegangen, ohne daß die Landbevölkerung weder im Reich noch in den meisten Territorien als selbständiges Glied dem politischen Organismus eingefügt wurde, und auch die Ablösung der Frohnden und Naturalabgaben kam wieder ins Stocken, als die adeligen Grundherren die Entdeckung machten, daß sie mit den vielleicht vor Jahrhunderten normirten Zinsen ihrer Bauern die gesteigerten Bedürfnisse des Lebens und die neu hinzukommenden Forderungen des territorialen Staats und des Reichs nicht mehr befriedigen konnten (vgl. S. 40). Man bemühte sich wohl die Ablösung wieder rückgängig zu machen, wie überhaupt mit den verschiedensten Mitteln die stärkere finanzielle Ausbeutung der Gutshörigen und vielfach auch eine Verschlechterung ihres persönlichen Rechtsstands angebahnt wurde (vgl. S. 44 ff.). Wenige Herren dürften mit dem Österreicher Stubenberg die Abforderung des „Sterbochsen", des Besthaupts beim Ableben des armen Manns für eine Ungerechtigkeit gehalten oder mit dem Grafen von Zimmern ihren Söhnen die gewissenhafte Einhaltung der fixirten Zinsen und Dienste auf die Seele gebunden haben. Und dabei nahm dieser Adel in der Regel nicht den geringsten Anteil an der Bewirtschaftung des Bodens, an welchem ihn allein die Erträgnisse interessirten; erst später beginnt der Ritter, übrigens nicht zum Frommen des Bauern,

sich selbst der wirtschaftlichen Ausnutzung seines Grundbesitzes anzunehmen. So sehr man sich allerdings hüten muß die früher berührte Mannigfaltigkeit der Verhältnisse (S. 42), die sich in den Widersprüchen der zeitgenössischen Beurteilung spiegelt, unter eine bestimmte Schablone zu bringen, so darf doch z. B. die Tatsache nicht übersehen werden, daß seit dem Schluß des XV. Jahrhunderts bereits das schlimme Symptom einer zunehmenden ländlichen Verschuldung sich zu zeigen beginnt. Der sogenannte Rentenkauf (S. 33) war ursprünglich, weil nur von Seiten des Schuldners kündbar, eine wohltätige Form des landwirtschaftlichen Kredits, konnte aber gleichwohl auch für den Bauern sehr verhängnißvoll werden. So schildert eine Flugschrift den Kunstgriff des städtischen Kapitalisten, der dem Bauern auf seine Grundstücke von 100 Gulden Wert 20 Gulden leiht, in der Voraussicht, daß der Schuldner die jährliche Rente oder Gült von einem Gulden nicht lange entrichten könne; „so nehm ich das Gut an und stoß den Bauern davon," spricht der Bürger; „so überkomm ich das Gut und das Geld". Daneben kam auch eine weit gefährlichere Form von Darlehen in Brauch, welche, von beiden Seiten kündbar, durch Verschreibung etwa der künftigen Ernte oder der bevorstehenden Schafschur gesichert wurde, „also daß, was ihm (dem armen Mann) erwächst, nicht sein ist," wie Sebastian Franck sich ausdrückt. Luther erklärt den Zinskauf geradezu für den Ruin der Nation; er meint, wer 100 Gulden besitze, könne jährlich einen Bauern oder Bürger „fressen, und leidet darüber keine Gefahr, weder an Leib noch Waare, sitzt hinter dem Ofen und brät Äpfel". Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß bereits in manchen Gegenden eine sehr starke Güterzersplitterung eingetreten war; schon im XIV. Jahrhundert hatte, wie Gothein nachweist, in Südwestdeutschland eine förmliche Spekulation in landwirtschaftlichen Werten um sich greifen können, und es verdient gewiß beachtet zu werden, daß Gebiete der äußersten Zersplitterung, wie das Tauber- und Neckartal, der Bruchrain, die Ortenau, im XV. und XVI. Jahrhundert als Hauptherde der agrarischen Gährung erscheinen. Auch für Mosel und Mittelrhein hat Lamprecht das Herabsinken des Normalguts von der ganzen auf die Viertelhufe konstatirt, während der Versuch die Teilung einzuschränken erst recht ein ländliches Proletariat ohne Land schuf.

Daß die Einführung eines fremden Rechts sich nicht ohne ungünstige Rückwirkung auf die Lage der Landbevölkerung vollzog, wurde bereits früher ausgeführt (S. 44 f.). Die alten gerichtlichen und wirtschaftlichen Verbände der Gemeinde, der Mark- und Hofgenossenschaft erhielten sich wohl noch lange über die Katastrophe des Bauernkriegs hinaus und wurden erst allmählich zu inhaltslosen Formen, aber diese bäuerliche Selbstverwaltung vermochte doch, wie Gierke sagt, „in der großen Krisis der ländlichen Kultur die erforderliche reorganisatorische Kraft nicht zu entfalten". So wenig die Gewöhnung an eigne Gerichtsbarkeit und die Wehrhaftigkeit den Bauern vor der Übermacht des modernen Staats zu schützen vermochten, so bedeutungslos ist es für die Beurteilung der agrarischen Revolution, wenn etwa darauf hingewiesen wird,

daß der strengste Begriff von Leibeigenschaft auf die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse des XV. und XVI. Jahrhunderts nicht anwendbar sei. Ich möchte hier durchaus der Ansicht Freytags beipflichten: „wer über Zustände der deutschen Vergangenheit urteilt, muß sich hüten, die tatsächlichen Verhältnisse eines Standes nach dem Recht desselben zu beurteilen“ (vgl. S. 42). Darauf vielmehr kommt es an, wie diese vielfach abgestufte Gebundenheit von den Bauern jener Zeit empfunden worden ist, und es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß sie in ihrer großen Mehrheit dieselben als ein schweres Unrecht betrachtet haben. Dieses Gefühl eines sozialen, nicht nur wirtschaftlichen Unrechts verschärfte sich ganz besonders, wie neuerdings Gothein und Lamprecht überzeugend dargelegt haben, durch das „Bewußtsein eines geistigen Pariatums“. Fremd, widerwärtig und doch überlegen erschienen den Bauern die geistigen Mächte der neuen Zeit, der fürstliche Staat, das römische Recht und die humanistische Bildung; sein eignes von Spuren einer barbarischen Vorzeit durchsetztes Recht (vgl. S. 48) wurde wiederum von den höheren Ständen verlacht, in deren Lied und Bühnenspiel die idiotenhaften Gestalten der „Filzhüte“, „Flegel“ und „Ackertrappen“ das Entzücken der spottlustigen Hörer waren. Aber mit der Zeit hatte sich, wie wir sahen, eine literarische Richtung von entgegengesetzter, höchst demokratischer Färbung herausgebildet; der viel verhöhnte Bauer war doch auch zum Typus der unverdorbenen Volkskraft und zum Helden der kommenden Revolution gestempelt, als edler, frommer, heiliger Bauer verherrlicht worden (S. 142 ff.). Die Apokalyptik wie die Astrologie hatten sich der Kleinen, Niedrigen und Ungelehrten angenommen, indem sie ihnen, den Enterbten der Gegenwart, die Zukunft versprachen, freilich eine blutige Zukunft voll erschlagener Herren und Pfaffen. Und mit diesen Elementen des Aberglaubens, welchen Kopf und Herz der Verbitterten sich leicht erschlossen, war seit dem XV. Jahrhundert, seit den siegreichen Schlachten der husitischen Heere ein biblischer Radikalismus auf das Engste verwachsen. Wir fanden die Schlagworte von der Gerechtigkeit Gottes und der christlichen Freiheit auch in den zahlreichen Einzelerhebungen deutscher Bauernschaften wirksam, die als Vorspiele der großen Revolution gelten müssen. Und nun lauschte der deutsche Bauer mit der ganzen Nation der ergreifenden und entflammenden Rede des großen Bauernsohns; das Evangelium war wieder gekommen, alle Menschensatzungen als hinfällig, ja teuflisch und verwerflich erwiesen, die Freiheit des Christenmenschen von allen äußerlichen Normen verkündigt worden. Der Papst der Antichrist, Kaiser und Fürsten nicht viel besser, die Gelehrten betrogene Betrüger, die Hochschulen Molochstempel, die Kaufleute Wucherer, die Juristen Räuber, Reichtum, Macht und Bildung nichts, das Wort Gottes alles, für die Einfältigen leichter zugänglich als für den Dünkel der Wissenschaft: das war eitel Trost und Erquickung für den erwartungsvollen kleinen Mann. Jetzt oder nie war seine Zeit gekommen.

Von dem aufreizenden Ton der Flugschriften, von der bedeutsamen Rolle, die hier der arme Mann als Anwalt des Evangeliums spielt, ist schon

früher berichtet worden. Wir müssen aber noch zwei besonders wichtige Faktoren der großen sozialen Erschütterung näher ins Auge fassen, die Astrologie und die radikale Predigt. Denn so wenig wir die eine wie die andere als die eigentliche Ursache der Revolution ansehen dürfen, so haben doch beide die Erhitzung der Gemüter bis zu jenem äußersten Grad, mit welchem die Explosion eintreten muß, in ganz unberechenbarer Weise gefördert. Die Astrologie, eigentlich die einzige unter den Wissenschaften jener Zeit, welche teils durch Vermittlung der Ärzte, teils unmittelbar durch ihre Kalender und Praktiken mit dem Landvolk in Berührung trat (vgl. S. 139 f.), hatte freilich der Ansicht Vorschub geleistet, daß die Bauern Kinder des Planeten Saturn, d. h. gleich den Verbrechern und Landstreichern zum Unglück geboren seien; die nämliche Ansicht wurde wohl auch durch die Ableitung der Leibeigenschaft von Cham ausgedrückt und wir sehen aus solchen Erklärungsversuchen, wie die höheren Stände sich die traurige Lage der untersten Volksschichten zurechtzulegen und das auch bei ihnen erwachende Gefühl eines sozialen Unrechts zu beschwichtigen suchten. Aber die Astrologie hatte doch auf der andern Seite längst die reformatorische Mission oder wenigstens die künftige Rache des gemeinen Manns vorhergesagt, ganz im Einklang mit zahlreichen sonstigen Formen des Prophetentums (S. 144 ff.). Und wie in der Reformationszeit jenes apokalyptische Compendium des Bischofs von Chiemsee (S. 146) erschien und die Reformation Kaiser Sigismunds (S. 149) neu aufgelegt wurde, so häufte sich immer mehr die astrologische Literatur, die nach Friedrichs Angabe sogar die reformatorische an Zahl übertroffen hätte. Es war vor allem jene Ankündigung einer sündflutartigen Überschwemmung für das Jahr 1524, die beim Herannahen des Termins eine geradezu fieberhafte Spannung erregen mußte (S. 145). Obwohl selbst manche Astrologen den übertriebenen Befürchtungen entgegentraten, vermochten sie doch die Wirkung der einmal verbreiteten und eingebürgerten Schreckensstunde nicht mehr rückgängig zu machen. Wurden doch sogar praktische Verhaltungsmaßregeln für die große Wassersnot ausgegeben, welche bei einem Zusammentreffen von 16 Konjunkturen im Zeichen des Wassermanns unvermeidlich bevorstand. Aber es handelte sich nicht nur um große Naturerscheinungen, sondern auch um die längst angedrohte Revolution, um die Züchtigung der geistlichen und weltlichen Gewalten. „Große Zettel und Büchel mit vielen wunderlichen und öden Gemälden" fesselten das Interesse auch der Ungelehrten; wie mußte es dem gemeinen Mann behagen, auf einem solchen Holzschnitt Papst, Kaiser und Klerisei vor den Dreschflegeln und Heugabeln der von Saturn geführten Bauern zittern zu sehen! Schon wagte der berühmte Wiener Mathematiker Tannstetter, seine Wissenschaft offen in den Dienst der Reformation zu stellen und den Tyrannen, die sich wider das Evangelium setzen, ihren Lohn in nächste Aussicht zu stellen; „der Himmel weist der Pfaffheit viel Übel; — auch ist zu besorgen ein Bundschuh der Gemeinen wider die Herrschaft und vornehmlich wider die Bischöfe und alle Pfaffen, welchen ihre Zinsleute nimmer

**Practica vber die grossen vnd ma-
nigfeltigen Coniũction der Planeten/die im
Jar.M.D.XXiiij.erscheinen/vñ vn-
gezweiffelt vil wunderbarlicher
ding geperen werden.**

Auß Rö.Kay.May.Gnaden vnd Freyhaiten/Hüt sich menigklich/dyse meine Pra-
ctica in zwayen Jaren nach zůtrucken/bey verlierung.4.Marck lötigs Golds.



Eine Prophezeiung des Bauernkrieges.
Facsimile des Titels von: Practica für das Jahr 1524 von Rynmann.
Gedruckt zu Nürnberg 1523.

zinsen werden". Freilich fügt er hinzu, der Bundschuh, der „nicht allein wider einen Herrn, sondern auch schier wider alle" sich richten solle, werde

mit ungeschickter Waffe kämpfen und zum Unheil der Bauern ausschlagen. Aber es wird gegangen sein wie mit den Worten Luthers; das Volk nahm sich das heraus, was seinen Neigungen entsprach, ohne sich um das Übrige zu kümmern. Die Astrologen selbst, deren eigentliches Publikum doch immer die vornehmen und gelehrten Kreise bildeten, haben sicherlich in den seltensten Fällen die Absicht verfolgt, Aufruhr zu erregen; nur vereinzelt stoßen uns Persönlichkeiten auf wie der schwäbische Mediziner Alexander Sytz, der schon am „armen Konrad" (vgl. S. 155 f.) teilgenommen und gegen den Adel polemisirt hatte, noch ehe er seine Briefe und „große gemalte Bilder mit viel Tieren und Mühlrädlein" zur Ankündigung des Schreckensjahres 1524 auf den Wormser Reichstag sandte. Eben in der genauen scheinbar wissenschaftlichen Berechnung eines Termins, der die Verwirklichung all der längst geträumten Umsturz- und Rachebilder bringen sollte, lag die verhängnißvolle Bedeutung dieser astrologischen Publikationen; auch die höheren Stände mag ein lähmendes Gefühl beschlichen haben, als zwar nicht die allgemeine Überschwemmung, wohl aber die Revolution, „ein Sündfluß nicht des Wassers, sondern des Bluts", hereinbrach.

Ungleich gewaltiger war freilich die Wirkung der radikalen Predigt, wie sie teils streng biblisch, teils mystisch gefärbt von den Kanzeln der Kirchen, auf den Straßen der Städte oder auf freiem Feld an die Massen, im engen Privathaus an die kleinen Kreise der bekannten Gesinnungsgenossen sich wandte. Luthers Dreinfahren in Wittenberg hatte jene volkstümliche Mystik der Zwickauer Propheten nur für den Augenblick zum Schweigen gebracht; auch Karlstadt war wohl vom Schauplatz seiner mißglückten Führerrolle zurückgetreten, aber nur um in grollender Abkehr vom lutherischen Reformationswerk seine eignen Wege zu gehen. In einem benachbarten Dorf ließ sich der vormalige Doktor als Bauer nieder, ging als „Nachbar Endres" im grauen Kittel einher und holte als der Jüngste das Bier für die älteren Gemeindeglieder; schon früher hatte er ja erklärt, arme Arbeiter verstünden es besser Gott im Geist zu dienen als müßige Mönche und Nonnen. Kurz darauf zog es ihn doch wieder auf eine Pfarrstelle; in Orlamünde ergoß er als Prediger die ganze Fülle seiner Mystik, deren „Gelassenheit", „geschwinde Langweiligkeit" und „langweilige Sehnlichkeit" er auch in einer ganzen Reihe von Schriften anpries. Man kann nicht sagen, daß er eine soziale Umwälzung verfolgt hätte; nur auf das kirchliche Gebiet bezog sich seine Betonung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde und seine Forderung, daß der Laie dem Prediger widersprechen dürfe, wenn er „eine Eröffnung habe". Denn neben einem Biblizismus, der ihn an seinem Krieg gegen die Bilder hartnäckig festhalten ließ, stand doch wieder seine Überzeugung, daß im Grunde die göttliche Erleuchtung, das „Zeugniß vom Geist und mit Inwendigkeit" genügend sei. Sein offener Kampf mit Wittenberg knüpfte sich an die Abendmahlslehre, die er halb rationalistisch faßte, nicht ohne gelegentlich einen mit himmlischer Inspiration begnadigten Bauern als Zeugen

für seine Ansicht einzuführen. Seine Gemeinde stand in voller Begeisterung zu ihm; „hier wohnet,“ so faßt Luther sarkastisch ihr Urteil zusammen, „Gott und der heilige Geist mit allen Federn und Eiern“. Aber als er im Sommer 1524 selbst nach Türingen zog, um mit den Schwärmern aufzuräumen, fand er kräftigen Widerstand. Die Orlamünder, die ihm schon vorher einen groben Brief geschrieben hatten, umringten ihn, „als ob sie ihn fressen wollten“, und Luther, von einem erleuchteten Schuster und andern Laien mit den seltsamsten Argumenten angefochten, brach diese Disputation bald ab, um von Verwünschungen begleitet die Stadt zu verlassen; „ich ward froh,“ erzählte er, „daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward“. Karlstadt, der zu Jena seinem Gegner ins Gesicht literarische Fehde angesagt und ihn zusammen mit seiner Gemeinde beim Kurfürsten verklagt hatte, wurde von diesem des Landes verwiesen, wie er in den Abschiedsbriefen an die Männer und Weiber seiner Gemeinde sagt, „unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martinum Lutherum“. Sein Leben wurde zur Wanderschaft; in Rotenburg, Straßburg, Basel und andern Orten fand der gelehrte Sonderling, der jetzt gegen Luther als den „neuen papistischen Sophisten“ und „des Antichrists nachgebornen Freund“ loszog, zwar kein festes Asyl, aber doch manche entschiedene Anhänger. Ein begeisterter Rotenburger, der Lateinlehrer Ickelsheimer, richtete zur Verteidigung seines Meisters eine scharfe Schrift gegen Luther, dem er Christenverfolgung, Verachtung des gemeinen Mannes und anstößiges Wohlleben vorwarf. Dem von Luther verspotteten grauen Rock Karlstadts stellt er das allzuweltliche Kostüm des Wittenberger Reformators, seine „Hember mit Bändlein“ und sein Lautenspiel gegenüber, nicht ohne das hübsche Gemach zu erwähnen, „das über dem Wasser steht, darin man trunk und mit andern Doktoribus und Hern fröhlich war“. Bedeutsam ist an diesen Erscheinungen die unverkennbare Tatsache, daß schon damals Luther nicht mehr der Held des ganzen antirömischen Deutschland, daß für manche evangelische Kreise der Zauber seiner Persönlichkeit gebrochen und sein Standpunkt ein überwundener war. Das Ideal der evangelischen Radikalen, „ein niedriger und zerschlagener Christ, welcher allein ein Christ ist“, schien sich ebenso hoch über die lutherische Freude an den „Kreaturen“ zu erheben wie ihre anspruchsvolle mystische Ausdrucksweise über die Natürlichkeit des großen Bibelverdeutschers. Beides stellte freilich nur einen Rückfall in die Befangenheit früherer Generationen dar, aber was solchen Verirrungen den Beifall zumal der niederen Klassen sicherte, war neben dem Fortwirken der alten asketischen Weltanschauung der demokratische Zug; wie es Eindruck gemacht hatte, als Luther erklärte, arme Bauern und Kinder verstünden mehr von Christus als die gesammte Hierarchie, so wirkte jetzt Karlstadts Versicherung, daß die Bauern in Hellingen, Deustat, Frei-Ortla und andern Dörfern christlicher und geschicklicher im Namen Christi reden könnten als Doktor Luther.

Dieses christliche Reden der Bauern ist nun ganz buchstäblich zu nehmen.

Nicht allein die ehrsamen Handwerker in den Städten, sondern auch die Männer vom Pflug und Dreschflegel nahmen zuweilen die Ideen vom allgemeinen Priestertum und von der Verpflichtung jedes einzelnen Christen zur Schriftforschung sehr ernsthaft; waren doch, wie der schwäbische Kürschner Lotzer bemerkt, die Jünger Christi ebenfalls „schlechte Laien" gewesen und das rechte Verständniß konnte nicht von Menschen, allein von dem Herrn selbst als dem wahren „Schulmeister" gewonnen werden. Manche der evangelischen Prediger wie Matthias Waibel zu Kempten suchten geradezu einfache Laien zur Verkündigung des göttlichen Worts heranzuziehen; so predigte im Allgäu der Bauer Häberlin vor vielen hunderten seiner Standesgenossen auf freiem Feld, taufte sein Kind selbst und trug sich mit der Absicht auch das Abendmahl auszuteilen. Zum Predigen hatte ihn neben andern ein Bauer veranlaßt, der ebenfalls „auf dem Predigtstuhl" gestanden war, und er wußte seinem Publikum in höchst drastischer Weise auseinanderzusetzen, wie in den „Zälteln" (Hostien), welche die plattigen Mönche und Sophisten und Antichristen zur Anbetung in die Höhe heben, nicht Christus darin und dabei sei, sondern der leibhaftige Teufel. Am Meisten charakterisirt es aber die herrschende Stimmung, daß wir Geistliche als Laien, Gebildete als Bauern auftreten und ihre Maske mit der größten Sorgfalt durchführen sehen. So erwarb sich ein schwäbischer Pfarrer ungeheuren Zulauf, indem er als Wanderprediger in ländlicher Tracht umherzog und seine völlige Unkultivirtheit dadurch zu erweisen suchte, daß er Bücher verkehrt in die Hand nahm und in guten Häusern die Füße auf die Bank oder auf den Tisch legte. Dieser sogenannte „Bauer von Wöhrd", dessen Beredsamkeit selbst einem Spalatin imponirte, kam aus Schwaben nach Franken, wo er zumal in Nürnberg und Rotenburg eine aufregende Wirksamkeit entfaltete. Seiner Unkenntniß des Lesens und Schreibens pflegte sich ja auch Niklas Storch, der Zwickauer Prophet, zu rühmen. Neben dem Sermon des Bauern von Wöhrd erschienen auch andere bäuerliche Traktate von vorgeblichen Analphabeten; auf dem Titelblatt einer solchen Schrift heißt es:

„ich bin ein pawr von menschlicher artt;
Gott wendt sein gnad, wo es ym behagt."

Mit dem ominösen Namen Karsthans schmückte sich ein schwäbischer Mediziner, der auf den Gassen von Straßburg nach der Angabe seiner katholischen Gegner u. a. auch die Ausrottung alles „Erbvolks" (Klerus) gepredigt haben soll und von wütenden Geistlichen mit Messern angefallen wurde.

Während manche Prediger die Konkurrenz der Laien begünstigten und wohl gar als fromme Betrüger mitspielten, steigerten andere die Aufregung des Landvolks durch ihre scharfe Polemik gegen die kirchlichen Zehnten und gegen alles Zinsnehmen. So kehrte sich der Schweizer Jakob Strauß, nachdem er in Berchtesgaden und Hall (vgl. S. 389) gewirkt hatte, als Prediger zu Eisenach gegen den „Wucher", der so überhand genommen habe, „daß sich die Juden unter den Christen nicht mehr nähren mögen," und vom Papst

Ain Sermon geprediget vom Pawren zů Werdt/bey Nürmberg/am Sontag vor Faßnacht/von dem freyen willen des menschen/auch von anrůf-fung der hailigen.



Facsimile des Titels einer Predigt von dem Bauern von Wöhrd.

wie von den Juristen mit ihrem „groben unchristlichen Hirn“ beschönigt werde; er warnt allerdings vor Anwendung von Gewalt, fordert aber, der arme Mann solle Gott mehr gehorchen als den Menschen und sich durch kein Gebot noch Gewalt zur Erlegung des antichristlischen Wuchers nötigen lassen. Schappeler in Memmingen erklärte alle Zinsen und Zehnten für unchristlich; der Himmel sei den Bauern offen, dem Adel und Klerus aber verschlossen. Waibel in Kempten, Brunfels in Straßburg und andere sprachen und schrieben im gleichen Sinn; Dr. Mantel in Stuttgart verwies den „armen frommen Menschen“ auf die israelitischen Jubeljahre, in welchen alle Schulden vernichtet worden seien; „das wären die rechten Jahre!“ Wie hätten neben solchen Worten die beigefügten Abmahnungen vom Aufruhr noch Gehör finden sollen! Der klein'e Mann, der Bauer sah mit einem Mal seine kühnsten Erwartungen übertroffen; die Verkündiger des Evangeliums selbst gestanden ihm volle Gleichberechtigung oder sogar bessere Einsicht in religiösen Fragen zu und die Verweigerung verhaßter und drückender Abgaben wurde zu einer heiligen Pflicht.

Noch glaubten die meisten von jenen Aposteln der neu erkannten Wahrheit an die unwiderstehliche Kraft des Worts; Christus, meint Strauß, werde die Tyrannen mit dem Geist seines Munds erlegen und das Schwert des Evangeliums alles Ungöttliche zertrennen, ohne leibliche Wunden zu schlagen. Sehen wir doch auch Karlstadt und seine Anhänger sich offen von Thomas Münzer und den Seinigen lossagen; die Orlamünder schrieben 1524 den Alstedtern, sie wollten nicht zu Messern und Spießen laufen und könnten sich als freie Christen, die nur mit dem Harnisch des Glaubens gewaffnet seien, nicht mit ihnen verbinden. Denn in der kleinen türingischen Stadt Alstedt hatte Münzer als Prediger nicht nur einen völlig deutschen Gottesdienst eingerichtet, sondern er suchte hier geradezu das Centrum für einen Radikalismus zu schaffen, dessen phantastische Formen eben so auf empfängliche Gemüter rechnen durften wie die zu Grund liegende Idee des Kommunismus. Wir haben sicherlich keinen Grund, dem Mann, welcher sich recht eigentlich zum Propheten der „niedrigen Groben“ und der „arbeitsseligen“ Bauern aufwarf, einen aufrichtigen Idealismus, eine tiefempfundene Entrüstung über die unwürdige Lage der unteren Klassen abzusprechen. Aber mit düsterer Glut brannte die Leidenschaft der Rache in diesem derben Niedersachsen und die Überkraft seiner Sprache läßt wie die Unklarheit seiner visionären Mystik jede Selbstzucht des Geistes vermissen. Er hatte wie Luther aus der Mystik eines Tauler Nahrung geschöpft und zugleich die Apokalyptik des Abts Joachim, die Fundgrube spätmittelalterlicher Schwärmerei, kennen gelernt, „aber meine Lehr,“ versichert er einmal, „ist hoch droben, ich nimm sie von ihm nicht an, sondern vom Ausreden Gottes“. Durch die „Wogen“ der Anfechtung und Betrübniß war er zu einer innerlichen Erfahrung Gottes gelangt, die nach seiner Überzeugung durch den „heiligen Buchstaben“ niemals gewonnen werden konnte, und wenngleich jemand hunderttausend Bibeln gefressen hätte; die Bibel sei nur geschaffen zu töten

und nicht lebendig zu machen. Die äußerste Höllenqual der Verzweiflung, „grausames Brausen vieler Wasserströme“ war unerläßliche Vorbereitung für den Auserwählten; „solche traurige Menschen sein die allerbesten“. Aber dafür sollten die Auserwählten auch, wie es die Theorie der Taboriten und später das vorbiblische Gotteswort der englischen Levellers forderte, für ihre Weltentsagung mit der Weltherrschaft belohnt werden. „Könige sollen ihnen dienen, und welches Volk ihnen nicht dienen will, das soll umkommen,“ so hatte das radikale Hussitentum mit den Worten des Jesajas gesprochen. „Dann kommt der Herr,“ schreibt Münzer an seine Brüder zu Stolberg, „und stößt die Tyrannen zu Boden; — er schürzet den mit seiner Kraft, der mit zerknirschten Lenden erharret des Herrn.“

In den schärfsten Gegensatz zur Lehre und Praxis der Wittenberger trat dieser „alstedtische Geist“, der es nicht verschmähte in Träumen und Gesichten seine Bekräftigung zu suchen. Münzers eigenes Gebahren war zu Zeiten nicht ganz normal; wie er in seiner mystischen Weltentfremdung die Nachricht von der Geburt eines Sohns ohne Zeichen von Teilnahme anhörte, so fiel es ihm wohl dazwischen ein, die Leute durch falschen Feuerlärm zum Besten zu haben oder Nachts in Wehr und Waffen durch die Gassen zu rennen, als ob man ihn fangen wollte. Aber auf das niedere Volk übte seine Erscheinung wie seine Lehre einen wahren Zauber; aus vielen Städten Türingens strömten sie nach Alstedt, bis die Zerstörung einer benachbarten Kapelle der Regierung den Anlaß gab, den gefährlichen Propheten, der bereits die Kindertaufe für ein „viehisches Affenspiel“ erklärte, wegzujagen. Kurz vorher hatte Münzer vor dem Kurfürsten und dem Herzog Johann eine Predigt gehalten, in welcher er die „teuren Regenten“ zur Gewalt gegen alle Feinde des Evangeliums aufrief; „die Gottlosen haben kein Recht zu leben“. Sollten aber die Fürsten dem Wort Christi, der geboten habe seine Feinde vor seinen Augen zu würgen, nicht nachkommen, so wären sie Teufel anstatt Diener Gottes und der Herr werde mit einer eisernen Stange unter die alten Töpfe schmeißen. Er sagte ihnen gerade ins Gesicht, die Gewalt des Schwerts sei bei der ganzen Gemeinde, Fürsten und Herren aber die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Man muß sich nur wundern, daß ihm diese wahrhaft alttestamentliche Offenherzigkeit für den Augenblick noch nachgesehen wurde. Nach seiner Vertreibung schlug er seinen Sitz in der Reichsstadt Mühlhausen auf, wo bereits der vormalige Cisterzienser Heinrich Pfeiffer das Evangelium mit stürmischer Heftigkeit gepredigt und die Gemeinde zum Aufstand gegen den Rat gehetzt hatte; auch in Langensalza ließen die Handwerker und ihre Frauen sich hören, sie wollten mit den Reichen teilen und rote Schauben haben. Münzer finden wir bald darauf in Nürnberg, wo er seine „hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“ drucken ließ. Andere Angriffe gegen Luther und dessen Richtung waren schon vorhergegangen; Münzer faßt einmal seine Ansicht kurz und bündig dahin zusammen: „die, so bloß den Glauben lehren, sind Mast-

säue". Luther, der als Doktor Lügner, Jungfer Martin, Erzheide, Erzbube, wittenbergischer Papst, keusche babylonische Frau titulirt wird, erscheint ganz wie in den katholischen Streitschriften als Genußmensch und zudem als elender Fürstenknecht, wie ja auch Münzer die Verläumdung gegen ihn vorbringt, er sei zu Worms nur deshalb standhaft geblieben, weil seine adeligen Gönner ihn sonst umgebracht hätten; sein „honigsüßer Christus" wird verspottet, seine Läugnung der Willensfreiheit für frech und lästerlich erklärt. Gewidmet war das Pamphlet dem „durchlauchtigsten wohlgebornen Fürsten und allmächtigen Herrn Jesu Christo". So dachte der „Weltfressergeist", wie Luther sich ausdrückt, das alte Gespenst eines deutschen Taboritentums heraufzubeschwören und eine Revolution zu entfesseln, welche die Erbarmungslosigkeit gegen alles Unkraut unter dem Weizen, den Tod aller Gottlosen auf ihre Fahne schrieb. Eines jener Pamphlete trägt die Unterschrift: „Thomas Münzer mit dem Hammer".

Wir dürfen doch nicht vergessen, daß neben solchen Ausgeburten einer radikalen Mystik auch ernsthafte positive Vorschläge über die Gestaltung des neuen Deutschland im Umlauf waren, Vorschläge, deren ausgesprochene Vernunftmäßigkeit und konsequente Durchführung gewisser allgemeiner Prinzipien zuweilen fast mehr an das XVIII. als an das XVI. Jahrhundert erinnert. Die Entwürfe einer Neuordnung des geistlichen und weltlichen Standes, wie sie Eberlin in seinem 10. und 11. Bundesgenossen als „Statuten aus dem Land Wolfaria" (1521) niedergelegt hat, zeigen freilich manche phantastische Züge, aber durchaus modern ist das Bestreben, dem Gemeinwesen der Zukunft eine möglichst einfache und schematische Organisation zu verleihen. Daß alle Aemter, auch das königliche durch allgemeine Wahl besetzt werden sollen, geht aus dem nicht direkt ausgesprochenen Grundsatz der Volkssouveränetät hervor; jedes Dorf erhält einen Edelmann zum Schultheißen, je 200 Hofstätten einen Ritter zum Vogt, je 10 Vogteien werden unter eine Stadt und deren Grafen, je 10 Städte unter einen Herzog oder Fürsten gestellt. Einer aus den Fürsten wird zum König gewählt, aber wie er an den Rat der Fürsten, so ist jedes dieser Oberhäupter an Rat und Hilfe „derer, so vom Haufen der Untertanen dazu gesetzt sind", gebunden; für einen Krieg ist Gesammtbeschluß der Fürsten erforderlich. Dieses Repräsentativsystem erscheint überall durchgeführt; in den größeren Städten sollen 30, in den kleineren 20 den Rat bilden. Aber das bürgerliche Element tritt völlig zurück; der Ackerbau wird für die ehrlichste Nahrung erklärt und die Nießung von Wald und Wasser freigegeben; die Räte bestehen zur Hälfte aus Bauersleuten, zur andern Hälfte aus Adeligen, die sich gleichfalls vom Ackerbau nähren müssen. Die Fuggereien werden aufgehoben, der Import von Wein und Tuch verboten, Korneinfuhr nur in Notfällen gestattet, wogegen eine obrigkeitliche Fixirung der Preise von Brod und Wein gefordert wird. Die Handwerker sollen nicht zu zahlreich sein und nichts Unnützes schaffen, wie überhaupt Eberlin gegen allen Luxus wie gegen jede Unsittlichkeit wahrhaft drakonische Strenge üben, Zutrinker und Ehebrecher

mit dem Tode bestrafen möchte. Dagegen bestimmt er, indem er ganz im Sinn der Reformatoren die sittlichen Gefahren der Ehelosigkeit weit über die wirthschaftlichen Bedenken setzt, das Alter für gültige Eheschließung ziemlich niedrig, für das männliche Geschlecht 18, für das weibliche 15 Jahre; Verwittwete dürfen nach 10 Wochen wieder heiraten. Großartig ist die Idee der allgemeinen Schulpflicht, verbunden mit unentgeltlichem Unterricht, während Eberlins Schulplan, der für Kinder bis zum achten Jahr u. a. auch Latein und Deutsch gleich gut, Griechisch und Hebräisch obenhin, Sternkunde und Arzneikunde fordert, in ganz utopische Regionen führt.

Noch wirksamer als diese sehr verbreiteten Schriften waren die „Reformationen", die mit kaiserlichen Namen geschmückt umliefen. Zu der neu aufgelegten Reformation Kaiser Sigmunds gesellte sich eine angeblich von Friedrich III. vorgenommene Reformation, als „Teutscher Nation Notdurft" bezeichnet. Während aber jene Revolutionsschrift von 1438 trotz ihrer Entstehung auf städtischem Boden sich der bäuerlichen Beschwerden mit besonderem Nachdruck annimmt und Eberlin mit noch größerer Konsequenz agrarische Ziele verfolgt, berücksichtigt die Reformation Friedrichs III. ausdrücklich fast nur die niederen Schichten des Bürgertums. Sämmtliche Städte und Gemeinden des Reichs sollen in eine von Grund aus neue Verfassung gebracht werden, „unangesehen all ihre alte Freiheit, Gewohnheit oder alt Herkommen, allein angesehen die christliche Freiheit menschlichen Wesens, rechter natürlicher Vernunft, das allen Menschen gleichmäßig und leidlich sein mag". Eine ganze Reihe von Forderungen beschäftigt sich mit ausschließlich oder vorwiegend städtischen Interessen; den Arbeitern und Handwerkern soll ihre ordentliche Bezahlung gesichert, alle Straßen sollen frei und sämmtliche Zölle, Geleite, Steuern, namentlich die indirekten tot und ab sein, für Handelsgesellschaften und einzelne Kaufleute ein Kapitalmaximum von 10 000 Gulden festgesetzt werden und aller Ueberschuß der Obrigkeit anheimfallen, welche hievon an „arme geschickte Gesellen" Darlehen zu 5 Prozent geben soll. Auch Einheit von Münze, Maß und Gewicht ist vorgesehen; die Abschaffung des römischen und kanonischen Rechts gehört zu den stehenden, auch bei Eberlin wiederkehrenden Wünschen fast aller Reformprojekte. Gegen Doktoren, Pfaffen und Fürsten wird ein sehr scharfer Ton angeschlagen und namentlich den letzteren ihre und ihrer höfischen „Suppenesser" Blutsaugerei, den Geistlichen die bevorstehende Einziehung ihrer Güter durch die „Gemein" vorgehalten. Man hat die Schrift der ritterlichen Bewegung zuweisen wollen, weil die Erhaltung der Grafen, Herren und Ritter bei ihrem Stand und Herkommen, die bisherige Unterdrückung der Ritter durch die Geistlichkeit und die Notwendigkeit einer Säkularisation mehrfach betont wird; jedenfalls nimmt sie sich des gemeinen Mannes in den Städten eingehender an als des Bauern und von der eigentlichen Signatur der agrarischen Revolution ist hier nichts zu finden. Trotzdem ist gerade diese Schrift nachmals zur Grundlage des in der Bauernkanzlei zu Heilbronn gefertigten Entwurfs einer Reichsreform gemacht worden.

Es war ein Kern von Wahrheit in der mehrfach auftauchenden Behauptung, die Städte seien eigentlich die Ursache des Bauernkriegs. Denn die jeder Revolution unentbehrliche höhere Legitimation vermochte das Landvolk nicht aus sich selbst zu schöpfen; sie ist ihm, wie eine Gesandtschaft von Allgäuer Bauern sich einmal ausdrückt, von den Geistlichen und Hochgelehrten, von den Hochweisen in den Städten zugekommen. In den Städten hatte der revolutionäre Geist seine alte Heimstätte; hier waren die mystischen, astrologischen, apokalyptischen Träumereien gepflegt worden und die neuen Prediger des Evangeliums zu Ansehen gelangt. Die Idee von der sittlichen Ueberlegenheit und reformatorischen Zukunft des Bauern entstammte bürgerlichen Kreisen und aus den städtischen Druckerpressen ging jene Fülle von demokratisch und bauernfreundlich gefärbten Flugschriften hervor, deren unermüdliche Propaganda mit den zündenden Worten der Prädikanten zusammenarbeitete; Stadt und Land, damals bereits durch einen stets wachsenden Gegensatz der Bildung wie der materiellen Interessen geschieden, gingen doch noch einmal als Verbündete in den Kampf gegen die Herren.

Seit der Unterdrückung der letzten Bauernaufstände in Südwestdeutschland und in den Alpen (S. 155 ff.) hatte der Bundschuh kaum ein paar Jahre geruht, um schon 1521 wieder das Haupt zu erheben. In Südtirol bis ins Venezianische hinunter begannen die Bauern ihre Beschwerden zu sammeln und den Gehorsam zu versagen. Mit den Umtrieben des verjagten Ulrich von Würtemberg, der seine Schreiben damals mit „Utz Bur“ (Ulrich der Bauer) unterzeichnete, hing es dann zusammen, daß Ende 1522 im Hegau und Thurgau ein Bauerneinfall ins Würtembergische geplant wurde; das Fähnlein zeigte eine goldene Sonne und die Inschrift: „Welcher frei will sein, der zieh her zu diesem Sonnenschein“. Auch aus dem Elsaß wurden bäuerliche Zusammenrottungen gemeldet; hier und dort in Schwaben, wie in der Eidgenossenschaft weigerten sich die Untertanen geistlicher Stifter den Zehnten und andere Gefälle zu entrichten. Während des Frühjahrs und Sommers 1524 häuften sich die Zeichen eines kommenden großen Ausbruchs und zwar ist von vornherein die Gleichzeitigkeit und zum Teil der offenkundige Zusammenhang ländlicher und städtischer Bewegungen bedeutsam. Im Mai erhob sich die Gemeinde zu Forchheim gegen den Rat und mit ihr das Landvolk der Umgegend; die Aufregung erfaßte auch die nürnbergischen Bauern. Es kam vor, daß der Zehnte auf dem Feld verbrannt wurde. Neben der Minderung des Zehnten bildete Freiheit des Jagens und Fischens die Hauptforderung. Schon gab sich in Nürnberg selbst die gefährlichste Stimmung kund, während kurz darauf die Augsburger Demokraten eine wirkliche Meuterei anzettelten; den Anlaß bot die Entfernung eines evangelischen Hetzpredigers, aber die radikalen Weber, Schneider und Schenkwirte dachten bei dieser Gelegenheit das Regiment zu ändern und über die Reichen herzufallen;

man hörte Stimmen, die Gemeinde sei mehr als der Rat, man sollte es machen, wie vor Zeiten zu Österreich (im husitischen Prag), wo man den Rat zu den Läden hinausgeworfen habe. In den Artikeln der Empörer spielt die Abschaffung aller geistlichen Abgaben und der städtischen Tranksteuer die wichtigste Rolle. Alle diese kleinen Vorspiele der Revolution wurden noch unterdrückt, aber man begreift die Besorgniß, die sich bei den Nachrichten von immer neuen schwäbischen Bauernunruhen äußerte, „möcht kommen, daß sich darnach auch viel von Reichsstädten an sie schlügen". Noch näher lag die Vermutung, die oberschwäbischen Bauern würden mit den Schweizern in Verbindung treten; gaben doch eben im Juli 1524 die Thurgauer Bauern, nach Tausenden zusammengeschaart, das Beispiel einer gewaltsamen Verteidigung des Evangeliums, indem sie auf die Wegführung eines Prädikanten mit Zerstörung des Karthäuserklosters zu Ittingen antworteten. Unter dem Haufen fiel wohl die Aeußerung, daß man „eins nach dem andern abtun wolle".

Völlig frei von evangelischen Elementen scheint dagegen jene Bewegung gewesen zu sein, die als der eigentliche Beginn des großen Bauernkriegs angesehen wird. Als die Bauern der Landgrafschaft Stühlingen (bei Schaffhausen) sich im Juni 1524 gegen ihre Herrschaft, den Grafen von Lupfen, erhoben, da galt es nur den übermäßigen Frohndiensten und Abgaben. Bekannt genug ist die Geschichte, wie die Gräfin damals ihren Bauern in der Erntezeit befohlen habe, Schneckenhäuslein zum Garnwinden zu sammeln; jedenfalls ist der lange schon gährende Unmut durch die geradezu schamlose Ausbeutung der bäuerlichen Arbeitszeit und Arbeitskraft für alle erdenklichen Bedürfnisse der Herrschaft am Meisten zum gewaltsamen Ausbruch gereizt worden. Es verlohnt sich die Beschwerdeartikel der Stühlinger daraufhin etwas genauer anzusehen. Neben willkürlicher Anwendung der Gerichts- und Strafgewalt, neben einer weit getriebenen Habgier, die außer den zahlreichen aus der Leibeigenschaft fließenden Gefällen z. B. auch alles gestohlene Gut für sich in Anspruch nahm und die Untertanen zwar zur Verschreibung von Renten benutzte, aber trotz gegebenen Worts nach der Ablösung der von ihnen vorgestreckten Zinsen nicht entschädigte, neben Entfremdung der Allmende und Sperrung der Wälder und Fischwasser erscheint eine lange Aufzählung von persönlichen Dienstleistungen, die zum Teil jener Geschichte recht ähnlich sehen. Ohne jede Rücksicht auf ihre eigene Wirtschaft und deren dringendste Bedürfnisse wurden die Bauern gezwungen, nicht nur alle Arten von Feldarbeit für den Grafen und seinen Burgvogt zu verrichten, sondern auch Korn und Wein zu führen, bei der Jagd zu helfen, die Bäche und Wasser auszufischen und dabei das Wasser auf ihre eigenen Felder zu leiten, während ihnen selbst die für Wiesenwässerung und Mühlen nötige Wasserkraft entzogen und an Fischer verpachtet wurde, die Hetzjagd aber mitten durch ihre Äcker und Wiesen ging. So durften sie auch, wenn die Herrschaft einen Wildhag auf bäuerlichem Grund und Boden anlegte, bis auf zwanzig Schritt davon das Feld nicht bestellen und das Wild, das ihre Saat zerstörte, nicht fangen oder verscheuchen,

bei Strafe des Augenausstechens. Dafür stellte man die Jagdhunde bei ihnen ein und sie durften sie zwar füttern, aber nicht am Zerreißen von Hühnern oder sonstigem Geflügel hindern. Ihre Gänse und Enten durften sie nicht beliebig, sondern immer zuerst auf dem Schloß zum Verkauf bieten. Sie mußten das Schloß mit Brenn- und Bauholz versehen und bei jeder Verurteilung zum Scheiterhaufen das Brennmaterial liefern. „So wir säen sollen und die unbequemste Zeit ist davon zu stehen, so müssen wir Wurzeln graben, Morachen (Morcheln) gewinnen, Wachholder abschlagen, Erbseln (Berberitzen) brechen, damit unsere gnädige Herren Schlehenkompost machen mögen; item wir müssen auch durch uns selbst oder unsere Weiber und Dienstvolk den Hanf verschlihen (ausrupfen), rösten und bis zu der Kunkel bereiten lassen." Und der 20. von den 62 Artikeln beschwert sich bezeichnender Weise darüber, daß sogar die Buße für „einen schlechten Maulstreich", die früher höchstens 5 Schilling betragen habe, durch das herrschaftliche Gericht erhöht worden sei.

Wir haben eine bäuerliche Bevölkerung vor uns, die, wie man ihr glauben darf, „in einer rauhen Art gelegen" mit dem besten Willen den rücksichtslosen und stets wachsenden Anforderungen nicht mehr zu genügen, Weib und Kinder nicht mehr zu ernähren, unparteiisches Recht und Gericht nicht mehr zu finden vermag. So traten sie in Wehr und Waffen zusammen, über 1000 Mann, „und setzten Hauptleute und Fähnrich und Waibel und alle andern Ämter und machten ein Fähnlein weiß, rot und schwarz". Leute der Abtei S. Blasien, aus dem Hegau, Kletgau und Thurgau schlossen sich an; fruchtlose Versuche zu vermitteln zogen sich durch den Sommer und Herbst, denn die Bauern hatten keine Lust barfuß und kniefällig um Verzeihung zu bitten „und wußte man nicht", sagt die Villinger Chronik, „weß sie sich trösteten oder wer ihnen helfen wollte, und waren fuchswild". Ihr Hauptmann, ein ehemaliger Landsknecht Hans Müller von Bulgenbach, der im roten Federbarett und roten Mantel einherzog, rückte schon im August in die vorderösterreichische Stadt Waldshut ein und damit war allerdings nicht, wie man früher angenommen hat, der Bauernaufstand in eine evangelische Brüderschaft umgewandelt, wie denn die Stühlinger auch noch später nichts vom Evangelium zu sagen wissen, wohl aber eine Berührung zwischen der agrarischen und religiösen Bewegung und zugleich zwischen Stadt und Land angebahnt. Denn die Waldshuter befanden sich im offenen Widerstand gegen ihre Regierung, die erst kürzlich an den „Ketzern" des breisgauischen Städtchens Kenzingen ein abschreckendes Exempel statuirt hatte; es fiel eine Reihe von Köpfen und der Stadtschreiber war in Gegenwart seiner Frau und Kinder auf einem Aschenhaufen von verbrannten Evangelien und lutherischen Schriften kniend enthauptet worden. Trotzdem hielt Waldshut zu seinem Prediger, dem feurigen Balthasar Hubmaier aus Friedberg, welcher vormals der begeisterte Schüler eines Eck und in Regensburg der Urheber einer Judenhetze gewesen, seither aber mit gleicher Energie der neuen Lehre zugefallen war. „Als viel uns Gott Gnad und Stärke mitteilt," schrieben die tapfern Städter, „werden wir uns weder

die rauhen Wort Rapsacis oder anderer Menschen Drohung, auch weder Feuer, Schwert, Wasser, Tod, Teufel oder Höllen davon nit lassen abschrecken." Von Zürich kamen Freiwillige den Waldshuter „Brüdern" zu Hülfe; „Christus Jesus," schrieben sie heim an ihren Rat, „ein Sohn Gottes, ist unser Haupt und Hauptmann". Übrigens förderte auch die Züricher Regierung den Aufstand, indem sie den Kletgauer Bauern, die sich ursprünglich den Stühlingern nicht anschließen wollten, den Rat erteilte, dem wahren göttlichen Wort anzuhängen; sie huldigte der Ansicht, die Bewegung sei im Grunde doch eine evangelische, während die katholischen Kantone aus politischen Gründen eine bewaffnete Einmischung von Seiten des Erzherzogs durchaus nicht wünschten. Wir erinnern uns der wiederholt im Reich auftretenden Vermutung, die oberdeutschen Städte dächten auf Verbindung mit den Schweizern; im Dezember 1524 war unter den evangelisch gesinnten Eidgenossen wirklich von einem Bündniß mit Straßburg die Rede. Es war da unten im Südwesten von Deutschland ohnedies alter Revolutionsboden und abgesehen von der gefährlichen Nachbarschaft der Schweiz damals auch Herzog Ulrich wieder in diesen Gegenden geschäftig; er nahm seinen Sitz auf dem Hohentwiel und suchte bald mit dem Adel bald mit dessen Todfeinden den Bauern anzubinden, da es ihm, wie er selbst sagte, gleich galt, entweder „durch Stiefel oder Schuh" wieder in sein Land zu kommen. Erzherzog Ferdinand und sein Innsbrucker Regiment hatten allerdings verschiedene Ursachen, einen „Hauptkrieg" zu befürchten und zu vermeiden, zumal seit die Einnahme von Mailand durch die Franzosen alle Aufmerksamkeit des jungen Habsburgers dem italienischen Kriegsschauplatz zuwandte. „So kam es," sagt Baumgarten, „daß sechs Monate lang weder gegen das religiös-rebellische Waldshut noch gegen die sozial-revolutionären Bauern etwas Energisches geschah."

Wir haben keine sichere Kunde von der Wirksamkeit, welche Thomas Münzer eben damals während eines Aufenthalts im Kletgau entfaltet hat. So wenig aber jene ersten bäuerlichen Widersetzlichkeiten sich auf die religiöse Bewegung stützen, so unzweifelhaft treten uns nach Verlauf eines Winters, welchen die Regierungen so gut wie ungenützt verstreichen ließen, einmal das siegreiche Vordringen der Revolution und dann ihre unlösliche Verbindung mit dem „Evangelium" oder dem „göttlichen Recht" entgegen. Dieses Schlagwort vom göttlichen Recht oder der Gerechtigkeit Gottes (vgl. S. 154) ist so wenig etwas Neues, daß es vielmehr auffallen muß, wenn die Stühlinger und andere Bauern in ihren Beschwerdeartikeln von diesem längst eingebürgerten Attribut des Bundschuhs wenig oder gar keinen Gebrauch machen und sich lieber auf gemeines Recht und Billigkeit oder auf das alte Herkommen berufen. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die wachsende Bewegung sich eines so wertvollen Hülfsmittels erinnerte, welches überdies durch die Reformation ein weit allgemeineres Ansehen und dadurch auch für die Bauern eine erhöhte Bedeutung gewonnen hatte. Was früher nur in kleinen Kreisen, unter Sektirern und armen Leuten von Mund zu Mund gegangen

und dazwischen einmal von fanatisirten Bauernhaufen für kurze Zeit laut ausgerufen worden war, das durfte sich jetzt um so kühner hervorwagen, seit alle Welt in Deutschland vom Evangelium und der christlichen Freiheit sprach und diese vielverheißenden Reden mit Bibelsprüchen zu bekräftigen wußte. Schon im Januar 1525 erboten sich die Kletgauer, ihrem Herrn alles zu leisten, was billig, göttlich und christlich sei, wenn er sie dagegen bei dem göttlichen Wort und der Gerechtigkeit bleiben lasse. Die bäuerlichen Wünsche und Forderungen waren freilich auch unter dieser modernen Hülle die gleichen wie bisher; wenn die Bauern nach lauterer Predigt des Gotteswort verlangten, so meinten sie natürlich jene Predigt, welche ihnen den Zehnten und andere beschwerliche Dinge als schriftwidrig hingestellt hatte. „Der recht Evangeli" der großen Masse der Bauern bestand nach einer ganz richtigen Charakteristik ihres Todfeindes Leonhard von Eck darin, „daß man bei den göttlichen Rechten nichts anders verstehen mag, denn die Freiheit, und daß sie niemands nichts geben noch schuldig sein wollen". Wie hätten auch die armen Leute über der idealen Herrlichkeit des freien Christenmenschen, wie sie einem Luther volle Genüge tat, ihre tägliche Not und das gesteigerte Gefühl eines auf ihnen lastenden Unrechts vergessen sollen! Auch für religiös erregte Zeiten gilt die Wahrheit des von Schmoller ausgesprochenen Satzes, daß nur ein Jahrzehnte lang angesammeltes Übermaß des wirtschaftlichen Unrechts zuletzt die Dämme der bestehenden Ordnung zerreißt; „andere Ursachen großer sozialer Bewegungen gibt es nicht". Und so mußte sich das, was Luther seinen Zeitgenossen als die köstlichste Frucht eines zu voller Reife gediehenen religiösen Lebens enthüllt hatte, so mußte sich die christliche Freiheit in ein sehr weltliches Ideal umdeuten lassen und als Schlachtruf zorniger Bauernheere nicht etwa die soziale Revolution beherrschen und veredeln, sondern ihr dienen.

Erst mit der Ausdehnung über das ganze oberschwäbische Gebiet begann die Revolution ihre eigne Kraft und die Schwäche der Gegner recht zu fühlen. Namentlich im Allgäu fand sie eine der schweizerischen verwandte Volksart, welche schon vor mehr als hundert Jahren in ihrem Unmut über die Herren zur Wehr gegriffen hatte (S. 151), und die Stadt Memmingen bildete einen natürlichen Anziehungspunkt für die in den Bergen wie im schwäbischen Flachland sich bildenden „Haufen". Während Schappelers aufregende Kanzelreden schon 1524 die Bauern der Memminger Gegend zur Zehntenverweigerung veranlaßt hatten, gab im Stift Kempten jenes traditionelle Unterdrückungssystem, welches auch der neue Abt Sebastian gegen die Hintersassen zu üben fortfuhr, gegründete Ursache zur Auflehnung (vgl. S. 45; 153); zunächst freilich versuchte die Landschaft des Stifts es noch einmal mit rechtlicher Entscheidung ihrer Händel vor dem schwäbischen Bund, aber ihr anerkannter Führer, der Färbergeselle Jörg Schmid genannt Knopf von Luibas, dessen Vater in einem stiftischen Kerker verschollen sein sollte, wußte nicht nur die Kemptener, sondern auch die Untertanen benachbarter Herren

auf den Weg gewaltsamer Selbsthülfe und des göttlichen Rechts zu bringen, dessen Hauptinhalt eine Versammlung zu Sonthofen (14. Febr. 1525) dahin formulirte, sie wollten keine Herren mehr haben. Schon vorher war das göttliche Recht von den Bauernschaften des Donaurieds zur Norm erklärt worden. Seit Dezember 1524 hielten die Riedbauern ihre Zusammenkünfte in den Wirtshäusern, „als ob sie mit einander trinken wollten"; in dem Dorf Baltringen nördlich von Biberach war ihr Hauptquartier, von wo sie umherzogen „bei einander das Fastnachtküchli zu holen". Ulrich Schmid von Sulmentingen, ein Hufschmid, aus dem „der heilige Geist scheinbarlich redete," war mit seiner Schlagfertigkeit und Schriftkenntniß wie geschaffen zum Hauptmann; am 9. Febr. 1525 erklärte er an der Spitze von 4000 Mann den nach Baltringen abgefertigten Gesandten des schwäbischen Bunds, sie wollten keinen Aufruhr machen, aber ihrer geistlichen und leiblichen Beschwerden auf Grund des göttlichen Rechts ledig werden. In den zehn folgenden Tagen wuchs dieser Baltringer Haufe bereits bis auf 12000 Mann; nach weiteren zehn Tagen standen 30000 in Waffen um den Schmid geschaart, der gegenüber dem bündischen Vorschlag sich ans Kammergericht zu wenden das göttliche Recht für die allein zulässige Autorität erklärte; nur gelehrte und fromme Männer könnten über diesen Handel nach Laut göttlicher Schrift entscheiden. Man darf nicht außer Acht lassen, daß zu Biberach Schappelers Schüler den Schrannenbauern das Evangelium verkündigten. Inzwischen hatte auch der Allgäuer Haufe am 24. Febr. sich eine Verfassung gegeben, in welcher die Handhabung aller Brüder in Jesu Christo bei dem heiligen Evangelium, dem Wort Gottes und dem heiligen Recht als eigentliche Aufgabe bezeichnet war. Von den lokalen Klagen und Forderungen einzelner Gemeinden oder Landschaften schritt so die Bewegung weiter zur Aufstellung eines Prinzips, dessen Tragweite sich kaum noch übersehen ließ und dabei versicherten die Bauern, die sich jetzt in aller Form als „christliche Vereinigung der Landart im Allgäu" konstituirten, den Erzherzog Ferdinand in einem offiziellen Schreiben ihrer friedlichen Absichten; sie wenden sich an ihn als den kaiserlichen Statthalter, Liebhaber der Gerechtigkeit, Grund, Ursprung und Beschirmer des göttlichen Rechts. Es hat etwas Rührendes, wie diese von ihren kleinen Herren gequälten und zur Notwehr getriebenen Leute im letzten Augenblick noch ihre Blicke nach dem Kaiser richten, von welchem die niederen Klassen der Nation gewohnt waren Hülfe und Erlösung zu erwarten. Der Kaiser war fern und er hätte so wenig wie der junge Infant, der ihn vertreten sollte, ein Ohr für den Jammer und Groll ketzerischer deutscher Bauern gehabt.

Zu den Baltringern und Allgäuern gesellte sich der sogenannte Seehaufe, der hauptsächlich aus den Anwohnern des Bodensees, den „tapfersten unter allen Schwaben," gebildet, zwar sehr radikale Absichten gegen Herren und Städte verriet, aber von einer neugläubig evangelischen Auffassung des göttlichen Rechts wenig wußte. Wir finden wie einst bei den Husiten Adelige unter ihren Hauptleuten; sie wollten bei der Memminger Versammlung der

drei Haufen die von den Baltringern beantragte Entscheidung nach Gottes Wort nicht gelten lassen, sondern „tapfer mit dem Schwert hindurchdringen". Obwohl ihnen aber die Allgäuer beifielen, kam es doch am 7. März in Memmingen zum Abschluß einer „christlichen Vereinigung," durch deren Bestimmungen die entschieden evangelischen Tendenzen eines Schappeler, Ulrich Schmid und des zum Feldschreiber erwählten theologisirenden Kürschners Sebastian Lotzer nur für den Augenblick zurückgedrängt wurden. Denn unmittelbar nachher entstanden auf einem neuen Parlament der Bauernräte zu Memmingen die berühmten zwölf Artikel, die von jeder Lokalisirung absehend, selbst ohne sich auf die Nationalität zu beschränken, die Forderungen „aller

Die grundtlichen vnd rech
ten haupt Artickel aller
baurschafft vnd hindersessen
der Geistlichen vnd Welt-
lichen oberkeyten vonn
welchen sye sich be
schwert vermei-
nen.

Facsimile des Titels der zwölf Artikel der Bauern; von 1525.

Bauerschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Oberkeiten" zusammenfassen und zugleich das evangelische Prinzip geradezu an die Spitze stellen. Damit hatte die von Memmingen und der Persönlichkeit Schappelers ausgehende Richtung gesiegt; die zwölf Artikel sind großenteils identisch mit einer Eingabe der Memminger Bauern an den Rat und man wird, auch ohne gerade die Autorschaft einer bestimmten Persönlichkeit mit voller Sicherheit behaupten zu wollen, immerhin dem Urteil Baumanns beipflichten müssen, „daß als Dirigent hinter den Bauern bei Aufstellung der zwölf Artikel der Memminger Reformatorenkreis tätig war". Aus diesem Kreis ragen aber Schappeler und Lotzer unbedingt hervor und ihre Teilnahme am Zustandekommen der christlichen Vereinigung ist uns ausdrücklich bezeugt. Lotzer war überdies, wie seine volkstümlichen Schriften beweisen, des Worts und der Feder genügend mächtig, um für einen von den „Hochweisen in den Städten" gelten zu können; seine sozialpolitische Anschauung, ohne gerade den ihm vor-

geworfenen kommunistischen Zug aufzuweisen, führt ihn doch auf die Seite der Gemeinde und zur scharfen Kritik der antievangelischen und für ihre Habe zitternden Reichen. Karsthans als Verkündiger des Gottesworts (S. 458) ist in gewissem Sinn sein Vorbild und eine rechte christliche Ordnung mit Handreichung brüderlicher Liebe, „daß den Armen geholfen würde," sein aufrichtiger Wunsch. Wie der Schweizer Schappeler der rechte Prediger der oberschwäbischen Bauern geworden ist, so verkörpert dieser lehrhafte Handwerker recht eigentlich jene evangelische Demokratie in den Städten, deren Sympathien den Bauern so wesentlichen Vorschub leisten sollten.

Die zwölf Artikel sind freilich ein durchaus agrarisches Programm, wenn wir von ihrer biblischen Argumentation und der Aufstellung des Gemeindeprinzips absehen. Nicht als ob diese religiöse Färbung etwas Gleichgültiges wäre; vielmehr beruht gerade auf ihr die ungeheure Wirkung der Artikel, ihre soviel sich übersehen läßt fast widerstandslose Annahme auch bei den fernsten Ausläufern der Bewegung. Diese Sprache voll Kraft und Mäßigung, diese überreiche Ausstattung mit Schriftstellen, dieses Erbieten sich jederzeit aus Gottes Wort eines Besseren belehren zu lassen, das alles entsprach in der glücklichsten Weise dem herrschenden religiösen Zug. Der Vorwurf des Aufruhrs wird als Beleidigung gegen das Evangelium, nach dessen Worten die Bauern leben wollen, zurückgewiesen; so urteilten nur Gottlose und Widerchristen. Von der Leidenschaft, wie sie Luthers Schriften durchweht, ist hier kaum ein Hauch zu spüren; nur im Eingang erhebt sich der Appell an den göttlichen Willen zu einer stärkeren Tonart. „Wer will seiner Majestät widerstreben! Hat er die Kinder Israel zu ihm schreiend erhört und aus der Hand Pharaonis erledigt, mag er nicht noch heut die Seinen erretten? Ja, er wirds erretten, und in einer Kürz." Als demütige Bitte wird die Forderung vorangestellt, daß die Gemeinde Macht haben soll ihren Pfarrer zu wählen und abzusetzen; denn allein durch den wahren Glauben könne man nach Aussage der Schrift zu Gott kommen. Nicht minder erbaulich lauten auch die folgenden Artikel, und dennoch enthalten sie ein wohl überlegtes System von sehr realen Forderungen, deren geflissentliche Beziehung auf das Wort Gottes ihre Tragweite höchstens ausdehnt, aber keineswegs mindert. Der zweite Artikel verspricht die fernere Erhebung des Zehnten, aber mit dem Unterschied, daß ihn die Gemeinde selbst einnehmen und daraus nicht nur den Unterhalt des Pfarrers, sondern auch die Armenpflege und eventuell Kriegssteuern bestreiten soll; verkaufte Zehnten sollen abgelöst werden. Der kleine Zehnte hört auf, „denn Gott der Herr das Vieh frei dem Menschen beschaffen". Im dritten Artikel fällt die Leibeigenschaft, „angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbarlichen Blut vergossen erlöst und erkauft hat, den Hirten gleich als wohl als den Höchsten, keinen ausgenommen; darum erfindet sich mit der Schrift, daß wir frei sind und wollen sein". Das sei aber nicht so zu verstehen, als wolle man „gar frei sein" und keine Obrigkeit mehr haben, vielmehr wollten sie der von Gott gesetzten Obrigkeit „in

allen ziemlichen und christlichen Sachen gern gehorsam sein". Die beiden nächsten Artikel verlangen die Freigabe von Wasser und Wald, Jagd, Fischfang, Brenn- und Bauholz; es ist die alte bäuerliche Klage über Einschränkung der Markrechte und Ausdehnung des herrschaftlichen Jagdrechts, doch soll man sich über käuflich erworbene Rechte der Herrschaften „brüderlich und christlich vergleichen". Dasselbe gilt für Wiesen und Äcker, die den Gemeinden entfremdet worden sind. Eine Reihe von Artikeln betrifft die Frohnden und Abgaben; erstere sollen auf das Maß reduzirt werden, „wie unsere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Worts Gottes", bäuerliche Dienste über den Leihvertrag hinaus nur unter Rücksicht auf die eigne Wirtschaft des Bauern und gegen „einen ziemlichen Pfennig" geleistet werden. Die drückenden Gülten sollen nach einer Besichtigung der belasteten Güter neu geregelt und der Todfall als „wider Gott und Ehren" verstoßend ganz abgeschafft werden, die Parteilichkeit der Gerichte endlich und die übermäßige Höhe der Bußen aufhören. Wir sehen, wie mehr als einmal die Klausel mit dem Evangelium oder der brüderlichen Liebe eine Türe zur Steigerung der bäuerlichen Ansprüche offen läßt. So beschränkt sich auch der letzte Artikel nicht auf jenes Erbieten schriftwidrige Forderungen zurückzunehmen, sondern behält zugleich ausdrücklich weitere Artikel vor, falls sich solche „in der Schrift mit der Wahrheit" als wider Gott und dem Nächsten beschwerlich ergeben würden.

Handlung/Artickel/vnnd Instruction/so fürgenõmen worden sein vonn allen Rottenn vnnd hauffen der Pauren/so sich zesamen verpflicht haben: M:D:xxv:



Facsimile des Titelblattes einer Flugschrift von 1525, enthaltend die zwölf Artikel der Bauern.

Den eigentlichen Kern dieses merkwürdigen Schriftstücks, dessen Haltung dem politischen Verstand seiner Urheber alle Ehre macht, bildet das „göttliche Recht", wie es längst in den Köpfen der Bauern sich festgesetzt hatte. Aufhebung der Leibeigenschaft, d. h. Herstellung der Freizügigkeit ist der Mittelpunkt der bäuerlichen Wünsche; ihre Erfüllung würde eine völlige Emanzipation des Landvolks und vielleicht auch eine gewisse Anteilnahme der befreiten Gemeinden am politischen Leben mindestens der Territorien zur Folge gehabt haben. Zwei Tatsachen standen jedoch einer friedlichen Ver-

wirklichung des agrarischen Programms im Wege: vor allem der Mangel an gutem Willen auf Seiten der meisten Herren, sodann gerade jene Evangelisirung des „göttlichen Rechts", welche allerdings einer revolutionären Propaganda entschieden förderlich war, aber zugleich durch ihre sehr dehnbaren Schlagworte und durch das Verlangen nach einer streng schriftgemäßen Entscheidung jede gütliche Auseinandersetzung erschwerte. Nicht ohne Spott sprachen sich die Memminger Ratsherrn gegen die Bauernräte dahin aus, „dieweil Gott ein Mal menschlich bei uns gewest sei, daß er selbst persönlich nit mehr kommen und Richter sein werd". Nun hatten freilich die Bauern eine Liste von kompetenten Aussprechern des göttlichen Rechts zusammengestellt, unter welchen neben einer Reihe von bekannten evangelischen Predigern Luther, Melanchthon und Zwingli erscheinen, während Schappelers Name auffallender Weise fehlt. Auch in einem spätern Vorschlag an den schwäbischen Bund finden sich Luther und Melanchthon neben dem Erzherzog und dem Kurfürsten von Sachsen aufgeführt; an eine Zustimmung des Bundes war natürlich nicht zu denken, und wie sehr sich die Bauern in ihrem Vertrauen auf Luther getäuscht sehen sollten, wird unten berührt werden. Freilich machten sie sich von Anfang an auf eine Verwerfung ihrer Forderungen und die Notwendigkeit Gewalt zu brauchen gefaßt; schon die Bundesordnung der drei Haufen hatte die Besetzung aller Schlösser und Klöster vorgesehen, welche nicht in die christliche Vereinigung miteinbegriffen seien. So wurden auch die zwölf Artikel und ihre Anerbietungen zum gütlichen Austrag ergänzt durch einen Artikelbrief, der den Eintritt in die christliche Vereinigung bei Strafe des weltlichen Bannes gebot und über alle Schlösser, Klöster und Pfaffenstifter als über Stätten des Verrats, des Zwangs und der Verderbniß von vornherein diesen Bann verhängte. Die Gebannten sollten von jedem Verkehr und jeder Hülfe ausgeschlossen, Adelige und Kleriker, die sich in gewöhnliche Häuser begeben würden, mit ihrer fahrenden Habe als Brüder aufgenommen werden. Das Zeichen des weltlichen Bannes, einer schon in der Reformation Kaiser Sigismunds empfohlenen Maßregel (vgl. S. 148), bestand im Einschlagen eines Pfahls vor dem Hause des Widerspenstigen, welcher damit für vogelfrei erklärt war.

Sie hatten allen Grund sich vorzusehen und die Waffen in der Hand zu behalten. Wenn bereits im Sommer 1524 die Innsbrucker Regierung den Rat erteilte eventuell mit den Stühlinger Bauern „in einem Schein" weiter zu handeln und inzwischen das bewaffnete Einschreiten vorzubereiten, so betrieb Erzherzog Ferdinand im Dezember und Januar die Unterdrückung des Aufstands mit dem größten Eifer; man solle, meint er, die verdächtigen Ortschaften besetzen, die Untertanen „fahen, recken oder in ander Weg bürgerlich oder peinlich" zu Geständnissen bringen, die Hauptleute und Rädelsführer und andere „erstechen, erwürgen und sonst in ander Weg sie ernstlich strafen und kein Erbarmung über sie haben". Aber es war keineswegs leicht die Herren zu diesem blutigen Geschäft willig zu machen, vielmehr wie Leonhard

von Eck, Baierns Vertreter beim schwäbischen Bund, einmal schreibt, „in diesen Sachen der größte Krieg, die Obrigkeiten zu einem männlicheren Gemüt zu bringen". Denn auch im schwäbischen Bund, der allein noch einen festen Halt für die bedrohten süddeutschen Herren darbot, folgten keineswegs alle Stimmen der energischen und unbarmherzigen Ansicht des bairischen Staatsmanns. Selbst der Hauptmann der Städteboten am Bund, der grimmige Augsburger Ulrich Artzt, der wohl einmal den Wunsch äußerte, einen von den lutherischen Predigern eigenhändig schinden zu dürfen, war doch den Bauern gegenüber nicht von dem tötlichen Haß eines Eck beseelt. Übrigens kam es der Revolution entschieden zu Statten, daß eine Zeitlang die ängstliche Aufmerksamkeit der Ulmer Bundesräte sich dem Herzog Ulrich von Würtemberg zuwandte, der im Februar 1525 wirklich den lang erwarteten Versuch wagte sein Land zurückzuerobern. Seine Verbindungen reichten bis nach Böhmen; dort arbeiteten für ihn Hartmut von Kronberg und ein anderer Ritter, der ehedem als Beisitzer des Reichsregiments mit Sickingen Beziehungen unterhalten hatte, der verdächtige Johann von Fuchsstein, wie denn schon 1521 ein utraquistischer Großer, einer von Waldstein, zu Gunsten des vertriebenen Herzogs aufgetreten war. Aber Ulrichs Feldzug nahm vor Mitte März ein unrühmliches Ende; die Hauptschuld trugen seine Schweizer Truppen, welche, ehe man überhaupt ernstlich mit der sehr bescheidenen Kriegsmacht des schwäbischen Bunds geschlagen hatte, teils wegen Soldmangels teils auf die Mahnung ihrer Regierungen hin, nicht ohne Mitwirkung österreichischen Gelds, den Herzog verließen. Mit genauer Not entging er dem Geschick von ihnen ausgeliefert zu werden. Der Ausgang der Schlacht von Pavia hatte auf diese Vorgänge herübergewirkt; rückkehrende Landsknechte boten dann allerdings ein treffliches Material zur Verstärkung der bündischen und fürstlichen Streitkräfte, aber bei manchen dieser Kriegsgesellen überwogen doch die Sympathien für ihre ehemaligen Standesgenossen den militärischen Geist und sie schlugen sich zu den Bauern. War doch gerade Oberschwaben einer der besten Werbebezirke für Infanterie; zu Tausenden liefen die „Seeknechte" und andere „probirte Knechte" ihren Landsleuten zu und es kam im bündischen Heer wiederholt zum Abfall ganzer Abteilungen, welche nicht gegen die „Brüder" und die „erwählten Kinder von Israel" fechten wollten. Die Bauern ihrerseits sprachen schon im März davon, daß sie Geld zur Anwerbung geschickter Kriegsknechte zusammenschießen würden; sie rühmten sich Botschaft nach Böhmen, an die kaiserlichen Landsknechte in Mailand und den Kurfürsten von Sachsen abgefertigt zu haben. Man begreift, daß zum großen Ärger Ecks die Bundesräte zu Ulm am 25. März mit den drei Haufen der christlichen Vereinigung einen Waffenstillstand eingingen, während dessen die Bauern sich dazu verstehen sollten, jedes gemeinsame Vorgehen aufzugeben und den Austrag der schwebenden Streitigkeiten Schiedsgerichten zwischen jeder einzelnen Obrigkeit und deren Untertanen anzuvertrauen. Damit würden die Bauern natürlich alle Vorteile ihrer augenblicklichen kriegerischen Machtstellung verloren und

zugleich auf die Grundlage des göttlichen Rechts verzichtet haben; wer garantirte ihnen überdies, daß die Herrschaften wirklich Amnestie gewähren oder einen ihnen ungünstigen Spruch der Schiedsleute anerkennen würden? Sie waren aber im besten Zug, Dörfer, Schlösser, Klöster, Städte in ihren Bund zu nötigen; Leipheim öffnete ihnen die Tore und nördlich der Donau regte es sich in Würtemberg, im Ries, bis nach Franken hinauf. Von einer Beobachtung des Waffenstillstands war nicht die Rede, wie auch die bündischen Reiter hier und dort mit kleineren Bauerntrupps zum Schlagen kamen. Die Vermittlungsversuche eines schwäbischen Städtetags zu Memmingen blieben fruchtlos; Ende März setzte sich der Bundesfeldherr Georg Truchseß von Waldburg gegen die Bauern in Bewegung und bereits am 4. April ergriff der mehrere tausend Mann starke Leipheimer Hause gleich beim ersten Vorstoß der bündischen Reiterei die Flucht. Von einem ernstlichen Widerstand der Bauern war nichts zu spüren; die dem Gemetzel Entlaufenen wurden zu Hunderten in die Donau gejagt. Artzt behauptet, es sei auf bündischer Seite überhaupt niemand gefallen, nur einige Rosse beschädigt worden. Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß ein paar Tage vorher der Leipheimer Hause nach einer kurzen Beschießung des Städtchens Weißenhorn ebenfalls davongelaufen war, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Bauernheere ihre erste Probe kaum schlechter hätten bestehen können. Schmählich und lächerlich war vollends jener panische Schreck, der ebenfalls am 4. April die Bauern von Schwäbisch-Hall ergriff, als die Städter einige Schüsse über ihr Lager hinschickten. Es entstand unter ihnen „ein Zappeln, als ob es ein Ameisenhaufen wäre, und ein Daddern, als wäre es ein Haufen Gänse“; sie fielen vom bloßen Knall der Geschütze, obwohl kein einziger getroffen war, erhoben sich aber wieder, als das Schießen aufhörte, „wie die Juden am Ölberg“, und „liefen alle gleich, so sehr sie mochten“, voran ihr Anführer, der Hafenstephan. Welcher Kontrast, wenn wir



Kanzler Leonhard von Eck.
Kupferstich, 1527, von Bartel Beham (1496—1540).

etwa an die wunderbare Todesverachtung und Kampfbegierde der hussitischen Bauernschaaren denken! Das Zeug zu Schweizern oder Taboriten steckte offenbar nicht in diesen schwäbischen Ackersleuten, deren Mut nur wehrlosen Geistlichen, hölzernen und steinernen Bildern und namentlich klösterlichen Weinkellern gegenüber Stich hielt. „Also haben," durfte Eck wohl schreiben, „die Bauern einen bösen Aspekt gehabt"

Nach der Übergabe von Leipheim und Günzburg ließ der Truchseß einige Rädelsführer enthaupten, darunter den Leipheimer Prediger Jakob Wehe, einen Verwandten Eberlins, der den Bauern vorgespiegelt haben sollte, Spieße, Schwerter und Geschosse würden ihnen im Kampf für das Evangelium keinen Schaden tun; er ging dem Tod mit frommer Fassung entgegen und blieb dabei, er habe nicht Aufruhr gepredigt, sondern das göttliche Wort. Inzwischen bot die Trennung des Baltringer Haufens dem Truchseß Gelegenheit unter dem frischen Eindruck seines Siegs rasch bis in sein eignes schwer bedrohtes Gebiet vorzurücken und eine starke Abteilung bei Wurzach (14. April) in die Flucht zu schlagen, doch erst nach längerem Geschützkampf. Aber es war, wie ein ritterlicher Teilnehmer des Zugs erzählt, als „hätte es an allen Orten Bauern geregnet". Am nächsten Tag standen zu Gaisbeuren 15 000 Mann „in ihrem Vorteil"; mit den Geschlagenen von Wurzach hatten sich die tapfern Seebauern vereinigt und obwohl nach einem unentschiedenen Gefecht die Bauern aus ihrer Stellung nach Weingarten abrückten, so geschah das nur, um eine noch günstigere Position zu gewinnen und zugleich von verschiedenen Seiten Verstärkungen heranzuziehen; ihre Boten eilten an den See, ins Oberallgäu, zu den Hegauern und Schwarzwäldern, aufzumahnen, „was Stock und Stangen ertragen möchte". Es machte sich deutlich fühlbar, daß eine große Zahl geschulter Landsknechte unter ihren Haufen war; die Hauptmacht stand mit dem Geschütz auf einer Anhöhe und unten zog sich ein Graben durchs Feld, den einige tausend Büchsenschützen besetzt hielten. Während am 17. April das Feuer von beiden Seiten eröffnet wurde, fand es der Truchseß doch geraten, die schon vorher angeknüpfte Verhandlung wieder aufzunehmen; er wollte das Eintreffen der auf etwa 12 000 Mann geschätzten Allgäuer und Hegauer nicht abwarten und die Bauern taten ihm wirklich den Gefallen auf seine Bedingungen einzugehen; sie versprachen ihre Verbrüderung aufzulösen und Gemeinde für Gemeinde die Entscheidung über ihre Beschwerde einem städtischen Schiedsgericht anheimzustellen, und lieferten sogar eine Anzahl ihrer Fahnen aus, welche der Truchseß zerriß. Mit Unrecht warfen ihm die Heißsporne unter den Bauernfeinden vor, er habe seine engeren Landsleute schonen wollen; er erklärt selber, ohne den Vertrag hätte er in zwei Tagen mit mindestens 20 000 Mann schlagen müssen und „dem Glück sei nicht allwegen zu befehlen". Er konnte übrigens von Glück sagen, daß die anmarschirenden Allgäuer nicht in der Nacht über sein in voller Unordnung befindliches Lager herfielen, daß die Bauern überhaupt so bereitwillig ihren Vorteil aus der Hand gaben, um sich bei einer höchst zweifel-

haften Aussicht auf gütlichen Austrag zu beruhigen, denn für den Fall eines Mißlingens der „Güte“ war im Vertrag ein rechtliches Erkenntniß durch einen eventuell vom schwäbischen Bund zu bestellenden Obmann vorgesehen, während die Auslieferung der Schlösser und die vorläufige Rückkehr zu den alten Diensten und Abgaben die Bauern zunächst der Gnade des Bundes und ihrer Herren preisgegeben hätte. Wir sehen aber, wie der Wunsch nach Ruhe und einem nur erträglichen Dasein bei diesen improvisirten Kriegern alles andere überwog und wie sie in ihrer Mehrzahl von der freiwilligen Heimatlosigkeit der husitischen Brüderheere nichts wissen wollten. Aber der am 22. April vollzogene Vertrag blieb auf dem Papier, da eben jetzt von allen Seiten her und selbst in weiter Ferne die Feuerzeichen aufleuchteten. Während die Oberschwaben sich anschickten die Waffen niederzulegen, flog der Aufstand hinüber in den Elsaß und nach Franken und hinauf nach Hessen und Kursachsen; mit den Bauern zusammen erhob sich das städtische Proletariat. Der blutige Ostersonntag zu Weinsberg erschien wie der Anfang eines allgemeinen Volksgerichts über die Herren.

Auf diese stürmischen Wochen im April und Mai 1525 paßt eine so scharfe Charakteristik, wie sie der Berner Chronist Valerius Anshelm von der gedrückten Stimmung des Adels entwirft, „daß männiglich, auch die hochpochenden Bauernschinder und Fresser selbst, einen so furchtsamen Schrecken ob ihnen [den Bauern] hatten empfangen, daß nichts dann Fliehen und Flehen vor Augen, daß auch die eisenbeißenden Junkherren, deren einer zehn Bauern in einem Pfeffer wollt gefressen haben, ihr zehn jetzt einen Bauern kaum durften ansehen“. Denn die anfänglich verbreitete Anschauung, daß die Bewegung im Grunde nur gegen die Hierarchie gerichtet sei, ließ sich doch nicht lange festhalten. „Dieweil es nur über Pfaffen und Klöster ging,“ sagt ein Regensburger Zeitgenosse, „da wars recht, da lachet alle Welt,“ und nicht am Wenigsten die edeln Herren, von denen mancher an Ausbrüchen der Roheit und zumal an Mißhandlung von Geistlichen es den aufgestandenen Bauern noch zuvortat. Daß es bei der Einnahme der Klöster wüst genug herging, daß namentlich bilderstürmerische Szenen an der Tagesordnung waren, ist leicht begreiflich; der Cynismus derber Naturen, welche die Achtung vor dem bisher Heiliggehaltenen abgetan haben, zeigte sich in seiner ganzen Häßlichkeit und es war noch nicht das Schlimmste, wenn ein fränkischer Bauer in Kitzingen den als Reliquie verehrten Schädel der heiligen Hadelogis zum Kegelschieben benutzte. Der bei den zeitgenössischen Darstellern beliebte Vergleich der Bauern mit unvernünftigen Bestien mag oft genug der Wahrheit nicht entbehrt haben, wenn die rohen Gesellen bis über die Knöchel in ausgelaufenem Wein gingen, berauscht zusammenstürzten oder ihre Büchsen und Spieße am Klostervieh probirten. Beutelust und Zerstörungstrieb gingen neben einander her; mancher glaubte so gut wie die städtischen Bilderfeinde mit dem Zerbrechen und Beschimpfen der „Götzen“ ein gutes Werk zu tun. Man findet doch nur wenige Beispiele, daß diese Wildheit sich auch gegen

die Person der verhaßten Pfaffen gerichtet hätte; wo es geschah, traten meist die Hauptleute noch rechtzeitig dazwischen. Freilich mochte den geistlichen Herren ängstlich zu Mute werden, wenn sie ihre bisherigen Untergebenen im Harnisch anrücken sahen; „einer tobte wie ein wilder Stier,“ erzählt der Mönch Furter von Irrsee, „der andere reckte die Hand in die Höhe und schrie: ju! ju!, ein dritter sprang und tanzte“. Da wurde alles zerschlagen bis auf den geringsten Hausrat, die Bücher und Urkunden zerfetzt, selbst das Blei aus den

Von dem haß des volcks/
Das XXXIIII. Capitel.



Szene aus dem Bauernkriege.
Facsimile eines Holzschnittes in Franciscus Petrarca, Von der Artzney beyder Glück des guten vnd widerwertigen. Augsburg 1532. („Trostspiegel.“)

Fenstern gerissen; höhnend brüllten die Bauern in die Pfeifen der zerbrochenen Orgel, während die bebenden Mönche vor dem Altar ausharrten, bis ein Angriff auf das Sakramentshäuschen sie zwang den bedrohten Leib des Herrn außerhalb der verwüsteten Kirche in Sicherheit zu bringen. Manchmal fehlte auch die humoristische Seite nicht ganz; „wenn wir nicht als in großen Nöten wären gewesen,“ berichtet eine Nonne des Convents zu Heggbach, dem die Bauern den Auszug aus dem Kloster erließen, „so wäre nicht ein Wunder gewesen, daß sich eins zu Tod hätte gelacht, wenn es das andere angesehen hätte; manche hatte zwei oder drei Kehltüchlein auf, auch etliche zween Schleier, etliche hatten viel Ding in den Busen geschoben und dann hinten an den Rücken, etliche hatten drei Unterröcke an, einen Pelz, einen weißen

und grauen Rock; sie hätten darin nicht vor das Tor können kommen, ich will geschweigen gen Biberach."

Das Lachen wurde freilich teuer, wenn man auf die furchtbare Verwüstung an kirchlichem Gut, an Bauten und Kunstschätzen blickte, womit die kurze Herrschaft des bäuerlichen Uebermuts sich ein langewährendes Andenken sicherte. Es war der grauenhafte Protest gegen eine Geisteskultur, an welcher sie keinen Teil hatten, wenn die Elsässer Bauern bei Zabern bis an die Knie in zerrissenen Büchern und Schriften wateten und mit der Bibliothek des Klosters Maursmünster sich Feuer anmachten. So hatten einst die Taboriten geflissentlich ihre Wut an den Büchersammlungen ausgelassen, die englischen Revolutionäre von 1381 jeden Unterricht abschaffen wollen. Es ist schwer zu unterscheiden, inwieweit bei solchen Erscheinungen ein religiöses Element mitverantwortlich zu machen ist; im Grunde wird jenes bittere Gefühl von sozialem Pariatum doch den Ausschlag gegeben haben. Freilich könnte eine oberflächliche Betrachtung der Formen, in welche die agrarische Revolution von 1525 sich hüllte, den Eindruck eines Religionskriegs erwecken. Neben der stets wiederholten Behauptung der Bauern, daß sie nur das göttliche Recht, das Evangelium, die reine Predigt, die christliche und brüderliche Liebe handhaben wollten, zeigen sich hie und da deutlichere Spuren radikal mystischer Anschauungen, so wenn z. B. ein paar ländliche Rädelsführer im Breisgau das wilde Treiben ihrer trunkenen Rotten für den Willen Gottes erklärten; Gott und der heilige Geist wirkten in dem Volk. Es hieß, vor den Allgäuern lagerten des Nachts Feuersäulen wie vor den Kindern Israels in der Wüste; ein Phänomen, welches freilich im Verlauf dieser sengenden und brennenden Heerzüge oft genug beobachtet werden konnte. Der Pfarrer Vogel im fränkischen Eltersdorf, in einer Gegend, die sich überhaupt für religiöse Schwärmerei sehr empfänglich zeigte, sammelte seine Gemeinde von Wiedergetauften zur Führung des Schwerts der Gerechtigkeit wider alle Obern, zur Gründung eines irdischen Gottesreichs. Aber derartige Regungen finden sich bei den süddeutschen Bauern nur sehr vereinzelt, während der offizielle Stil der Schreiben und sonstigen Urkunden, die von den Haufen und ihren Führern herrühren, sich meistens mit wenigen farblosen, einfach klingenden Phrasen behilft. Wahrhaft erbaulich klingen schon die Adressen der Bauernbriefe, die an die „lieben Brüder in Christo" gerichtet sind; die Baltringer beginnen ihr Schreiben an die Stadt Ehingen, die zur Hülfeleistung aufgefordert wird, mit dem frommen Gruß: „Viel Heil, Gnad, Fried und starken Glauben in Christo". Noch salbungsvoller drücken sich die Schwarzwälder Bauern in den Schreiben aus, welche der Beschießung von Freiburg vorhergingen; „Fried und Gnad von Gott dem Allmächtigen durch unsern Herrn Jesus Christ zu allen Zeiten mit uns allen", so beginnt der zweite Brief, nachdem sie bereits im vorigen versichert hatten, sie lägen in der Nähe der Stadt, allein aus brüderlicher Liebe das Wort Gottes und das heilige Evangelium dem gemeinen Volk zu predigen, auch aller Oberkeit, geistlicher und weltlicher laut des

heiligen Evangelii gehorsam zu sein". An diese mehr als kühne Behauptung reihten sich freilich drohende Worte; wie eine Drohung klingt auch die Unterschrift des zweiten Briefes: „Evangely, Evangely, Evangely." Diese bis an die Zähne bewaffneten und mit Geschütz versehenen Bauernheere nannten sich christliche oder gar heilige evangelische Haufen. Auch ihre Abzeichen, die „Fähnlein", die wie ehedem (S. 150; 154 f.) eine bedeutsame Rolle spielten, wiesen zuweilen nur die Attribute der Bauernschaft auf, Dreschflegel, Mistgabel, Pflugschar, Bundschuh, wie sie z. B. die Fahne der Rotenburger Bauern zierten; meistens aber finden sich religiöse Symbole, Kreuze, der Name Christi oder die Anfangsbuchstaben V. D. M. I. E. (verbum domini manet in eternum), welche seit ein paar Jahren Kurfürst Friedrichs Hofgesinde auf den Ärmel gestickt trug. Bei den würtembergischen Bauern begegnet übrigens die Gestalt der Mutter Gottes, eine Reminiszenz an frühere Erhebungen. Besonders charakteristisch ist das Fähnlein der Henneberger, auf welchem neben einem Kruzifix ein Vogel, ein Hirsch, ein Fisch und ein Wald gemalt zu sehen waren, als die rechte Versinnbildlichung dessen, was man sich hier unter dem göttlichen Recht und der christlichen Freiheit vorstellte. An geistlichen Beratern und Führern hatten die Bauern vollends keinen Mangel; manchmal gezwungen, oft genug aber freiwillig schlossen sich die Männer des niederen Klerus der Bewegung an und es kam gelegentlich vor, daß der Pfarrer selbst einer fremden Rotte seinen Weinkeller leeren half und dann in voller Trunkenheit eine Fahne ergriff, um die eignen Bauern auch unter die Waffen zu rufen. Fast überall sehen wir Geistliche unter den Schaaren, zuweilen an der Spitze der gerüsteten Haufen auftauchen, als „der versammelten Bauerschaft Prediger, Schreiber, Ratgeber, Vorgeher, Heber, Leger", eine bunte Gesellschaft, ehrliche Fanatiker neben wirtschaftlich oder sittlich herabgekommenen Existenzen, die „wenig mehr zu beißen hatten" und deshalb den Harnisch anlegten. Viele von diesen armen Leutpriestern, Verwesern und Frühmessern kannten die Not des Landvolkes, dem sie durch ihre Herkunft angehörten, von Jugend auf und den Hunger aus eigener Erfahrung; nicht ungestraft sollten die hochfahrenden Bischöfe, die reichen Klöster das Wachstum eines geistlichen Proletariats mit angesehen und gefördert haben. Die evangelische Bewegung aber hatte auf der einen Seite die Bedeutung des einfachen Predigers gegenüber den Prälaten und Mönchen zu Ehren gebracht, während sie auf der andern Seite durch den Kampf gegen den Zehnten und sonstige kirchliche Gebühren den Geistlichen die bisherige materielle Grundlage ihrer Existenz entzog. Da konnte es seinen Eindruck nicht verfehlen, daß die zwölf Artikel dem künftig von der Gemeinde zu wählenden Pfarrer einen ziemlichen genugsamen Unterhalt ausdrücklich garantirten. Denn der alte Haß der Bauern gegen die Pfaffen hatte ursprünglich durchaus keinen religiösen Hintergrund; er galt, wenn wir von der allgemeinen sittlichen Entrüstung der Laien über den schamlosen Lebenswandel vieler Kleriker absehen, wesentlich den Herren im geistlichen Gewand, den zahlreichen kleinen „Kirchenstaaten", der priesterlichen Grund-

herrschaft und dem kirchlichen Finanzwesen mit seinen zahlreichen Steuerschrauben.

Wie konnten sich die weltlichen Herren nur einbilden, daß eine „evangelische" Bauernrevolution Stifter und Klöster zerstören, aber vor ihren Burgen Halt machen werde! Der „Schlösser- und Klösterartikel" (S. 493) mußte auch diejenigen eines andern belehren, die aus jenem ersten gegen weltliche Herrschaften gerichteten Auftreten der Bewegung noch nicht klug geworden waren. Leonhard von Eck versicherte schon am 15. Februar seinen Herzog, der Handel sei zu Unterdrückung der Fürsten und des Adels vorgenommen; als der Baltringer Haufe im März losschlug, gingen gleich die ersten Tage fünf Herrenschlösser in Flammen auf. Gleichzeitig hatten sich nördlich der Donau verschiedene Bauernheere gebildet, bei welchen die Auffassung des göttlichen Rechts einen weit radikaleren Charakter zeigte als bei den Oberschwaben. Insbesondere die leicht beweglichen, auch vormals husitischen und andern ketzerischen Einflüssen zugänglichen Franken überboten sowohl durch ihre weiter greifenden Tendenzen als durch ihre größere Wildheit die Schwaben, deren bedächtigere Art sich selbst mitten im Aufruhr nicht ganz verleugnete. Bauern der Rotenburger Gegend, wohlbewehrt und seit langeher zum Dienst der Stadt in den Waffen geübt, sammelten sich am 21. März zu Ohrenbach, um mit Pfeifen und Trommeln, unter trotzigen und höhnischen Reden, die Stadt zu durchziehen; gleich darauf war die ganze Landschaft im Harnisch. In der Nachbarschaft, zumal im Odenwald wirkte das Beispiel; am 26. März taten sich einige Bauern zu Oberschipf zusammen, „nahmen eine Trommel und eine Stange, darauf sie einen Hut gesteckt hatten, und zogen damit auf Unterschipf; denen kamen die Bauern daselbst zu Unterschipf mit einem Kruzifix entgegen und gingen fürbas miteinander in das Wirtshaus zu dem heiligen Wein". Lorenz Fries, Sekretär des Bischofs von Würzburg, der Obiges berichtet, meint überhaupt, man könne zweifeln, ob man von einem Bauernkrieg oder Weinkrieg reden solle. In der Tat bildeten die Wirtshäuser natürliche Sammelplätze für die bäuerlichen Revolutionsmänner und oft genug traten, wie beim Tiroler Aufstand von 1809, die Wirte, bei welchen man gezecht und beraten hatte, auch an die Spitze der Haufen. So war im Odenwald ein verkommener Wirt Georg Metzler der Vertrauensmann, um welchen sich seit dem 26. März das „evangelische Heer" schaarte. Auch der Aufwiegler des Neckartals, Jäcklein Rohrbach aus Böckingen, saß auf einer Weinwirtschaft und verabredete sich am 1. April mit seinen Heilbronner Genossen beim Wein, „ein christlich Leben anzufahen und einen Bauernhaufen zu machen". Neben diesem ganz verwilderten und verrufenen Gesellen gewinnt selbst ein Mann wie Metzler, der immerhin noch menschlichen Regungen zugänglich war. Die Odenwälder und Neckartaler, zu einem hellen (d. h. ganzen) Haufen vereinigt, trugen den Schrecken in die an das Würtembergische grenzenden Gebiete; sie erhielten einen sehr wertvollen Zuwachs an der sogenannten „schwarzen Schaar", die aus Rotenburger Bauern und Landsknechten gebildet unter der Führung eines radi-

kalen Ritters stand. Florian Geyer auf Giebelstadt war freiwillig von seiner Burg herabgestiegen und in die Brüderschaft der Bauern getreten; er wollte alle Schlösser zerstört wissen, seinen früheren Standesgenossen „nicht mehr als eine Türe“ wie den Bauern zugestehen und rühmte sich, er und seine Brüder hätten die Sache dergestalt angefangen, daß ein jeder Fürst diesen Tanz vor seiner Türe haben und keiner dem andern zu Hülfe kommen solle. Freilich wurde selbst ihm zuweilen unheimlich unter seinen Leuten; „er sehe wohl“, rief er einmal, „daß es des Teufels Brüderschaft und dem Evangelio nit gemäß wäre“. Gerade aus dem fränkischen Adel schlossen sich manche der Revolution freiwillig an; ein „Verdorbener vom Adel“ trug dem Bayreuther Haufen das Fähnlein vor und ließ sich nicht mehr Junker, sondern „Thoma Bauer“ heißen. Auch der Anschluß des Götz von Berlichingen scheint doch keineswegs, wie er es hinzustellen sucht, ein bloß erzwungener gewesen zu sein; er ließ die Äußerung fallen, die Edelleute seien ebenso von den Fürsten bedrängt wie die Bauern, und übernahm eine Zeitlang die oberste Hauptmannschaft neben Georg Metzler, dessen Schaaren freilich damals schon einen höchst bedenklichen Ruf erlangt hatten. Denn es blieb keineswegs bei der einigen Herren abgenötigten Huldigung und es genügte den übermütigen Gewalthabern nicht, daß zwei Grafen von Hohenlohe als „Bruder Albrecht“ und „Bruder Georg“ die zwölf Artikel beschwören, daß zwei junge Grafen von Löwenstein den Heerzug der Bauern im Kittel und mit Stecken in der Hand begleiten mußten. Nach der Erstürmung des Städtchens Weinsberg, in welchem eine kleine Besatzung von Rittern und Reisigen lag, wurde das wilde Geschrei der Bauern, daß die Reiter alle sterben müßten, in grauenhafter Weise zur That. Dietrich von Weiler, der auf die Parlamentäre der verachteten „Roßmucken“ hatte schießen lassen, ward mit andern über den Kirchturm herabgestürzt, die gefangenen Herren und Knechte aber, „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und Furcht einzujagen“, durch die Spieße getrieben. Es war dies eine bei den Landsknechten übliche Art der Todesstrafe, daher besonders schimpflich für die Edeln; dem Grafen Ludwig von Helfenstein, dem Befehlshaber der kleinen Schaar, riß ein bäuerlicher Musikant, der ihm vormals zur Tafel aufgespielt hatte, den Federhut vom Kopf und schritt in diesem Aufzug lustig blasend vor ihm her bis zu der Spießgasse. Mit dem Fett des Ermordeten schmierte der Pfeifer seinen Spieß, die schwarze Hofmännin, die hexenhafte Begleiterin des hellen Haufens, ihre Schuhe. Auch diese Scheußlichkeit war nicht unerhört; so taten im Jahr 1515 die siegreichen Landsknechte mit einem gefallenen Schweizer. Helfensteins Gemahlin, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, hatte vergebens, ihr zweijähriges Kind auf dem Arm, um Erbarmen für den Unglücklichen gefleht; man stieß sie zurück und einer stach „das kleine Herrlein“ blutig. Ein anderer von den Unmenschen hielt es für einen trefflichen Spaß im Gewand des Ermordeten die Gräfin zu verhöhnen, der man Schmuck und Kleider vom Leib riß, bis auf einen Rock; auch von diesem trennte man die Sammtverbrämung los. So ließ man sie auf einem Mistwagen nach Heilbronn fahren.

Das war der blutige Ostersonntag (16. April) von Weinsberg und seine Racheorgien machten einen um so tieferen Eindruck, je weniger im Ganzen und Großen der Bauernkrieg jenen Charakter der Unmenschlichkeit trägt, der ihm von den meisten zeitgenössischen und späteren Beurteilern nachgesagt worden ist. Vereinzelt heben sich das Weinsberger Blutgericht und manche Gräuelscenen in Tirol aus einer Überfülle von Roheiten aller Art, nicht von Grausamkeiten. Was die Bauern gegen Leib und Leben wehrloser Feinde verübt haben, verschwindet beinahe, wenn wir nur die gewöhnliche Kriegspraxis der Zeit ins Auge fassen, und man darf daneben nicht vergessen, welcher Unbarmherzigkeit eben jene Gegner, die edeln Herren geistlichen und weltlichen Standes, fähig waren. Es ist nur zu verwundern, daß die Bauern nicht mehr Grausamkeiten begangen haben; die Herren sollten bald genug genügende Proben von ihrer Überlegenheit auf diesem Gebiet ablegen. Zunächst freilich schienen sie, wie Eck einmal sagt, „alte Weiber und schon tot"; nach Dutzenden zählten die fränkischen Adeligen, die in Vereinigung mit den Bauern traten und sich zur Annahme der zwölf Artikel und Abschaffung der Klöster verpflichteten. Nicht wenige übernahmen es selbst ihre Schlösser abzubrechen. Ein Glück war es für diese süddeutschen Herren, daß unter den Bauern das zu Weinsberg gegebene Beispiel keine Nachfolge fand; der würtembergische Bauernführer Matern Feuerbacher, ein Wirt wie Metzler, aber eine tüchtige Natur, ließ sich überhaupt nur unter der Bedingung zur Hauptmannschaft nötigen, daß man den Weinsberger Haufen fernhalte. Er sah auf scharfe Zucht unter den Seinigen und schützte soviel an ihm lag zumal adelige Frauen vor Kränkung und Plünderung. Nicht immer gelang es ihm seiner Leute Herr zu bleiben — welcher Feldherr jener Zeit hätte sich dessen rühmen dürfen! — aber gleich ihm zeigten nicht wenige andere Bauernführer das ernstliche und oft erfolgreiche Bemühen den wildesten Gelüsten ihrer Haufen zu steuern; sie liefen dabei so gut wie jeder Landsknechthauptmann Gefahr mit den Spießen der zuchtlosen Gesellen Bekanntschaft zu machen. Gerade diese Regungen der Menschlichkeit sprechen zugleich deutlich genug davon, daß religiöser Fanatismus bei den süddeutschen Bauern nur wenig mit ins Spiel kam.

Aber die Revolution konnte doch unmöglich bei ihrer ursprünglichen Beschränkung auf eine Reihe von wirtschaftlichen Forderungen und auf die evangelische Predigt stehen bleiben, nachdem sie halb Deutschland, von Lothringen im Westen bis hinüber in die östlichen Alpen, ergriffen, nachdem überdies der städtische Radikalismus seinen Bund mit ihr gemacht hatte. Die zwölf Artikel der Elsässer Bauern gehen bereits über das berühmte oberschwäbische Programm hinaus, indem sie nicht allein dessen mildernde Klauseln weglassen, sondern auch die Einsetzung der Amtleute durch die Gemeinde verlangen und keinen andern Fürsten anerkennen wollen, als der ihnen gefällt. Damit beginnt die Bewegung sich politische Ziele zu stecken; es ist deutlich zu unterscheiden, wie dieselben in manchen Gegenden einen partikularistischen, in andern dagegen einen allgemein nationalen Charakter tragen. Zugleich sehen

wir neben dem Wunsch, die vielen kleinen Herren zu Gunsten einer größeren monarchischen Herrschaft zu beseitigen, die Idee der Volkssouveränetät in verschiedenen Gestalten und Verhüllungen auftauchen. Entschieden partikularistisch, auf eine politische Umgestaltung innerhalb des Territoriums gerichtet, zeigt sich die Revolution in ein paar geistlichen Gebieten; die bambergischen Bürger und Bauern erklärten ihrem Bischof, sie wollten ihn allein als Herren anerkennen, alle Güter der Geistlichen und des Adels aber zum Besten des Landes einziehen, und ähnlich erbot sich das zu Herrenalb tagende Bauernregiment gegen den Bischof von Speier. Diese Beschränkung auf die heimischen Interessen herrscht auch in den Bauernerhebungen, die seit Anfang Mai die alten österreichischen Erblande und namentlich die Grafschaft Tirol erschütterten. Die unmittelbare Verbindung zwischen Schwaben und Österreich war freilich dadurch gesperrt, daß in Baiern teils die scharfen Präventivmaßregeln der Regierung teils die Anhänglichkeit der Bauern an ihr altes Fürstenhaus ein Umsichgreifen der allerdings vorhandenen revolutionären Neigungen verhindert hatten. Schon das Anlegen landsknechtischer Tracht, der gemeinsame Besuch eines benachbarten Markttags, die Absicht bei Hof eine Bittschrift einzureichen genügten, um die armen Dorfleute als der Revolution verdächtig in den Kerker und auf die Folter zu bringen. Doch zeigte sich, abgesehen von der nächsten Nachbarschaft der schwäbischen Grenze, unter den Bauern vielfach der gute Wille sich nicht „unter die Schwabenbauern zu begeben", sondern „Leib und Leben zu ihren Landesfürsten zu setzen"; auf dem Peissenberg taten sie sich bewaffnet zusammen, um einem etwaigen Einfall der Schwaben zu begegnen, und die Herzoge erließen einen Aufruf an die Untertanen, sie sollten „euer aller Vaterland, auch eurer selbst Ehre, Güter, Weib, Kinder und häusliche Wohnung getreulich helfen erhalten, retten und beschirmen". Ganz anders umbrausten den in Innsbruck sitzenden Erzherzog Ferdinand die Wogen der Empörung, die schon seit Kaiser Maximilians Tod sich gegen die überstrenge Handhabung des Jagdregals geregt hatte und unter der mächtigen Einwirkung der evangelischen Predigt bald vom Wegschießen der Hirsche zur ernsthaften Bedrohung aller geistlichen und weltlichen Obrigkeit fortgeschritten war. Während eine unbarmherzige Verfolgung der Prädikanten die Erbitterung des Volks gegen die „Menschenlehre" nur steigerte, fand man es zugleich unerhört, „daß ein Graf zu Tirol, selbst spanisch und durch und durch spanisch, mit Verachtung der Deutschen und ohne Verständniß ihrer Sprache, sollte so gewaltig wider alles Freitum regieren und wälische tyrannische Regierungen einführen". Vor allem gegen zwei Hauptberater des jungen Fürsten, gegen den „stinkenden ketzerischen asarianischen Juden" Salamanka (vgl. S. 433 f.) und den „Kultrunenschmid" (Kontrolenschmid) Fabri, kehrte sich der Haß der Unzufriedenen, welche durch die unkluge Grausamkeit der Regierung nur noch mehr gereizt werden mußten. In Brixen, wo man binnen drei Wochen 47 Personen dem Henker überliefert hatte, brach vor einer solchen Exekution der Aufstand los (10. Mai). Die

Bauern befreiten einen zum Tod geführten Pustertaler und begannen nun ihrerseits gegen Geistlichkeit und Adel mit Plünderung und Mißhandlung zu wüten; im Kloster der Dominikanerinnen zu Steinach entging von allen Nonnen nur eine durch Zufall der Mordlust entmenschter Gesellen. Überall im Süden wie im Norden sahen sich Klerus, Herren und Regierung fast wehrlos diesem elementaren Ausbruch der Leidenschaft gegenüber; „kein noch so armer Priester war im Land", erzählt Kirchmair, „er mußte das Seine verlieren." Hier unter einer Landbevölkerung, die rechtlich besser gestellt war als in den meisten Territorien des Reichs und sogar ihre Vertreter auf die Landtage schickte, hatten besonders die fremden Handelsgesellschaften mit ihrem Ausbeutungssystem und die absolutistischen Neigungen des Regiments, zumal das Eindringen des römischen Rechts der Revolution die Wege geebnet. Trotzdem fiel die schwerste Last des Volkshasses doch auf die Bischöfe und den Klerus; ihre weltliche Gewalt sollte völlig aufgehoben und das Gemeindeprinzip zur Grundlage einer neuen evangelischen Kirchenordnung gemacht werden. Weiter dachten die Führer; weitaus der begabteste unter ihnen war der Sterzinger Knappensohn Michael Gaißmayr, vormals Sekretär des Bischofs von Brixen. Hochgewachsen und von feiner Gesichtsbildung wußte er später die Rolle eines italienischen Edelmanns eben so gut zu spielen wie er jetzt als bäuerlicher Volkstribun mit seiner Beredsamkeit die Massen entzündete; in diesem Kopf arbeiteten wirklich politische Gedanken, Projekte, deren Kühnheit alles hinter sich ließ, was damals von deutschen Radikalen geplant und geträumt wurde. Aber bezeichnend ist auch für sein Denken und Streben, daß es eigentlich nicht über Tirol und allenfalls die benachbarten Alpenlande hinausgeht. In einem Schreiben der Aufständischen an die niederösterreichischen Lande wird allerdings auf die deutsche Nation und die allgemeine Erhebung der Bauerschaft Bezug genommen und die Erklärung abgegeben, sie hätten beschlossen, sich unter andere Obrigkeit zu tun oder ihrem Gefallen nach ein Regiment unter sich zu machen. Doch gingen die auf einem Meraner Bauernparlament vereinbarten Artikel auf Umwandlung der Grafschaft Tirol in einen rein weltlichen und ausschließlich dem Landesfürsten zugehörigen Staat, mit gleichem Recht und Gericht für alle ohne Unterschied des Standes; nicht nur die Pfarrer, auch alle Gerichtspersonen sollten von den Gemeinden gewählt werden. Ausdrücklich forderte man das Evangelium ohne Zusatz, wie Luther lehrte. Es schien in Tirol, als der nach Innsbruck auf den Juni ausgeschriebene Landtag herannahte, mit einer durchgreifenden Säkularisation eine politische Neugestaltung sich verbinden zu sollen, deren Beseitigung der Standesunterschiede und der Partikularrechte ohne Zweifel dem modernen Staatsgedanken entsprochen hätte, während zugleich in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung dem bäuerlichen Element volle Selbständigkeit und damit ein entschiedenes Übergewicht zugefallen wäre. Ironisch genug bezeichnete sich Gaißmayr, die Seele dieser Bestrebungen, als „Mehrer Fürstlicher Durchlaucht Kammergut". Damals saß der Cardinalerzbischof Matthäus auf seiner be-

lagerten Feste Hohensalzburg, gleich verhaßt bei den Bürgern seiner Hauptstadt, deren Freiheiten er mit Füßen trat, wie bei seinen Bergknappen und Gebirgsbauern; weiter und weiter flog der Aufstand, zu den oberösterreichischen Bauern, zu den Hauerknechten in den niederösterreichischen Weinbergen, zu den steirischen Bergleuten und Eisenarbeitern. Welche Aussicht mußte sich eröffnen, wenn diese frischen Kräfte nicht nur unter einander, sondern auch mit den übrigen deutschen Revolutionsheeren Fühlung gefunden hätten! Aber während sie eben erst ihre Fahnen erhoben, sanken die bäuerlichen Feldzeichen von den Vogesen bis zu den Wäldern Türingens in den Staub. Das höchste Anschwellen und der Rückgang der deutschen Revolution fallen in die kurze Zeitspanne weniger Wochen.

„Seit 500 Jahren," sagt ein Schreiben aus Trient vom 29. April, „ist Deutschland nicht in solch allgemeiner Verwirrung gewesen; man glaubt, es seien über 300 000 Bauern in Bündniß, um die Freiheit zu gewinnen und keinen andern Herrn anzuerkennen als den Kaiser." Dieser Gedanke eines demokratischen Kaiserthums tritt in sehr verschiedener Form zu Tage; in Südtirol benützten z. B. die Aufrührer den Namen Karls V. für ihre Zwecke und auch im Hersfeldischen bekannte wohl einer von den Gefangenen, „es hab gelaut, der Kaiser ziehe mit und well das Ding heben". Bei den schwäbischen Bauern lautete der Bundeseid dahin, „die evangelische Wahrheit, göttliche Gerechtigkeit und brüderliche Liebe zu handhaben und einen Herrn, nämlich römische kais. Mt. und keinen andern zu haben"; dem Markgrafen Ernst von Baden erklärten seine Untertanen, sie wollten ihn auch künftig für einen Herrn halten, wenn er als Stellvertreter des Kaisers und unter Beobachtung der zwölf Artikel seines Amts walten wolle, und zwar wurde dies dahin erläutert, daß es unter dem Kaiser nur noch bäuerliche Beamte geben und der Markgraf auch nichts anderes sein dürfe als ein im Dienste der neuen Regierung verwendeter Bauer. Die Idee eines großen volksfreundlichen und herrenfeindlichen Kaisers hatte ja in mehr oder weniger mystischer Verbrämung seit Jahrhunderten viele Köpfe beschäftigt; jetzt, als die Möglichkeit einer Verwirklichung solcher Träume heranzunahen schien, schwand die Hülle des Wunderbaren und es offenbarte sich als ihr eigentlicher Inhalt das Verlangen nach einer demokratischen Republik. Denn abgesehen davon, daß doch gewiß nur Wenige ernstlich daran dachten den regierenden Kaiser für die Sache der Revolution zu gewinnen, regte sich hier und dort deutlich genug der Wunsch, das künftige Staatswesen nach eigenem Belieben einzurichten. Balthasar Hubmair, der Waldshuter Prediger, hat einmal solche Ansichten über das Recht des souveränen Volks selber die Obrigkeit einzusetzen und, falls sie ungeschickt sein sollte, wieder abzusetzen, zu Papier gebracht. Aber auch die Bauernheere ließen darüber keinen Zweifel, daß sie, wie die Wirtembergischen an die Stadt Stuttgart schrieben, selbst „ein recht christlich und friedlich Regiment zu machen" vorhatten. Der helle Haufe Georg Metzlers erwiderte auf die Bitte der Grafen von Hohenlohe um ein Schiedsgericht, sie würden weder von dem Kaiser

noch von den Ständen eine Ordnung annehmen, sondern nur das, was der helle Haufe der Bauerschaft beschließen würde. Und die Kissinger Bauern erklärten in einem Ausschreiben vom 17. April, sie wollten Christum für ihren Herrn halten, „nicht das wir ohn Obrigkeit ganz und gar sein und leben wollen, sondern der Obrigkeit, die uns von Gott und einer ganzen Gemeinde erwählt und gekoren, unterworfen sein". Von der Wahl eines römischen Königs sollen die schwäbischen Bauern bereits im März geredet haben. Jedenfalls war ein Teil der Schwaben nicht minder als ihre fränkischen Brüder von dem Gedanken einer radikalen politischen Umgestaltung beherrscht, bei welcher die bestehende Reichsverfassung in Trümmer gehen und namentlich die zahllosen mittleren und kleinen Gewalten verschwinden mußten. Selbst im Bairischen hörte man die Frage aufwerfen, wer doch den ersten Fürsten oder Edelmann gemacht und ob der Bauer nicht ebenso fünf Finger an der Hand habe wie ein Fürst oder Edelmann. Diese Tendenzen trugen aber keineswegs immer rein politischen Charakter; sie verbanden sich bewußt oder unbewußt mit der Idee sozialer Gleichheit. Fürsten, Grafen und Ritter hatten Bauern zu werden, wenn sie in der neuen Brüderschaft noch ihren Platz finden sollten; „Niederdrückung aller Ehrbarkeit", d. h. völlige Nivellirung erschien manchem Beobachter wie einst in Böhmen so im deutschen Bauernkrieg als letztes Ziel der agrarischen Revolution, der mit Feuer und Schwert gepredigten Brüderlichkeit aller Christen und gelegentlich äußerten die Bauern, sie hätten von den Hochgelehrten in den Städten die im Evangelium bezeugte Wahrheit gelernt, „daß ein Mensch nicht über das ander sei".

Hier müssen wir auf die oben (S. 464) berührte Wechselwirkung zwischen Stadt und Land, zwischen bürgerlichem und bäuerlichem Radikalismus zurückkommen. Denn wenn einerseits der Ursprung jener von den Bauern angenommenen religiösen Ideen und Schlagworte in den Städten zu suchen ist, so wurden auf der andern Seite durch die agrarische Revolution die im Bürgertum vorhandenen Neigungen zu einer demokratischen Umwälzung mächtig angeregt. Wir kennen den alten Gegensatz zwischen den regierenden Ehrbarkeiten und den Gemeinden; die Erinnerung an gewaltsame Umsturzversuche war in vielen Städten eine frische (vgl. S. 158 f.) und seither hatte der kirchliche Kampf mannigfach die Bande der Ordnung weiter gelockert und einen gewissen Einfluß volkstümlicher Stimmungen auf die Politik des Rats zum Bewußtsein gebracht. In dem vielgestaltigen Leben zumal der größeren Städte vermochten auch die absonderlichsten und verwegensten Vertreter radikaler Ideen wenigstens eine Zeitlang sich umzutreiben und daß es ihnen nicht an Zuhörern fehlte, dafür sorgte die stets lebendige Unzufriedenheit und Lust zu kritisiren, die sich keineswegs auf die ärmeren Klassen beschränkte, aber doch nur durch die hinter ihr drohenden Fäuste der Masse ernstliche Besorgniß erregen konnte. Nürnberg, die geistig regsamste Großstadt des Reichs, barg damals auch vielleicht die reichhaltigste Auslese an radikalen Elementen. Münzer rühmt sich, er hätte, wenn er nur gewollt, während seines kurzen

Aufenthalts den Herren vom Rat „ein fein Spiel“ anrichten können, „denn gute Tage tun ihnen wohl, der Handwerksleute Schweiß schmeckt ihnen süß, gedeiht aber zu bitterer Galle“. Und wie in den engen mauerumschlossenen Gassen die sozialen Gegensätze fortwährend hart zusammenstoßen mußten, so fanden daneben mystische und grüblerische Neigungen aller Art hier die rechte Lebensluft und die heimlichsten Schlupfwinkel. Münzer und ein paar Geistesverwandte konnten freilich dem scharfen Auge der Behörden nicht lange entgehen, aber man erlebte die unangenehme Überraschung, daß der Schulmeister zu S. Sebald, der feine und sittenstrenge Hans Denck, sich eine Religion der Erleuchtung ausgedacht hatte, die mit der von Rats wegen eingeführten neuen Lehre durchaus nicht im Einklang stand. Er wurde, da er sich für bessere Belehrung „unzugänglich, verzwickt und verschlagen“ zeigte, der Stadt verwiesen; das gleiche Schicksal traf einige seiner Freunde, die sogenannten „gottlosen Maler“, darunter die drei talentvollsten Schüler Albrecht Dürers, Barthel und Hans Sebald Beham und Georg Pencz. Sie machten kein Hehl daraus, daß sie von Luthers Lehre, von der Schrift, von Christus nichts hielten. Wenn er von Christus höre, äußerte Barthel Beham, so sei ihm eben, als wenn er höre von Herzog Ernsten sagen, der in den Berg gefahren soll sein. Aber nicht nur in religiösen Fragen galt diesen „prächtigen und trotzigen“ jungen Männern alles, was der herrschenden Anschauung heilig war, für „Tand“, für Schwindel; auch von einem Recht der Obrigkeit wollten sie nichts wissen und es wurden ihnen kommunistische Reden nachgesagt, man solle nicht mehr arbeiten, man müsse einmal teilen.

Das war es, wovor die Ehrbarkeiten zitterten; hier lag die Berührung zwischen den „Kistenfegern und Säckelleerern“ der Bauernheere und dem armen Mann in den Städten nahe genug. Wenn Fürsten und fürstliche Politiker die städtischen Obrigkeiten beschuldigten den Bauernkrieg hervorgerufen oder begünstigt zu haben, so war das natürlich eine gehässige Entstellung der Wahrheit, aber die wiederholt angedeutete Gefahr, daß ein großer Teil der Städte sich den Bauern anschließen könnte, bestand allerdings, „dieweil“, wie ein schwäbischer Landschreiber urteilt, „die Gemeinden in den Städten ganz gut bäurisch“. Von Anfang an hat deshalb die agrarische Bewegung Anlehnung an die Städte gesucht und gefunden; wie die Stühlinger mit Waldshut in Verbindung treten, so halten die Oberschwaben ihre entscheidenden Versammlungen in Memmingen und bei den ersten kriegerischen Bewegungen fallen schwäbische und fränkische Städte den bäuerlichen „Brüdern“ zu oder folgen dem gegebenen Beispiel, indem sie ihre lokalen Beschwerden bei der großen Abrechnung zwischen Herren und Volk zu tilgen versuchen. Überall strebt die Gemeinde oder besser gesagt die Masse der Besitzlosen das Heft in die Hand zu bekommen. Ein cynischer, aber scharfer Beobachter wie Eck drückte das in seiner Weise so aus: „indem ist eine große Spaltung in den Städten; die Lutherischen, so arm sein, geben den Bauern recht; die nit lutherisch und die lutherisch, aber reich sein, geben den Bauern unrecht“.

So pflanzte sich seit März 1525 neben der agrarischen diese städtische Bewegung fort wie ein Lauffeuer, aus Schwaben nach Franken, in den Elsaß, rheinabwärts bis Köln; in Westfalen erhoben sich Münster und Osnabrück, in Türingen Mühlhausen und Erfurt. Charakteristisch ist die Teilnahme altgläubiger Städte, wie ja auch unter den Bauern z. B. die Würtemberger Matern Feuerbachers trotz ihrer Erklärung für das Evangelium im Wunnensteiner Lager täglich die Messe hörten und die Gemeinden des Mainzer Erzstifts dem hellen Haufen ihren Eid bei Gott und allen Heiligen schwuren. So richtete sich in einer Reihe von Städten, in Köln, Mainz, Münster, Regensburg, die Erhebung der Bürgerschaft vorwiegend gegen die ungenügend kontrolirte Finanzwirtschaft des Rats, gegen die indirekten Steuern und gegen die eximirte Stellung der Geistlichkeit; auch die klerikale Konkurrenz in gewissen Erwerbszweigen sollte aufhören, wie denn die Münsterischen den Nonnen eines benachbarten Klosters ihre Webstühle wegnehmen und abbrechen ließen. Hier findet sich kein unmittelbarer Zusammenhang mit der bäuerlichen Revolution; so haben auch die Frankfurter ihre unblutige Erhebung ohne Eingreifen der herannahenden Bauernheere durchgekämpft, aber ihr Artikelbrief vom 20. April zeigt zum Teil eine unverkennbare Verwandtschaft mit den zwölf Artikeln und vor allem mit den Ideen Karlstadts, dessen Schwager, Dr. Gerhard Westerburg aus Köln, mit ihm zusammen aus Sachsen ausgewiesen und in Frankfurt der Mittelpunkt einer evangelischen Bruderschaft geworden war. Sein Freund, der Schuster Hans Hammerschmidt von Siegen, der Schneider Niklas Wild und andere zünftige Volksführer errichteten einen förmlichen Revolutionsausschuß ohne Vertretung des Rats, da sie selber Rat, Bürgermeister, Papst und Kaiser seien, und zwar wurde ganz im Stil der Bauernmanifeste die Schrift für die einzig gültige Norm und alle entgegenstehenden Privilegien und Statuten als heidnische und unchristliche Satzung für hinfällig erklärt. Auch die Fürsorge der Frankfurter Artikel für schärfere Sittenzucht bei Geistlichen und Weltlichen kennzeichnet den Einfluß der religiösen Bewegung. Es war ein großes Glück für den Rat und die Besitzenden, daß der schwarze Haufe Florian Geyers nur vorüberzog; manche von den Zünften hatten geäußert, zur Verteidigung der Geistlichen und Juden könnten sie sich nicht verpflichten. Hier am Rhein finden wir wie in den Vorspielen des Bauernkriegs den alten Haß gegen die jüdischen Wucherer lebendig; nicht nur die Frankfurter, auch die Mainzer Artikel fordern Einschränkungen des Geldverkehrs und Handels der Juden, während die Rheingauer und Elsässer Bauern sie überhaupt ganz aus dem Land jagen wollten. Auch in Südtirol hörte man die Rede, alle Pfaffen seien Juden; der Trientiner Pöbel stürmte die Häuser der Stiftsherren und der Juden.

Es steht in keinem nachweisbaren Verhältniß zum Bauernkrieg, aber es bezeichnet doch die herrschende Strömung dieser wilderregten Zeit, daß in Stralsund, selbst im fernen Danzig das Jahr 1525 eine halb evangelische halb demokratische Bewegung brachte. Daß aber bei einem entschiedenen Sieg

der Bauernheere gerade in den Städten die Revolution einen kommunistischen Charakter angenommen hätte, kann wohl kaum bezweifelt werden. In Münster hörte man den Ruf, es sei genug, wenn die Reichen 2000 Gulden hätten. Catilinarische Existenzen gab es genug, die wie jener Würzburger Pfeifer und Lautenschläger Vermeter „täglich spielten und praßten und doch keine Erbgüter, auch sonst nichts von Diensten Zugehendes oder Aufhebens hatten"; verlumpte Handwerker, alte Landsknechte, notorische Verbrecher, die dem Galgen schon nahe genug gekommen waren, drängten sich unter und vor die besseren Elemente der städtischen Demokratie, indem sie am Verwegensten und Maulfertigsten das verlockende Thema von der allgemeinen Teilung zu behandeln wußten. Ganz besonders charakteristisch erscheint aber die hervorragende revolutionäre Rolle der Weiber, bei welchen wie in den meisten Perioden sozialer Umwälzungen Emanzipationsgelüste der schlimmsten Art hervortraten. Wir kennen bereits die mündlichen, schriftlichen und tätlichen Verteidigerinnen des Evangeliums; noch weiter gingen jene Frauen, die während des Bauernkriegs die wilde Leidenschaft der Männer zu steigern und zu überbieten suchten. In Nördlingen rühmte sich die kluge Gattin des Volksführers Anton Forner, sie könne einen Aufruhr machen, wenn sie nur einen Finger aus ihrem Mantel aufhebe; die Windsheimerinnen rüsteten sich mit Beilen und Hackmessern, die Rotenburgerinnen mit Hellebarden und Gabeln zum Sturm auf Klöster und Pfaffenhäuser, während in Uffenheim eine Anzahl von Frauen das Bündniß der Stadt mit den Bauern herbeiführen half. Vollends in Heilbronn, wo die Gemeinde beim Herannahen der Bauern ihre Sympathien für die „christlichen Brüder" zum Schrecken der „großen Köpfe" im Rat zu erkennen gab, sehen wir die Weiber mit Wort und Tat vorangehen; sie ließen nicht zu, daß man die Tore gegen die Bauern verwahrte, und eine von ihnen stieß einen städtischen Bauernfeind eigenhändig von der Mauer hinab; „wie dürfen die Leute also wimmern," rief eine andere, „man wird keinem Armen etwas tun, nur Reiche wird man erstechen." Wie manche von diesen Weibern, als würdige Genossinnen der Böckinger Hexe, in Wehr und Harnisch mit dem hellen Haufen davonzogen, so wetteiferten die Heilbronner Bürger mit der Weinsberger Bande, zu deren Heldentaten sie auch bereits ihr Kontingent gestellt hatten; mit blutigen Spießen und Hellebarden kamen einzelne von Weinsberg zurück und die unmenschlichsten Reden gingen durch die Stadt, daß alles, was nach einem Sporn schmeckt, sterben müsse, daß man die Buben oben zum Rathaus herauswerfen und unten mit Heugabeln auffangen solle. Und die Revolutionsmänner giengen nicht nur aus den Reihen der Besitzlosen hervor, unter welchen mehrere aufgeführt werden, deren einzige Habe in einem Bett und vier bis sechs Kindern bestand, auch wohlhabende Bürger mit stattlichen Häusern begrüßten freudig den Einmarsch Georg Metzlers, obwohl die Bauern sich drohend genug über die städtischen „Schmeerbäuche" äußerten. Die Revolution war von zu kurzer Dauer, um die vorhandenen kommunistischen Ansätze zu voller Entwicklung kommen zu

lassen; weniger in ihren offiziellen Manifesten als in hingeworfenen Reden tritt der Wunsch nach dem Teilen und Gleichmachen offen hervor. Noch vor seinen Richtern bedauerte der Bamberger Demagog Hartlieb, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, alles so zu reformiren, wie das Evangelium Matthäi am 20. Kapitel ausweist; er meinte das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg, wo die Letzten die Ersten werden und keiner mehr bekommt als der andere.

Was wir bisher von den Ideen und Zeiten der Revolution kennen gelernt haben, von dem rein agrarischen Programm der Oberschwaben bis zu den vereinzelten Äußerungen eines echt kleinbürgerlichen Radikalismus, das alles tritt doch ohne Zweifel zurück vor jenen wirklich großartigen Projekten einer politischen Neugestaltung, wie sie unter den fränkischen Revolutionären auftauchen. In ihrem Kreis treten allerdings die wildesten Erscheinungen der Bewegung auf, wenn wir von Münzer und seinen theokratischen Verrücktheiten absehen, aber zugleich bietet Franken das interessante Schauspiel eines groß angelegten Versuchs mit diesen entfesselten Kräften dem deutschen Reich eine Zukunft zu schaffen, deren Bild freilich den bedrohten Obrigkeiten des XVI. Jahrhunderts als ein wüstes Schreckgespenst erscheinen mochte. Hier war die Verbindung von Stadt und Land eine besonders enge, vor allem so wichtige Plätze wie Rotenburg und Würzburg neben Heilbronn und einer Anzahl von kleineren Städten politische und militärische Stützpunkte für die Bauernheere, die in immer stärkeren Massen von verschiedenen Seiten her nach dem Stift Würzburg zogen. Am 7. Mai lagerten sowohl das evangelische Heer unter Götz und Georg Metzler als das fränkische Heer, dessen ursprünglichen Kern der sogenannte Tauberhaufe bildete und zu dem sich auch Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar gesellt hatte, in der Nähe von Würzburg; weiter nördlich in der Kissinger Gegend drohte der sogenannte Bildhauser Haufe. Das evangelische Heer oder der helle Haufe vom Odenwald hatte, statt seinen Marsch auf Frankfurt zu nehmen, das Würzburger Unternehmen vorgezogen; hier erwarteten die aufständischen Bürger, geleitet von Hans Bermeter, dem berühmten Künstler Till Riemenschneider und andern Radikalen, die Unterstützung ihrer „christlichen Brüder", um die auf dem festen Frauenberg liegende bischöfliche Besatzung vollends zu Paaren zu treiben. Die Odenwälder nötigten eben damals den Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Bischof Wilhelm von Straßburg, im Namen des gesammten Erzstifts die zwölf Artikel anzunehmen und nicht nur den Eintritt in die Vereinigung der Bauern, sondern auch eine schwere Besteuerung des Klerus und die Öffnung aller Klöster sowie die Verpönung jeder geistlichen Tracht zu bewilligen. Graf Wilhelm von Henneberg, einer der ersten Vasallen des Würzburger Stifts und bisher ein Feind der Lutherischen, borgte rasch noch einige Tausend Gulden von seinem Lehnsherrn, um dann statt nach Würzburg zu seinen neuen Brüdern vom hellen Haufen zu ziehen; er gewöhnte sich rasch daran, Klöster auszuplündern, wie er dann eben so rasch die sinkende Sache der Bauern wieder verließ. Im Gegensatz zu den Würzburgern sträubte

sich die Reichsstadt Rotenburg noch einige Zeit vor einem förmlichen Bündniß mit den Bauern; wohl war auch hier der Boden für die Revolution durch den Aufenthalt Karlstadts und die aufregenden Predigten des Doktor Johann Deuschlin, des blinden Barfüßermönchs Hans Schmid, verschiedener begeisterter Laien gründlich vorbereitet und auch ein sehr gewandter Volkstribun in der Person des verdächtigen schwäbischen Junkers Stephan von Menzingen zur Hand, aber trotz des Siegs der Gemeinde über den Rat, trotz Bildersturm und Weiberkrawall bildeten doch die großenteils auf den umliegenden Bauerngütern fundirten Vermögensverhältnisse der Stadt und der einzelnen Bürger ein schweres Hinderniß der Verbrüderung, welche erst unter dem Druck der militärischen Übermacht der fränkischen Bauernhaufen und nach ernstlichem Zureden des bäuerlichen Abgesandten Florian Geyer am 15. Mai beschworen wurde.

Damals hatten die Führer der Bauern bereits Versuche gemacht nicht allein in den Heeren eine strengere Disziplin einzuführen, sondern auch die zwölf Artikel durch eine Deklaration dahin zu mildern, daß nur die Leibeigenschaft, der kleine Zehnte und der Todfall ein für allemal aufgehoben, dagegen im Übrigen die alten Rechte und Pflichten vorläufig mit gewissen Einschränkungen beobachtet werden sollten. Freilich war es leichter auf dem Papier als in Wirklichkeit nach allem Vorgefallenen die Untertanen wieder zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten und zum Leisten der eben abgeschüttelten Dienste und Abgaben zu bringen; die Urheber der Deklaration wurden mit dem Tode bedroht und auch die straffere Kriegsordnung, namentlich die bevorzugte Stellung der Hauptleute konnte nur mit Mühe gegen die ultrademokratischen Elemente behauptet werden, welche überhaupt keine abgesonderte Beratung ohne Wissen des ganzen Haufens dulden wollten, da es unter Brüdern auch gleich und brüderlich zugehen müsse. Die Hauptleute im Würzburger Lager hatten gut erklären, daß der natürliche Leib nicht ohne ein Haupt sein „und kein bürgerlich brüderlich Wesen ohn ein Regiment erhalten werden mag"; ihre Strafbestimmungen halfen so wenig wie die in der Stadt errichteten Galgen, denn die Bauern „waren allzeit voll, trieben viel Unzucht mit Worten und Werken, ließen sich auch nach Mittag, zu Zeiten, wann sie bezecht, vor Mittag von Niemand regieren; — achteten der Galgen gar nit, sondern sagten, sie wollten die Mönche, Pfaffen und ihre Gesind daran henken". Immer unheimlicher ward es den bisher sympathisirenden Bürgern zu Mute, als ihre Bundesgenossen offen mit der Sprache herausrückten: „dieweil sie Brüder mit einander sein sollten, so wäre billig, daß es gleich zuginge und der Reiche mit dem Armen teilte, sonderlich diejenigen, so ihr Gut durch Handeln oder sonst von dem armen Mann gewonnen und zuwegen bracht hätten". Auch in manchen offiziellen Schriftstücken der fränkischen Bauern finden sich wenigstens deutliche Spuren eines agrarischen Sozialismus; so befiehlt eine Kriegsordnung den Adeligen, die der christlichen Brüderschaft beitreten wollen, ihre Schlösser abzubrechen, keinen gerüsteten reisigen Gaul zu

halten und gleiches Recht mit Bürgern und Bauern zu nehmen. Noch weiter geht ein Beschluß des Bildhauser Haufens: „es solle auch," heißt es hier, „ein jeder vom Adel nicht mehr reiten, sondern zu Fuß gehen und sich mit Speise und sonst den andern gleich halten; sollen Häuser bauen und bewohnen, wie andere in Städten und Dörfern"; daneben soll den Juden der Beitritt gestattet, jedenfalls aber darauf gesehen werden, daß keiner derselben etwas von seiner Habe in Sicherheit bringe.

Wir müssen diese immer stärker hervortretenden Stimmungen der bewaffneten Massen im Auge behalten, um an der scheinbaren Mäßigung jenes Verfassungsentwurfs nicht irre zu werden, der unter den verschiedenen Projekten der Bauernführer jedenfalls die bedeutendste Stelle einnimmt. Zwei Männer wußten sich damals im betäubenden Sturm der Ereignisse und der Leidenschaften den Kopf noch hinlänglich freizuhalten, um allen Ernstes an einer „evangelischen göttlichen Reformation" des Reichs zu arbeiten. Beide waren im Herrendienst gestanden, Wendel Hipler als hohenlohischer Sekretär und pfälzischer Landschreiber, Friedrich Weigant als kurmainzischer Keller zu Miltenberg; daß ihre Fähigkeit politisch zu denken über das gewöhnliche Niveau der Revolutionsmänner hinausging, lehrt uns eine Reihe von Aufzeichnungen, in welchen sie neben der Umgestaltung aller rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Verbindung sämmtlicher Bauernheere unter einander, die Taktik gegenüber den geistlichen und weltlichen Fürsten, die Stellung zum Kaiser in Betracht ziehen. Weigant denkt einmal an eine Regelung der inneren Fragen durch das Reichsregiment, welchem zu diesem Zweck je zwölf vom Adel, den Städten und den Bauern und sieben evangelische Lehrer beizugeben wären; beide erwägen die Möglichkeit die weltlichen Herren für ihre Ausfälle an Steuern und Abgaben aus den geistlichen Gütern zu entschädigen, während dann wieder Weigant vorschlägt zunächst alle geistlichen Fürsten auf Grund der zwölf Artikel, wie das Erzstift Mainz (S. 491), in „gemeiner Haufen, der Bürger und Bauern Bündniß und Einigung" zu nötigen und dem Kaiser zu schreiben, die ganze Bewegung habe kein andres Ziel, als zwei alte Wünsche des Kaisertums, christliche Reformation und Gehorsam der Fürsten gegen das Reich, zu verwirklichen. Fürsten, Adelige und Reichsstädte, meint er, würden dem Vorgang der Geistlichen folgen, Fürsten, welche nachher den Bund wieder brechen wollten, von ihrem eigenen Volk totgeschlagen werden. Es existirt ein Schreiben von ihm, worin er Adel und Städter, bei welchen sie „dennoch viel christlicher Lieb und Treu, auch des Gottesworts Förderung verstanden" hätten, als Bundesgenossen gegen die Fürsten anruft. Wir wissen leider nichts Näheres von der Zusammensetzung und Tätigkeit der nach Heilbronn verlegten Kanzlei der Bauernheere; der geplante Kongreß, auf welchen auch die Oberschwaben, Elsässer und Rheinländer Vertreter schicken sollten, wurde schon durch die ungünstige Wendung der kriegerischen Ereignisse hinfällig, wie auch ein von Hauptleuten und Räten des fränkischen Heeres auf den 1. Juni nach Schweinfurt ausgeschriebener

Landtag bereits in eine Zeit fiel, in welcher es die eingeladenen Fürsten, Herren und Städte nicht mehr nötig oder geraten fanden sich mit den hart bedrängten Aufständischen einzulassen. Denn auf eine Verstärkung durch nicht-bäuerliche Elemente, besonders durch Adel und Städte, zielten alle diese Schritte der weiter denkenden Bauernführer, die Deklaration der zwölf Artikel sogut wie die späteren Projekte Hiplers und Weigants.

Jener vollständige Entwurf einer Reichsverfassung, der ihnen bei manchen neueren Beurteilern das Lob staatsmännischer Genialität eingetragen hat, ist freilich, wie Hegel nachweist, nichts als eine veränderte Redaktion der früher (S. 463) besprochenen sogenannten Reformation Kaiser Friedrichs III.; über die Herkunft der letzteren besteht aber noch keine Gewißheit und so können wir vorläufig nur annehmen, daß Weigant und Hipler sich dieses ihnen zusagende Programm angeeignet und mit manchen Abänderungen und Zusätzen versehen, auch zum Teil einfacher gestaltet haben. Die gemäßigte Sprache und das Geschick, womit die äußersten Konsequenzen der aufgestellten Sätze verhüllt sind, erinnern an die zwölf Artikel, dagegen fehlt hier der erbauliche und biblische Ton fast ganz und an Stelle der rein agrarischen Tendenz überrascht eine demokratische Staatsauffassung, welche durchweg auf das Ganze gerichtet über die von den Bauern angestrebte wirtschaftliche Freiheit weit hinausgeht und neben voller Gleichheit vor dem Gesetz auch politische Einheit für das neue deutsche Reich fordert. Dieses müßte vor allem aufhören, im alten Sinn ein heiliges Reich zu sein, denn das ganze Projekt ruht auf einer Säkularisation der geistlichen Güter, mit deren Überfluß „alle notdürftigen Menschen und der gemeine Nutz" bedacht werden sollen. Die von der Gemeinde zu wählenden Priester, die allein aus der früheren Unzahl von „Geweihten" übrig bleiben, bekommen ihren anständigen Unterhalt, bleiben aber von jeder politischen und richterlichen Tätigkeit ausgeschlossen. Die Reform der weltlichen Fürsten und Herren verfolgt den Zweck, „damit der arm Mann über christliche Freiheit nicht so hoch von ihnen beschwert werde"; die Standesunterschiede erscheinen keineswegs aufgehoben, wie z. B. die Besetzung der Gerichte eine vierfache Gliederung des Reichs in Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, Städte, Kommunen aufweist, aber einmal wird gleiches Recht und Gericht für alle gefordert und dann sollen sämmtliche Fürsten und Edle „ehrlich ein jeder nach seiner Geburt versehen" werden und „dagegen dem heiligen römischen Reich getreulich vorsein", d. h. sie sollen in Zukunft nicht mehr selbstherrliche Stände, sondern Beamte des Reichs sein. Denn alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Stände, sowie alle Hoheitsrechte und Regalien der bisherigen Stände fallen weg und es bleibt „allein kaiserlicher Schirm und Fried". Überdies spricht die Verpflichtung der Fürsten und Adeligen, sich „göttlich, christlich, brüderlich und ehrlich" zu halten, niemanden unbillig zu beschweren und „das göttliche Wort und Recht zu handhaben", deutlich genug. An Stelle der zahllosen Münzherren tritt ein Reichsmünzsystem mit 20 oder 21 Münzstätten, deren Prägung auf der einen Seite

den Reichsadler, auf der andern das Wappen des Münzherrn zeigen soll. Maß und Gewicht werden ebenfalls einheitlich geregelt. Zölle, Geleitsgelder, direkte und indirekte Steuern jeder Art hören auf, soweit sie nicht für den gemeinen Nutzen unentbehrlich sind; nur dem Kaiser soll nach Matth. 22 alle zehn Jahre seine Steuer zu Teil werden. Die Gerichte werden unter Beseitigung der bisher geltenden Rechte auf Grund des göttlichen und natürlichen Rechts derart organisirt, daß unter dem Kammergericht vier Hofgerichte, unter diesen je vier Landgerichte, unter diesen wieder je vier Freigerichte stehen und über den untersten, den Stadt- und Dorfgerichten, einen geregelten Instanzenzug bilden; die Besetzung mit je 16 Personen geht durch und ist wie oben berührt nach Ständen gegliedert, wobei die höheren Richterstellen dem Adel vorbehalten bleiben. Doktoren des römischen Rechts sollten nur noch an den Reichsuniversitäten geduldet und keinenfalls bei den Gerichten zugelassen werden. Von der Reform aller Städte und Gemeinden „zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit" war schon oben (S. 463) die Rede; charakteristisch für die Redaktion der Bauernführer ist der hier angebrachte Zusatz, daß alle Bodenzinsen mit dem zwanzigfachen Betrag ablösbar sein sollten.

Bei aller scheinbaren Bewahrung der alten ständischen Unterschiede ist der demokratische und sozialistische Zug dieses Entwurfs wohl zu erkennen. Wie bei den zwölf Artikeln läßt auch hier das Prinzip des göttlichen oder natürlichen Rechts, der christlichen Freiheit einer Weiterentwicklung den ausgedehntesten Spielraum und wie sich die Aufständischen das künftige Kaisertum dachten, davon haben wir mehrfache Proben gesehen. Und dennoch sind die Ideen dieser süddeutschen Volksführer immer noch gemäßigt zu nennen, wenn wir sie neben jene Zukunftsträume halten, wie sie im Kopf eines Gaißmayr oder gar eines Münzer lebten. Gaißmayrs Entwurf einer Landesordnung, der vom Januar 1526 datirt ist, zieht die äußersten Konsequenzen eines streng agrarischen Sozialismus; nirgends wird der Grundsatz einer „ganzen Gleichheit" so unbarmherzig geltend gemacht wie in der Forderung des Tyroler Demagogen, es sollten alle Schlösser und alle städtischen Ringmauern fallen „und hinfür nimmer Städte, sondern Dörfer sein", damit keiner sich höher oder besser dünke als der andere. Diese Gleichheit läßt sich natürlich nur behaupten, indem eine starke Regierung dem Volk die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, mit Ausnahme der gewöhnlichen Rechtspflege, aus der Hand nimmt und z. B. nicht nur das Hütten- und Bergwesen, sondern Handel und Industrie überhaupt dem Staatsbetrieb vorbehält; auch eine Hochschule, die sich ausschließlich biblischen Studien zu widmen hat, wird an den Sitz der Regierung verlegt und stellt für diese die geistlichen Mitglieder. Charakteristisch ist das Verbot der Kaufmannschaft, „auf daß sich mit der Sünde des Wuchers niemand beflecke", wogegen Viehzucht, Feld- und Weinbau durch Austrocknen sumpfiger Strecken und andere Meliorationen des Landes gehoben werden sollen. Wie schon im Heilbronner Entwurf, so

sehen wir auch hier trotz aller Bezugnahme auf die rechte Predigt des Worts die weltlichen, hier zumal wirtschaftliche Interessen als das eigentliche Arbeitsfeld des nach biblischer Norm aufzurichtenden Zukunftsstaats hervortreten. Diese evangelische Bauernrepublik mit ihren Volksgerichten und ihren Staatsmonopolen gemahnt in einzelnen Zügen an die Phantasien eines S. Just und Babeuf, aber wir brauchen nicht so weit in folgende Jahrhunderte zu greifen, wenn wir uns an die sozialistischen und kommunistischen Ideen der Renaissanceliteratur erinnern. Thomas More's Utopia macht den Landbau für alle obligatorisch, gestattet nur die ganz unentbehrlichen Zweige des Handwerks und beseitigt allen Binnenhandel, während den notwendigen Tauschverkehr mit dem Ausland der Staat besorgt. Und selbst Erasmus hält die Gütergemeinschaft wenigstens für ein Postulat des wahren Christentums (vgl. S. 233 f.). War doch diese Anschauung nichts Neues, vielmehr schon den Kirchenvätern geläufig; für den Humanisten berührte sich hier wie an so mancher anderen Stelle Platonisches und Christliches. Den Revolutionären von 1525 lag freilich der platonische Staat fern genug; bei ihnen tragen die kommunistischen Ideale eine biblische oder mystische Färbung wie in der Hussitenzeit.

Stärker als bisher drängt sich die Erinnerung an den tschechischen Radikalismus des XV. Jahrhunderts auf, wenn wir unsere Aufmerksamkeit der mitteldeutschen Bewegung zuwenden, deren Führer Thomas Münzer in der Tat den Vergleich mit den absonderlichen Erscheinungen des Taboritentums herausfordert. Man hat auch in der süddeutschen Bewegung den Einfluß des Mühlhäuser Propheten zu erkennen geglaubt, zumal jene denkwürdige Brandschrift auf ihn zurückzuführen gesucht, welche sich „an die Versammlung gemeiner Bauerschaft in hochdeutscher Nation und viel anderer Ort" wendet, und als ihre Urheber wohlmeinende oberländische Mitbrüder angibt. Von einer Autorschaft Münzers kann nicht die Rede sein, aber hier weht freilich ein anderer Geist als in den übrigen Äußerungen süddeutscher Bauernführer. Die ausgesprochene Tendenz, den Bauern jede Neigung zum Frieden und gütlichen Austrag zu verleiden, begnügt sich nicht mit einem höchst wirksamen Ausmalen herrschaftlicher Unbarmherzigkeit und Unverbesserlichkeit, sondern führt auch zu einer unverhüllten Predigt der Volkssouveränetät, für deren gutes Recht nicht nur Sprüche der „göttlichen Juristerei", sondern auch Beispiele aus der Geschichte, zumal die römische Republik und die „von dreien einfältigen Bäuerlein" gegründete Eidgenossenschaft eintreten müssen. Nirgends ist der tiefeingewurzelte Haß des armen Mannes gegen „die Stecher und Renner, die Spieler und Bankettirer, die da völler seind denn die kotzende Hund", nirgends ist die Erbitterung gegen Fürsten und Herren mit so furchtbarer Kraft laut geworden wie in diesem Erguß eines offenbar humanistisch gebildeten Verfassers, der den Bauern eine militärische Organisation mit Centurionen und „Prinzen" (principes) vorschlägt. Die Erbmonarchie wird ausdrücklich verworfen, obwohl es einzelne Ausnahmen von der Regel gebe wie Friedrich von Sachsen und Philipp von Baden; die „Landschaft oder

Gemeinde" hat natürlich Macht den erwählten Herrn, falls er sich als schädlich erweist, abzusetzen. „Nun diesen Moab, Agag, Achap, Phalaris und Nero aus den Stühlen gestoßen, ist Gottes höchstes Gefallens. Die Schrift nennet sie nicht Diener Gottes, sondern Schlangen, Drachen und Wölfe. Wohlan, vielleicht ist für die Ohren kommen des Herrn Sabaoth so ernstlich das kläglich Rufen der Einernter und das Geschrei der Arbeiter, daß ers so gnädiglich erhöret hat, daß der Schlachttag soll angehen über das gemästete Vieh, die ihre Herzen geweidet haben mit allem Wollust in des gemeinen Manns Armut, Jakobus am Fünften."

Das lautet schon taboritisch genug, aber einen rein theokratischen Charakter trägt die deutsche Revolution doch nur in den türingischen und sächsischen Landen. Hier hatte der agrarischen Bewegung die städtische seit Jahren vorgearbeitet; wir kennen die Pfaffenstürme in Erfurt und Gotha, die kommunistischen Regungen in Langensalza, vor allem die Wirksamkeit eines Pfeiffer und Münzer in Mühlhausen, wo die Bauern der Umgegend nur durch Drohungen und Gewaltmaßregeln zum Anschluß an die Bewegung gebracht werden konnten. Es lag eine furchtbare Symbolik darin, wenn Münzer und Pfeiffer sich ein rotes Kreuz und ein bloßes Schwert vortragen ließen; nach wiederholten Krawallen und Bilderstürmen gelang es ihnen im März 1525 den alten Rat zu stürzen und mit einer neuen Regierung meist aus „Armen und Grundabenteurern" das kommunistische Gottesreich auf Erden zu organisiren, welches als Ideal schon den chiliastischen Schwärmern der Hussitenzeit vorgeschwebt hatte und nachmals unter den münsterischen Wiedertäufern zu grauenvoller Wirklichkeit werden sollte. Der Deutschordensherr Johann Laue, der gleich manchen hussitischen Eiferern täglich Kommunion hielt, erklärte alle Güter für gemein, die Fürsten für Gänselöffel, Tilltappen und Schindhunde. Münzer selbst predigte ebenfalls gegen „die Abgötter in Häusern und Kasten", Kleinodien, Silberwerk und bares Geld, aber sein Lieblingsthema war der Streit des Herrn, die Ausrottung aller Gottlosen, wie er sie in seinem berüchtigten Schreiben an die Mansfelder Bergleute fordert: „Lasset euch nicht erbarmen, ob auch der Esau gute Worte vorschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Sie werden euch so freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laßt es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat, 5. Buch Mosis 7. Uns, uns hat er auch offenbaret dasselbe. — Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden. — Gott geht euch für, folget." Wie eintönige Hammerschläge fallen die kurzen Sätze, jede Regung der Menschlichkeit zermalmend; wir hören, daß nach Münzers Predigten Chöre von Jünglingen und Mädchen die Verheißung Jehovahs an die Söhne Judas anstimmten: „Morgen werdet ihr ausziehen, und der Herr wird mit euch sein." Der Prophet, der von der Rolle eines Moses oder Gideon träumte, liebte es, die bewaffneten Brüder zu mustern und draußen im Feld vom Sattel herab zu predigen; mit langen

Bärten und „gesalzenen" Gesichtern umstanden ihn seine Getreuen. Am 26. April 1525 zogen sie aus, „mit einem weißen Fähnlein, darin stand ein Regenbogen".

Münzer war aber keineswegs der Mann, die wilden Elemente, die er so meisterlich zu entfesseln verstand, auch zu beherrschen; wie schon den Auszug der Mühlhäuser nicht er, sondern der energische Pfeiffer veranlaßt hatte, so minderte sich Münzers Ansehen draußen unter den zuchtlosen Haufen, deren Exzessen er manchmal vergebens zu wehren suchte. Aber auch hier in Mitteldeutschland war der Mangel einer centralen Leitung kein Hinderniß für das rasche Umsichgreifen der Revolution. Im Stift Fulda, wo die Empörer den Coadjutor Johann von Henneberg zwangen, sich nicht mehr „Kuhhäuter", sondern „Fürst in Buchen" zu nennen und die zwölf Artikel anzunehmen, im Hersfeldischen, in den benachbarten Grafschaften, in Hessen und Braunschweig, im herzoglichen und im kurfürstlichen Sachsen, überall loderte es empor; am 28. April rückten 5000 Bauern in Erfurt ein, nachdem der Rat die Sicherheit der Bürgerschaft und ihrer Habe durch Preisgebung der Kirchen und geistlichen Häuser erkauft hatte. Die „Erlösung der ganzen Welt", wie der Schösser zu Alstedt schrieb, schien bevorzustehen; „es hat diese Gelegenheit in ihrem Tun, daß kein Fürst, Graf, Edelmann oder andere ansehnliche Leute, die in Gewalt auf Erden gesessen, vor ihnen bleiben sollen, müssen alle herunter." Wer bei den Heeren Gnade finden wollte, der mußte vor den christlichen Brüdern zu Fuß „auf gleicher Erde stehen". Man muß die Briefe lesen, die Münzer noch am 12. Mai den Grafen Albrecht und Ernst von Mansfeld zugehen ließ; da erscheint neben alttestamentlichen Schlagworten die Verkündigung der Volkssouveränetät, „wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat". Dem katholischen Grafen Ernst wird mit Vernichtung gedroht, wenn er sich nicht sofort unterwerfe; „siehe an, du elender dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volkes gemacht, welches Gott mit seinem teuren Blut erworben hat?" Noch heute wollen sie Antwort oder ihn im Namen Gottes der Heerschaaren heimsuchen. „Ich fahre daher. Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis." Er ermahnte die Erfurter, sie sollten mit ihnen den Reigen treten. „Das ganze Deutsch-Französisch- und Welschland ist erregt", heißt es in einem seiner Briefe.

Wenn solchen großen Worten ein fester Zusammenhang zwischen den weithin zerstreuten Bauernheeren entsprochen hätte, dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die deutsche Aristokratie, fürstlich oder nicht, gezwungen worden, irgendwie mit der Revolution zu paktiren. Denn auch unter den Fürsten und Herren fehlte es an kräftiger Einheit der Entschlüsse und Maßregeln und überdies waren manche von ihnen wenigstens für den Augenblick durch Verträge mit den Aufständischen gebunden. So hatten, abgesehen von der Unterwerfung einer Menge kleinerer Herren und Klöster, nicht allein das Erzstift Mainz, der Bischof von Speier, die fränkischen Bistümer, der deutsche Orden zu Mergentheim, sondern auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz (8. Mai)

und Markgraf Philipp von Baden (22. Mai), später noch Markgraf Ernst den Weg des Vergleichs mit den Bauern beschritten, während der schlaue Brandenburger Kasimir den fränkischen Heeren seinen Eintritt in die Verbrüderung solange in Aussicht stellte, bis das Übergewicht der fürstlichen Waffen gesichert schien. Die größten Hoffnungen setzten aber die Bauern auf Kurfürst Friedrich von Sachsen, als einen „Vater aller Evangelischen"; es war wohl in erster Linie sein Verhältniß zu Luther, welches ihm dieses Vertrauen schuf, aber es mochte auch der Ruf von seiner Milde über die Landesgrenzen hinaus sich verbreitet haben. Seit den Forchheimer Unruhen (S. 464) ging das Gerücht nicht aus, Kursachsen begünstige die Sache der Bauern; selbst jenes wilde Pamphlet der „oberdeutschen Brüder" (S. 496) sonderte ihn als einen wahrhaft christlichen Fürsten ehrerbietig von seinen Standesgenossen und noch an seinem Todestag schrieb der Schösser zu Allstedt, die Bauern wollten unter allen Fürsten nur ihn verschonen, wenn er die Beschwerden abtun und in ihre Artikel willigen werde. Und der weise Friedrich, welcher von jeher Härte gegen die armen Leute als sicheres Zeichen eines schlechten Charakters betrachtet hatte, wahrte seine Humanität auch mitten im Tosen der Empörung. Man mag über die oft zu Tage tretende Unschlüssigkeit des Regenten urteilen, wie man will: immer bleibt dieser alte Fürst, der im Angesicht der Revolution nicht aus elender Furcht, sondern im Bewußtsein einer schweren Verschuldung der Herrschenden zur Güte redet, eine ehrwürdige und rührende Erscheinung. Mit jener an Fatalismus streifenden Ruhe, die ihm eigen war, sprach er von der Möglichkeit eines Sieges der Empörung; „will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und daß es zu seinem Lob nicht vorgenommen, wird es bald anders." Es sollte ihm erspart sein durch die Ereignisse aus den Gedanken der Resignation und des Friedens gerissen zu werden, welche sein Sterbelager all dem „wüsten Wesen" draußen entrückten. Seine Diener bat er noch um Verzeihung; „wir Fürsten tun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt". In letzter Stunde nahm er, der Zeitlebens sich gegen die praktische Durchführung der von ihm geschützten Reformation gesträubt hatte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Als er am 5. Mai zu Lochau verschied, näherte sich die Revolution eben ihrem Höhepunkt. In Frankreich, in den Niederlanden, in Italien sprach man vom drohenden Einmarsch der Bauern; es hieß, sie wollten gegen die Pfaffen ziehen bis nach Rom. Eine erregte Phantasie glaubte das Dröhnen der Revolution bereits aus dem fernsten Osten und Westen zu vernehmen; man fabelte von einer großen agrarischen Bewegung in Spanien und verbreitete glaubliche Berichte, „wie in der Türkei sich die Bauerschaft derselben Art auch empört wider den Adel daselbst sammt ihrer Oberkeit".

Unwillkürlich sucht inmitten all dieser Wirren unser Blick die Gestalt Luthers. Er, der Abgott einer Nation, konnte doch seine Hülfe in solchen Tagen der schwersten Not unmöglich versagen. Wir sahen, wie die Bauern nach ihm als nach dem vornehmsten Kündiger des göttlichen Rechts ausblickten, wie die Feinde der neuen Lehre ihm die Schuld der ungeheuern Katastrophe aufbürden wollten. Und Luther erhob in der That seine Stimme mit einer Furchtbarkeit, wie niemals zuvor oder hernach. Sein alter Mut hatte ihn nicht verlassen und sehr mit Unrecht suchten manche Gegner sein Verhalten im Bauernkrieg als ein zweideutiges zu brandmarken, während er vielmehr ganz seiner schon früher geäußerten Überzeugung gemäß erst beiden Parteien ihr Unrecht vorhielt, um dann die volle Kraft seiner Leidenschaft gegen die siegreich vordringende Revolution zu kehren. Aber es war doch eine traurige Rolle für den größten Sohn des damaligen Deutschlands, einer Reaktion, die an Unmenschlichkeit ihres Gleichen sucht, als Herold und Wegbereiter zu dienen. All seine Ehrlichkeit und Unerschrockenheit vermag die Tatsache nicht aufzuwiegen, daß er für den eigentlichen Kern der Bewegung kein Verständniß und von seinem eigenen Anteil an der Erregung der Massen kein Bewußtsein hatte.

Schon seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" zeigte deutlich genug, daß er zum Friedensstifter durchaus nicht geschaffen war. Mit unwiderleglicher Klarheit wird ausgeführt, daß weder die Herren noch die Bauern rechte Christen, daß auf keiner von beiden Seiten das volle Recht zu finden sei. Luther sucht vor allem die Bauern davon zu überzeugen, wie sowohl der Inhalt ihrer meisten Beschwerden als ihr gewaltsames Vorgehen mit dem von ihnen im Mund geführten Evangelium im schreiendsten Widerspruch ständen. „Den christlichen Namen, sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens; den will ich euch nicht lassen noch gönnen. — So soll und muß euer Titel und Name dieser sein, daß ihr die Leute seid, die darum streiten, daß sie nicht Unrecht noch Übels leiden wollen noch sollen, wie das die Natur gibt." Er traf damit den Nagel auf den Kopf, aber so wenig er den Bauern die Berufung auf Bibelstellen zulassen will, so wenig hätte er seinerseits für die Berechtigung oder gar Notwendigkeit der Leibeigenschaft das Evangelium anziehen sollen. Damit war doch die gewaltige Krisis nicht abzutun, daß man beide, Tyrannen und Rotten, für Gottesfeinde erklärte und nur obenhin verlangte, die Streitenden sollten sich gegenseitig einige Zugeständnisse machen. Und mit jener völligen Gleichgültigkeit gegen allen rechtlichen und materiellen Druck, die Luther vom Christen fordert, stimmten doch seine eignen scharfen Auslassungen über den unerträglichen Mutwillen und die gewissenlose Finanzwirtschaft der Obrigkeiten keineswegs überein. Wenn er den Fürsten zuruft, nicht die Bauern, sondern Gott selber setze sich wider sie und man könne, wolle und solle ihre Wüterei nicht ferner dulden, wenn er aus den Zeichen am Himmel und Wundern auf Erden das Gottesgericht

über die Herren verkündet und ihnen als unverkennbaren Tyrannen die Lehre der Geschichte vorhält, „wie die Tyrannen selten am trocknen Tod sterben, sondern gemeiniglich erwürgt worden sind und im Blut umkommen," so entsprach das völlig seinen früheren Warnungen. Den schroffen Widerspruch zwischen Tendenz und Sprache, welchen Luther mit Recht den evangelischen Haufen vorwarf, hätte er auch in seinen eignen Schriften gegen die Revolution finden können. Natürlich verhallte die „Ermahnung" im Sturm und bei einer Reise nach dem Harz und durch Türingen mußte Luther die bittere Erfahrung machen, daß an dem erregten Landvolk die Macht seines Wortes verloren war. „Es steckt tief in uns," klagte er kurz nachher in einer Predigt, „daß wir gern sehen, daß uns die Leute günstig sind." Aber um so fester wurzelte in ihm die Überzeugung, daß vom Aufruhr nie und nimmer Gutes kommen könne, daß die Bauern nichts anderes als verstockte Werkzeuge des Teufels und der jüngste Tag vor der Türe sei. Aus solcher Stimmung heraus entstand seine entsetzliche Schrift „wider die mordischen und reubischen Rotten der Bauern"; niemals ist die Ausrottung der als „Höllenbrände" und „Teufelsglieder" gebrandmarkten Gegner mit größerer Unbarmherzigkeit gepredigt, niemals die Heiligung der Mittel durch den Zweck unbefangener ausgesprochen worden. Denn die Frage, auf welcher Seite das bessere Recht sei, hatte sich für Luther rasch genug entschieden, als die Bauern, statt sich eines Besseren belehren zu lassen, die Waffen in der Hand behielten und die augenblickliche Notlage der Herren ausnützten, um ihre Forderungen bis zur völligen Freiheit und Gleichheit zu steigern. Der Reformator sah eine Ordnung Gottes auf Erden, den Staat in seiner Existenz bedroht und damit eine unentbehrliche Grundlage seines Werks angetastet. Im Namen des verletzten Rechts und im Namen des von den Bauern mißbrauchten Evangeliums fordert er dazu auf, die Empörer totzuschlagen wie tolle Hunde. „Drum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teufelischers sein kann denn ein aufrührischer Mensch." Die Obrigkeit vollends muß „mit gutem Gewissen dreinschlagen, weil sie eine Ader regen kann. — Solche wunderliche Zeiten seind itzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, baß denn andere mit Beten." Wer auf fürstlicher Seite fällt, stirbt den seligen Tod des Märtyrers; wer drüben umkommt, der fährt zum Teufel.

In dieser wilden Predigt des „Schwerts und Zorns" verschwinden die wenigen Sätze, die von einem letzten Anerbieten zum Vergleich oder von der Befreiung der gezwungenen Teilnehmer des Aufstands reden. Und wir haben es nicht etwa mit einer vorübergehenden Aufwallung der Leidenschaft zu tun; Luther, der zeitlebens die Bauern mit Geringschätzung und Abneigung betrachtet hat (vgl. S. 264), stand auch nachher fest zu seinen Worten und wurde nicht müde zu wiederholen, daß man Aufrührer ohne alles Erbarmen erwürgen und die niederen Stände überhaupt so scharf als möglich in Zucht halten müsse. „Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt

regiert sein," dahin ging seine Meinung, wie er einmal später geradezu bedauerte, daß die widerhaarigen Dienstboten nicht mehr nach dem Vorbild der Patriarchenzeit als „leibeigene Güter wie ander Vieh" behandelt werden könnten. Und dem sächsischen Ritter Einsiedel, welchem die Belastung seiner Bauern mit Frohndiensten Gewissensbeschwerden verursachte, suchten Luther, Melanchthon und Spalatin einstimmig solche törichte Gedanken auszutreiben; Spalatin empfahl gegen Anfechtungen dieser Art „ein liebes Trostpsalmlen zur Hand zu nehmen". Melanchthon aber hatte noch während des Bauernkriegs für den Pfälzer Kurfürsten eine Widerlegung der zwölf Artikel verfaßt, welche in einer bis dahin kaum erhörten Weise das unumschränkte Recht der Staatsgewalt und die unbedingte Gehorsamspflicht der Untertanen entwickelte. Die Obrigkeit kann nach seiner Ansicht Abgaben verlangen, soviel sie will, ohne über die Verwendung derselben irgend welche Rechenschaft schuldig zu sein; sie darf auch Gemeindebesitz wegnehmen. Vollends in Sachen der Rechtspflege soll sie Freiheit haben ganz nach Belieben zu strafen. Melanchthon findet die Leibeigenschaft eher noch zu mild für „ein solch wild ungezogen Volk, als Teutsche sind," und empfiehlt namentlich eine schärfere Handhabung der Strafgewalt. Dieser letzte Wunsch sollte bald in überreichem Maß erfüllt werden; die Reformation Luthers aber hatte von jetzt ab mit einem großen Teil ihrer eignen Vergangenheit gebrochen, und so entschieden sie jede Vermischung ihres Evangeliums mit den „fleischlichen" Gedanken des gemeinen Mannes und jede Verbindung ihres eignen Schicksals mit der Sache der Revolution von sich wies, so gewiß mußte sie diese ihre Rettung aus der unabwendbaren Katastrophe mit einer ungeheuern Einbuße an Sympathien erkaufen. Die Masse der Niedrigen, Armen und Gedrückten wandte sich ab von dem großen Sohn des Volks, dessen Herz über ihrer religiösen Verwahrlosung blutete, aber alle Unvollkommenheiten und alles Unrecht des „weltlichen Reichs" nur als wohlverdiente göttliche Strafe ansah. Luther selbst glaubte den Vorwurf der Unbarmherzigkeit, der sich gegen ihn erhob, durch den Hinweis darauf zu entkräften, daß er den Obrigkeiten empfohlen habe nach dem Krieg Schuldigen wie Unschuldigen Gnade zu erzeigen. Aber trotzdem und trotz seiner heftigen Äußerungen über die blutgierigen und schamlosen Bestien, Wölfe, Säue, Bären und Leuen unter den Herren hinterläßt doch dieser Kampf des Reformators gegen die Revolution einen höchst unerfreulichen Eindruck.

Es bedurfte wahrlich nicht solches Anspornens, um die Fürsten und Herren zur energischen Niederwerfung des Aufruhrs zu treiben. Nachdem sie überhaupt einmal das ursprüngliche Gefühl des Schreckens und der Ratlosigkeit überwunden hatten, gelang es rasch genug mit keineswegs gewaltigen Streitkräften eine Reihe von vernichtenden Schlägen gegen die zerstreuten und schlecht disziplinirten Heere der Aufständischen zu führen. Das erste Zeichen einer entscheidenden Wendung gab der bewährte Führer der schwäbischen Bundestruppen, Georg Truchseß, der am 12. Mai die würtembergischen Bauern

zwischen Böblingen und Sindelfingen nach hartem Kampfe aufs Haupt schlug. Die Stadt Weinsberg wurde mit allem Inhalt an Geräten und Vieh nebst fünf umliegenden Dörfern niedergebrannt, ein paar Hauptteilnehmer jenes Blutgerichts vom Ostersonntag an Bäume gekettet und langsam gebraten. Gleichzeitig erlag Thomas Münzer mit 8000 Mann bei dem Städtchen Frankenhausen fast ohne Widerstand einem an Zahl schwächern, aber wohlgerüsteten Heer, welches Landgraf Philipp, Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und Albrecht von Mansfeld aufgebracht hatten (15. Mai). Münzers Bemühungen, seine hinter einer Wagenburg verschanzten Banden zu hussitischer Todesverachtung zu entflammen, hielten nicht vor; als die Kugeln in ihre Reihen schlugen und die Reiterei ansprengte, wandten sich die ans Klosterstürmen gewohnten Haufen zur Flucht. Zu Tausenden fielen sie unter den Streichen der Verfolger; in Frankenhausen wurde, wie der Landgraf berichtet, „wer darin von Mannspersonen erfunden, alles erstochen". Der Prophet selbst, aus seinem Versteck gezogen, kam auf die Folter und gab, vielleicht von Qual und Angst getrieben, vielleicht auch durch das Gottesurteil der Schlacht innerlich erschüttert, den bisherigen Inhalt seines stürmischen Lebens als eine ungeheure Verirrung preis. Um als ein wahres und versöhntes Glied der gemeinen christlichen Kirche zu sterben, nahm er das Abendmahl unter einer Gestalt; es war ein großes Zugeständniß der barbarischen Strafjustiz, daß sie sich bei einem so hervorragenden Opfer mit Enthauptung begnügte, aber Münzers letzte Augenblicke scheinen ihn als einen gründlich gebrochenen Mann gezeigt zu haben. Mühlhausen mußte sich in den Schutz des Kurfürsten Johann von Sachsen, des Herzogs Georg und des Landgrafen ergeben und außer einer starken Brandschatzung Geschütz, Vorräte, den ganzen Stadtschatz ausliefern, zudem die Plackereien des benachbarten Adels über sich ergehen lassen. Denn die Herren verstanden sich mindestens so gut wie die Bauern aufs Plündern und Brennen; „seid ihr noch martinisch?" rief ein Vogt zu Scharfenstein den armen Leuten von Lengefeld zu; „wir wollen euch lutherischen Buben jetzt lehren," worauf er ihnen die Kirche ausraubte und das Dorf anzündete.

Wie vorher die Wogen der Empörung so wälzte sich jetzt mit grauenhafter Eintönigkeit die Flut der fürstlichen Rache von Land zu Land; diese rohe Generation begnügte sich nicht mit den unvermeidlichen Schrecken, wie sie der Krieg mit sich brachte, sondern weidete sich noch Monate nach dem Sieg an dem, was damals Gerechtigkeit hieß. Ganz im Stil eines Kreuzzuges faßte der streng katholische Herzog Anton von Lothringen seine Heerfahrt gegen die elsässischen „Lutheraner"; Wallfahrten wurden für den glücklichen Ausgang des Unternehmens veranstaltet und die Seele eines von den Bauern erschlagenen Anführers flog nach der Ansicht eines gleichzeitigen Berichterstatters „in den Himmel unter die Märtyrer und Ritter, welche für den Glauben unseres Herrn Jesus Christus in ihrem Leben Leib und Gut geopfert haben". Als man die Einschließung des Bauernheers in Zabern bewerkstelligt hatte,

sammelten sich die Prinzen und Edeln zu einer Dankfeier in der mit heiligen Bildern ausgeschmückten Kapelle des Lagers. Nachdem ein Entsatzheer im Dorf Lupfstein vernichtet und von den wilden Stratioten gegen Weiber und Kinder gräßlich gewütet worden war, ergaben sich die Eingeschlossenen, aber bei ihrem Auszug am 17. Mai wurden die wehrlosen Bauern von den begleitenden Landsknechten niedergemacht und das Gemetzel, das wirklich an die Taten der alten Kreuzfahrer erinnert, auf die städtische Bevölkerung ausgedehnt; unter den Toren lagen die Erstochenen so dicht übereinander, daß man nur „mit Arbeit" über sie weg einreiten konnte. Ein Bericht meldet von nicht ganz 18000 Begrabenen, welche man in die noch heute sogenannte Ketzergrube warf, aber die Zahl der Getöteten war größer. Noch gab es einen harten Kampf bei Scherweiler (21. Mai); auch hier deckten die Bauern nach Tausenden die Walstatt. Allgemein sprach man davon, daß die Stadt Straßburg wegen ihrer Mitschuld an der Revolution gezüchtigt werden solle.

Es war doch von entscheidender Wichtigkeit, daß den Bauernheeren keine von den großen Reichsstädten die Tore geöffnet hatte. So wußte namentlich der Nürnberger Rat mit nicht geringer Geschicklichkeit trotz der in der Stadt vorhandenen Gährung und der bedrohlichen Nähe der fränkischen Revolutionsschaaren eine unabhängige Stellung zu behaupten. Zwischen den Anforderungen des schwäbischen Bundes, dem sie ihr Kontingent stellten, den Anträgen der Bauern und der höchst verdächtigen Freundschaft des Markgrafen Kasimir wanden sich diese vorsichtigen Politiker glücklich durch, und wenn sie dem Bund einmal erklärten, „der Markt und die Not" habe sie gezwungen Einkäufe der Bauern in ihrer Stadt zuzulassen, so hielten sie doch tapfer Stand, als die Bauern ihnen einen gemeinsamen Zug gegen ihren alten Feind, den Markgrafen vorschlugen. „Trotzig, prächtig und stolz, als ob die Welt ihr eigen sei," verließen damals die Gesandten das Nürnberger Rathaus; nun solle, meinten sie, im ganzen Land kein Haus mehr bleiben, das besser sei als ein Bauernhaus. Aber inzwischen rächte sich jene verkehrte Politik, welche die besten Kräfte der Revolution vor dem Würzburger Bergschloß festhielt und vergeudete. Denn die kleine Besatzung des Marienbergs, dessen Verteidigung der tapfere bischöfliche Hofmeister Sebastian von Rotenhan leitete, schlug verschiedene Stürme energisch ab; es hatte „gar ein düsterlich seltsames Ansehen", wie im Dunkel der Nacht vom Schloß her die Schüsse aufblitzten und Feuerwerk aller Art, Pechkränze und Schwefelkrüge dem Stürmenden auf die Köpfe flogen. Ohne Erbarmen ließ die Besatzung die Schwerverwundeten, die im Graben liegen blieben, „umkriechen und ächzen, bis sie vergingen". So gewannen die siegreichen Truppen des schwäbischen Bundes Zeit, sich mit den pfälzischen und trierischen Streitkräften zu vereinigen, welche Kurfürst Ludwig nach leichter Überwältigung der in Bruchsal liegenden Haufen heranführte. Über 10000 Mann stark trafen sie am 2. Juni bei Königshofen an der Tauber auf die Neckartaler und Odenwälder, die von Würzburg aufgebrochen waren den Feinden zu begegnen. Es war ein übler Anfang, daß schon vor

dem Zusammentreffen Götz von Berlichingen sich aus dem Staub machte. Obwohl mit stattlichem Geschütz versehen — es wurden 49 Büchsen auf Rädern erbeutet — kamen doch die Bauern vor dem ersten Angriff der Reiterei ins Weichen; man hielt mit den Flüchtigen „ein weidlich Gehetz, gleich wie ein Schweinhatz", obwohl sie sich im nahen Wald nicht ohne Erfolg zur Wehre setzten und eine kleine tapfere Schaar sich lange gegen die herandringenden Landsknechte hielt. Noch standen die übrigen von Würzburg abmarschirten Haufen bei Sulzdorf hinter einer mit Büchsen wohl „unterspickten" Wagenburg, unter ihnen Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar, aber auch hier genügte das Anreiten der pfälzischen Schützen, um die wildeste Flucht zu entfesseln; „stach ein Reiter allein zehn oder mehr Bauern, die bei einander standen, deren keiner sich wehrte" (4. Juni). Nur eine kleine Zahl von einigen hundert Mann verteidigte sich heldenmütig in der Schloßruine Ingolstadt gegen die zu Fuß anstürmenden Reiter, die erst beim dritten Anlauf und nach schweren Verlusten dieser verzweifelten Leute Herr wurden. Florian Geyer schlug sich mit Wenigen durch, um kurz darauf im Limburgischen den Tod des Kriegsmanns zu sterben. Als die Fürsten vor Würzburg alle Trompeter aufblasen und die Heerpauken schlagen ließen, da sank den Bürgern und Bauern in der Stadt ihr Mut; sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Auch die Rotenburger „krochen zum Kreuz". Auf dem Rückweg vernichtete Kurfürst Ludwig die Aufständischen, die in der linksrheinischen Pfalz übel gehaust und in ihrem Übermut eine Gräfin von Westerburg gezwungen hatten ihnen zu kochen und aufzutragen. Sie stellten sich vor Pfeddersheim zum Kampf, der wie fast überall rasch in Flucht und Gemetzel überging (23. Juni). Als nach Übergabe der Stadt die ausziehenden Bauern gegen das Verbot in ihrer Todesangst zu fliehen versuchten, wurden von den Reisigen „in einem Augenblick" über 800 Wehrlose niedergemacht.

Ende Juni war die Revolution im südlichen und mittleren Deutschland fast ganz erdrückt; nur in Oberschwaben und in den Alpen wehten noch die Fähnlein der Bauern. Im ernsten Kriegsspiel hatten die improvisirten Heere ebensowenig Stich gehalten wie ihre Führer und Berater auf dem Feld der praktischen Politik. Militärisch fiel besonders das Übergewicht der fürstlichen Reiterei, die man wohl den „Bauerntod" nannte, schwer in die Wagschale; aber auch das Fußvolk, an welchem die Bauern keinen Mangel hatten, war trotz starker Mischung mit kriegserprobten Elementen der gleichmäßigen Schulung einer ganz aus Berufssoldaten gebildeten Truppen auf die Dauer nicht gewachsen. Unter den Landsknechten aber begegnet uns neben häufigen Sympathien für die Sache der Bauern doch auch jenes militärische Standesbewußtsein, welches ein Führer wie der Truchseß bei ihnen selbst im Augenblick des Abfalls noch zu wecken verstand; anstatt abzumarschiren, wie sie gedacht hatten, erklärten sie sich bereit „wider die Bauern und wider die Teufel zu ziehen als die frummen Knecht". Politisch richteten sich die Bauern durch ihr anarchisches und vielfach zielloses Treiben zu Grund; die Führer, obwohl nicht wenige von

ihnen die Notwendigkeit einer festen Organisation vollkommen begriffen, besaßen weder für Aufrechthaltung der Zucht noch für eine selbständige Leitung der Aktionen und Verhandlungen genügende Autorität. Unübertrefflich wahr zeichnen solche elsässische „Hauptleute und Regenten" in einem Schreiben an den Straßburger Rat ihre schwierige Lage, „wie so eine ungewisse Handlung ist, wo mit versammelter großer Meng und Haufen gehandelt wird, und daß ein unverschämter Schreier, dem zehn Unglück lieber ist denn ein Glück, mehr Folg bei uns Unverständigen in unordentlicher Versammlung findt, weder sonst vierzig frommer ehrbarer Leut, die solcher Sach ungewohnt sind, erhalten mögen". Der alte Gegensatz der Landschaften, die partikularistische Gewöhnung hinderte die Vereinigung der verschiedenen Haufen, wie z. B. für die fuldischen Bauern der verspätete Entschluß der benachbarten Bildhauser ihnen zu helfen geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Dagegen erschwerte diese territoriale Zerrissenheit doch auch die vollständige Unterdrückung der Revolution, die sich in Oberschwaben bis zum Winter 1525, in den Alpenländern sogar noch bis zum Sommer 1526 behauptete. Die Allgäuer hielten dem „Bauernjörg", dem gefürchteten Truchseß tapfer Stand, bis er ihnen die Dörfer niederbrennen ließ; auf das Verbot der schwäbischen Bundesräte antwortete er, „wenn sie ihn wollten lernen kriegen, so sollten sie in das Feld ziehen; so wollte er zu Kempten dieweil auf den Pfülben sitzen". Man sprach auch vom Verrat einiger Bauernhauptleute, die sich durch Georg von Frundsberg hätten gewinnen lassen. Noch hartnäckiger waren die Kletgauer und die Stadt Waldshut öffnete ihre Tore erst im Dezember den österreichischen Regenten, mit welchen der päpstliche Gottesdienst wieder einzog; man müsse die Stadt in die Hand bekommen, hatte einer der Regenten gesagt, und ob sie schon an vier eisernen Ketten am Himmel hinge. Erzherzog Ferdinand und die Baiernherzoge hatten übrigens im Bauernkrieg keineswegs ehrliches Spiel getrieben, vielmehr aus der Notlage ihrer Nachbarn Gewinn zu ziehen versucht. Ferdinand ließ sich die Erbhuldigung der Stadt Füssen, die bei ihrem Herrn, dem Augsburger Bischof, keine Hülfe fand, gern gefallen und in Baiern richtete man begehrliche Blicke nach dem Bistum Eichstätt, bis dann sowohl die Wittelsbacher als der Erzherzog durch die Aussicht auf einen weit besseren Fang in Aufregung versetzt wurden. Man scheint am Münchener Hof auf die Salzburger Rebellion weitgehende Pläne gebaut, mindestens an den Erwerb des Erzstifts entweder durch Säkularisation oder durch Ernennung eines bairischen Prinzen zum Coadjutor gedacht zu haben; nicht nur mit den Salzburgern, auch mit den Tirolern wollte Herzog Wilhelm als Friedensstifter anknüpfen. Eck bezeichnete derartige Projekte als „Affenwerk", aber die gewinnsüchtige Rivalität der Baiern und Österreicher, welch letztere bereits salzburgische Gebietsteile an sich nahmen, schien weniger zur Befreiung des belagerten Erzbischofs als zu einem Krieg zwischen den Vermittlern selbst führen zu sollen; Herzog Wilhelm hätte dem Erzherzog gern eine neue „Zerrüttung" in dem kaum beruhigten Tirol angestiftet. Endlich im August kamen

Hülfstruppen vom schwäbischen Bund, aber selbst ein so berufener Kriegsmann wie Georg von Frundsberg hielt es für geratener, mit den Aufständigen, die sich kräftig zur Wehr setzten und in der heimischen „Gebirgswildniß“ eine treffliche Deckung besaßen, gütlich zu handeln. Inzwischen überfiel ein Teil des salzburgischen Bauernheeres zu Schladming einen der verrufensten Bauernfeinde, Sigmund von Dietrichstein, der die steirischen Rebellen mit Böhmen und Husaren zu Paaren getrieben, gespießt, geschunden und gevierteilt hatte; der Unmensch dankte sein Leben nur dem Einspruch der Landsknechte, während seine böhmischen und ungarischen Söldner ihre unaussprechlichen Greueltaten mit dem Kopf bezahlen mußten.

Es gehört wohl zu den widerlichsten Schauspielen, diese Herren, sobald die drohendste Gefahr beseitigt ist, ihren alten selbstsüchtigen Zielen sogar mit Zuhülfenahme der verabscheuten Revolution nachjagen zu sehen. Dagegen regte sich selten genug das Gefühl oder die Einsicht, daß man den Bauern gewisse Erleichterungen, den Besiegten ein gewisses Maß von Nachsicht schuldig sei. Einen nennenswerten Erfolg hatte die Bewegung eigentlich nur in Tirol zu verzeichnen, wo der Erzherzog nach einem sehr stürmischen Landtag zu Innsbruck in eine neue Landesordnung willigen mußte, welche eine ganze Reihe von bäuerlichen Lasten wie den kleinen Zehnten u. a. aufhob oder verminderte, Jagd und Fischfang teilweise freigab, gleiches Maß und Gewicht einführte, gegen „Wucher und Fürkauf“ einschritt. Es kostete den Erzherzog schwere Überwindung, daneben auch eine Ordnung des geistlichen Standes zu gewähren, welche den Klerus in weltlichen Sachen dem weltlichen Richter unterwarf und den Städten und Gerichten das Vorschlagsrecht für erledigte Pfründen übertrug; aber selbst ernsthafte Bedrohung war nicht im Stande, dem jungen Fürsten, dessen Mut und Überzeugungstreue von der erzwungenen Nachgiebigkeit so vieler geistlicher und weltlicher Herren vorteilhaft abstechen, das Zugeständniß der Säkularisation und der Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde zu entreißen. Die Bestimmung, daß das Evangelium im buchstäblichen Sinn gepredigt werden solle, war wohl mit Absicht zweideutig gehalten. Wirkliche Teilnahme für die bedrängte Lage der Bauern darf man übrigens auch bei ihm keineswegs voraussetzen; die letzten Zuckungen der Revolution in Südtirol, wo die Bauern allerdings furchtbar hausten, schlug er mit barbarischer Strenge nieder, während in Steiermark Graf Niklas Salm nach seiner eigenen Angabe verheeren, sengen und rauben ließ, „ohne Schonung, so daß wenig übrig blieben“. Vergebens suchte der in die Schweiz entflohene Gaißmayr im Sommer 1526 einen neuen Aufstand der Pinzgauer zu nützen, um die Revolution in den Alpenländern lebendig zu erhalten; nach einigen Vorteilen der Bauern über das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes erlagen die Pinzgauer und der kühne Vorkämpfer der evangelischen Bauernrepublik, von Frundsberg verfolgt und im Pustertal geschlagen, entrann ins Venezianische, wo er noch Jahre lang im Sold der Republik Pläne gegen den Kaiser schmiedete, bis ein Meuchelmörder den auf seinen Kopf gesetzten

Preis verdiente. Dieser verwegene Parteigänger, der seine Anhänger wie seinen Bruder der Rache der Herren überließ und sich in Padua auf großem Fuß einrichtete „wie ein Cardinal", der elegant gekleidet auf türkischem Hengst nach seinem Landgut ritt, mit Familie und Dienerschaft an Fasttagen Fleisch aß und lutherische Hausandacht hielt, dieser ehemalige Schreiber, den seine bäuerlichen Mitverschworenen mit einer gewissen Ehrfurcht den „Edelmann aus dem Etschland" nannten, ist unstreitig die bedeutendste Gestalt unter den deutschen Revolutionsmännern, aber daß für ihn die „ganze Gleichheit" seines Programms nicht das letzte Wort geblieben wäre, geht aus seinem Gebahren deutlich genug hervor.

So verächtlich auch die Herren im schwäbischen Bundesrat über die „kropfeten Bauern" des Erzbischofs von Salzburg urteilen mochten, so hatten doch die wetterharten Männer des Hochgebirges als die letzten und mit Ehren gegen das furchtbare Geschick angekämpft, welches unwiderstehlich und schonungslos die Besiegten, die große Masse des deutschen Volkes, in den Staub trat. Himmelschreiend war die Rache der Herren, denn es wäre elender Euphemismus, hier von Recht und Strafe zu reden. Wir müssen, um solches Wüten überhaupt begreifen zu können, uns die erschütternden Spuren vergegenwärtigen, welche die Revolution in den von ihr berührten Gebieten als stumme Zeugen des Geschehenen hinterlassen hatte; in Türingen allein lagen 70 Klöster verwüstet oder verbrannt, in Franken 292 Schlösser und 52 Klöster. Aber was wollte dieses Zerstörungswerk besagen neben dem Jammer, den zuerst der Krieg und dann die Exekutionen über Bauern und Bürger brachten? Nur wenige von den Siegern gewannen es über sich, neben mäßiger Strafe auch Rücksicht auf die Beschwerden der Bauern zu nehmen, wie die Markgrafen Philipp und Ernst von Baden, welche den Untertanen den kleinen Zehnten und den Todfall ganz erließen, die Ablösung der Zinsen regelten, nebst anderen Erleichterungen die Freizügigkeit und sogar ein beschränktes Jagdrecht zugestanden. Vereinzelt blieb die Stimme des Nürnberger Rats, der gegen die schwäbische Bundeshülfe für Salzburg protestirte und den armen Pinzgauern das Wort redete, nicht ohne den drastischen Seitenhieb, daß solche alte Pfaffen wohl ein Ärgeres verdient hätten. Wie Straßburg hat auch Nürnberg, welches seinen eigenen Untertanen den kleinen Zehnten erließ, hier und da mildernd einzugreifen gesucht, ungeschreckt durch den Vorwurf revolutionärer Sympathien, der gegen die Städte erhoben wurde. Rühmende Erwähnung verdient es aber, daß sogar manche vom Adel der Rachgier der Fürsten zu steuern suchten, so die oberösterreichischen Stände, welche die von der Regierung geforderten Strafgelder für unerschwinglich erklärten; freilich spielte hier das Interesse der Grundbesitzer selbst mit, wie denn wohl gelegentlich die warnende Frage auftauchte, wohin dieses unvernünftige Abschlachten und Ruiniren der eigenen Untertanen führen solle. So schrieb der Markgraf Georg seinem Bruder Kasimir: „sollten die Bauern alle erstochen werden, wo nähmen wir andere Bauern, die uns nähren?" Mit

Gründen der Menschlichkeit war freilich einem Fürsten wie Kasimir nicht beizukommen, der seine früheren Verhandlungen mit den Bauern durch raffinirte Unbarmherzigkeit nach dem Sieg in Vergessenheit brachte. In Kitzingen ließ er 59 Bürgern die Augen ausstechen; niemand durfte die Geblendeten führen oder verbinden, „sind umgangen wie die unvernünftigen Tier, sind viel von ihnen gestorben". Neben den Exekutionen ging die Erpressung von Brandschatzungen und Strafgeldern her; das Aufspüren und Foltern Verdächtiger wollte kein Ende nehmen, während mancher wirklich Schuldige durch Bestechung oder Angeberdienste sich der Strafe zu entziehen wußte. In Würzburg wurden gleich nach dem Einritt der Fürsten 60 Enthauptungen vollzogen, in Rotenburg fielen 29, in Langensalza 41 Köpfe. Ein kleiner schwäbischer Adeliger, dem die Aufrührer allerdings übel mitgespielt hatten, ließ sechs Bauern köpfen und dreien die Zungen abschneiden; zu Weinsberg wurde am Jahrtag des Blutgerichts eine Anzahl Bauern im Beisein ihrer Weiber und Kinder durch die Spieße gejagt. Wenn allein im Gebiet des schwäbischen Bundes Ende 1526 die Menge der Hingerichteten auf 10 000 veranschlagt wurde, so erscheinen die Schätzungen, nach welchen der Bauernkrieg weit über 100 000 Opfer gefordert hätte, gewiß nicht zu hoch gegriffen. Bethold Aichelin, ein Söldner der Stadt Ulm, erwarb sich einen weitgefürchteten Namen als Lieblingshenker des Truchseß; „Bauer, kennst du Aichelin?" riefen die fürstlichen Reiter ihren Gefangenen zu. Monatelang zog der Bischof von Würzburg von Ort zu Ort, plündernd und richtend; sein unbarmherzigster Helfer bei der Blutarbeit war der nämliche Henneberger, der ihn ehedem verraten und den Bauern Brüderschaft geschworen hatte. Schlimmer noch als das Los der Gerichteten waren die langwierigen Quälereien, welchen sich die Eingekerkerten preisgegeben sahen; nicht jeder besaß die Standhaftigkeit jenes schwergefolterten schwäbischen Bauern, der lieber sterben wollte, als Geld für seinen Kopf geben. Als der Unglückliche, der mit seinen zerrissenen Gliedern im Turm lag und vor Kälte fast von Sinnen kam, flehentlich bat, ihm einen bessern Gewahrsam und ordentliches Gericht zu bewilligen, da fuhr ihn ein Beamter des Abts von Kempten an: „Willst du aus dem Turm, so mußt Du mit Gnaden herauskommen und nicht mit dem Rechten; Dein Schreien zu dem Recht wird dich nicht helfen, und wenn Dir Gott schon auf dem Rücken säß, so möchtest Du aus dem Turm nicht kommen, denn allein durch Gnaden meines gnädigen Herrn von Kempten."

Nicht zu schätzen ist natürlich die wirtschaftliche Schädigung, wie sie eine so zerstörungslustige Revolution und ein so schonungsloses Strafgericht mit sich brachten. Die Bauerschaft, die sich nach Anshelms Worten vom Karren losgerissen hatte, wurde jetzt erst recht mit Ketten an den Wagen gespannt. Zunächst seufzten die verheerten Gebiete unter der Last unerschwinglicher Brandschatzungen, Strafgelder und Entschädigungssummen, unter dem Übermut räuberischer Truppen, unter der Habgier der Beamten und Richter, dieses „zarten Volks, das allein mit feiler leichter Zungen zu fechten geschickt, ruhig

diesem Unfall zugelugt hat". Bei der Veranschlagung des erlittenen Schadens wurde natürlich nicht zu niedrig gegriffen und, wie ein Würzburger Chronist sich ausdrückt, „manchem seine alte zerrissene Rattennester dermaßen geschätzt, daß öffentlich und am Tag kundlich, daß er und etliche seiner Vorfahren nie so viel gehabt, daraus sie auch für alt zerrissene Häuser hübsche neue Schlösser und Paläst überkamen". Vielfach wurde, ohne Rücksicht auf den Vermögensunterschied, von jeder Feuerstelle der gleiche Betrag eingefordert, bei den armen Leuten von Hof-Gastein z. B. je vier Gulden, obwohl, wie sie klagen, oft das ganze Haus oder zwei zusammen kaum so viel wert waren. Es ging noch gnädig ab, wenn die Herrschaften sich an der Wiederherstellung der alten Zins- und Dienstverhältnisse genügen ließen; nicht nur die während der Revolution eingegangenen Verträge wurden vernichtet, sondern es mußten nicht selten daneben alle vorhandenen Privilegien „zu sichern Handen" ausgeliefert werden. Es mag in vielen Gebieten jene Willkür eingerissen sein, die Matthäus von Normann, ein rügischer Adeliger und Landvogt, um die Mitte des Jahrhunderts mit den Worten charakterisirt: „Itzund deit men, wat men will." Sah sich doch sogar die Versammlung des schwäbischen Bundes veranlaßt, den Herren, die ihre Untertanen mit Beschwerung zum Aufstand brächten, Verweigerung der Hülfe anzudrohen; auch die Reichsabschiede von 1526 empfahlen eine mildere Behandlung der armen Leute. In manchen Gegenden, wie im Schwarzwald, hielten es die Herren wirklich für angezeigt, zunächst wenigstens auf eine weitere Ausdehnung der Leibeigenschaft zu verzichten; am Oberrhein spukte noch eine Zeitlang der Geist der Revolution und Gestalten, wie der alte Landsknecht Hans in der Matten, der in seinem roten Barett umherschlich und das verglimmende Feuer wieder anzuschüren suchte, mahnten die Regierungen zur Vorsicht. Überhaupt läßt sich die auffallende Tatsache nicht verkennen, daß jene Verschlimmerung der bäuerlichen Verhältnisse, wie sie Normann und seine Zeitgenossen schildern, keineswegs auf dem eigentlichen Schauplatz des Bauernkriegs, in Süddeutschland, zuerst und am Stärksten eingetreten ist, sondern in dem von der Revolution kaum berührten Flachland des Nordens und Ostens. Denn ein Bauernaufstand, der in Samland ausbrach, wurde gleich nach seiner Entstehung (Herbst 1525) im Blut erstickt; sonst hören wir aus dem ganzen weiten Gebiet östlich der Elbe nichts von Unruhen unter der Landbevölkerung, obwohl bereits hier und dort das berüchtigte Auskaufungsrecht der Herrschaft bestand und z. B. dem preußischen Unfreien Erbrecht und Freizügigkeit erst vor Kurzem, gegen Ende des XV. Jahrhunderts, entzogen worden waren. Die preußische Landesordnung von 1494 erlaubte dem Herrn, der eines entwichenen Bauern habhaft wurde, denselben ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen, und das „Legen" der Bauernhöfe, die Abrundung des Herrschaftsgutes auf Kosten der von Haus und Hof verjagten kleinen Leute griff in Norddeutschland um sich, während im Süden trotz des Bauernkriegs sowohl die wirtschaftliche als die rechtliche Lage des Landmanns noch lange Zeit sich hoch über jener Herabwürdigung erhielt. Nach Gotheins

Auseinandersetzung wäre im Süden gerade „die Jämmerlichkeit des Staatslebens eine Schutzwehr des Bauernstandes" gewesen; die Adeligen in Schwaben und Franken wollten nicht gleich den norddeutschen Standesgenossen ihren Bauern Konkurrenz machen und große Wirtschafter werden, sondern lieber kleine Landesherren bleiben. Gerade der traurige Ausgang der Revolution bot ja den größeren und kleineren Herren die beste Gelegenheit, fortan die Unbotmäßigkeit ihrer Untertanen durch ein entwickeltes System polizeilicher Überwachung unschädlich zu machen; wie man hier und dort die Teilnehmer des Aufstandes durch die Vorschrift halbe Bärte oder Weiberschleier zu tragen demütigen und zudem kenntlich machen wollte, wie man die zum Sturmläuten mißbrauchten Kirchenglocken zerstören oder wenigstens ihrer Klöppel berauben ließ, so führte die verschärfte Kontrole der Wirtshäuser und Kirchweihen, des Waffenführens, aller verdächtigen Gebahrung oder Rede zu einer häßlichen Gewöhnung an gegenseitiges Mißtrauen und Angeberei. Auch die Kleidung des Bauern wurde scharf ins Auge gefaßt; hatten doch die Revolutionäre sich darin gefallen, in der Tracht der Landsknechte mit zerhauenen Hosen und großen Federbaretten einherzustolziren. Der Gedanke, daß die Obrigkeit im Kleinsten wie im Größten ganz nach Gutdünken schalten könne, ist durch den Bauernkrieg wesentlich gefördert worden; in diesem Sinn mag die furchtbare Katastrophe für eine von den Vorbedingungen jenes modernen Staatswesens gelten, wie es sich damals in den deutschen Territorien entwickelte. Über die Trümmer der nationalen Monarchie bahnte sich der fürstliche Staat seinen Weg und als ihm die Revolution den Weg verlegen wollte, da trat er sie nieder und setzte seine irdische Vorsehung, die Polizei, zur Wächterin, damit die bösen Träume des mutwilligen Pöbels sich nicht mehr ans Tageslicht hervorwagten. Nachmals sollte ja eben dieser fürstliche Staat zum Erlöser des schwergeprüften deutschen Bauern werden, aber die Jahrhunderte lang getragene Last von Schmach und Resignation hat tiefe Spuren hinterlassen.

Denn allen materiellen Verlust und selbst alle Einbußen an Rechten überwog das Gefühl von Hoffnungslosigkeit, welches die Masse der Besiegten auch moralisch zu Boden drückte. Nicht alle brachten es fertig, mit den speirischen Bauern das eigne Unglück zu besingen und in vollem Galgenhumor auszurufen: „der Teufel gesegne mir das". Wie hätte der kleine Mann, der seit vielen Generationen den Glauben an die Zukunft der Armen und Niedrigen gehegt hatte, so leichten Kaufs die niederschmetternde Erkenntniß hinnehmen sollen, daß all die Propheten gelogen und daß die christliche Freiheit des neuen Evangeliums mit den alten Herzenswünschen des Volks nichts zu schaffen hatte? Kein Wunder, daß nicht nur Haß gegen die bestehenden staatlichen Ordnungen, sondern auch Zweifel an der göttlichen Weltleitung sich in den Gemütern einnisten konnten, daß eine sittliche Verwilderung der schlimmsten Art gerade im Bauernstand sich breit machte und das Entsetzen der Reformatoren wie ihrer Gegner hervorrief. Es war noch der geringste Schaden, wenn manche von den Landflüchtigen heimlich ihre Fäden wieder

anzuknüpfen und durch Verbindung mit dem Proletariat der Heerstraßen und Spitäler, gelegentlich auch durch Brandstiftung die Sieger in Schrecken zu halten suchten. Solche Nachzügler der großen Bewegung ließen sich noch mit Schwert und Strick zu Paaren treiben, aber unfaßbar blieb selbst für die ernstlichsten Bemühungen Luthers und seiner jungen Kirche jener Geist trotziger Gleichgültigkeit, welcher nach der Aufregung der kirchlichen und den Enttäuschungen der politischen Revolution in den ernüchterten Köpfen zurückgeblieben war. „Was predigt der lose Pfaff von Gott," höhnten die sächsischen Bauern; „wer weiß, was Gott ist, ob auch ein Gott ist." Unbeschreiblich sind die Blasphemien und geradezu bestialischen Roheiten, wie sie uns in den Berichten der Kirchenvisitatoren und sonstigen Beobachter des Landvolks während des XVI. Jahrhunderts begegnen. Zeitlebens ist Luther nicht darüber zur Ruhe gekommen, daß der „große Haufe" sich gegen die Segnungen der gereinigten Lehre so schändlich undankbar erzeigen, daß die Leute lieber das Evangelium ein ganzes Jahr entbehren als einen Verlust an zeitlichem Gut leiden wollten. „Wir sehen," schreibt Melanchthon einem befreundeten Geistlichen, „wie sehr uns der Pöbel haßt." Das Jahr 1525 hatte zwischen den Reformatoren und den niederen Schichten der Nation eine tiefe Kluft geschaffen; ohne rechte Teilnahme oder mit Widerwillen sahen die kleinen Leute zu, wie an die Stelle der gestürzten Hierarchie ein neues von der Staatsgewalt abhängiges Kirchenwesen gesetzt ward. Wenige Stimmen wagten sich unter den Gebildeten zu Gunsten des gemeinen Mannes hervor, der ja auch nach seiner unmenschlichen Züchtigung „frech, roh und bärenwild" blieb; es gehörte ein nicht geringer moralischer Mut dazu, um wie Nikolaus Hausmann oder Johannes Brenz die Sache der Barmherzigkeit und Vernunft zu führen. Luther, der ja selber nicht umhin konnte, das Treiben der siegreichen „Jünkerlein" scharf zu rügen, sah doch mit Unmut auf das Gebahren seines milden Freundes Hausmann.

„Doktor Martinus," schrieb noch während des Krieges der Zwickauer Stadtvogt Mühlpfort, „ist bei dem gemeinen Volk, auch bei Gelehrten und Ungelehrten in großem Abfall, achten, sein Schreiben wäre sehr unbeständig." Der wackere Mann ergeht sich über die Unverbesserlichkeit der Herren, die sich beim Erwürgen der Bauern auf die harten Worte des Reformators berufen, und über den kommenden Terrorismus; „wer die Notdurft sagen und vortragen wird, der wird für einen Aufrührischen geachtet werden; wird jedermann aus Furcht der Tyrannen schweigen müssen, und werden sagen, man red wider die Obrigkeit." Nicht in den Landesfürsten sieht er aber die eigentlichen Tyrannen, sondern in dem Adel, dessen Übermut ärger als je zuvor sei; „die Hoffahrt und Pracht will mit dem Blut der Armen erhalten werden." Wir können hier nur mit einem Blick den gewaltigen Aufschwung streifen, welchen im XVI. Jahrhundert die Aristokratien des mittleren und nördlichen Europa genommen haben; die Tendenz zum fürstlichen Absolutismus wird in ihrem siegreichen Vordringen aufgehalten, die alternde Kulturmacht des Bürgertums

zurückgedrängt, selbst die große kirchliche Bewegung feudalen Interessen dienstbar gemacht. So erhielt auch die deutsche Aristokratie, eben erst aus einer schweren Krisis hervorgegangen, durch den unglücklichen Ausgang der agrarischen Revolution wieder eine weit günstigere Stellung als kurz vorher; der Kampf gegen den gemeinsamen Feind festigte das Band zwischen ihr und dem Fürstentum, wobei hier und da der charakteristische Zug hervortritt, daß gerade die Haupturheber des Aufstandes, die adeligen Grundbesitzer, ihre Hintersassen vor der fürstlichen Strafgewalt in Schutz nehmen. Aber es bezeichnete nur einen augenblicklichen Vorteil für den Bauern, wenn die Grundherrschaft sich einer fürstlichen Einmischung widersetzte, ohne welche unter normalen Verhältnissen der an die Scholle Gefesselte seinem Junker so gut wie preisgegeben war. Schon frühzeitig kündigte sich freilich die Neigung des fürstlichen Absolutismus an, jene Schranken zu durchbrechen, welche ihm der wirtschaftlich und rechtlich geschlossene Grundbesitz des Adels in den Weg stellte, und die allumfassende Fürsorge der Obrigkeit auch auf die Verhältnisse der gutshörigen Leute auszudehnen. Am Frühesten vielleicht in jener Denkschrift, welche Pfalzgraf Friedrich seinem Gesandten auf den Augsburger Reichstag von 1525 mitgab; hier wird nicht nur Ablösbarkeit des kleinen Zehnten, sondern völlige und ausnahmslose Aufhebung der Leibeigenschaft gegen mäßige Entschädigung der Herren verlangt. Was der Pfalzgraf von Reichswegen durchgeführt wissen wollte, das empfahl 1541 im Herzogtum Preußen eine Kommission von fürstlichen Beamten und städtischen Ratspersonen dem Landesherrn. Übrigens beschäftigte sich auch der Speirer Reichstag von 1526 mit den Ursachen der bäuerlichen Unzufriedenheit und in einem offiziellen Gutachten wurden die Freigebung der Ehe für die Leibeigenen, die Ablösung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Frohnden, Abgaben und Bußen und andere Erleichterungen für die armen Leute wenigstens angeregt; der Grundsatz freilich, daß jede einzelne Obrigkeit sich mit den Beschwerden ihrer Untertanen abfinden solle, wie sie es im göttlichen und natürlichen Recht finde und gegen Gott zu verantworten wisse, stellte doch wieder alles dem Gutdünken der Herren anheim. Und es verging noch eine lange Zeit, ehe diese Tendenzen über die obenberührte aristokratische Bewegung Herr wurden, eine Zeit, in welcher politische, rechtliche und wirtschaftliche Ursachen zusammenwirkten, um die deutschen Bauern nach Sebastian Münsters Ausdruck zu einer servilis et misera gens zu erniedrigen. Während in England die Leibeigenschaft seit dem XV., die Patrimonialgerichtsbarkeit seit dem XVI. Jahrhundert verschwand, während in der Schweiz und zum Teil auch in den Niederlanden die Ablösung der bäuerlichen Lasten ihren stetigen Fortgang nahm, entwickelte sich in Deutschland, zumal im Norden und Osten, eine systematische Knechtung des Landvolkes, wie sie unter den germanischen Nationen nur noch Dänemark erreicht oder vielmehr überboten hat.

Was die Reformation den Gequälten an Trostmitteln bot, war doch höchstens geeignet, einen Geist trübseliger Resignation großzuziehen, der die

wachsende Unselbständigkeit der Bauern nur noch vermehren konnte. Es lief alles auf den von Brenz formulirten Satz hinaus: „Das Leiden ziemt einem Christen, wie einem König sein Tron.“ Nicht anders urteilt ein Mann, dessen Schriften sonst keineswegs dem Standpunkt der neuen evangelischen Kirche entsprachen und auch in bäuerlichen Kreisen großen Anklang fanden, der geistvolle Sonderling Sebastian Franck. Obwohl er die Leibeigenschaft für eine Erfindung der Tyrannei erklärt, kommt er doch gleichfalls zu der letzten Weisheit einer unbedingten Unterwerfung: „Gib du; was geht es dich an? — Es muß gelitten sein. Mit dem hast du Antwort auf sehr viel Fragen, die täglich auf der Bahn umgehen.“ Dabei blieb aber doch als allerletzte Zuflucht der von reformatorischer Seite oft genug wiederholte Gedanke, daß die „nimrodischen Gewalthaber, die Hoffärtigen, Mächtigen und Reichen so zeitig zum Fall seien als eine reife Birne“. Diesen Trost spendet der wackere Eberlin, der wirklich ein Herz für die Armen hatte, in seiner Warnung vor Aufruhr und falschen Predigern, während er im Übrigen jene Lehre vom gottgewollten Leiden entwickelt und zugleich nicht ohne Humor die kommunistischen Träumereien geißelt, „daß es zuging auf Erden, wie wir Teutschen vom Schlauraffenland, die Poeten de insulis fortunatis und die Juden von ihres Messias Zeiten dichten, also auch zum Teil die Jünger Christi gedachten vom Reich Christi“. Aber widerstritt es nicht ebenso einer vernünftigen Anschauung vom „gemeinen Lauf der Welt“, wenn man wie Eberlin in einem Atem Gehorsam predigte und daneben die Aussicht auf eine bevorstehende göttliche Züchtigung der gottlosen, d. h. antievangelischen Obrigkeiten eröffnete? „Harret in Geduld; ihr werdet bald Wunder Gottes sehen, der für euch fechten wird.“

Es geschahen keine Wunder; die Masse der Nation mußte sich am Dulden und Warten genügen lassen, bis sie allmählich selbst der Überzeugung lebte, es könne und solle nun einmal nicht anders sein. Die deutsche Reformation aber, von der gefährlichen Nachbarschaft der sozialen Revolution befreit, wurde dafür in die Strebungen und Wechselfälle einer kleinstaatlichen Politik hineingezogen, deren Schicksale wieder im höchsten Maß vom Gang der großen europäischen Kämpfe und Machtverschiebungen abhingen. Ehe wir uns dem territorialen Ausbau des in seinen Anfängen nationalen Werks zuwenden, müssen wir die Weltverhältnisse ins Auge fassen, wie sie jenseits der deutschen Grenzen während des ungeheuren Ringens zwischen Spanien und Frankreich sich gestaltet haben. Denn die deutsche Reformation sollte doch weit mehr den Einfluß dieser ihr fremdartigen Mächte erfahren, als selbst in jenen Riesenkampf entscheidend eingreifen. Frankreich, der Papst und der Türke haben mitgearbeitet bei der Entstehung eines protestantischen Deutschland.

Zweites Buch.

Karl V. und der Protestantismus.

I. Der Kampf um Italien.

Es ist ein gewaltiges Schauspiel, wenn wir große historische Persönlichkeiten als die berufenen Vertreter widerstreitender Kräfte gleichsam im Zweikampf mit einander ringen sehen. Aber die wahre Tragik des geschichtlichen Lebens beginnt doch erst da, wo der einzelne Mensch mit dem Unpersönlichen, mit dem unfaßbaren Geist seines Zeitalters Krieg führt, jenen unseligen Krieg, welcher allen erfochtenen Siegen zum Trotz nur mit der Niederlage des Einzelwillens endigen kann. Zerstörend oder hemmend vermag ein solcher Kämpfer auf seine eigne wie auf kommende Generationen zu wirken, aber der Segen des Schaffens bleibt ihm versagt, denn was er schaffen will, ist und bleibt ein Traumbild, mögen auch alle Mittel der Wirklichkeit für seine Gestaltung aufgeboten und vergeudet werden.

Ein solcher Kämpfer ist Karl V. Denn obwohl seine Rivalität mit Franz I. zu Zeiten einen ganz persönlichen Charakter trägt und wieder gegen das Ende seiner Laufbahn, nach der Niederwerfung unebenbürtiger Gegner ein Moritz von Sachsen es wagen kann mit dem übermächtigen Sieger anzubinden, so gilt doch die eigentliche Lebensarbeit des letzten mittelalterlichen Kaisers einem unerreichbaren Ziel und die äußerste Anspannung seiner Kräfte einem unüberwindlichen Feind. Wenn wir diesem Feind den Namen des Protestantismus beilegen, so dürfen wir keineswegs nur an den Ideenkreis und die Anhänger der protestantischen Lehre denken. Ranke hat einmal die Opposition des modernen Europa gegen Karls Bestrebungen als einen „militärisch-politischen Protestantismus" bezeichnet. Eine Opposition, die sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzt und oft genug eine scheinbar unnatürliche Vermischung durchaus weltlicher mit religiösen Tendenzen aufweist. Aber es liegt trotzdem ein gemeinsamer Zug in den Kämpfen der deutschen Reformation und der nationalen Staaten gegen jenes Ideal der einheitlich geleiteten Christenheit, welches Jahrhunderte lang die Geister beherrscht und in der internationalen Gewalt des Papsttums und des Kaisertums seine großartigste Verkörperung gefunden hatte. Die Unmöglichkeit einer solchen Weltregierung war längst erwiesen, der augustinische Gedanke des

Gottesstaats durch eine dem Diesseits zugekehrte Betrachtung des wirklichen Staats zurückgedrängt worden, und nun sollte, während eben die kirchliche Einheit Westeuropas in Zerfall geriet, die Universalmonarchie des heiligen römischen Reichs wieder aufleben. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der schweigsame Habsburger, im Besitz einer Macht, welche allen Ernstes an den orbis terrarum der Cäsaren gemahnte, völlig in den alten imperialistischen Ideen lebte. Die Krone Karls des Großen gewann doch eine ganz besondere Bedeutung auf dem Haupt eines Fürsten, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, dessen Wort in Madrid und Wien, in Antwerpen und Mexiko, in Neapel und Lima Befehl war. Der Urenkel Karls des Kühnen, der Erbe der burgundischen und der habsburgischen Politik, heimatlos in all dem Überfluß von vielsprachigen Landen und Leuten, wo anders hätte er den ruhenden Punkt seines mannigfaltigen Herrscherberufs finden sollen als in der weltumspannenden Idee des Kaisertums? Hier allein konnten sich die ungezählten Aufgaben staatlicher und kirchlicher Natur berühren, deren gleichzeitiges Erfassen nur einer internationalen und damit antinationalen Staatskunst möglich war. Von einer festen Begrenzung konnte bei diesem monarchischen Riesenbau nicht die Rede sein; überall wurden Interessen des Kaisers mitbetroffen und er mußte immer vorwärts, immer auf Vergrößerung seiner Macht sinnen, um jeder Möglichkeit ihrer Verminderung zu begegnen. Tradition und Wesen seiner Stellung verbanden ihn untrennbar mit der katholischen Kirche; als ihr Schirmvogt hat er Zeitlebens gehandelt und gefühlt, mochte er mit den Bekennern des Propheten, mit heidnischen Indianern, mit deutschen Ketzern oder mit der Curie zu tun haben. „Der Gedanke selbst," sagt Ranke „ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Karl V. ihn hegte!"

Aber gegen diese Erneuerung eines halb theokratischen Imperialismus mußte alles protestiren, was irgend auf Unabhängigkeit Anspruch erhob. Schon die staufischen Weltherrschaftspläne hatten eine halb unbewußte Reaktion des nationalen Gefühls hervorgerufen, in einer Zeit, welche theoretisch noch kaum ein Bedenken dawider hatte, daß die Welt von einem einzigen Mann regiert werden könne. Damals übernahm das Papsttum die Führerschaft der kaiserfeindlichen Elemente, um an die Stelle einer weltlichen Universalmonarchie seine eigne zu setzen. Die Päpste des XVI. Jahrhunderts dachten nicht mehr daran ihre Wünsche so hoch zu spannen; sie intriguirten und kämpften teils als italienische Dynasten teils als Erben und Hüter einer Kirchenverfassung, deren folgerichtiger Ausbau durch einen so übermächtigen Schirmvogt wieder völlig in Frage gestellt wurde. Ihr Widerstand gegen den gläubigsten Sohn der Kirche unterstützt zuweilen in der seltsamsten Weise nicht allein die ehrgeizige Politik des alten Bundesgenossen Frankreich, sondern auch die Bestrebungen der Osmanen und der deutschen Lutheraner. Italien hat in diesen jahrzehntelangen Kämpfen die furchtbarste Einbuße erlitten; nächst ihm Deutschland. Beide gingen politisch und geistig gelähmt einer langen schweren Periode

tötlichen Siechtums entgegen. Daß aber die größte Tat unseres im Niedergang befindlichen Volkes, die Reformation, im Sturm der Zeiten sich zu behaupten und unausrottbare Wurzeln zu schlagen vermochte, dazu hat gerade das verhängnißvolle Kaisertum Karls V. mit Notwendigkeit geführt. Sein ungeheurer Druck genügte wohl, um das Wachstum der kirchlichen Bewegung zu verkümmern, aber dieser Druck lastete nicht minder stark auf dem übrigen Europa, so daß die allgemeine Erbitterung eine Schaar von Verbündeten zusammentrieb, die über der Notwehr gegen den großen Feind selbst die heiligsten Pflichten vergaßen. Die Welt war des Mittelalters satt und sein letzter großer Vorkämpfer starb als ein Besiegter.

Dem Kampf zwischen Karl V. und Franz I., in welchem die alte Rivalität der französischen Krone mit Burgund und Spanien sich fortsetzte, ging ein langwieriger diplomatischer Krieg vorher. Es galt für den Waffengang sich Bundesgenossen zu sichern und die Bemühungen der beiden Gegner um die wichtigsten neutralen Mächte, England, den Papst und die Eidgenossen, führten erst im Sommer 1521 zu entscheidenden Ergebnissen. Leo X. hatte längst mit Ungeduld den Ausbruch der Feindseligkeiten herbeigesehnt und bis zur letzten Stunde sich die Möglichkeit offen gehalten auf die eine oder andere Seite zu treten. Schließlich scheint die Verbindung Frankreichs mit seinem Todfeind Ferrara (vgl. S. 325) den Ausschlag gegeben zu haben; er unterzeichnete am 29. Mai ein Schutz- und Trutzbündniß, worin die zwei „höchsten Gewalten der Christenheit" eine Teilung Italiens vereinbarten, welche gleich darauf durch die päpstliche Investitur des Kaisers mit Neapel (vgl. S. 189) vervollständigt wurde. Für den Papst, der freilich hervorhob, wie viel mehr ihm an der Erfüllung seiner Hirtenpflicht und an den geistlichen Dingen liege als an den weltlichen, war der eigentliche Kernpunkt die Zusicherung von Ferrara, Parma und Piacenza; dazu trat das Versprechen kaiserlichen Schutzes für das Haus Medici und seine Stellung in Florenz. Unmittelbar vor diesem Abschluß mit Rom hatten die deutschen Stände für ihren Kaiser gegen Frankreich Partei ergriffen und Truppen bewilligt (S. 348), freilich erst auf das kommende Jahr. Dagegen liefen bei den vielumworbenen Schweizern zunächst die Franzosen ihren Gegnern den Rang ab; trotz des Widerstands der Züricher kam am 5. Mai 1521 in Luzern jenes Bündniß der übrigen Kantone mit König Franz zu Stande, welches ihm gegen Erhöhung der Pensionen für jeden Verteidigungskrieg den Zuzug schweizerischer Söldner gewährte. Aber da bereits vorher Leo X. eine kleine Armee von Eidgenossen angeworben hatte und kaiserliches und päpstliches Geld dem Cardinal von Sitten, diesem altbewährten Kenner der Schweizer Verhältnisse, die Wege bahnte, wurde der anfängliche Vorteil Frankreichs bald wieder in Frage gestellt; die Berner im königlichen Heer zogen ab, um nicht mit ihren Vätern, Brüdern und Freunden

zu schlagen, wogegen die Franzosen ihrem Unwillen über die „verräterischen Bauern" freien Lauf ließen.

In einem Vorspiel des Kriegs hatte der mit dem Kaiser unzufriedene Robert von der Marck (S. 340), von Franz I. angestiftet, aber verläugnet, bald den Kürzeren gezogen; der eigentliche Bruch zwischen Spanien und Frankreich erfolgte erst mit dem Einfall französischer Streitkräfte in Navarra, dessen rechtmäßiger Besitzer, Henri d'Albret, von Karl nicht entschädigt worden war und nach der Erklärung des Königs vertragsmäßig auf seine Unterstützung Anspruch machen konnte. Auf die Nachricht von dieser Verletzung seines Gebiets tat Karl, wie er selber einem englischen Gesandten sagte, ein Gelübde zu Gott, daß er sich am König von Frankreich rächen werde. Es war dies keine leere Phrase in dem Mund eines Herrschers, dessen Unversöhnlichkeit schon damals seiner nächsten Umgebung wohl bekannt war. Als vollends aus Navarra wie aus den Niederlanden Erfolge der kaiserlichen Waffen gemeldet wurden, als die castilianische Revolution besiegt zu Boden lag und der Papst sich für Karl entschieden hatte, da mochte der junge Herrscher sich des gerechten Krieges freuen, der ihn nur größer machen werde; man hörte ihn sagen, bald solle entweder er ein armer Kaiser oder Franz ein armer König sein. Mit Chièvres' Tod war die einflußreichste Stimme, die in Karls Nähe für den Frieden sprach, zum Schweigen gebracht und es war kein geringer Triumph der kaiserlichen Politik, als sogar der größte Gegner des Weltkriegs, Cardinal Wolsey, seine Neutralitätspolitik nicht länger festhalten konnte. Wir kennen bereits die Opposition, welche seine Friedensneigungen in England selbst hervorriefen (S. 322); die Königin Katharina, des Kaisers Tante, arbeitete längst gegen die immer wieder erneuten Versuche einer Annäherung an Frankreich und auch die Stimmung des englischen Volkes war eine gehobene, als der Cardinal mit Karl V. in Brügge zusammentraf. Der junge Kaiser begrüßte den ersten Staatsmann Europas, nachdem er anderthalb Stunden vor den Toren auf ihn gewartet hatte, ganz wie einen Souverän, mit entblößtem Haupt, „von Sattel zu Sattel"; in der Kirche knieten sie zusammen unter einem Traghimmel und auf dem nämlichen Betschemel. Der König von Dänemark mußte sich bequemen zum Cardinal zu kommen, der, angeblich um die Ehre seines Herrn zu wahren, Schwierigkeiten machte sich auch nur bis in den Garten herunter zu bemühen. Trotzdem erlitt der stolze Mann auf der Zusammenkunft zu Brügge und in den nachfolgenden Verhandlungen die empfindlichste politische Niederlage, obwohl eine ungünstige Wendung des niederländischen Feldzugs, zumal der Mißerfolg der von Heinrich von Nassau und Sickingen befehligten Kaiserlichen vor dem unter Bayards Führung verteidigten Mézières, eine Zeit lang selbst Karl V. einem Waffenstillstand geneigt machte. Aber die ungeschickte Kriegführung der Franzosen, die ihren Vorteil in den Niederlanden nicht auszubeuten wußten, sowie ihre Weigerung die eroberte Grenzfestung Fuenterrabia herauszugeben, ließ bald wieder alle Aussicht auf eine glückliche Fortsetzung des englischen Vermittlungsspiels

schwinden. Schon in Brügge hatte Wolsey die Erfahrung gemacht, daß er mit einem Fürsten zu tun habe, der seine Interessen „kühl und umsichtig" wahrzunehmen verstand. Das erwachende Selbstgefühl des jungen Herrschers spricht sich in dem Einladungsschreiben an den Cardinal mit voller Deutlichkeit aus; „Ihr und ich, wir werden in einem Tag mehr ausrichten, als meine Gesandten in einem Monat." Bei all der wohlberechneten Ehrerbietung dachte er nicht daran, sich von Wolsey leiten zu lassen; als der Cardinal gegenüber der „übel beratenen" kaiserlichen Politik schärfere Saiten aufzog, da brauste Karls verletzter Stolz heftig auf; wenn der Cardinal glaube, ihn wie einen Gefangenen Englands behandeln zu dürfen, so sei er an den Unrechten gekommen. Er fügte bei, da ja seine Verlobung mit der kleinen englischen Maria einen Hauptartikel der Vereinbarungen bildete, Frauen könne er genug haben, ohne sie so teuer kaufen zu müssen. Gerade während der Konferenzen von Calais trat die phantastische Seite der kaiserlichen Politik zuerst hervor; man staunt, wenn man den Kanzler Gattinara, den hartnäckigen Antagonisten des Cardinals, die dreifachen Restitutionsforderungen der burgundischen Dynastie, der Krone Spanien und des Reichs entwickeln hört, Forderungen, welche außer dem Herzogtum Burgund und den Landschaften an der Somme nicht weniger als das alte Königreich Arelat mit Provence, Dauphiné und Lyon, das übrige Südfrankreich bis hinüber nach Navarra und die Grafschaften Champagne und Brie umfaßten. Von Rechtswegen, meinten die Kaiserlichen, könnten sie ja das ganze französische Königreich zurückverlangen, welches Papst Bonifaz VIII. Philipp dem Schönen abgesprochen und dem Habsburger König Albrecht verliehen habe. Gerade in solchen Ungeheuerlichkeiten lag aber ein nicht zu unterschätzender Berührungspunkt zwischen dem Kaiser und Heinrich VIII., welchem eine verwegene Kriegspolitik und die Erinnerungen an die von seinen Vorfahren getragene Krone Frankreichs eigentlich weit mehr zusagten als die von Wolsey erstrebte Stellung eines neutralen Schiedsrichters. Dieses Schiedsrichteramt, dessen Bedeutung bei der einmal vorhandenen feindseligen Stimmung der Streitenden immer mehr dahinschwand, ließ der Cardinal scheinbar fallen, als er das Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich in Brügge (25. August) abschloß und später in Calais (24. November) unter Aufnahme des Papstes erneuerte. Daß aber der Meister des politischen Spiels seine Sache doch noch nicht völlig verloren gab, zeigt schon die Bestimmung, daß England erst gelegentlich eines kaiserlichen Besuchs den Krieg an Frankreich erklären und eröffnen sollte. Wolseys Bemühungen, diesen Besuch und den Bruch mit Frankreich möglichst lang hinauszuschieben, wurden dann freilich durch den ersten großen Sieg der Kaiserlichen in Italien unterbrochen. Aber Karls englische Allianz war trotzdem, wie Busch sie charakterisirt, unwahr in sich selber, „denn es fehlte jede Spur gegenseitigen Vertrauens bei den Bundesmächten und der leitende Minister der einen von ihnen war ihr entschiedenster Gegner". Er hatte außer seinen politischen Bedenken noch eine höchst persönliche Ursache, wie wir bald sehen werden.

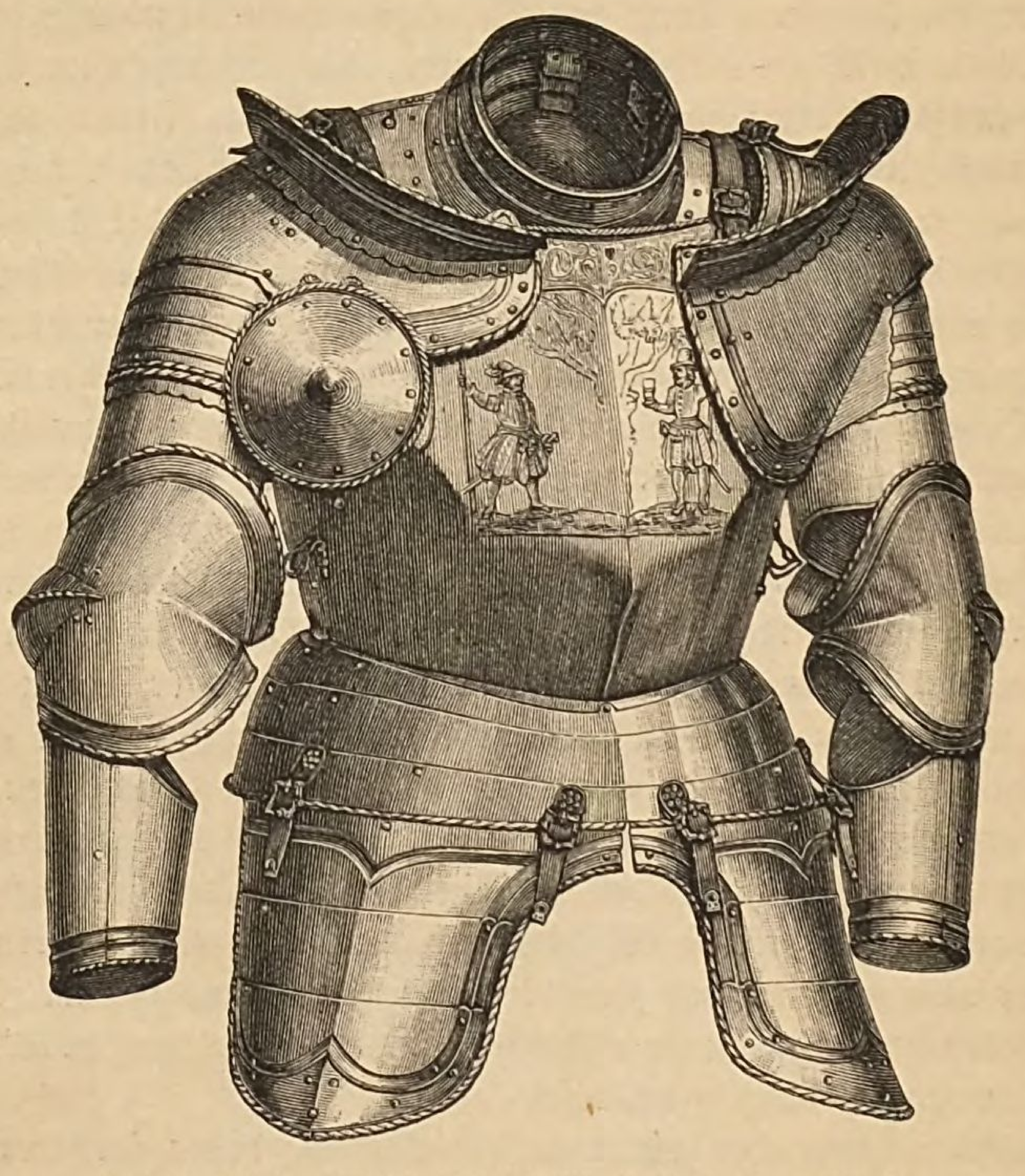
Immerhin war schon das Gerücht vom Anschluß Englands für den Kaiser höchst wertvoll; in Rom hielt man, wie die englischen Gesandten berichten, damit die Niederlage Frankreichs für besiegelt. Denn auf wie schwachen Füßen das französische Regiment in Norditalien ruhte, hatte sein plötzlicher Zusammenbruch gelehrt, als im Spätherbst 1521 die für den Papst geworbenen Schweizer ihren Regierungen zum Trotz sich zum offenen Kampf gegen Franz I. bewegen ließen und die päpstlich-kaiserlichen Streitkräfte, unter Prospero Colonna und dem Marchese von Pescara, vor Mailand erschienen (19. November). Die städtische Bevölkerung, durch die Härte des französischen Statthalters Lautrec auf das Äußerste gereizt, erhob sich; die Franzosen entwichen unter dem Schutz einer stürmischen Regennacht und sofort schüttelten Pavia, Piacenza, Parma, fast alle mailändischen Plätze die verhaßte Fremdherrschaft ab. Kurz darauf (2. Dezember) fiel die Übergabe von Tournai an die Kaiserlichen. Aber zugleich drohte der unerwartete Tod des Papstes dem Kaiser einen Strich durch die Rechnung zu machen. Mitten in der Freude über die Mailänder Siegesbotschaft war Leo X. erkrankt; wenige Tage später, am Abend des 1. Dezember, verschied der lebenslustige Mediceer, dessen Name mit jenen eines Raffael und Michelangelo fortleben durfte. Übrigens nahm der Günstling des Glücks und Virtuos des Vergnügens nach dem Bericht eines Augenzeugen „wohl gebeichtet" ein „christlich und hübsch End", wogegen die bösartigen Epigramme und Schmähworte der Römer ihn wie einen Hund sterben ließen. Die kleinen Feinde atmeten auf; der eben noch schwer bedrängte Alfonso von Ferrara ließ eine Rettungsmedaille mit der Aufschrift: ab ungue leonis schlagen und er wie die Rovere, Baglioni und andere Dynasten beeilten sich zurückzunehmen, was sie an die Kirche verloren hatten. Während die Schweizer Tagsatzung, ohnedies über die Verwendung jener päpstlichen Söldner gegen Frankreich entrüstet, wiederholt dem König Franz die Hülfe der Eidgenossen zusagte, sah der Kaiser die finanziellen und militärischen Vorteile seines mit Leo geschlossenen Bündnisses sich mit einem Schlag entrissen und die Zukunft des italienischen Kriegs von dem zweifelhaften Ausgang einer Papstwahl abhängig gemacht.

Vielleicht niemals hat ein Conclave größere Spannung erregt, um dann zu einem gänzlich unerwarteten Resultat zu führen. Der mächtigste unter den Cardinälen, Wolsey, hatte das Anerbieten des Kaisers bei der nächsten Gelegenheit ihn auf den Stuhl Petri zu bringen anfänglich abgelehnt. Trotzdem wiederholte Karl seinen Vorschlag bei ihrem Zusammensein in Brügge, und als jetzt die Gelegenheit so überraschend früh eintrat, war die Zurückhaltung Wolseys mit einem Mal verschwunden; er ging sogar so weit, eine eventuelle Beeinflussung der Wähler durch kaiserliche Truppen anzuregen. Der ganze Ehrgeiz des stolzen Kirchenfürsten klammerte sich an diesen Wunsch, welchen Karl zu nähren suchte, ohne ernstlich auf seine Erfüllung bedacht zu sein. Der Kaiser wußte so gut wie sein Gesandter in Rom, der alte Manuel, daß Wolsey im innersten Herzen weit mehr auf die französische Seite neigte;

Manuel, welcher meinte, es könne in der Hölle selbst nicht so viel Haß und so viel Teufel geben, wie unter den Cardinälen, erwähnt in seinen Briefen über das Conclave den Engländer gar nicht, obwohl dieser es einmal auf sieben Stimmen brachte. Da der eigentliche Candidat des Kaisers, Julius von Medici, gegenüber der französischen Partei nicht durchzubringen war, lenkte Manuel die Aufmerksamkeit auf den Cardinal von Tortosa, Karls Erzieher, Adrian von Utrecht. Dieser in Rom völlig unbekannte Prälat wurde wirklich im elften Skrutinium (9. Januar 1522) gewählt, nachdem die Cardinäle des langen und mit allen Mitteln — sogar mit Verrat des Beichtgeheimnisses — geführten Kampfes überdrüssig geworden waren. König Franz hatte erklärt, nach der Wahl Medicis würde Frankreich dem heiligen Stuhl den Gehorsam aufkündigen; er appellirte sofort an die Unparteilichkeit des neuen Papstes, der zur Befriedigung der Franzosen erst nach geraumer Zeit in Rom eintreffen konnte und überdies die feste Absicht hegte, sich nicht zu einer Kreatur seines ehemaligen Zöglings zu erniedrigen. Es mußte den Stolz des Oberhaupts der Kirche und zugleich des redlichen Mannes tief verletzen, wenn ihm Manuel in geradezu diktatorischem Ton die doppelte Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und den Kaiser einschärfte, deren beider Gunst ihn dieser Wohltat gewürdigt habe und deren beider Wille sozusagen in voller Übereinstimmung sei. Solche wahrhaft byzantinische Unverschämtheit war bei einem Charakter wie Adrian übel angebracht; „ich bin sehr froh," schrieb er seinem kaiserlichen Zögling, „daß ich die Wahl nicht Euren Bitten verdanke." Wie er als Reformator auf dem Stuhl Petri vergebens durch offenes Eingestehen der kirchlichen Corruption der deutschen Ketzerei ihren Boden zu entziehen suchte, haben wir bereits gesehen; das Ziel des päpstlichen Politikers war Herstellung des Friedens unter den christlichen Mächten, um gegen das wirklich drohende Vordringen der osmanischen Macht einen kräftigen Widerstand zu ermöglichen, und er forderte den Kaiser auf in einen Waffenstillstand zu willigen, da König Franz, wie er höre, zum Frieden geneigt sei.

Inzwischen hatte aber die Lage des Kaisers, dessen furchtbare Geldnot ihn eine Zeit lang wirklich den Wünschen Adrians entgegenzuführen schien, durch die kriegerischen Ereignisse in Italien eine gründliche Veränderung erfahren. Während Frankreich über die eidgenössischen Streitkräfte verfügen durfte, liefen diesen gefürchteten Söhnen der Berge die deutschen Landsknechte den Rang ab, wie einst bei Marignano; unter der Führung ihres „Vaters", des schwäbischen Ritters Georg von Frundsberg, bahnten sie sich durch verschneite Alpenpässe den Weg und nach ihrer Vereinigung mit Colonna und dem Herzog Franz Sforza, der von seinen Mailändern mit Jubel begrüßt worden war, kam es zu der ersten wirklichen Schlacht, als Lautrec von den Schweizern gezwungen wurde, die feste Stellung der Gegner bei der Villa Bicocca anzugreifen (27. April). Wie in fast allen Kriegen jener Zeit stießen die militärischen Kräfte der verschiedensten Nationen auf einander, Franzosen, Schweizer, Italiener, Spanier, Deutsche; aber ganz besonders tritt doch der Gegensatz zwischen den alten

Rivalen, zwischen dem deutschen „Bruder Veit" und dem Schweizer „Heini", hervor, welcher in dem persönlichen Zusammentreffen und den Trutzreden des gewaltigen Frundsberg und seines früheren Schlachtgenossen Winkelried sich wahrhaft episch verkörpert. Der glänzende Sieg der Kaiserlichen, welchem einen Monat später die durch echt landsknechtische Unbotmäßigkeit verzögerte Einnahme von Genua folgte, drängte England endlich dazu, offen Farbe zu be-



Landsknechtsharnisch (im k. k. Artillerie-Arsenal zu Wien).

Nürnberger Arbeit aus dem ersten Viertel des 16. Jahrh. Auf der Brust sind zwei Landsknechte in Pluderhosen eingeäzt. Der aus der Brustplatte stark hervorspringende Grat bildete sich in der Folge zu dem sog. Gänsebauch aus. Das Armzeug besteht aus zwei Teilen: das des Unterarms, welches durch bewegliche große Ellenbogenkacheln mit dem des Oberarms verbunden ist; dieses wiederum hat Achseln mit Stauchen zum Schutze des Halses. Die vor dem rechten Schulterstücke hängende Scheibe deckte beim Heben des Armes die Achselhöhle.

kennen; Ende Mai landete Karl V. in Dover und während die beiden Souveräne nicht müde wurden sich zu umarmen, überbrachte am Hoflager Franz' I. zu Lyon ein englischer Herold die Kriegserklärung seines Herrn. In dem Bündniß zwischen Karl und Heinrich (Windsor 19. Juni) erscheint Frankreich als Hinderniß des Türkenkriegs, als der ehrgeizige Störenfried, welchem alle seine Eroberungen wieder abgenommen werden müssen; den Papst, Venedig, die Eidgenossenschaft wollte man für den Bund gewinnen, aber das Gelöbniß

der fürstlichen Verbündeten, im Fall eines Vertragsbruches Bann und Interdikt über sich ergehen zu lassen, sprach keineswegs für die Haltbarkeit der Allianz. Nicht einen Augenblick verloren die leitenden Staatsmänner ihr tiefes gegenseitiges Mißtrauen; Wolsey klagte bald über Gattinaras imperialistische Gelüste und die Kaiserlichen hatten genügende Ursache, von dem grenzenlosen Hochmut des Cardinals zu reden, der noch immer gern den Schiedsrichter Europas gespielt hätte. Übrigens suchte er ganz in seiner brutalen Art Venedig in das Bündniß gegen die Franzosen hineinzuängstigen, welche, wie er sagte, ausgerottet werden müßten.

So geringfügig nun auch die nächsten militärischen Resultate des Bundes von Windsor waren — sie beschränkten sich auf das „Ausbrennen" weiter Strecken im französischen Nordwesten —, so frühzeitig auch Wolsey daran dachte wieder mit Frankreich anzuknüpfen oder wenigstens die englischen Streitkräfte statt auf dem Kontinent lieber gegen Schottland zu verwenden: die Kurzsichtigkeit der französischen Regierung selbst sorgte dafür, daß der kaiserlich-englische Bund nicht zerfiel, sondern sich vielmehr zu einer europäischen Liga gegen Frankreich auswachsen konnte. Franz I. hatte in jungen Jahren sich am Schlachtenruhm von Marignano berauscht und war nicht gewohnt große Ziele in mühsamer jahrelanger Arbeit zu verfolgen; die alltäglichen Sorgen der Regierung überließ der geistreiche und bis zum Übermaß lebenslustige König seiner Mutter Luise von Savoien. Wohl machte er gelegentlich seiner Erregung über politische Dinge in drastischen Äußerungen Luft. So hatte er während der Verhandlungen mit Leo X. gesagt, er heiße der Erstgeborne der Kirche, wenn aber der Papst sich ihm widersetze, werde er der erste Teufel sein; so erklärte er einem englischen Gesandten, er brauche keines Menschen Hülfe, um sich zu verteidigen, werde übrigens nie mehr irgend einem Fürsten trauen und gelobe zu Gott, König Heinrich solle ihn, wenn er ihn jetzt verlasse, niemals wieder gewinnen. Auch dem Pariser Parlament hat er einmal die Versicherung gegeben, daß er den Kampf mit ganz Europa aufnehmen werde und keinen von seinen Gegnern zu fürchten habe. Aber solche Anwandlungen gingen rasch vorüber. Der Kaiser vergaß beim Eintreffen schlimmer Nachrichten über der politischen Arbeit Essen und Schlaf; Franz I. ging Tag und Nacht maskirt, während seine Truppen in Italien geschlagen wurden. Seine Mutter aber, so gewandt sie sich von jeher im Intriguiren für ihren „Herrn und Cäsar" erwiesen hatte, machte eben jetzt von ihrem Einfluß den verhängnißvollsten Gebrauch, indem sie eine längst vorhandene Spannung zwischen der Krone Frankreich und ihrem ersten Vasallen bis zu offener Feindschaft steigerte. Herzog Karl von Bourbon, mit einer Enkelin Ludwigs XI. vermählt, Großkämmerer und Connetable von Frankreich, war nicht allein durch seinen wahrhaft fürstlichen Besitz, sondern auch durch seine Persönlichkeit der erste Mann nach dem König; er, dem alles zu gelingen schien, was er nur anfaßte, führte das stolze Wort im Munde, nicht um ein Königreich würde er seinem Herrn die Treue brechen, nur um einer Beleidigung

willen. Sein entscheidender Anteil am Sieg von Marignano, die Verehrung, die er trotz seiner scharfen Disziplin bei den Truppen genoß, machten ihn zuerst zum Gegenstand des Mißtrauens; die Art, wie er die Ungnade des Hofs ertrug, reizte Franz I. ihn weiter und stets empfindlicher zu demütigen. Kann man sich wundern, daß die Loyalität des Vassallen nicht länger Stand hielt, als nach dem Tod seiner Gemahlin ihr ganzes Erbe und damit die Grundlage seiner Macht teils vom König teils von dessen Mutter in Anspruch genommen wurde? Luise soll an eine Heirat mit dem viel jüngeren Herzog gedacht, dieser sie verschmäht haben; Tatsache ist, daß es zum Prozeß kam und Bourbon, in seiner Existenz bedroht, die ihm vom Kaiser gebotene Hand ergriff. Im Juli 1523 schloß er mit Karl V., etwas später mit Heinrich VIII. ein Schutz- und Trutzbündniß, laut dessen er eine Schwester des Kaisers zur Gemahlin erhalten und den Einfall der Verbündeten in Frankreich durch offne Rebellion unterstützen sollte. Bourbon, der völlig vergaß, daß er nicht allein Vassall, sondern auch Franzose war, sprach vom schlechten Regiment eines sinnlichen Königs, von der Verarmung und Zerstörung des Reichs; er behauptete auf den Anschluß von 2000 Edelleuten rechnen zu dürfen. Während Franz, der erst später seinen Fehler einsah und gutzumachen versprach, nach dem Süden unterwegs war, flüchtete Bourbon über die Grenze nach Besançon. Es war ein schweres Versäumniß, daß der König den Todfeind, den er sammt seinem Geheimniß in Händen hielt, nicht in sichere Haft brachte. Aber der französische Adel wandte sich mit verschwindenden Ausnahmen voll Abscheu von dem Verräter, statt ihm zu folgen.

Bourbons mißglückter Rebellionsplan hatte bei Heinrich VIII. die Lust nach der französischen Krone (vergl. S. 519) so mächtig geweckt, daß er statt von der Liga abzufallen vielmehr alle Anstalten traf seine Rolle bei dem beabsichtigten kombinirten Angriff auf Frankreich kräftig durchzuführen; er hätte am Liebsten gleich seinem königlichen Bruder Franz durch Bourbon einen Hinterhalt legen lassen. Aber auch in Italien schien die kaiserliche Politik zu triumphiren; daß man die endlich von den Franzosen geräumte Mailänder Citadelle nicht behielt, sondern dem Sforza übergab, beförderte den Entschluß der Republik Venedig sich den Feinden Frankreichs anzuschließen (29. Juli) und auch die Neutralität des Papstes geriet ins Wanken, als er die Entdeckung machte, daß einer der wenigen Menschen, welchen er in Rom vertraute, der Cardinal Soderini den König Franz zu einem italienischen Feldzug hetzte. Die Verhaftung des Intriganten hatte die Abreise des französischen Gesandten aus Rom zur Folge und das päpstliche Gebot eines Waffenstillstands bei Vermeidung der Exkommunikation rief einen scharfen Brief des Königs hervor, worin viel von den Privilegien Frankreichs die Rede war und sogar an das Schicksal Bonifaz' VIII. erinnert wurde. Der arme Adrian war die scharfen Briefe bereits gewohnt; wie hatten ihm die Kaiserlichen, Manuel und Gattinara, den Text gelesen über seine Kälte gegen Karl V., seine Zugänglichkeit für die Einflüsterungen des Geistes der Bosheit! Der junge Kaiser selbst schrieb ein-

mal seinem Gesandten in Rom, wollte er sich von Übelwollen gegen Adrian leiten lassen, so würde aus dem Papst längst ein einfacher Pfarrer von St. Peter geworden sein. Es war ein tragisches Geschick, daß dieser vom heiligsten Eifer beseelte Greis, der über die Bedrängniß von Rhodos Tränen vergoß, für die Mißwirtschaft seines Vorgängers büßen mußte; Leo X. hatte weit über eine Million Dukaten an Schulden hinterlassen und Adrian zögerte sich gegen Frankreich zu erklären, „weil," wie er schrieb, „an demselben Tage die Gelder aus Frankreich ausbleiben würden, von denen mein Hof hauptsächlich lebt". Er hat alle seine Ideale zu nichte werden sehen; Rhodos kam an den Türken, die lutherische Ketzerei, an welche er kaum noch Zeit fand zu denken, behauptete sich in Deutschland, der Papst wurde aus seiner geträumten Stellung über den Parteien in das kaiserliche Bündniß gedrängt. Am 3. August erklärte er seinen Anschluß; wenige Tage vorher waren auch die Venezianer, diese „Erzfranzosen", wie man am Kaiserhof sagte, beigetreten. Aber schon am 14. September sank Adrian ins Grab, verfolgt von den Verwünschungen und Spöttereien eines verkommenen Geschlechts, welches die Türe seines Arztes bekränzte. Vana sine viribus ira, hatte dieser Papst von altem Schrot und Korn in der letzten traurigen Zeit geseufzt; „hier ruht," so lautete seine wohlverdiente Grabschrift, „Adrian VI., welchen kein größeres Unglück im Leben traf als daß er zur höchsten Gewalt gelangte."

Es war doch wesentlich die Schuld Karls V., daß der kombinirte Angriff auf Frankreich trotz der günstigen politischen Lage so kläglich fehlschlug. Während die englische Armee in Nordfrankreich mit Recht über die „Lahmheit der Burgundischen" klagen durfte und so gut wie nichts ausrichtete, während im Osten die Landsknechte Bourbons, der schon von der Einnahme von Paris sprach, sich rasch wieder verliefen, verschob der Kaiser seinen Vorstoß aus Spanien nach Südfrankreich von einem Monat zum andern, bis die englischen Gesandten nach Haus berichteten, er könne weder sich selbst noch seinen Freunden helfen und wolle diese nur hinhalten, um Frieden zu schließen und seine eignen Herrschaften in Ordnung zu bringen. Die Wiedereroberung von Fuenterrabia blieb das einzige nennenswerte Resultat des verspäteten spanischen Winterfeldzugs. Jene Langsamkeit, welche die Entschlüsse und Bewegungen des Kaisers überhaupt charakterisirt, wird schon damals bemerklich; sie ergab sich zum Teil aus der fortwährend auf ihn eindringenden Masse der verschiedenartigsten Aufgaben, zum Teil aus einer unglaublichen Schwerfälligkeit und Unsicherheit des Verkehrs und namentlich aus einer chronischen Geldnot, welche mit den ungeheuern Anforderungen einer kriegerischen Politik und eines üppigen Hofhalts im schreiendsten Widerspruch stand. „Ich habe bei meiner Ankunft hier," schrieb er aus Spanien, „meine gesammten Einkünfte verbraucht und verschwendet gefunden." Aber alle diese Ursachen genügen nicht, uns Karls seltsames Zaudern während des Krieges von 1523 und 1524 zu erklären, zumal er es verstanden hatte aus der Bestrafung der spanischen Rebellen sich eine reiche Goldquelle zu schaffen. Vergebens mahnten die berufensten Kenner der

Verhältnisse, mahnte der Herzog von Alba zur Milde. Der junge Herrscher rechtfertigte hier zuerst den ihm anhaftenden Ruf der Unversöhnlichkeit; trotz einer pomphaft verkündeten Amnestie wurden die Hinrichtungen und Konfiskationen noch Jahre lang fortgesetzt und nichts bezeichnet die Gemütsart des künftigen großen Menschenverächters besser als jene unbarmherzige Überlegung, womit er besonders strafwürdige Elemente vorerst zu beruhigen wußte, um sie dann desto schrecklicher zu züchtigen. Noch 1525 beschwor ihn ein frommer Mönch, den Sieg von Pavia durch Begnadigung der verbannten und flüchtigen Rebellen zu feiern und ihre unschuldigen Weiber und Kinder nicht länger im Elend verkommen zu lassen. Häßlicher aber als die Unbarmherzigkeit des königlichen Richters ist die Anwendung des unwürdigsten Betrugs, wie sie Karl z. B. gegenüber den Revolutionären von Mallorca nicht verschmäht hat. Freilich übte auch der Politiker Karl solche Mittel ohne jedes Bedenken; so glaubte er nach dem Tod Adrians den schon einmal hintergangenen Wolsey dadurch täuschen zu können, daß er, während sein Gesandter in Rom Befehl hatte für Julius Medici zu wirken, einen Brief zu Gunsten des Engländers an den Gesandten schrieb, aber so lange in Barcelona festhalten ließ, bis er von Medicis Wahl unterrichtet war. Medici war diesmal entschlossen die Tiara für sich oder einen Mann seiner Wahl zu gewinnen, „und wenn sie alle im Conclave krepiren müßten". Die Römer verlangten einen einheimischen Papst, und sollte er ein Idiot sein. Wir hören, daß der Cardinal Farnese allen Ernstes die Gunst des Kaisers durch das Anerbieten einer kolossalen Geldsumme zu erkaufen suchte. Aber es war eine gewaltige Täuschung, wenn Karls Gesandter den am 19. November 1523 gewählten Mediceer für eine Kreatur, für ein willenloses Werkzeug seines Gebieters erklärte. Clemens VII., den man den unglücklichsten von allen Päpsten genannt hat, obgleich Adrian VI. sein Vorgänger war, hat allerdings als kaiserlicher Parteigänger die höchste Würde der Christenheit errungen, dann aber den ernsthaften Versuch gemacht, dieser neuen Stellung entsprechend einen neuen Menschen anzuziehen. Die Ziele seiner Politik sind im Grunde die nämlichen, wie sie Adrian vorschwebten, Friede zwischen den christlichen Mächten, europäischer Krieg gegen die Türken, Ausrottung der Ketzerei; nur daß bei Clemens der italienische Fürst mit seinen territorialen und dynastischen Interessen doch auch wieder hervor- und dazwischentritt. Und Clemens hielt sich freilich im Privatleben weit anständiger und priesterlicher als sein Verwandter Leo X., er gab reichlich Almosen, statt Musiker und Possenreißer zu beschenken, aber von der großen Gesinnung eines Adrian war nichts bei diesem Nachfolger zu spüren, der von Anfang an die krummen Wege liebte und immer erst abwarten wollte, wie die Sachen sich wenden würden. Während er heimlich die kaiserliche Armee in Norditalien mit Geld unterstützte, hatte er gleich nach der Wahl der Signorie von Venedig ebenfalls im tiefsten Geheimniß seine Herzensmeinung enthüllt, daß er in Wahrheit Papst, nicht wie Adrian Knecht sein und die Unabhängigkeit Italiens sowohl gegen Frankreich als gegen den Kaiser behaupten wolle.

Als ein echter Italiener und als abhängig von seiner Umgebung war Clemens dem Kaiser von seinen Vertretern geschildert worden, nachdem die erste Freude über den scheinbaren Triumph bei der Wahl sich gelegt hatte. Einige Monate später fand man am spanischen Hof bereits, seine Heiligkeit habe eigentlich besser zum Cardinal gepaßt als zum Papst. Freilich war es eine seltsame Zumutung für die italienischen Fürsten und Völker, daß sie die Interessen eines ausländischen Herrschers unbedingt zu den ihrigen machen sollten. Wenn der Papst vielleicht eine Zeit lang ein mit dem Kaiser befreundetes nord- und mittelitalienisches Bündniß für möglich hielt, so begegnete sich dieser Wunsch mit dem Gedanken des Kanzlers Gattinara, der am Liebsten die französischen „Barbaren" ganz von Italien ausgeschlossen und durch Erhaltung eines selbständigen Herzogtums Mailand die italienischen Staaten an Karl als ihren natürlichen Schirmherrn gebunden hätte. Jedenfalls waren es neben den spanischen und deutschen Truppen vorwiegend italienische Kräfte, welche unter der Führung Prospero Colonnas und nach dessen Tod unter dem neuen kaiserlichen Statthalter Bourbon im Winter 1523/24 ein überlegenes Heer des Königs von Frankreich bestanden und schließlich zur Flucht nötigten; die Bevölkerung von Mailand hatte ihren Groll über die Brutalität der französischen Herrschaft noch nicht vergessen und brannte vor Begierde mit den verhaßten Belagerern anzubinden. Beim Rückzug der Franzosen wurde ihr Führer Admiral Bonnivet verwundet, der berühmte „Ritter ohne Furcht und Tadel" Bayard durch die Kugel eines Fußknechts tötlich getroffen, eben als er den Verfolgern ein paar Geschütze wieder abgejagt hatte. Bourbon, der sofort sein Lieblingsprojekt einer Eroberung Frankreichs wieder aufnahm, verstand sich dazu Heinrich VIII. zwar nicht die förmliche Huldigung, aber doch den Treueid zu leisten, um für seinen Rachezug englische Subsidien zu erhalten; er hoffte vor Allerheiligen Herr von Paris zu sein. Aber Geldmangel und die Opposition Pescaras verzögerten den Einmarsch in Südfrankreich bis zum Juli und obwohl die Städte der Provence fast widerstandslos ihre Tore öffneten, so scheiterte doch das ganze Unternehmen vor dem trefflich befestigten Marseille, dessen Einwohner selbst an der Zerstörung der Vorstädte gearbeitet und mit weinenden Augen ihre Toten und ihre Heiligen aus den abgebrochenen Kirchen hinter die schützenden Mauern geflüchtet hatten. Die Frauen aller Stände, in Todesangst vor dem wilden Bourbon und seinen Söldnern, nahmen an den Schanzarbeiten Teil und in drei Tagen entstanden die tranchées des dames. Man wußte draußen, daß die Belagerten den Angreifern „eine reichgedeckte Tafel" bereit hielten; vergebens trieb Bourbon zum Sturm, während Pescara seinen Spaniern zurief, wenn sie in der andern Welt zu Nacht speisen wollten, sollten sie stürmen. Und inzwischen hatten sich alle Hoffnungen auf eine Erhebung gegen Franz I. als vollkommen nichtig erwiesen; nicht mit einem verhaßten König und mit einem erschöpften und murrenden Volk hatte man zu tun, sondern mit einem fest zusammengewachsenen nationalen Staat, in welchem trotz unverkennbarer Mißwirtschaft die Tage der Not stets neue

Hülfsquellen zu erschließen schienen. Mit vollem Recht hatten italienische Beobachter geurteilt, die Franzosen würden niemals ihren König zu Gunsten des Kaisers oder Heinrichs VIII. verläugnen; nach all den übeln Erfahrungen, die man in den letzten Jahren an der sinnlosen Verschwendung des Hofs und an dem unwürdigen Handel der Regierung mit Richterstellen gemacht hatte, während einer furchtbaren Teurung konnte Franz im Herbst 1524 ein stattliches Heer auf die Beine bringen, welches unter seiner Führung gleichzeitig mit den von Marseille abrückenden Kaiserlichen über die Alpen zog. Noch vor Kurzem hatte Bourbon dem Kaiser geschrieben, er werde der größte Mann sein, der jemals lebte, und der ganzen Christenheit das Gesetz geben können; nun zogen am 26. Oktober die Franzosen in Mailand ein. Franz I., der nach langer Zeit wieder sein Streitroß bestiegen hatte, um, wie er sagte, der Rettung Frankreichs „ein wenig Mühe" zu widmen, machte sich sofort an die Belagerung von Pavia. Aber hier wußte der Commandirende, Antonio de Leyva, nicht nur seine Soldaten, sondern auch die Bevölkerung zu jener Standhaftigkeit zu begeistern, wie sie Marseille bewiesen hatte; auch in Pavia halfen vornehme Damen den Schanzarbeitern die Erde herbeischaffen.

Die habsburgische Macht trat damals in eine schwere Krisis. Die Franzosen in Mailand, in Deutschland die ausbrechende Revolution, England, statt kräftig zu helfen, bereits im heimlichen Abfall begriffen, Venedig, Ferrara, der Papst im Einverständniß mit Frankreich, der Herzog Sforza dringend verdächtig, so eifrig er sich als Kreatur des Kaisers bekannte, Karls Schwager Christian von Dänemark aus seinem Königreich verjagt, sein Bruder Ferdinand lüstern nach dem Herzogtum Mailand, wobei ihm sogar französische Empfehlung nicht fehlte, sein Schwager Ludwig von Ungarn von der doppelten Gefahr einer Magnatenrebellion und eines türkischen Einfalls bedroht — es war eine schwere Probe, aus welcher die Unerschütterlichkeit des fünfundzwanzigjährigen Kaisers siegreich hervorgehen sollte. Denn was seiner Politik mehr als einmal schweren Schaden gebracht hat, seine schwer bewegliche, manchmal an Indolenz streifende Art bewahrte ihn doch auch davor in schwierigen Lagen und nach versäumten Gelegenheiten die Fassung zu verlieren. Er besaß die Fähigkeit zu warten wie sein Ahnherr Friedrich III.; die Zeit, schreibt er seinem Gesandten in Rom, werde kommen mit Freund und Feind Abrechnung zu halten; bis dahin müsse man auch denen, welche es am Wenigsten verdienten, mit verstellter Freundlichkeit und scheinbarem Zutrauen begegnen. In der Tat konnte es kaum eine bessere Schule des Mißtrauens und der Verstellung geben als den diplomatischen Verkehr mit den italienischen Mächten, vor allem mit der Curie, und auch Wolsey bot eben damals seine ganze Keckheit auf, um seine Verhandlungen mit der Mutter Franz' I. abzuläugnen und das Versiegen der englischen Hülfsgelder zu beschönigen. Kein Wunder, daß der Kaiser in diesem Labyrinth von Täuschungen sich nicht immer gleich zurechtfand und wohl einmal beklagte, daß er der sichern Führung seines Chièvres jetzt entbehren müsse. Denn Gattinara, obwohl schon wegen seiner seltenen Geschäfts-

gewandtheit unentbehrlich, konnte sich doch nicht rühmen den jungen Fürsten wirklich zu beherrschen, dessen wachsende Selbständigkeit und Arbeitslust nur vorübergehend unter dem Druck körperlicher Übermüdung nachgab. So hatte Karl eben in jener schweren Zeit mit stets wiederholten Fieberanfällen zu kämpfen und seine gewaltsamen Versuche durch Reiten und Jagen des Übels Herr zu werden machten die Sache nur schlimmer. Vielleicht hängt seine auffallende Untätigkeit während des französischen Kriegs mit dieser Gesundheitsstörung zusammen. Aber die ganze Leidenschaft, deren eine so verschlossene Natur fähig war, entlud sich, als über die Verbindung Clemens' VII. mit Frankreich, die schon im November 1524 durch einen geheimen Vertrag besiegelt worden war, kein Zweifel mehr bestehen konnte. Er klagte bitter, durch ihn sei Clemens Papst geworden; Clemens allein habe ihn als Cardinal in den Krieg mit Frankreich getrieben. Im Kreise seiner Hofleute stand er nicht an zu erklären, er werde nach Italien gehen und sich an denen rächen, die ihn gekränkt hätten, „besonders an dieser Memme dem Papst; heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein".

Für das Schicksal der deutschen Reformation hat kaum eine andere Tatsache solche Bedeutung gewonnen wie dieses Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst. Es war doch, wie Adrian VI. gesagt hatte; von der Ruhe oder Unruhe Italiens hing die Ruhe oder Unruhe der ganzen Welt ab. Wenn der Riesenkampf zwischen Frankreich und Spanien vorwiegend um diese kostbarste Beute fremder Begehrlichkeit entbrannt war, so konnte das italianisirte und an den Kirchenstaat gebundene Papsttum gar nicht anders als seine volle Aufmerksamkeit und Kraft den Wechselfällen eines Kampfes zuwenden, von dessen Ausgang geradezu seine Existenz abhing. Und wo hätte es im damaligen Europa die Möglichkeit eines unabhängigen Daseins finden sollen? Für eine solche historisch tief begründete Notlage die Person Clemens' VII. verantwortlich zu machen sind wir keineswegs berechtigt, so abstoßend uns auch die übliche politische Unsittlichkeit der Zeit gerade beim Oberhaupt der Kirche erscheinen mag. Aber bei keinem seiner Vorgänger hat der Widerspruch zwischen den Aufgaben eines Statthalters Christi und eines italienischen Fürsten eine gleich verhängnißvolle Wirkung geübt wie bei Clemens VII. und in diesem Sinne muß ihn, um mit Maurenbrecher zu reden, der deutsche Protestantismus immer „mit dankbarem Gedächtniß unter seine größten Wohltäter und Förderer rechnen".

Zunächst schien freilich das Jahr 1525 mit einem einzigen gewaltigen Schlag die Entscheidung zu Gunsten des Kaisers zu fällen. Während König Franz durch die energische Verteidigung von Pavia genötigt wurde die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, kamen die von Bourbon zusammengebrachten Landsknechte über die Alpen, unter Marx Sittich von Ems und dem alten Frundsberg, dessen Sohn sich in der eingeschlossenen Stadt befand. So bildete sich ein Entsatzheer von über 20 000 Mann Infanterie und ein paar tausend Reitern; seine Stärke lag durchaus in den deutschen Knechten und

den spanischen Hakenschützen, die ihrem vergötterten Führer Pescara blindlings gehorchten. Er war es, welchem die heikle Aufgabe zufiel die Truppen bei völligem Geldmangel zusammenzuhalten. Zuerst wandte er sich an seine Spanier; sie waren bereit sogar ihre Pferde, Mäntel und Hemden zu verkaufen, um Geld oder Lebensmittel zu schaffen. Am Schwierigsten zeigten sich, wie immer, die Deutschen; man hatte den Spaniern und Italienern aufgetragen sie am Ehrenpunkt zu fassen, aber ein Teil von ihnen ließ sich doch nur gegen eine Abschlagszahlung zum Marsch auf Pavia bewegen, während Frundsbergs Leute lieber sterben wollten als umkehren. Franz I. war immer noch an Zahl überlegen, weit besser mit Geschütz und schwerer Reiterei versehen, in einer vortrefflichen Stellung; die kaiserlichen Führer, durch die steigende Not der Besatzung von Pavia und durch den Soldmangel ihrer Truppen gedrängt, entschlossen sich eine Entscheidung herbeizuführen. Ihre Leute, schrieb der Abt von Najera, seien von der besten Stimmung beseelt, „als ob jeder einzelne von ihnen die Gewißheit hätte, er werde den König verwunden und gefangen nehmen". Am 21. Februar schrieb der Kommandirende, Karl von Lannoy, Vizekönig von Neapel, an den Gesandten in Rom, in drei bis vier Tagen werde er entweder nicht mehr am Leben oder Sieger sein. Diese beiden Äußerungen lauten förmlich prophetisch, denn am 24. Februar ward die Schlacht bei Pavia geschlagen. Um Mitternacht begann die Vorhut der Kaiserlichen den Angriff auf den ummauerten Park, an welchen sich das königliche Lager lehnte; nach Tagesanbruch trafen sich die beiden Heere innerhalb des Parks und schon glaubte Franz, durch die anfängliche Wirkung seines Geschützfeuers und seiner vorstürmenden Hommes d'Armes getäuscht, den Sieg in Händen zu halten, als durch die wohlgezielten Kugeln von Pescaras Schützen die Geschwader seiner geharnischten Reiter in Verwirrung gerieten und seine deutschen Söldner dem Stoß ihrer kaiserlichen Landsleute, seine Schweizer einem heftigen Angriff der Spanier erlagen. Inzwischen brach Leyva aus der Stadt hervor und die Niederlage der Franzosen wurde zur vollen Vernichtung. Der König, der sich mitten ins Getümmel des Reiterkampfs geworfen hatte, sah mit einem Mal die Schweizer in wilder Flucht; er zog es vor mit der Blüte seiner Ritterschaft den Tod zu suchen und es war ein glücklicher Zufall, daß er, mit seinem erstochenen Pferd zu Boden gerissen, nicht gleich einer großen Zahl seiner Genossen unter den Händen der Sieger verblutete; die Spanier gaben keinen Pardon. Aber Lannoy wurde noch zur rechten Zeit herbeigerufen und ihm überreichte Franz I. sein Schwert. „Von allen Dingen," schrieb er seiner Mutter, „sind mir nur die Ehre und das Leben erhalten geblieben."

Der Eindruck in ganz Europa war ein ungeheurer; neben dem lauten Jubel der Kaiserlichen gab sich doch fast überall ein Gefühl der Beklemmung kund, als sei, wie Ranke sagt, „der Kaiser der vom Schicksal bestimmte Herrscher". Der Aberglaube an die Weltherrschaft spukte als Hoffnung oder Furcht in den Köpfen der Großen wie der Kleinen. Karl V. selbst zeigte freilich bei der unerwarteten Siegesnachricht eine bescheidene Fassung, die mit seinen Jahren

so wenig im Einklang stand wie mit seiner festen Absicht den Erfolg auszunützen. Statt Freude zu äußern, ging er in sein Schlafgemach und warf sich vor einem Marienbild auf die Knie; statt einer glänzenden Feier verordnete er Prozessionen. Aber wer im damaligen Europa hätte sich bei seinen frommen Äußerungen über Gottes Gnade und über die heilige Pflicht des Türkenkriegs beruhigt? Der Friede in der Christenheit, wie er ihn herzustellen wünschte, war bedingt durch die äußerste Schwächung Frankreichs, durch die Knechtschaft Italiens, durch den Untergang der deutschen Ketzerei. Erst dann konnte er wirklich, nach den Worten Najera's, Christen und Türken nach Belieben das Gesetz vorschreiben. Der gewichtigste Stein des Anstoßes war zunächst ohne Zweifel England. Wolsey war eben noch gegen den ihm mißliebigen kaiserlichen Gesandten in London mit einer Gewalttätigkeit vorgegangen, die sich eigentlich nur durch die Absicht einen Bruch herbeizuführen erklären ließ. Obwohl Karl diesen unerhörten Schimpf mit einer ebenso beispiellosen Nachsicht behandelte, fuhr Wolsey fort seine Geduld durch Vorschläge auf die Probe zu setzen, welche geradezu verrückt erscheinen müßten, wenn nicht der Wunsch des Cardinals seinen Herrn vom Kaiser zu lösen den deutlich erkennbaren Hintergrund bildete. Nichts Geringeres verlangte England, als daß der Sieger die Dynastie der Valois enttronen und Heinrich VIII. die französische Krone verschaffen solle; Heinrich werde ihn dann zur Krönung nach Rom geleiten und das ganze französisch-englische Erbe künftig mit der Hand der kleinen Maria ohnedies an den Kaiser fallen, wodurch er wirklich Herr und Eigentümer der ganzen Christenheit sein würde. Die neunjährige Prinzessin mußte durch Übersendung eines Rings ihre „durch Eifersucht bestärkte Liebe“ zu dem kaiserlichen Bräutigam bezeigen, der eben daran war seine Verhandlungen über eine portugiesische Heirat abzuschließen. Aber da die Portugiesen einen englischen Verzicht auf Karls früheres Eheversprechen forderten, sah sich der Kaiser, der überdies Heinrich VIII. stark verschuldet war, aus mehr als einem Grund genötigt den Bruch mit dem unbequemen Alliirten hinauszuschieben. Wolsey dagegen tat alles, um ihn zum ersten Schritt zu reizen; er erlaubte sich die Äußerung, Karl sei ein Lügner, seine Tante Margaretha eine Dirne, sein Bruder Ferdinand ein Kind und Bourbon ein Verräter. Schon im Sommer 1525 war der Cardinal, welcher beim Fehlschlagen eines gehässigen Besteuerungsversuchs den Unwillen der Engländer auf seine Person abgelenkt hatte, bei seinem König mächtiger als je, mit dem Papst in gutem Einverständniß; damals begannen mit der politischen Schwenkung Heinrichs VIII. jene Quälereien gegen seine spanische Gemahlin, die sich zuerst in der anstößigen Auszeichnung eines königlichen Bastards bemerklich machten. Man wagte sogar diesen kleinen Herzog von Richmond für das Herzogtum Mailand sowie als Gemahl für eine spanische Infantin vorzuschlagen. Und während der furchtsame Clemens noch im Frühjahr 1525 ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser und Heinrich VIII. schloß, wurden bereits in Italien, in Frankreich und England die Fäden geschürzt zu einer europäischen

Liga gegen den Sieger von Pavia. Am 30. August machte England seinen Frieden mit Frankreich, welcher dem Inselstaat mehr als anderthalb Millionen, dem allmächtigen Minister aber den kolossalen Gewinn von 130 000 Kronen sicherte.

Erinnern wir uns, um Wolseys politisches Verdienst nach Gebühr zu würdigen, daß er seine Ziele im Gegensatz zu den persönlichen Neigungen König Heinrichs verfolgt und erreicht hat. Zum ersten Mal hat unter seiner Führung England des stolzen Amtes gewaltet, Europa vor der drohenden Herrschaft eines Einzelnen, vor der Universalmonarchie, wie man damals sagte, zu bewahren. Es fragt sich übrigens, ob nicht neben der rastlosen Gegnerschaft eines Wolsey dem jungen Kaiser gerade der Umstand besondere Schwierigkeiten bereitet hat, daß der König von Frankreich in seiner Gewalt war. Lag es doch nahe genug, den Vorteil zu überschätzen, welchen das Glück dem Sieger in die Hand gespielt hatte, statt der Fortsetzung des Kriegs, wofür die Mittel kaum beizubringen waren, durch persönliche Pression auf den Gefangenen alles durchzusetzen, was man wollte. Gleich bei dieser ersten großen Entscheidung, die an den Politiker Karl herantrat, fielen seine rein dynastische Denkart und seine Unfähigkeit nationale Kräfte zu schätzen schwer ins Gewicht. Als der Kaiser seine Forderungen zuerst formulirte: Abtretung des Herzogtums Burgund und der französischen Stücke der Grafschaft Artois, volle Unabhängigkeit der um die Provence vermehrten Besitzungen Bourbons — da handelte er recht als burgundischer Prinz und zugleich als internationaler Kaiser, in dessen Augen eine Nation nichts weiter war als ein geographischer Begriff. Die Regentin Luise gab die stolze Antwort, sie werde nie auch nur einen Fuß breit von französischem Gebiet abtreten und darin sei das ganze Reich mit ihr einig. In der Tat lieferte Frankreich durch seine unerschrockene und patriotische Haltung den glänzenden Beweis, daß, wie Mignet sagt, seine vereinigten Territorien ein Staat und ihre Bewohner ein Volk geworden waren; Paris ging mit dem Beispiel energischer Sicherheitsmaßregeln voran und die Regentin konnte ihre politischen, militärischen und finanziellen Maßnahmen treffen, ohne irgendwo auf Ungehorsam zu stoßen. König Franz hatte seinerseits die Erklärung veröffentlicht, er wolle lieber sein ganzes Leben lang Gefangener bleiben als sein Land schädigen. Freilich hielt bei ihm diese heroische Stimmung nicht vor, zumal als er, auf seinen eigenen Wunsch durch Lannoy nach Spanien gebracht, deutlich erkannte, daß sein Gegner, statt mit ihm persönlich zu verhandeln, vielmehr entschlossen war das Unglück des Besiegten zur Erreichung dessen auszunützen, was er als sein Recht bezeichnete. Auf den fröhlichen und ehrenvollen Empfang in Spanien — in Barcelona machten ihm sogleich zweiundzwanzig vornehme Damen die Aufwartung — folgten Monate banger und vergeblicher Erwartung; der Kaiser weigerte sich Franz überhaupt zu sehen und erst die tötliche Erkrankung seines Gefangenen ließ ihn nach Madrid eilen, wo ihm der sterbensmüde Mann als sein Diener und Sklave den ersten Gruß bot. Karl

suchte „seinen guten Freund und Bruder" zu trösten, aber als das Äußerste bevorzustehen schien, beruhigte er sich mit der halbfrivolen Anwendung eines Schriftwortes: „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen." Auch die Schwester des Königs, die liebenswürdige eben verwittwete Margaretha von Alençon, hatte als Unterhändlerin so wenig Glück wie bei einem Versuch den Gefangenen zu befreien; die gefeierte „Minerva Frankreichs", welcher Erasmus einen Trostbrief nach Spanien sandte, fand den Kaiser „sehr kalt" und klagte nachher bitter, sie habe mit den größten Heuchlern zu tun gehabt, ‚mit Leuten, bei denen das Ehrgefühl so klein als möglich ist". Der aufreibende Wechsel von Resignation und Verzweiflung, wie er sich in den Gedichten des gefangenen Königs ausspricht, brachte ihn schließlich so weit, die Freiheit um jeden Preis, auch auf Kosten seiner Ehre zu erkaufen. Schon in Italien hatte er ganz offen die Absicht ausgesprochen, unerträgliche Bedingungen, die man ihm durch Verlängerung seiner Haft abnötigen würde, nach seiner Befreiung abzuschütteln; in Madrid ließ er einen förmlichen Protest gegen die Gültigkeit eines erzwungenen Vertrages aufsetzen und von ein paar Vertrauten unterzeichnen. Gattinara, der eifrigste Anwalt einer entschieden antifranzösischen Politik, verbürgte sich dafür, kein Vertrag werde den freigewordenen König binden. Trotzdem wurde am 13. Januar 1526 zu Madrid ein Friede abgeschlossen, der, wie Baumgarten sagt, „den König von Frankreich zum Untergebenen des Kaisers machte". Burgund, wie es Karl der Kühne besessen, sollte abgetreten, alle französischen Ansprüche in Italien und den Niederlanden aufgegeben, Bourbon restituirt, die ganze französische Flotte dem Kaiser zu Verfügung gestellt werden. Franz I. verlobte sich mit Karls Schwester, der verwittweten Königin von Portugal und versprach als Edelmann, ins Gefängniß zurückzukehren, wenn die Bedingungen nicht sechs Wochen nach seiner Befreiung erfüllt seien. Seine beiden Söhne wurden als Geiseln ausgeliefert. Aber am Tag vor seinem feierlichen Eid auf das Evangelium hatte Franz vor französischen Zeugen jene Nichtigkeitserklärung wiederholt. Beim Abschied fragte Karl seinen „Bruder" nochmals aufs Gewissen, ob kein Hinderniß bestehe. Franz antwortete: „Ich will alles erfüllen und weiß, daß mich niemand in meinem Reich hindern wird. Erlebt Ihr etwas anderes von mir, so sollt Ihr mich für einen niederträchtigen Bösewicht halten."

Mit all seinem Zaudern und seiner eigensinnigen Härte hatte es Karl nur dahin gebracht, daß ihm der geträumte Gewinn aus der Schlacht von Pavia unter den Händen zerrann. Wer zuviel fassen will, der kann nicht fest halten, sagt ein italienisches Sprüchwort. Der Kaiser zeigte sich tief entrüstet über den Treubruch Franz' I.; nicht wie ein guter Edelmann und guter Ritter, wie ein Kaufmann, klagte er, habe der König gehandelt. Es geschah wohl nicht ohne Absicht, daß er diesen Ausdruck dem Gesandten Venedigs gegenüber gebrauchte. Aber hätte der Kaiser selbst im gleichen Fall sein Wort gehalten? Wir dürfen vielleicht daran zweifeln, wenn wir

jenes verräterische Spiel ins Auge fassen, welches eben im Jahr 1525 Karls erster Feldherr unter seiner Mitwissenschaft in Italien trieb. „Man sieht aus der Erfahrung unserer Zeit," heißt es bei Macchiavelli, „daß jene Fürsten große Dinge vollbrachten, die sich wenig um Treu und Glauben gekümmert und mit ihrer Schlauheit die Menschen hinters Licht zu führen gewußt haben, und am Ende haben sie diejenigen überwunden, welche ihre Sache auf die Loyalität gestellt hatten." Die Lehre, daß der gewinnt, der am Besten den Fuchs zu spielen versteht, konnte der große Florentiner mit Fug und Recht aus der politischen Praxis seines Zeitalters ableiten; Karl V. hat jedenfalls mit dem Frieden von Madrid ein teures Lehrgeld gezahlt, während zur nämlichen Zeit seine überklugen italienischen Gegner sich in ihren eigenen Netzen fingen.

Wenn der Versuch eines italienischen Befreiungskampfes unter päpstlicher Führung damals so elend mißlungen ist, so lag der tiefere Grund eben in jenem schrankenlosen Individualismus, welcher die ganze Kultur der Renaissance kennzeichnet und auf das staatliche Leben Italiens fast durchaus zersetzend gewirkt hat. Gesetzt auch die Befreiung wäre gelungen, nimmer hätten die italienischen Machthaber des XVI. Jahrhunderts auch nur jenen niedrigen Grad von Gemeinsinn besessen, der etwa im deutschen Reich wenigstens das gänzliche Auseinanderfallen verhinderte. Dort bestand doch ein altgewohnter, wenn auch stets sich lockernder Verband zwischen den zahllosen politischen Sonderexistenzen und trotz aller Schadhaftigkeit erweckte der wunderliche Bau des heiligen Reichs zuweilen noch ein gewisses Gefühl der Pietät bei den fürstlichen und republikanischen Gewalten, die an ihm rüttelten oder flickten. Italien aber, so stark auch der Name des gemeinsamen herrlichen Vaterlandes viele Herzen erbeben machte, hatte keine gemeinsame nationale Vergangenheit, keine politische Tradition und die begabtesten seiner Söhne kannten und übten im schärfsten Gegensatz zu ihren vielgepriesenen römischen Vorfahren nur ein souveränes Recht des Einzelnen, nicht der Gesammtheit. Aber daß nun der Einzelne wirklich auch das Höchste gewagt hätte, daran hinderte die meisten italienischen Staatsmänner jene schlimme Gewöhnung an die Rolle des Fuchses, die zu einer Politik der kleinlichen Übervorteilung und der Feigheit führte. „Diese unvergleichlich scharfsinnigen Rechner," sagt Baumgarten, „sahen so hell, daß sie zwar jede Möglichkeit, aber auch jede Schwierigkeit erblickten. Vor allem kannten sie einander so genau, daß ein jeder von dem andern das Schlimmste fürchtete." So finden wir in einem Augenblick, in welchem Frankreich und England bereit waren Italien die Hand zu reichen und der Bauernkrieg in den Alpenländern Ferdinands Einmischung unmöglich machte, bei den Hauptbeteiligten statt kühnen Zugreifens ängstliches Intriguiren und statt eines Appells an die nationale Erbitterung die überkluge Spekulation auf die menschlichen Schwächen eines bedeutenden Mannes, den man zu verführen suchte, um nicht mit ihm schlagen zu müssen. Das Bewußtsein eines großen Moments war vorhanden; „es handelt sich," schrieb Giberti, der Vertraute

des Papstes, „um Rettung oder ewige Knechtschaft für ganz Italien." Nichts konnte einer Erhebung günstiger sein als der Übermut der kaiserlichen Generale und das zuchtlose Gebahren ihrer unbezahlten und zerstreut garnisonirenden Truppen, welche das Erpressungssystem ihrer Führer im Kleinen nachahmten; Najera riet dringend, der Kaiser möge lieber den Feldzug fortsetzen als das arme Volk länger unter diesem Druck seufzen lassen, der hier und da schon offene Gewalttaten gegen die fremden Söldner hervorrief. Eben die Mißhelligkeiten unter den kaiserlichen Befehlshabern selbst und besonders der Undank, womit Karl V. die Verdienste Pescaras, des eigentlichen Siegers von Pavia, lohnte, gaben die Veranlassung zu jenem merkwürdigen Bestechungsversuch, welchen im Einverständniß mit dem Papst der mailändische Kanzler Morone bei dem gekränkten Feldherrn wagte. Morone, ein gewiegter Diplomat und Menschenkenner, von seinem Fürsten als „der Mann aller Tageszeiten" gerühmt, vergaß, daß er selbst früher den großen Heerführer als ein Muster von Bosheit und Treulosigkeit bezeichnet hatte, und glaubte den Italiener in Pescara erwecken zu können, der freilich in Neapel geboren war, aber von väterlicher und mütterlicher Seite aus edelstem spanischem Blut stammte. Pescara, der sich die ersten Wunden bei Ravenna, die letzten bei Pavia geholt und wie kein anderer die Herzen der spanischen Krieger in seiner Gewalt hatte, entschloß sich dem Kaiser die Treue zu wahren; ob diese Treue nicht wenigstens für kurze Zeit durch die ihm gebotene Aussicht auf das Königreich Neapel ins Wanken geriet, darüber läßt sich keine Gewißheit erlangen. Der Held, dessen Leben bisher keinen Flecken gezeigt hatte, der von seiner Gemahlin Vittoria Colonna, der ersten Frau Italiens, vergöttert wurde, entwürdigte seine letzte Lebenszeit — er starb im Dezember 1525 — durch die meisterhaft gespielte Rolle eines Spions; er gab dem Versucher sein Ehrenwort als Soldat, Feldherr und Edelmann und bot „als Unzufriedener und als Italiener" dem Papst seinen Eintritt in das Bündniß gegen den Kaiser an, während er diesem alles verriet, obwohl, wie er ihm schrieb, nicht ohne sich im Innersten zu schämen, „denn ich kann nicht umhin zu erkennen, daß ich jemandem mein Wort breche". Er setzte seinem monatelang durchgeführten Betrug die Krone auf, als er den mißtrauisch gewordenen Morone durch wiederholte Zusicherungen nach Pavia lockte und verhaften ließ. Indem er den Gefangenen in seinem Testament auf das Dringendste der Gnade des Kaisers empfahl, hoffte er mit entlastetem Gewissen sterben zu können. Ein Jahr darauf finden wir auch richtig den brauchbaren Morone in kaiserlichen Diensten.

Der Papst, dessen Feigheit und Haltlosigkeit in dieser kritischen Zeit doppelt häßlich erscheint, schwankte noch lange zwischen beiden Parteien hin und her, allen mißtrauend und von allen mit berechtigtem Argwohn beobachtet. Während die Venezianer längst entschlossen waren sich zu wehren, „und müßten sie die Teufel aus der Hölle herbeirufen", war für Clemens jeder Aufschub Gewinn; in der kläglichsten Weise gab er selbst den Kaiser=

lichen Andeutungen über die Möglichkeit seines Abfalls, um dann wieder zu erklären, er wolle mit den übrigen italienischen Fürsten ruhig das Martyrium der Unterwerfung über sich ergehen lassen. Übrigens trug auch das Zögern Franz' I. und die vorsichtige Zurückhaltung Wolseys dazu bei, daß eine für Italien kostbare Zeit versäumt wurde und erst am 22. Mai 1526, ohne Beitritt, aber unter Protektion Englands, ein Bündniß zwischen Frankreich, dem Papst, Venedig, Florenz und Mailand zu Stande kam. Diese „heiligste" Liga von Cognac, welche den Kaiser nötigen wollte seine Stellung in Oberitalien zu räumen und dem König Franz seine Söhne zurückzugeben, faßte in der Voraussicht, daß Karl sich nicht fügen werde, auch seine Vertreibung aus Neapel ins Auge. Franz I. behielt sich nur seine Rechte auf Asti und Genua vor, aber Clemens trug kein Bedenken ihm Mailand anzubieten, als das dortige Kastell, in welchem Sforza von den Kaiserlichen belagert wurde, nach einem vergeblichen Aufstandsversuch der verzweifelten Mailänder doch endlich kapituliren mußte. Überhaupt erweckt die ganze Kriegführung der Italiener den Eindruck, als sei trotz der feurigsten Deklamationen über die Freiheit des Vaterlands und die spanische Tyrannei weder ein ernsthafter Glaube an ihre Sache noch das unentbehrliche Vertrauen in die eigene Kraft bei ihnen zu finden gewesen; sonst hätten sie mit den 10—12 000 Mann feindlicher Truppen, die ihren genialen Führer verloren und mitten in einer haßerfüllten Bevölkerung vom Kaiser keine Hülfe und kein Geld zu erwarten hatten, wohl fertig werden müssen. Aber die zaghafte Vorsicht des venezianischen Oberbefehlshabers Francesco von Urbino, der vor einer Überschreitung der Adda oder des Oglio scheute, „als wären es der Indus und der Ganges", verdarb alles, was der Eifer der päpstlichen Heerführer vielleicht noch gut gemacht hätte. Er brachte es einmal fertig, in drei Tagen eine Marschleistung von drei Stunden aufzuweisen. Man begreift die Verachtung der verwilderten, aber schlachtgewohnten Kaiserlichen vor solchen Gegnern.

Während diese Tapfern, durch die Mattherzigkeit der Italiener und den Leichtsinn des Franzosenkönigs vor dem Äußersten bewahrt, die Fahne ihres Kaisers hochhielten, führte der neuvermählte Herrscher in Spanien ein Stillleben, dessen Glanz und Behaglichkeit durch den fernen Kriegslärm kaum gestört zu werden schien. Karl durfte in der Tat für einen Günstling des Glücks gelten, denn wohl selten hat ein Monarch inmitten der ungeheuersten Kämpfe, die eine halbe Welt erschütterten, soviel dem Spiel des Zufalls überlassen und mit solch vorsichtigem Zurückhalten der eignen Person doch seine Diener derart an sich zu fesseln gewußt, daß sie, auch ohne Hülfe oder Dank bei ihm zu finden, ihre letzten Kräfte für diesen hochmütigsten aller Herren einsetzten. Wie die spanische so wurde die deutsche Revolution ganz ohne sein Zutun gebändigt; andere hatten für ihn bei Pavia geblutet und gesiegt und nicht auf seinen Befehl war der gefangene König zu ihm nach Spanien gebracht worden. Nun zog die italienische Liga das Schwert, drüben in Deutschland richtete sich die Ketzerei immer fester ein

und zugleich rückten die siegreichen Heerschaaren des Sultans gegen das verlassene Ungarn heran. Karl feierte seine Vermählung mit der zierlichen



Isabella von Portugal.
Nach dem Gemälde von Tizian (1477—1576); im kgl. Museum del Prado zu Madrid.

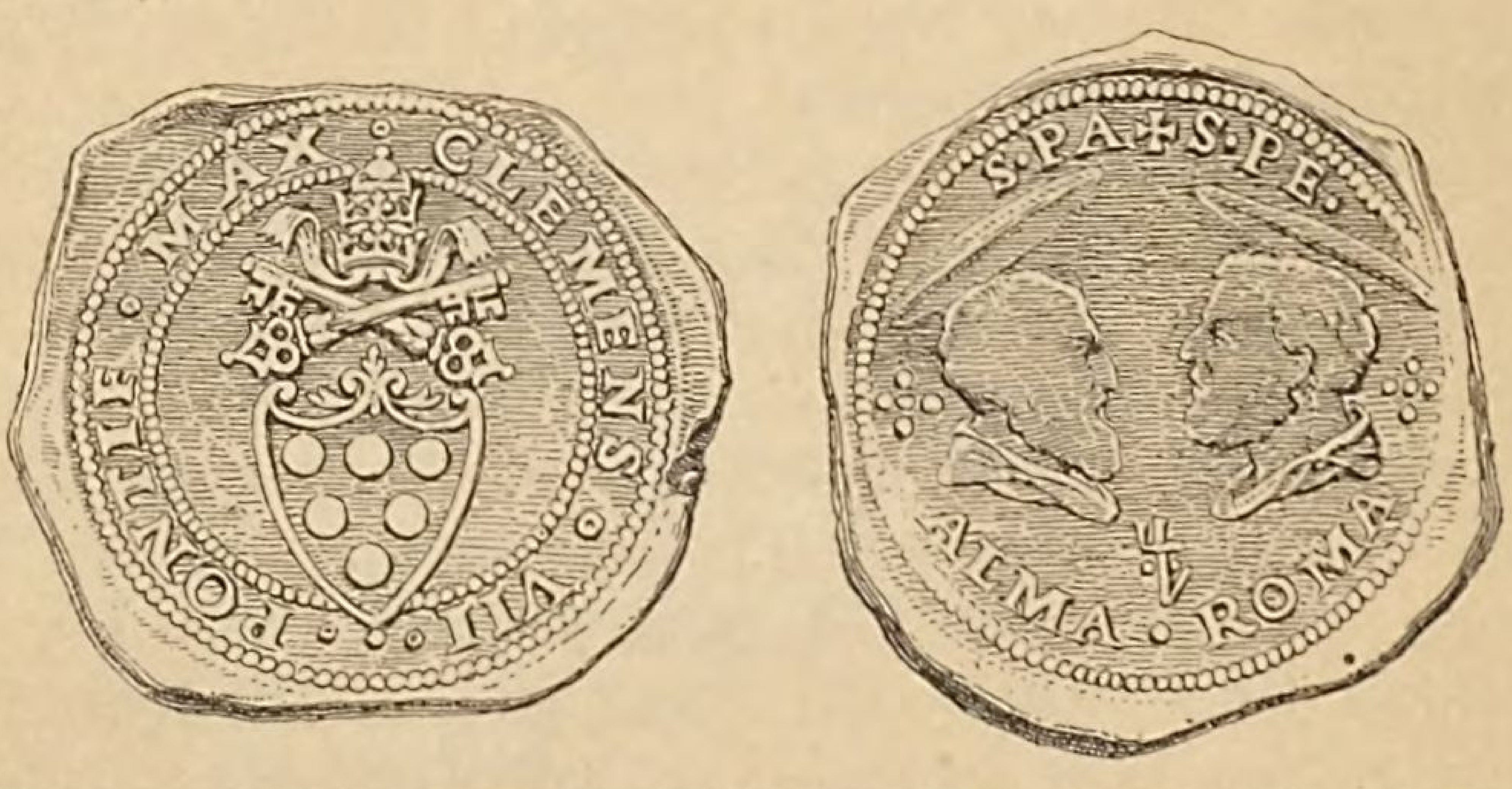
Isabella von Portugal (3. März 1526) und der Reichtum Spaniens und Indiens ward vor seinen Augen in einer Reihe von Festen vergeudet, statt seiner darbenden Armee in Italien zu Gute zu kommen. Und wie er Pescaras

Verdienste als etwas Selbstverständliches nicht belohnt hatte, so wagte er jetzt im Augenblick der höchsten Gefahr den tüchtigsten seiner Hauptleute, Antonio de Leyva, durch den Vorwurf der Unterschlagung bitter zu kränken. Man begreift doch kaum, daß der Kaiser nicht einmal für die dringendsten Bedürfnisse der Kriegführung Geld hatte, wenn man auch nur die spanischen Leistungen dieser Jahre in Betracht zieht. Die Cortes von Castilien bewilligten in den Jahren 1523, 1524 und 1525 außerordentliche Steuern (servicios) jedesmal von 3 bis 400 000 Dukaten, während der Ertrag der Konfiskationen auf zwei Millionen geschätzt wurde und die Mitgift Isabella's eine Million betrug; dazu kam im Sommer 1526 eine sogenannte „Kreuzzugssteuer" (cruzada), die Karl sofort für 800 000 Dukaten verpfändete, 80 000 Dukaten von den Mauren Granadas, abgesehen von reichen Geschenken des Klerus und von den transozeanischen Einkünften, welche seit der Eroberung von Mexiko auf 1- bis 200 000 Dukaten jährlich stiegen. Aber freilich erklärten schon 1527 und 1528 die castilianischen Cortes das Volk, dessen mittlere und niedere Klassen besonders schwer unter der Verkaufssteuer der Alcabala zu leiden hatten, für völlig erschöpft; obwohl man der Regierung Karls V. das Zeugniß nicht wird versagen können, daß sie durch manche vernünftige Anordnungen für die Entfaltung von Handel und Gewerbe und sogar für die Hebung der Bodenkultur zu sorgen bemüht war, obwohl die Zahl der spanischen Handelsfahrzeuge in die hunderte ging und Sevilla allein Tausende von Webstühlen für Seide beschäftigte, mußte doch eine durch Jahrzehnte fortgesetzte Kriegspolitik und die unaufhörliche Abgabe von Arbeitskräften an die Kolonien auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Spaniens sehr ungünstig einwirken; das reiche Sevilla war zur Zeit seines indischen Handelsmonopols „schlecht bevölkert und fast in den Händen der Frauen". Man hat neuerdings finden wollen, daß Karl V. keineswegs ein zielbewußter Unterdrücker der ständischen Freiheiten gewesen sei. Aber wenn er im Ganzen sich auf dem Boden des bestehenden Rechts zu halten sucht, so entspricht das völlig dem „praktischen" Absolutismus des XVI. Jahrhunderts, der sich, wie Koser vortrefflich ausgeführt hat, eben durch seine Schonung gewisser verfassungsrechtlicher Schranken von dem „grundsätzlichen" Absolutismus der folgenden Jahrhunderte unterscheidet. Welche Wandlung übrigens auch in der Staatstheorie der castilianischen Cortes durch die verunglückte Revolution bewirkt worden war, zeigt der Vergleich jener Stände von 1518, welche den König als einen Beamten des Volks charakterisirt hatten (S. 319), mit der Versammlung von 1523, deren städtische Teilnehmer, indem sie Karl V. als den Bringer eines goldenen Zeitalters und als das lebendige Gesetz begrüßten, die Lehre aufstellten, daß „Gesetze und Sitten den Königen unterworfen sind, welche sie nach ihrem Belieben machen und beseitigen können". Damals begann sich jene Umwandlung zu vollziehen, welche die städtischen Ämter mehr und mehr zu einer Domäne des unversorgten niedern Adels machten. Schon beschwerten sich die Caballeros und Hijosdalgo, daß ihres gleichen in der Residenz dasselbe

Gefängniß mit dem gemeinen Volk teilen müßten; schon wurde der Wunsch ausgesprochen, daß jeder Spanier den Degen tragen dürfe. Solchen Neigungen schmeichelte nun Karl V., indem er den Spaniern, besonders den Castilianern zu Gemüt führte, wie er diese Reiche „wegen ihrer großen Grandeza und ihres Adels" vor all seinen andern Herrschaften liebe, wie seine ganze Politik dem Ruhm und der Wohlfahrt Spaniens diene, wie es aber auch andrerseits Spaniens heilige Pflicht sei „Gott unsern Herrn und die christliche Religion" erhalten zu helfen. In diesen Jahren ist Karl, der Habsburger und geborene Niederländer, kraft einer starken inneren Wahlverwandtschaft mit seinen Spaniern derart zusammengewachsen, daß er fortan als das natürliche Haupt einer so wohlgeborenen und so rechtgläubigen Nation erschien. Und es war für den Spanier eine neue Quelle des Stolzes, daß er in seinem König zugleich, nach Karls eignen Worten, den auserwählten „Statthalter Gottes in der ganzen Christenheit" verehren durfte.

Minder erfreulich mochte es die Masse der Spanier berühren, als im Jahre 1526 zwischen den beiden Statthaltern Gottes offener Krieg entbrannte. Mit Recht hat Baumgarten hervorgehoben, daß der Vorwurf, Luther und den Türken fast ganz vernachlässigt zu haben, nicht nur den Papst, sondern ebenso den Kaiser trifft, dessen Mund seit Jahren von Ketzerhaß und Türkenkrieg überfloß. Clemens VII. sandte wenigstens etwas Geld nach Ungarn, aber beide Häupter der Christenheit waren weit entfernt angesichts einer lebensgefährlichen Bedrohung der christlichen und westeuropäischen Interessen ihre ehrgeizigen Pläne und zum Teil recht kleinlichen Streitigkeiten bei Seite zu setzen. Von päpstlicher Seite wurde ganz besonders die Rückgabe von Reggio und Rubiera betont, welche der Herzog von Ferrara dem Kirchenstaat entrissen hatte, und diesen verhaßten Gegner der Medici wagte der Kaiser in Schutz zu nehmen. Immer deutlicher wurden die gegenseitigen Drohungen; der spanische Gesandte in Rom, Herzog von Sessa, ermahnte den Papst, er möge doch an Deutschland und Ungarn denken, namentlich an die fortwährenden Bemühungen, den Kaiser, als den hiezu berufenen Fürsten, zur Minderung des Kirchenstaats und selbständigen Anbahnung einer Kirchenreformation zu veranlassen. Auf die Frage des Gesandten, ob die Kriegsgerüchte wahr seien, antwortete der Papst, wenn der Krieg beginne, werde man es durch die Trompetenstöße hören. Während Karl durch den in außerordentlicher Mission abgefertigten Hugo de Moncada einen letzten Versuch machte den Papst durch weitgehende Nachgiebigkeit umzustimmen, trieb der sonst so unentschlossene Mediceär mit vollem Bewußtsein zum Bruch, wie er pomphaft verkündigte, zur Befreiung Italiens, „des gemeinsamen Vaterlands aller Völker". Er lachte über die verspäteten Anerbietungen Moncadas; dafür nahm der leidenschaftliche Sessa, als er nach der entscheidenden Audienz wegritt, einen Narren hinter sich aufs Pferd, der den Römern Grimassen schnitt. Freilich war die kriegerische Wallung des Papstes, der ein scharfes Breve an den von schlechten Beratern zu maßloser Herrschsucht verführten

Kaiser abgehen ließ, bald verflogen, zumal als in seiner unmittelbaren Nähe die Gefahr aus dem Boden zu wachsen schien. Der kriegerische und ehrgeizige Cardinal Pompeo Colonna, der schon unter Julius II. das römische Volk zur Freiheit aufgerufen hatte, war auch mit Clemens VII. in Feindschaft geraten und wie in vergangenen Jahrhunderten rückten die Colonna, ganz im Stil ihrer ghibellinischen Vergangenheit, mit andern einheimischen Großen gegen das kaiserfeindliche Rom. Moncada hatte vom Kaiser Befehl äußersten Falls diesen Herren heimliche Unterstützung zu gewähren; auf seine Veranstaltung schlossen sie einen Scheinvertrag mit dem Papst, der wirklich in die Falle ging und seine Truppen bis auf ein paar hundert Mann entließ. So konnten sie am 20. September den betrogenen Feind fast wehrlos



Münze von Papst Clemens VII. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Cabinet.

Geprägt während der Belagerung von 1527 aus dem Metall von Kirchengeräten; als Notmünze von unregelmäßiger Form. Umschrift der Vorderseite: CLEMENS · VII · PONTIF · MAX.; im Felde das Wappen des Papstes, das der Medici mit der dreifachen Krone und den Schlüsseln. Im Felde der Rückseite die Bildnisse des h. Paulus und h. Petrus, darüber S(anctus) PA(ulus † S(anctus PE(trus), darunter ALMA ROMA und das Münzmeisterzeichen. Die Münze ist von größter Seltenheit; weil nämlich die Kirchengeräte, aus denen sie geprägt, zum Theil vergoldet waren, wurden diese Scudi nach der Belagerung eingeschmolzen, um das Gold auszuscheiden.

überraschen und Rom, dessen Bevölkerung keinen Finger rührte, sah als Vorspiel seines kommenden Schicksals eine wilde Plünderung; die heiligen Schätze der Peterskirche blieben nicht verschont. Clemens entkam glücklich in die Engelsburg und erklärte zuerst, er wolle als Papst sterben, womit freilich seine Äußerung schlecht harmonirte, daß er Manns genug sei sich mit der Pike zu verteidigen wie jeder Soldat. Aber noch am Abend verhandelte er mit Moncada, der ihm unter scheinheiligen Entschuldigungen die gestohlene Tiara zurückgab und die Ermahnung beifügte mit dem Kaiser Frieden zu machen, „dessen siegreichen Waffen Gott selber nicht ungestraft widerstehen könne".

Obwohl mit dieser ernsthaften Lektion die erschütternde Nachricht von der Vernichtung des ungarischen Heeres bei Mohács zusammentraf, erklärte der Papst den ihm abgezwungenen Vertrag insgeheim für nichtig und zahlte vor allem den Colonnas trotz der zugesicherten Amnestie ihre Tücke durch

grauenhafte Verwüstung ihrer Besitzungen heim. „Lieber sterben, als in solcher Schmach weiter leben," rief der leidenschaftliche Oberhirt der Kirche, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Sieg und Rache ging. Es konnte dem Kaiser nicht verdacht werden, wenn er in seiner umfangreichen Verteidigungsschrift vom 17. September 1526 die Herausforderung jenes päpstlichen Briefs mit einer vernichtenden Charakteristik der römischen Politik beantwortete, wie sie ihm seit den Tagen der Kaiserwahl entgegengetreten war. Während Karl die Behauptung, Clemens habe den König von Frankreich seines Madrider Eides entbunden, lieber nicht glauben will, hält er dagegen die schweren Anklagen Pescaras aufrecht, welcher den Papst als das Haupt der antikaiserlichen Verschwörung bezeichnete und von römischen Autoritäten den Bescheid erhielt, er könne ohne Schaden für seine Ehre dem Kaiser die Treue brechen. Mit einer an Hutten erinnernden Ironie erklärt es der Kaiser für kaum denkbar, daß der Statthalter Christi auf Erden auch nur einen einzigen Tropfen Blut um eines weltlichen Besitztums willen vergießen wollte. Der Schluß aber dröhnte in den Ohren der römischen Hörer wie Donner des Gerichts; wenn der Papst, statt Frieden zu machen, nicht als Vater, sondern als Parteihaupt, nicht als Hirt, sondern als Einbrecher handelt, dann appellirt der Kaiser an das Urteil eines allgemeinen Concils. Für die baldige Berufung dieses Concils, welche er den Deutschen versprochen habe, macht er in einem späteren Schreiben die Cardinäle verantwortlich; sonst werde er kraft seiner kaiserlichen Würde „nach bestem Vermögen jedes Heilmittel anwenden".

Man hatte schon im Sommer am Kaiserhof die Frage ins Auge gefaßt, ob man nicht durch vorübergehende Nachsicht gegen die deutschen Ketzer die Beruhigung und zugleich die kräftigere Hülfe des Reichs erkaufen solle. Karl schrieb deshalb an seinen Bruder Ferdinand um Begutachtung; er war weit entfernt sich etwa ernstlich mit den Lutheranern einlassen zu wollen. Aber es bedurfte dessen gar nicht; die nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß der Kaiser mit dem Papst in Hader lag, genügte, um in den Augen der deutschen Landsknechte, welche sich unter Frundsbergs Fahnen sammelten, diesem italienischen Zug eine ganz besondere Bedeutung zu verleihen. Hier begegneten sich zum ersten Mal die Politik Karls V. und die herrschende Stimmung der deutschen Nation. Betrachten wir, wie in einem der Lieder von der Schlacht bei Pavia — es stammt von einem Frundsbergischen Landsknecht — der gut kaiserliche Dichter nicht versäumt dem Papst und dem Doktor Eck eins zu versetzen:

„Der babst thuot so die scheflen waiden,
der nennt sich der allerhailigist man
und hebt doch bei den Christen an
si helfen mörden, wie ich sag.
Ist das nit jemerliche klag?"

Die Erinnerung an den Tag von Pavia mußte in den Gemütern der wilden Kriegsleute doch ein edleres Gefühl wachrufen; noch im XVII. Jahr-

hundert sangen die Deutschen von den frommen Knechten, die damals „bis über die Schuh im Blut gehn mußten“, und mit dem Hohn über die alten schweizerischen Rivalen — „ich mein, wir haben sie bar bezahlt zu Pavia im Tiergarten“ — mischte sich der patriotische Gedanke der Rache für französischen Schimpf und der Zorn gegen die verräterischen Landsleute, die im Sold Franz' I. fochten:

> „Stecht drein, stecht drein, ir frummen lanzknecht,
> das sind die rechten Franzosen“.

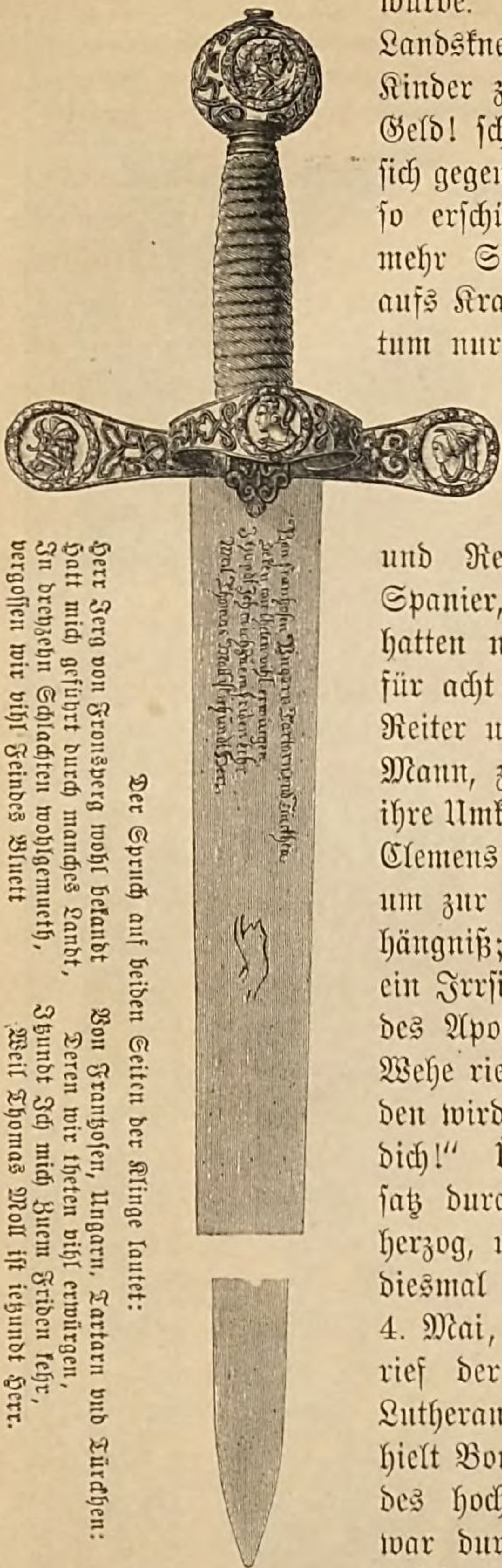
Ganz in solchen Gesinnungen lebte ihr weitberühmter Führer, der schlichte schwäbische Ritter, der nach den Worten eines begeisterten Zeitgenossen „Deutschland dem ganzen Erdkreis furchtbar gemacht hat“; es hieß wohl, der König von Frankreich würde den Übertritt dieses einen Mannes dem Gewinn des ganzen römischen Reiches gleich geachtet haben. Frundsberg, in dessen „ritterlich Gemüt und Herz das heilig Evangelium eingemauert und befestiget“ war, ging mit dem ganzen Haß des Deutschen gegen das reichsfeindliche Pfaffentum in seinen letzten Feldzug. Man hörte ihn sagen, wenn er nach Rom komme, wolle er den Papst henken. Nachdem er außer den von Ferdinand geschickten Juwelen seine eignen Güter und den Schmuck seiner Frau verpfändet hatte, konnte er Anfang November etwa 11 000 Mann auserlesenen Fußvolks im Etschtal mustern; 4000 von ihnen dienten ohne Sold. Auf unwegsamen Pfaden kamen sie über die Alpen; dem alternden Feldherrn halfen die langen Spieße und die stützenden Hände seiner Leute über die gefährlichsten Stellen weg. Ende Dezember meldete er dem Herzog von Bourbon seine Ankunft bei Piacenza, „über hohe Berge und tiefe Wasser, mitten durch die Feinde, in Hunger und Mangel und Armut; was sollen wir tun?“

Es war einer der wunderlichsten Feldzüge, welcher nach Monaten der Tatenlosigkeit die kaiserlichen Scharen vor die Mauern der ewigen Stadt führte. Während der Herzog von Urbino teils im Interesse Venedigs teils aus persönlichem Groll gegen die Medici die Sache der Verbündeten so schläfrig und unwillig als möglich führte, wechselte der Papst zwischen Friedensverhandlungen mit Lannoy und kurzatmigen Anläufen zu einer wirklichen Kriegspolitik. Auf der andern Seite dauerte es geraume Zeit, bis Bourbon seine schlechtbezahlten Leute mit den Deutschen Frundsbergs vereinigen konnte; „alle paar Tage,“ sagt Baumgarten, „gab es kleine Meutereien; dann hinderte das Wetter“. Entscheidend für den Vormarsch der immer mehr verwildernden Haufen wurde die Hülfe des Herzogs von Ferrara, aber auch seine Opfer an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf konnten es nicht hindern, daß Mitte März 1527 erst bei den Spaniern, dann bei den Deutschen die Unzufriedenheit in förmliche Empörung ausbrach. Bourbon fand eben noch Zeit sich aus seinem Quartier zu retten, welches von den wütenden Spaniern bis in den letzten Winkel nach ihm durchsucht und von den Deutschen rein ausgeplündert



Georg von Frundsberg; dargestellt in seiner in Schloß Ambras aufbewahrten Rüstung.

wurde. Frundsberg selbst, der in den Ring der Landsknechte trat, um wie ehedem seine ungebärdigen Kinder zu beruhigen, vermochte nichts mehr; Geld! Geld! schrien die Aufrührer und ihre Spieße senkten sich gegen den ehrwürdigen Führer, dessen Kräfte einem so erschütternden und beschämenden Eindruck nicht mehr Stand hielten. Ein Schlaganfall warf ihn aufs Krankenlager und er kehrte nach langem Siechtum nur in die Heimat zurück, um dort die Augen zu schließen. Aber das Heer wälzte sich vorwärts, die Führer mit sich fortreißend, den kaiserlich-päpstlichen Waffenstillstand verwerfend, vorwärts durch Schneesturm und Regen, unter Plündern und Brennen; die Spanier, die sich mit den Landsknechten „verbrüdert“ hatten nach Rom zu marschiren, trugen Proviant für acht Tage bei sich, um nicht aufgehalten zu sein. Reiter und Fußvolk zusammen zählten etwa 20 000 Mann, zur Hälfte Deutsche. Als sie den Preis für ihre Umkehr bis auf 300 000 Dukaten steigerten, ließ Clemens VII. jenen Vertrag mit Lannoy wieder fallen, um zur Liga zurückzukehren. Es war wie ein Verhängniß; der unheimlichen Stimmung in Rom lieh ein Irrsinniger Worte, welcher nackt auf eine Statue des Apostels Paulus kletterte und über den Papst Wehe rief: „Sodomitischer Bastard, durch deine Sünden wird Rom zu Grunde gehen; bereue und bekehre dich!“ Übrigens hoffte man in der Stadt auf Entsatz durch Urbino, welcher hinter den Kaiserlichen herzog, und die Römer selbst waren entschlossen sich diesmal besser zu wehren als im letzten Herbst; am 4. Mai, einen Tag vor dem Erscheinen der Feinde, rief der Papst zum heiligen Krieg gegen diese Lutheraner und Marranen auf. Den Abend darauf hielt Bourbon seinen Kriegsrat in der kleinen Kirche des hochgelegenen Klosters S. Onofrio; sein Heer war durch den Zuzug italienischer Streitkräfte etwa auf das Doppelte angewachsen. Diese ausgehungerten und nach Geld lechzenden Scharen hatten zuletzt ihre Artillerie zurückgelassen, 20 bis 24 Miglien am Tag gemacht; nun lag die ersehnte Beute vor ihnen, zugleich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung. Hutten würde gejubelt haben, hätte er diese furchtbaren Maitage des Jahres 1527 erlebt; es



Der Spruch auf beiden Seiten der Klinge lautet:

Herr Jerg von Fronsperg wohl bekandt
Hatt mich geführt durch manches Landt,
In dreyzehn Schlachten wohlgemueth,
vergossen wir vihl Feindes Bluett

Von Frantzosen, Ungarn, Tartarn vnd Türckhen:
Deren wir theten vihl erwürgen,
Itzundt Ich mich zuem Friden kehr,
Weil Thomas Moll ist ietzundt Herr.

Schwert
Georgs von Frundsberg.
Wien, Artillerie-Arsenal.

gab kaum einen guten Deutschen, gleichviel ob lutherisch oder katholisch, der nicht das moderne Rom mit Luther für „des Teufels Nest“ gehalten hätte. Und während in der Erinnerung manches Landsknechts die alten Prophezeiungen von einer Züchtigung der verderbten Hauptstadt der Christenheit auftauchen mochten, lebten die Spanier nicht minder der Überzeugung, daß Rom der Inbegriff der Verworfenheit, nicht das Haupt, sondern die Latrine der Welt sei. Die Geringschätzung der Angreifer gegen die weibischen Pfaffen und Pfaffenknechte ließ sie wohlgemut zum Sturm antreten, der ohne alles Geschütz in der Morgendämmerung des 6. Mai eröffnet wurde. Das Feuer der Verteidiger, durch einen dichten Nebel großenteils unwirksam gemacht, schien für einen Augenblick die entscheidende Wendung herbeizuführen, als Bourbon, den einen Fuß auf der Sturmleiter und seinen Leuten zuwinkend, tötlich getroffen ward. Aber mit verdoppelter Todesverachtung erneuerten die Landsknechte und Spanier den Angriff; bis zum Abend war die ganze Stadt, mit Ausnahme der Engelsburg, in der Gewalt dieser Horden, die ihres Führers beraubt nichts mehr über sich fühlten und kein Erbarmen kannten.

Seit den Schreckenstagen von 1084, als die Normannen eindrangen, hatte die ewige Stadt nicht solche Gräuel gesehen. Tage und Wochen hindurch raste ein Hexensabbath von Grausamkeit und Wollust, Habgier und Schwelgerei in ihren Mauern. Wir begreifen, daß nicht allein Augenzeugen, sondern auch noch Geschichtschreiber unserer Zeit ihren Abscheu vor der Wiedergabe solcher Ereignisse kaum zu überwinden vermögen. Und doch sind es eigentlich nur die großen Dimensionen und der Name Roms, welche das Elend dieser Soldatenherrschaft so besonders grauenhaft erscheinen lassen; zahllose minder berühmte Städte haben in den Jahrhunderten der geworbenen Kriegsheere die nämlichen Schrecknisse erdulden müssen, aber ihr Schicksal tritt in den Hintergrund vor der Schändung der heiligen Roma, der Apostelgräber, des Vatikans. Mitten unter den ekelhaften Folterszenen und Orgien werden wir an die großen Kämpfe der Zeit gemahnt, wenn die Landsknechte, als Cardinäle maskirt, vor der Engelsburg Luther zum Papst ausrufen. Mit Schauder berichtet ein spanischer Beobachter, welcher Schimpf mit geweihten Hostien und Reliquien getrieben wurde, und auch die raffinirte Mißhandlung von Klerikern jeden Standes läßt die tiefe Erschütterung aller kirchlichen Autorität deutlich erkennen. Der alte Gegner Luthers von Augsburg her, Cardinal Cajetan, wird in schimpflichem Aufzug von Landsknechten durch die Straßen gezerrt; einen seiner Kollegen tragen sie auf einer Bahre durch die Stadt, seine Exequien singend, und schicken sich an, ihre Last in ein offenes Grab zu versenken, um die Zusage eines ungeheuern Lösegelds von ihm zu erpressen. Eine massenhafte Vernichtung von Kunstwerken ist freilich den Siegern mit Unrecht nachgesagt worden; hierin waren sie, wie Gregorovius sagt, immer noch besser als jene Vandalen, welche das Heidelberger Schloß und den Speirer Dom zerstört haben. Aber die Verwüstung war eine so gründliche, daß jener spanische Augenzeuge an Gattinara schrieb, in fünfhundert Jahren werde sich

Rom von diesem Schlag nicht erholen und die Gräuel seien derart, „daß weder Zeit noch Gedächtniß noch Papier noch Tinte genug vorhanden ist sie zu beschreiben". Noch einen Monat hielt sich Clemens VII. in der Engelsburg aber da er sich völlig verlassen sah, blieb ihm nichts übrig als (5. Juni) zu kapituliren und sich in kaiserliche Gefangenschaft zu geben. Die einrückenden Landsknechte fanden ihn, wie Sebastian Schärtlin, einer ihrer Führer, erzählt, mit zwölf Cardinälen in einem engen Saal; „war ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr; wurden wir alle reich". Mancher gemeine Soldat war im Handumdrehen zu einem Besitz von 20-, ja 40 000 Dukaten gekommen; triumphirend befestigte ein deutscher Knecht die heilige Lanzenspitze an seinen Spieß und auch Schärtlin konnte sichs nicht versagen, neben den eroberten Schätzen den ungeheuern Strick, mit dem sich Judas erhenkt hatte, als Andenken in seine schwäbische Heimat mitzunehmen. Die Spanier aber verhöhnten die ausgeplünderten Römer als ihre Väter, für welche sie immer beten wollten, denn sie hätten mehr Gutes von ihnen erfahren als von ihren leiblichen Eltern.

Es ist höchst bezeichnend, eine italienische Stimme über die Mitschuld der Römer an ihrem furchtbaren Geschick zu hören. Der Florentiner Vettori wundert sich über den mattherzigen Widerstand, welchen eine männliche Bevölkerung von mindestens 30 000 Waffenfähigen geleistet habe, darunter „viele Eisenfresser mit Bärten bis auf die Brust, an fortwährende Raufhändel gewöhnt". Aber sie hätten bewiesen, „daß stolze, habgierige, gehässige, wollüstige und heuchlerische Menschen sich nicht lang behaupten können; Gott straft oft diejenigen, welche diese Laster haben, mit seinen eignen Feinden und mit noch ärgeren Verbrechern. Und man kann nicht läugnen, daß die Einwohner Roms, und besonders die geborenen Römer, alle die obenerwähnten Laster und noch größere an sich hatten." Dieser Eindruck eines Gottesgerichts, einer wohlverdienten Züchtigung tritt nicht etwa nur bei den Deutschen hervor, welche sich über dies Eintreffen der längst unter ihnen umlaufenden Weissagungen nicht einmal so sehr wunderten, sondern gerade auch bei Italienern und bei streng kaiserlichen oder reformfreundlichen Spaniern. So grundverschiedene Naturen wie der fromme Cardinal Cajetan und der skeptische Weltmann Guicciardini stimmen in ihrer Verurteilung des römischen Schandregiments vollkommen überein; während aber jener in dem Jammer der Plünderung die göttliche Gerechtigkeit erkennt, gesteht der geistreiche Florentiner mit der ganzen Offenheit, deren die Menschen der Renaissance fähig waren, er habe den Päpsten nicht aus Überzeugung, sondern allein seines eignen Vorteils wegen gedient; „ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt wie mich selbst", freilich wie er beifügt nicht um sich von den hergebrachten Gesetzen des Christentums loszumachen, vielmehr nur „um diese Schaar von Nichtswürdigen in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßten". Ähnliche Anschauungen von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reform, die vor allem mit der weltlichen Macht des Papsttums aufzuräumen habe, begegnen uns, nur noch weit kräftiger ent-

wickelt, bei einer Reihe von hochgestellten Spaniern. Schon im Sommer 1526 hatte Karls Gesandter bei der Republik Genua, Lope de Soria, dem Kaiser, welchem allein dieses Amt zustehe, die schärfste Züchtigung des pflichtvergessenen Papstes als ein Gott wohlgefälliges Werk und warnendes Beispiel für künftige Päpste empfohlen. Der nämliche Diplomat, der kraft seiner langjährigen Kenntniß der italienischen Verhältnisse die Päpste für die einzige Ursache der Unruhen in der Christenheit erklärte, riet nach der Eroberung Roms, der Kaiser als der souveräne Herr auf Erden solle die Kirche durch Einschränkung des Papsttums auf seine geistlichen Pflichten reformiren. Und Bartolommeo Gattinara, der Neffe des Kanzlers, der mit dem gefangenen Clemens verhandelte, schrieb am 24. Mai 1527 aus Rom: „Wir erwarten die schleunigen Anordnungen Ew. Majestät über die Regierung Roms, ob nämlich in dieser Stadt irgend eine Art von apostolischem Stuhl bleiben soll oder nicht.“ Gottesgericht, Reformation, so tönt es aus den Briefen der in Italien weilenden Spanier; einer von ihnen, der beim Anblick des gefangenen Papstes in Tränen ausbrach, meint doch, alles Leid werde reichlich aufgewogen durch die kommende Reform der Kirche, die jetzt völlig in den Händen des Kaisers und der spanischen Prälaten sei.

Man kann nicht sagen, daß diese Stimmen am Kaiserhof keinen Widerhall gefunden hätten. Karl selbst veranlaßte die Publikation seines Briefwechsels mit dem Papst (S. 541); die Ausfälle, welches dieses Büchlein enthielt, erschienen einem venezianischen Gesandten von wahrhaft lutherischer Schärfe. Noch viel weiter gingen ein paar nicht gerade offizielle, aber doch aus Karls Umgebung stammende Schriften, als deren Verfasser ein Sekretär Gattinaras, Alfonso Valdés, der nämliche, aus dessen Feder die Apologie vom 17. Sept. 1526 kam, und sein Bruder Juan bezeichnet werden. Sie sind von erasmischem Geist durchweht, wie ja der Kaiser und der hohe spanische Klerus eben damals dem von den Mönchen verketzerten Erasmus ihren Schutz angedeihen ließen. Der erste jener Dialoge schließt mit einem Ausblick auf die kaiserliche Reformation; in alle Zukunft werde es heißen, Jesus Christus habe die Kirche gegründet, Karl V. sie restaurirt. Aber was hier nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen den Cölibat, die abergläubische Überschätzung von Bildern und Reliquien, die gewaltsame Bekehrung vorgebracht wird, das hatte freilich mit den Anschauungen des Kaisers nichts mehr gemein. Karl scheint doch wenigstens in seiner früheren Zeit die Schlagworte von der kirchlichen Reformation und vom allgemeinen Concil mehr als Mittel zu politischen Zwecken gebraucht zu haben, wie das seit den großen Kirchenversammlungen des XII. Jahrhunderts immer wieder geschehen war (S. 15). Jedenfalls trat er an die größte Entscheidung seines Lebens nicht mit jenem religiösen Ernst heran, den man von dem Schüler eines Adrian hätte erwarten sollen. Zweideutig genug war sein Verhalten vor der Katastrophe gewesen; trotz der von Lannoy abgeschlossenen Waffenruhe billigte und beförderte Karl, der mit dem Vertrag sehr unzufrieden war, das Vorrücken Bourbons. Als die Kunde von

der Einnahme Roms, sehr spät, nach Mitte Juni, zu ihm gelangte, wollte er anfänglich nicht einmal die Festlichkeiten unterbrechen, womit die Taufe seines Erstgebornen gefeiert werden sollte; man sah ihn selber noch an einem Reiterspiel teilnehmen. Aber es ward ihm kräftig zum Bewußtsein gebracht, daß er mit den Gefühlen einer Nation zu rechnen habe, welche katholischer war als der Papst. Die geistlichen und weltlichen Großen drückten ihren Abscheu über die römischen Ereignisse so freimütig aus, „daß manche denken, es sei mehr gesagt worden als nötig war", und der Franziskanergeneral Quiñones wagte dem Kaiser ins Gesicht die Äußerung, daß er, wenn er seine Pflicht gegen den Papst nicht erfülle, nicht länger den Namen eines Kaisers führen, sondern nur noch Luthers Feldhauptmann heißen könne. Alle Leute von Bedeutung beklagen das Geschehene, berichtet der venezianische Gesandte aus Valladolid, nur ein paar Niederländer und gewisse „Bankrottirer" freuen sich darüber. Daß eben jetzt Gattinara in Ungnade und etwa ein halbes Jahr dem Hofe fern war, übte ohne Zweifel einen lähmenden Einfluß auf die Politik seines Herrn, dessen angeborene Unschlüssigkeit des Treibers gar sehr bedurfte, aber durch alle Energie von Staatsmännern zweiten und dritten Rangs nicht zu erschüttern war. Karl V. hätte vielleicht anders entschieden, wenn er auf dem Schauplatz der Ereignisse selbst und nicht in dieser spanischen Abgeschiedenheit gewesen wäre, in welcher man oft erst nach Wochen oder Monaten erfuhr, was sich draußen zugetragen hatte. Mit vollem Recht schrieb ihm Leyva aus Mailand, in der Zeit, welche die kaiserlichen Befehle brauchten, um an Ort und Stelle zu gelangen, könne alles verloren sein und der Kaiser möge nicht zu sehr auf seinen Glücksstern vertrauen, denn „nicht alle Tage tut Gott Wunder".

Die systematische Verschleppung, welche Karl dieser wie andern brennenden Fragen zu Teil werden ließ, raubte ihm wieder und nicht zum letzten Mal die Früchte des Siegs. Obwohl auch er offiziell vom Gottesgericht, von der Reformation der Kirche und vom Concil sprach, welch letzteres ihm sein Bruder Ferdinand ganz besonders ans Herz legte, obwohl er in einer seiner Instruktionen die Befreiung des Papstes nur auf sein geistliches Amt bezogen wissen wollte, so entschied er sich zuletzt doch für die volle Herstellung auch der weltlichen Gewalt. Denn jene Verschleppung hatte nur dahin geführt, daß sowohl der Zustand der kaiserlichen Armee als die allgemeine Weltlage sich sehr zu Ungunsten Karls veränderten. Die fürchterliche Besatzung Roms, eine Zeitlang durch Hunger und Pest vertrieben, kehrte bald wieder in die unselige Stadt, in ihr Rom, wie sie sagten, zurück, welches nach Schärtlin's Versicherung „noch baß geplündert" wurde. Man fürchtete, die Landsknechte würden sich vom Cardinal Colonna zur Ermordung des Papstes reizen lassen; trotzdem weigerte sich einer von den spanischen Führern, den „Leib Gottes", wie ihm befohlen war, nach Neapel zu bringen. Mehr als einmal wurden die vom Papst gestellten vornehmen Geiseln an Stricken zu den tumultuarischen Beratungen des Kriegsvolks gezerrt, den drohenden

Tod vor Augen. Endlich kam es am 31. Oktober zur Vereinbarung, erst am 26. November zur Unterzeichnung eines Vertrags, welcher dem Papst gegen Beobachtung strengster Neutralität und Bezahlung der kaiserlichen Truppen die Freiheit und den Kirchenstaat sicherte. Clemens wartete den Termin seiner Befreiung nicht ab, sondern entfloh in der vorhergehenden Nacht mit Hülfe von ein paar kaiserlichen Italienern, worunter Morone, nach Orvieto. Daß er seine Zusagen womöglich brechen, daß er zur Liga zurücktreten werde, setzten die kaiserlichen Unterhändler selbst voraus; „wir würden uns alle wundern," schreibt Perez, „wenn er das Gegenteil thun würde". Inzwischen war das in Rom feilschende und meuternde Heer bis auf das Äußerste desorganisirt, nicht mehr jene schlagfertige Macht, welche einige Monate früher noch jeder militärischen Aufgabe gewachsen war.

Es wäre unverzeihlich gewesen, hätten die Franzosen nicht den Vorteil ausgenützt, den ihnen die verhängnißvolle Langsamkeit des Kaisers darbot. Lang genug zeigte auch Franz I. den italienischen Dingen gegenüber eine nur aus seinem Leichtsinn erklärliche Gleichgültigkeit; nicht als hätte er es an energischen Worten fehlen lassen, „aber sobald dann die Rede auf die Jagd oder andere Vergnügungen kommt, ist der König wie umgewandelt". Mehr als je erfüllte ihn nach der Rückkehr aus Spanien seine Liebe zu Anne de Pisseleu (nachmals Herzogin von Etampes), an welche er aus dem Lager wie aus dem Gefängniß seine poetischen Episteln gerichtet, der er geschworen hatte, niemals vor den Feinden zu fliehen. Seine Bündnißverhandlungen mit England gerieten doch erst nach der Einnahme Roms in ein lebhafteres Tempo; die Versammlung der nicht gefangenen Cardinäle in Avignon, welche Wolsey vorschlug, um eine Art von unabhängigem Kirchenregiment zu schaffen und gegen etwaige erzwungene Zugeständnisse des Papstes zu protestiren, kam nicht zu Stande, aber als Wolsey in Person den Verzicht seines Königs auf die französische Krone überbrachte und den endgültigen Frieden zwischen beiden Reichen abschloß (Amiens 18. Aug. 1527), standen bereits die französischen Streitkräfte unter Lautrec in Norditalien; nicht nur Pavia und eine Reihe von lombardischen Städten, auch das wichtige Genua, die „Pforte Italiens", öffnete ihnen die Tore. Während Leyva, vom Kaiser wie vom Hauptheere völlig verlassen, nach Spanien schrieb, seit vier Monaten habe er auf seine dringenden Briefe keine Antwort erhalten und seine kleine Armee sei am Hungertod, schlug Lautrec den Weg nach Neapel ein; Alfons von Ferrara und Federico von Mantua fielen vom Kaiser ab, letzterer freilich unter der geheimen Versicherung, daß er im Herzen kaiserlich bleibe.

Damals genoß Wolsey zum letzten Mal in vollen Zügen das täuschende Bewußtsein, die Wage des großen Kampfs in seiner Hand zu halten. Mit königlichem Pomp und von Franz I. ganz wie ein Souverän behandelt trat er in Frankreich auf; bei seiner Einholung donnerten die Geschütze derart, daß sein Maultier, wie er schreibt, ganz melancholisch wurde. Selbst das Königsrecht, Verbrecher zu begnadigen, hatte ihm Franz eingeräumt. Gleich-

zeitig setzte übrigens auch Karl die Bemühungen um die Gunst seines größten Gegners fort, aber wie konnten die Kaiserlichen ernstlich hoffen einen Wolsey mit so und so viel tausend Dukaten jährlich oder mit der etwas verbrauchten Aussicht auf den päpstlichen Stuhl zu gewinnen? Und dennoch bewegte sich Wolseys Politik bereits auf der schiefen Bahn, die unabänderlich zu seinem Sturz führte; den Mittelpunkt aller Interessen bildete für König Heinrich VIII. nicht etwa sein Verhältniß zu Frankreich oder zum Kaiser, sondern der Wunsch die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin und die Vermählung mit Anna Boleyn durchzusetzen. Der spanische Gesandte in London erkannte klar die hinterlistige Politik von Wolseys englischen Gegnern, welche darauf rechneten durch scheinbare Begünstigung seiner antikaiserlichen Politik und namentlich durch die Ehescheidung den längst verhaßten Minister zu Fall zu bringen. Denn Karl V. war den Engländern schon als Herr der Niederlande weit wichtiger als der König von Frankreich und der Versuch Wolseys den englischen Handel von Antwerpen weg nach Calais zu verlegen steigerte seine Unbeliebtheit nicht minder wie die anscheinend unfruchtbaren Kosten und Verkehrsstörungen des französischen Bündnisses. „Er spielt ein gefährliches Spiel," schreibt ein französischer Gesandter, „denn ich glaube, er ist der einzige Engländer, der einen Krieg mit Flandern wünscht." Rückgang der nationalen Textilindustrie, Mißernten, Verteuerung von Korn und Fleisch, die schreckliche Epidemie des sogenannten englischen Schweißes, dazu die wachsende Zahl von entlassenen Arbeitern und verdorbenen Soldaten, alles traf zusammen, um eine gefährliche Stimmung in den niederen Klassen hervorzurufen; man hörte unter den Hungernden die Drohung, sie wollten den Cardinal in einem durchlöcherten Boot der See preisgeben. Die Verletzung der wirtschaftlichen Interessen Englands, welchen die vormalige Politik Wolseys so klug Rechnung getragen hatte (S. 322 f.), reizte die Massen gegen ihn, während die Unmöglichkeit Rom für die königliche Ehescheidung zu gewinnen ihm bald genug seinen Herrn und Beschützer entfremden sollte. Es war keine Zeit zu einem entscheidenden Eingreifen Englands in den Kampf der französischen und kaiserlichen Waffen. Aber trotzdem war es wieder mehr Glück als eignes Verdienst, daß Karl V. aus der schweren Krisis des Jahrs 1528 schließlich als Sieger hervorging. Denn seit Ende April war wirklich Neapel auf der Landseite durch Lautrec, vom Meer her durch die genuesische Flotte eingeschlossen; in einem unglücklichen Gefecht mit der letzteren starb der Vizekönig Moncada, seit Kurzem Lannoy's Nachfolger, den Tod des Seemanns. Prinz Philibert von Oranien, der nach Bourbons Fall eine Art von Oberkommando mehr angestrebt als geführt hatte, fand in dieser furchtbaren Not bei seinen Truppen besseres Gehör, als vormals in dem wüsten römischen Chaos; sogar die Landsknechte waren bereit sich mit Wasser und Brod zu begnügen, denn es sollte nie gesagt werden, daß Deutsche aus Mangel an Wein eine solche Stadt übergeben hätten. Aber ihre Lage war doch eine verzweifelte und die Aussichten des Kaisers damals schlechter als in irgend einem Jahre dieses end-



Kaiser Karl V. in seinem 31. Lebensjahre.

Facsimile des Kupferstiches, 1531, von Bartel Beham (1496—1540).

losen Kriegs. Schon wurde am englischen Hof die Absetzung Karls durch den schwer beleidigten Papst erörtert und Wolsey schwor dem französischen Gesandten, er wolle nach besten Kräften darauf hinarbeiten. Wurde doch bei einem von Wolsey veranstalteten Fest die Befreiung des Papstes aus den Händen der boshaften Menschen gefeiert, welche schlimmer seien als die Türken und zwar der Name des Kaisers nicht genannt, aber doch angedeutet, alles Unheil komme von der unbezähmbaren Gier eines Mannes, der die ganze Welt sich zu unterwerfen trachte. In der Tat betrieben die Venezianer bei der Pforte einen energischen Angriff auf die österreichischen Lande, wie seinerzeit Maximilian die Türken gegen Venedig gehetzt hatte. Man begreift, daß Ferdinand, jetzt König von Ungarn, seine frühere Begehrlichkeit nach dem Herzogtum Mailand zurücktreten ließ und statt auf den Wunsch seines Bruders nach Italien zu gehen vielmehr im vollen Bewußtsein der von Osten drohenden Gefahr den Frieden mit Frankreich befürwortete. Herzog Heinrich von Braunschweig kam allerdings im Frühjahr 1528 mit einer deutschen Armee bis Norditalien, aber diese „Blüte Germaniens", darunter eine Menge von Adeligen, schien gleich ihren Vorgängern nur auf Geld bedacht zu sein und wurde, nachdem sie nahe daran gewesen ihren herzoglichen Führer umzubringen, von einem entrüsteten Spanier für „die abscheulichste Bande von Ketzern" erklärt, die Italien je betreten habe. So waren es nicht die militärischen Leistungen der Seinigen, welchen Karl eine plötzliche Wendung der Dinge zu danken hatte, sondern einmal die im französischen Lager von Neapel wütende Pest, der mit einem großen Teil des Heeres auch der Oberbefehlshaber Lautrec zum Opfer fiel, und vielleicht noch mehr ein schwerer politischer Fehler der Franzosen. König Franz unterließ es den genuesischen Seehelden Andrea Doria, dessen Flotte recht eigentlich den Ausschlag zu Ungunsten des Kaisers gegeben hatte, zufriedenzustellen. Eine halb persönliche halb patriotische Verstimmung trieb diesen Condottiere des Meers zum Abfall von einem Monarchen, der seine Dienste nicht genügend lohnte und seiner Vaterstadt die Rückgabe Savonas weigerte. Schon zu Anfang Juli hob sein Neffe die Blokade von Neapel auf; am 12. Sept. erschien Andrea unter der Fahne des Kaisers in Genua. Bald darauf kehrte Clemens VII., der klug genug gewesen war mit einem neuen Anschluß an die Liga zu warten, unter Bedeckung kaiserlicher Truppen nach Rom zurück. Vergebens hatte der Gesandte Venedigs, der edle Contarini, ihn beschworen der Freiheit Italiens und seines hohen Amtes eingedenk zu sein; „Eure Heiligkeit denke nicht, daß die Wohlfahrt der Kirche Christi an diesem kleinen weltlichen Staat hängt; vor seiner Erwerbung gab es eine Kirche und zwar die allerbeste; die Kirche ist die Gesammtheit aller Christen, jener Staat nicht mehr als der jedes andern italienischen Fürsten." Aber Clemens erwiderte, wer in dieser Welt den rechten Weg einhalten wolle, der werde als Bestie behandelt. Er vergaß nicht, daß die Venezianer ihm Ravenna und Cervia nicht zurückgeben wollten und daß Franz I. seine Schwägerin Renée dem Sohn des Herzogs von Ferrara vermählt hatte. Bei

solcher Behandlung hätte er sich, wie einer seiner Vertrauten schreibt, dem Teufel selbst, geschweige denn dem Kaiser ergeben müssen, um sich nicht länger foppen und quälen zu lassen. Die tiefe Kluft zwischen der verweltlichten Curie und den wahrhaft frommen Söhnen der Kirche wird uns recht deutlich, wenn wir dieses frivole Wort des Bischofs von Bayeux neben jene Äußerungen Contarini's halten. „Als Papst zu Grunde gerichtet, als Medici gerettet," so faßt Brosch sein Urteil zusammen über das gedemütigte, aber nicht gebesserte Oberhaupt der Kirche, dessen Gedanken von nun an immer mehr seiner Familie und ihrer Zukunft gehörten.

Nicht eben am päpstlichen Hof, aber fast überall seufzte man nach Frieden. Wie in England kam es in Frankreich zu Teuerung und Unruhe; auch die Niederlande waren erschöpft und der Widerstand zumal der Prälaten und Städte gegen die unaufhörlichen Anforderungen an ihre Steuerkraft hatte bereits zu nicht unbedenklichen Konflikten mit der Regierung geführt. Die Statthalterin Margaretha griff zu den äußersten Mitteln, wie sie z. B. die Temporalien der brabantischen Prälaten mit Beschlag belegte und ohne Weiteres die Verfassung der Stadt Brüssel änderte; man traute ihr die Absicht zu, die rebellischen Geistlichen ertränken zu lassen. Aber sie war froh genug, als England die Hand zu einem Waffenstillstand bot, den sie, zugleich mit Frankreich, im Juni 1528 ohne kaiserliche Zustimmung abschloß. Damals spielte zwischen Karl und Franz jener wunderliche Ehrenhandel, dessen „mehr komischer als tragischer Ausgang" freilich trotz der ernsten Miene des Kaisers vorauszusehen war. Karl hatte im Sommer 1527 einem französischen Gesandten erklärt, sein Herr habe an ihm unritterlich, nichtswürdig und feig gehandelt und er würde ihren Streit am Liebsten Mann gegen Mann ausmachen. Da er darauf bestand, daß Franz von der ihm eine Zeitlang verschwiegenen Beleidigung Kenntniß erhalte, blieb dem König nichts übrig, als seinerseits in einem Kartell zu erwidern, der Kaiser lüge in seinen Hals und er bitte ihn, den Platz des Duells zu bestimmen. Natürlich wollten die näheren Vereinbarungen nicht zu Stande kommen, aber Karl schämte sich nicht, die Kinder des Gegners, die als Geiseln in Spanien weilten, seinen Zorn durch eine härtere Behandlung fühlen zu lassen. Trotz dieser persönlichen Todfeindschaft gelang es schließlich den fürstlichen Frauen ihren „natürlichen Beruf", wie die Mutter Franz' I. sagte, zu erfüllen und den ersehnten Frieden ins Werk zu setzen. Schon vorher hatte der König sich insgeheim an seine Braut, Eleonore von Portugal, gewendet und sie, die bereits den Titel einer Königin von Frankreich führte, war gern erbötig, die Vermittelung bei ihrem Bruder zu übernehmen. Das Hauptverdienst aber an dem Friedensschluß, der mit vollem Recht die Bezeichnung des Damenfriedens trägt, gebührt der Tante des Kaisers. Margaretha, schon von ihrem Vater Maximilian zur vertrauten Teilnehmerin an allen politischen Fragen herangebildet, ließ zuerst am französischen Hof sondiren und fand bei der Mutter Franz' I. das gewünschte Entgegenkommen. Aber noch ehe diese beiden Vermittlerinnen nach Überwindung großer Schwierig-

keiten in Cambrai zusammentrafen, hatte wider Erwarten der immer noch von Freund und Feind umworbene Papst wirklich seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen, bis zuletzt seinem alten Ruf der Unfaßbarkeit Ehre machend, dabei „geldgierig und äußerst gemein", wie ein Vertreter Karls urteilt. Man staunt, wie Clemens bei all seiner Leidenschaftlichkeit sich von solchen hochfahrenden Spaniern behandeln ließ. Aber sie hatten viel zu bieten und beruhigten ihn namentlich auch über das Concil, welches dem Kaiser selbst als eine Quelle von „Neuerungen und Gefahren" keineswegs ganz sympathisch sei. Clemens seinerseits würde immer noch lieber den Lutheranern einige „minder skandalöse" Zugeständnisse gemacht haben. So wurde am 29. Juni 1529 zu Barcelona der Friede unterzeichnet, welcher dem Papst die Restitution der von Venedig und Ferrara entfremdeten Stücke des Kirchenstaats und vor allem die Herstellung der Medici in Florenz zusicherte; über Mailand sollten, wenn Sforzas Schuld erwiesen würde, Kaiser und Papst gemeinsam entscheiden. Unmittelbar vorher (21. Juni) hatte Leyvas Sieg bei Landriano das letzte von Frankreich herübergesandte Heer vernichtet. Diese Erfolge wurden womöglich noch überboten durch den diplomatischen Sieg, welchen Margaretha in Cambrai errang. Noch im Juni hatte Franz den italienischen Gesandten feierlich erklärt, selbst sein eignes Leben und die Freiheit seiner Kinder würde er dem Wohl seiner Verbündeten zum Opfer bringen. Statt dessen opferte im Frieden von Cambrai (5. August) Frankreich seine italienischen Bundesgenossen, um sich mit einem Verzicht des Kaisers auf die Herausgabe von Burgund abfinden zu lassen, wobei sich Karl übrigens seine Ansprüche und ihre gerichtliche Verfolgung ausdrücklich vorbehielt. Das Lösegeld für die französischen Prinzen, im Betrag von 2 Mill. Goldtalern, sollte dem kaiserlichen Herrn Europas die schmerzlich entbehrte finanzielle Grundlage seiner Macht schaffen; kurz vorher hatte er noch daran verzweifelt, ein paar 100 000 Dukaten für seine Reise nach Italien aufzubringen. Als er endlich seine spanische Abgeschiedenheit verließ, um über die Zukunft Italiens und Deutschlands zu verfügen, kam er nicht, wie vor neun Jahren, um in den großen Kampf seines Lebens zu gehen, sondern im Vollgefühl des Erfolgs. Und er selbst war ein anderer geworden, zum Mann gereift, sein eigner erster Minister; „will nit mehr regiert werden," meint ein deutscher Beobachter. Seine Vertrauten erkannten wohl die brennende Begierde des verschlossenen Herrn, „der ganzen Welt zu zeigen, was seine Diener längst wußten, welch großes Herz er hat". Das Glück hatte ihm gedient, während er in Spanien stillsaß; es begleitete jetzt den Sieger, als er sich anschickte, allen warnenden Stimmen zum Trotz seiner eigenen Überzeugung zu folgen und selbst mit dem Papst und mit Luther fertig zu werden. Wider Erwarten schnell war die furchtbare Gefahr der türkischen Invasion vorübergegangen; bald nachdem Suleiman die Belagerung von Wien aufgehoben hatte, fiel der englische Staatsmann, dessen Wachsamkeit es bisher immer noch gelungen war, den habsburgischen Imperialismus in Schach zu halten.

Die Persönlichkeit Karls V. gewinnt an Größe, wenn wir sie mit so pflichtvergessenen Monarchen wie Franz I. oder Heinrich VIII. vergleichen. Aber auch der spielende Leichtsinn des Franzosenkönigs und seine arge Mätressenwirtschaft erscheinen doch beinahe harmlos neben der ganz ungezähmten Despotennatur des Tudor, der sein ganzes Leben lang kaum jemals andere als rein persönliche Zwecke verfolgt hat. Maßlose Eitelkeit, durch eine mehr blendende als tiefgehende Bildung noch gesteigert, bildete den Grundzug seines Wesens; bei dem jugendlichen König trat sie in kindischer Weise hervor, wenn er seine körperlichen Vorzüge überall zur Geltung brachte und z. B. einen venezianischen Gesandten nötigte, die Schönheit seines Beins zu bewundern. Später gefiel er sich darin, seine Stellung in Europa mit einer Selbstgefälligkeit herauszustreichen, die fast an Größenwahn erinnert. Nirgends aber zeichnet sich die geistige und sittliche Verkümmerung dieses rohen Egoisten schärfer als in dem Anlaß und Verlauf seiner Lostrennung vom Papsttum, die zugleich den Sturz seines treuesten Beraters herbeiführte. Man wird an das berufene Wort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen erinnert, wenn man aus einer verliebten Laune Heinrichs VIII. die größten politischen und kirchlichen Veränderungen herauswachsen sieht. Denn nicht dynastische oder Gewissensbedenken brachten ihn dahin, die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin zum vornehmsten Ziel der englischen Politik zu machen, sondern die Gewalt einer sinnlichen Leidenschaft, deren Gegenstand, die kokette Anna Boleyn mit ihren schönen dunkeln Augen und ihrem wallenden schwarzen Haar, Selbstbeherrschung genug besaß, um dem stürmischen Werber hartnäckigen Widerstand zu leisten. Sie wollte nicht seine Mätresse werden wie ihre ältere jetzt abgedankte Schwester. Vergebens beschwor Wolsey seinen Herrn inständig, von dem Plan einer Scheidung abzulassen; er selbst, wollte er nicht sogleich sein Spiel verloren geben, mußte die Sache in Rom betreiben helfen. Seit Juni 1527 lebte Heinrich in tatsächlicher Trennung von seiner Gemahlin; ein paar Monate später ließ bereits Anna Boleyn dem aus Frankreich zurückkehrenden Cardinal sagen, er habe dahin zu kommen, wo der König sei. Trotzdem suchte Wolsey in ein Bündniß mit dem gefährlichen Weib zu treten, während Heinrich den feigen Versuch machte, hinter dem Rücken seines Ministers in Rom einen Dispens für Lösung der Ehe oder für Bigamie zu erlangen. Die letztere schmähliche Forderung wußte Wolsey doch noch zu beseitigen, aber auch die Scheidung war bei Clemens VII. nicht durchzusetzen, der in seiner damaligen Lage die schwere politische Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes nicht auf sich nehmen wollte, obwohl der Cardinal ihn schon Ende 1527 auf den unerschütterlichen Willen des Königs und die ohnedies in der Luft liegende Mißachtung der päpstlichen Gewalt aufmerksam machte. Die eigentliche Entscheidung fiel auf den italienischen Schlachtfeldern; mit dem Scheitern der Franzosen vor Neapel war für England jede Aussicht auf die Nachgiebigkeit des Papstes verschwunden, der, nach seinen eignen Worten „zwischen Hammer und Ambos", die Sache durch seinen Legaten Campeggi in die Länge ziehen



Heinrich VIII. von England.
Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. j. (1497(?)—1543). Windsor.

ließ und schließlich den ganzen Prozeß nach Rom verlegte (Juli 1529). Damit war aber auch die Stellung Wolseys, der, wie er selbst sagte, einer „schrecklichen Alchemie" bedurfte, um sich vor seinen Gegnern zu behaupten, ganz unhaltbar geworden. Hinter Anna Boleyn standen die alten Feinde von der englischen Aristokratie und mit dem gründlichen Mißerfolg der antikaiserlichen Politik verlor der Minister, welchen nur die Gunst seines Königs einer ungeheuern Unpopularität zum Trotz gehalten hatte, den letzten wirksamen Anspruch auf diesen Schutz. Im Oktober 1529 wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet und ihm die Siegel abgenommen; als „Euer Gnaden sehr niedergedrückter armer Kaplan, Kreatur und Betbruder" wandte sich der einst allmächtige Mann an seinen Herrn, „um Verzeihung und Erbarmen rufend und schreiend". Trotzdem gab er, als wirklich die Begnadigung erfolgte, die Hoffnung nicht auf, mit Hülfe Frankreichs oder auch des Kaisers seine alte Stellung zurückzuerobern. Aber seine Beziehungen zu den fremden Gesandten blieben nicht geheim; er wurde am 4. November 1530 in Haft genommen und starb, als er eben in den Tower gebracht werden sollte, unterwegs in der Abtei Leicester. „Hätte ich," sagte er zu dem Lieutenant des Tower, „Gott so eifrig gedient wie dem König, er würde mich in meinem Alter nicht verlassen haben." Bis zum letzten Atemzug beschäftigte ihn das Schicksal seines Fürsten; er gab noch Auftrag, ihn vor dem staatsgefährlichen Geist der lutherischen Ketzerei zu warnen. Der Tod bewahrte den großen Staatsmann vor dem Stahl des Henkers, der wenige Jahre nachher den Nacken seiner schönen und verschlagenen Todfeindin treffen sollte. Die Welt kannte damals den wahren Charakter Heinrichs VIII. noch nicht, wie ihn Wolsey längst durchschaut hatte, wenn er mehr als einmal Stunden lang vor seinem Herrn auf den Knieen lag, ohne diesen fürchterlichen Eigenwillen erschüttern zu können. Nun ging der vom Cardinal vorhergesagte Abfall Englands vom römischen Stuhl seinen Gang, während die auswärtige Politik des Königreichs zum Vorteil Karls V. hinter den Wirren einer kirchlichen Umwälzung zurücktrat. Franz I. und der Kaiser begannen von Heinrich als von einem unberechenbaren Narren zu sprechen. Aber, so urteilt Brewer mit Recht, der großartige Zug, welchen eine Persönlichkeit wie Wolsey in das englische Staatswesen gebracht hatte, blieb lebendig und hob selbst einen Heinrich VIII. zuweilen über die eigene Erbärmlichkeit hinaus.

Als Karl V. (12. Aug. 1529) in Genua landete, war der Krieg in Italien noch nicht ausgefochten und die Türkennot drängte zum Frieden. Den letzten Widerstand leisteten Venedig, Mailand, Ferrara und Florenz, während Clemens VII. wenigstens für die beiden ersteren als Vermittler eintrat, ohne seine eigenen Forderungen an Venedig nachzulassen. Man fand wohl in der Lagunenstadt, der Papst verdiente weit eher ein Erzketzer als das Haupt der Christenheit zu heißen. Aber er hielt doch im eigenen Interesse immerhin das Fortbestehen der mächtigen Republik und eines italienischen Herzogtums in Mailand für wünschenswert. Das monatelange Zusammensein

von Kaiser und Papst in Bologna — sie wohnten nur durch eine Türe getrennt — führte zu einer Ordnung der italienischen Verhältnisse, welche vielleicht noch mehr dem päpstlich-mediciäischen als dem kaiserlichen Interesse entsprach. Karl hatte bei den vertraulichen Unterredungen mit dem geriebenen Florentiner immer seine Notizen zur Hand, um nichts zu übersehen. Die weit verbreitete Ansicht, er sei stumpf oder schläfrig, mußte sich jetzt eines Bessern belehren lassen; „man kann sagen," urteilt ein Venezianer, „daß er auf ein Mal und ganz unerwartet aufgewacht und lebendig, verwegen und tapfer geworden ist." In Wahrheit übte er die gleiche Praxis des wohlüberlegten Redens und zähen Festhaltens, wie sie schärferen Beobachtern längst aufgefallen war. Es fiel ihm natürlich nicht ein sich von den schönen Worten Franz' I., der ihm „Meere und Berge" verhieß, täuschen zu lassen; er entnahm daraus nur die Warnung, „daß dieser Herr König den Geschmack an Italien noch nicht verloren hat". Wie verstand er es Barschheit und liebenswürdiges Entgegenkommen am rechten Ort anzuwenden; um ihn gnädig zu stimmen, war es das beste Mittel ohne Vorbehalt „sich in die Arme seiner grenzenlosen Milde zu werfen," wie der schwer bedrohte Herzog Francesco Sforza und Alfonso von Ferrara mit gutem Erfolg versuchten. Kraft eigner politischer Arbeit hat Karl damals den Frieden mit seinen italienischen Gegnern und den Abschluß eines Defensivbündnisses (23. Dez. 1529) zu Stande gebracht, welches außer dem Kaiser, Papst und König von Ungarn Venedig, Mailand, Savoien, Montferrat, Mantua, Genua, Siena und Lucca umfaßte. Auf den zu Neujahr 1530 verkündigten Frieden folgte die seltsamste Kaiserkrönung, welche die Welt gesehen hat; nicht anders schien es, als sei das heilige römische Reich wie einst von den Griechen auf die Deutschen jetzt von den Deutschen auf die Romanen übertragen worden, denn statt der deutschen Kurfürsten und Fürsten umgaben spanische Granden und italienische Dynasten den Herrscher, der sich am Tage seiner Geburt und der Schlacht von Pavia, am 24. Februar im Dom zu Bologna die Krone Karls des Großen aufs Haupt setzen ließ. Um rascher unter den deutschen Ketzern erscheinen zu können, war Karl V. von dem altgeheiligten Brauch die Krone in Rom zu nehmen abgegangen. Er schwur als Schirmherr und Verteidiger dem Papst und der römischen Kirche ihre Besitzungen, Ehren und Rechte nach bestem Wissen und Können zu wahren. Aber Clemens VII. seufzte während der Ceremonie so tief, daß man seinen schweren Prachtmantel sich heben und senken sah; ganz zutreffend hat Brosch diese letzte Krönung eines römischen Kaisers mit der Krönung Napoleons durch einen gedemütigten Papst verglichen. Zunächst freilich standen vor der Welt die alten hierarchisch-theokratischen Gewalten, Kaiser und Papst, in Eintracht zusammen, als der neue Protektor der Kirche nach Norden zog, um die trotzigen Deutschen wieder ins Joch zu spannen. In Wirklichkeit hegte der Papst nicht geringere Angst vor dem von Karl verlangten Concil als die Lutheraner vor der drohenden Aussicht auf kaiserliche Gewaltmaßregeln.

Als ein abschreckendes Beispiel gebrochenen Widerstands ließ der Sieger das aus tausend Wunden blutende Italien zurück. Was nützte es, daß die Florentiner, welche 1527 zum letzten Mal die Medici verjagt und Christus zu ihrem König ausgerufen hatten, die religiös=politischen Traditionen



Umzug Kaiser Karls V. und Papst Clemens' VII., in Bologna nach der Krönung im Februar 1530. Facsimile des Kupferstiches von Nikolas Hogenberg.

Savonarolas erneuerten und mit antikem Opfermut „den Ruin des Landes, den Verlust ihres Guts und das Leben selbst" für die Behauptung ihrer Freiheit einzusetzen beschlossen? Ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen erlagen sie nach langer Einschließung den Truppen, welche der Kaiser dem rachsüchtigen Papst zur Verfügung gestellt hatte. Am 12. Aug. 1530 kapitulierte die unglückliche Stadt, um ihre stolze republikanische Vergangenheit mit der Herrschaft eines vom Kaiser begünstigten medicäischen Bastards zu

vertauschen. Ihr Feldherr Malatesta Baglioni hatte den Verräter gemacht, aber noch bezeichnender für die gesunkene Sittlichkeit des damaligen Italien ist die plötzliche Entmutigung, welche einen seiner größten und edelsten Söhne, Michelangelo Buonarotti, mitten unter den ihm übertragenen Verteidigungsarbeiten befiel und zur Flucht aus der untergehenden Vaterstadt trieb. Der Fall von Florenz vollendete jenes Zerstörungswerk, das vor drei Jahren mit der Plünderung Roms begonnen hatte; die Blüte der italienischen Renaissance war geknickt und Michelangelos berühmte „Nacht", die in ihrem steinernen Schlaf vom Jammer und der Schande der Zeit nichts fühlt, konnte als das rechte Symbol einer traurigen Zukunft nicht nur für Florenz, sondern für ganz Italien gelten. In Neapel ward die spanische Herrschaft mit blutigen Exekutionen neu befestigt. Der Herzog von Mailand war ein kranker Mann und der Heimfall seines Staats an den Kaiser nur eine Frage der Zeit, Alessandro de' Medici, der neue Gebieter von Florenz, zum Gemahl einer unehelichen Tochter Karls ausersehen. Schon stritten sich in Bologna die Gesandten italienischer Fürsten und Republiken um den Vortritt bei einer Krönungsfeier, die für sie alle die Fremdherrschaft besiegelte, jene „stinkende Herrschaft der Barbaren", wie einst Macchiavelli schrieb. Die höhere Kultur, durch politische Zerrissenheit und sittliche Verwilderung geschwächt, erlag dem roheren, aber an größere staatliche Verhältnisse und feste Disziplin gewohnten Wesen der Spanier. „Die Gegenwart," sagt Brosch, „gehörte dem Überwinder, die Zukunft, wenn auch eine ferne Zukunft, den Überwundenen."

Eine Inschrift, welche im päpstlichen Palast zu Bologna das Zusammensein der beiden Häupter verewigte, läßt den Kaiser „zur Unterdrückung der gottlosen Absichten der Rebellen" und zur Beendigung des Türkenkriegs nach Deutschland abreisen. Im Hintergrund der kaiserlichen Gedanken stand allerdings neben dem allgemeinen Concil die Leitung eines großen christlichen Unternehmens gegen die Osmanen, der alte Traum seines Großvaters Maximilian. Aber vorher harrten doch näher liegende Fragen der Erledigung. Der Kaiser mußte zwei großen und Jahre lang von ihm vernachlässigten Tatsachen seine volle Aufmerksamkeit zuwenden. Einmal hatte die lutherische Ketzerei durch ihre folgenreiche Verbindung mit den fürstlichen Gewalten des Reichs eine festere politische Gestalt und damit auch eine gefährliche Bedeutung für die Combinationen einer unermüdlich rechnenden Staatskunst gewonnen. Dann aber war dem kaiserlichen Bruder eine Ländermasse zugefallen, deren Gesammtheit sich doch nur in Verbindung mit dem Reich und seinen militärischen Kräften behaupten ließ. Das Programm des Kaisers ging auf gütliche oder gewaltsame Auseinandersetzung mit den Lutheranern und auf Erwerbung der römischen Krone für den Herrn jener neuen internationalen Staatenverbindung, aus welcher das Österreich der Zukunft erwachsen sollte. Aber er kannte die Kräfte noch nicht, die sich während seiner langen Abwesenheit in Deutschland hatten entwickeln können. Aus den Lutheranern waren Protestanten geworden.

II. Entstehung des deutschen Protestantismus und des österreichischen Staats.

Die Reformation Luthers war längst in ein Stadium getreten, in welchem ihre Auseinandersetzung mit den politischen Kräften der Nation sich als unabweisbare Forderung geltend machte. Wohl hatte die schwerfällige Maschinerie der Reichsvertretung bisher keine Entscheidung zu Tage gefördert, aber um so dringender mahnten die Wirren der ritterlichen und zumal der agrarischen Revolution, für das Evangelium, das nun doch einmal in der Welt und auf die Welt wirken sollte, irgend ein schützendes Dach zu suchen. Gerade darin zeigt sich vielleicht am schlagendsten die überragende Bedeutung des Staats daß ohne ihn auch die von Natur freiesten Tätigkeiten des Menschengeistes keinen gesicherten Bestand haben können. Es giebt wenige Männer der Tat, die ihrem innersten Wesen nach den staatlichen Dingen so fern standen und die volle Unabhängigkeit des Einzelnen in Sachen der Religion mit solcher Wärme behaupteten wie Luther. Vielleicht ist er eben darum so rasch an der Verwirklichung seiner Ideale irre geworden, weil er bei all seinem feinen Verständniß für eine neue Gestaltung und Färbung des sozialen Lebens dem Staat und seiner Arbeit zwar die aufrichtigste Verehrung, aber keine genügende Einsicht entgegenbrachte. So geriet er in jene unablässig vordringende Bewegung, welche schon seit dem XV. Jahrhundert dem territorialen Staat mit den andern Attributen der Souveränetät auch die Kirchenhoheit in die Hand zu spielen suchte (S. 88 f.). „Luther," urteilt einmal Döllinger, „vermochte eine Religion, aber nicht eine Kirche zu gründen." Trotzdem erscheint er in den späteren Jahrzehnten seines Lebens als der notgedrungene Kirchenstifter und kirchliche Gebieter des größten Teils von Deutschland. Er war nicht mehr der nationale Held der ersten Jahre und wir begreifen, daß ihm über dem mühsamen Ringen mit einer Arbeit, für welche seine geniale Art nicht geschaffen war, die Stunden der Entmutigung und der Verbitterung häufiger wiederkehrten. Um so höher müssen wir es ihm anrechnen, daß er das „Freundliche und Holdselige" seiner Natur doch nicht verloren hat und im Haus, in der Familie ein Führer seiner Nation geworden ist. So dürftig der von ihm errichtete kirchliche Notbau neben der festgegründeten und wehrhaften Schöpfung eines Calvin sich ausnimmt, so reich und unschätzbar erscheint das Vorbild, welches dieser von Herzen gute und große Mensch eben als Mensch seinen lieben Deutschen hinterlassen hat.

Nicht als hätte er in seinem Familienleben etwa das Edelste vorweggenommen, was viele Generationen nach ihm zu entwickeln sich mühten. Luthers Ehe verläugnet keineswegs jene gesunde Derbheit, wie sie den besten Deutschen seiner Zeit eignet, und seine brave Hausfrau, Käthe von Bora, die ihm nach seinem ausdrücklichen Zeugniß „wie eine Magd gedienet", hat mit den edeln italienischen Frauenblüten, einer Isabella Gonzaga oder Vittoria Colonna, kaum irgend etwas gemein. Aber schon die Tatsache, daß der gebannte Mönch mit der entlaufenen Nonne am 13. Juni 1525 die Ehe einging, war bedeutsam genug; die Welt konnte von dem erklärten Gegner des mönchischen Ideals diesen Schritt erwarten und hätte wohl eine dauernde Unterlassung desselben ebenso triumphirend hervorgehoben, wie sie über den „antichristlichen" Bund mit allen Tonarten sittlicher Entrüstung und unreinlicher Schadenfreude loszog. Konnte doch sogar der empfindliche Melanchthon, der nicht gefragt worden war, sichs nicht versagen, in einem vertraulichen Brief seinen großen Freund als weibersüchtig und eingebildet, die Heirat als eine Torheit hinzustellen. Luther hatte vollkommen Recht, wenn er meinte, er habe sich jetzt so gering und verächtlich gemacht, daß „die Engel lachen und alle Teufel weinen". Aber alle die noch heute nicht verstummten schmutzigen Nachreden werden reichlich aufgewogen durch das wirkliche Bild des Hausvaters Luther, wie er ein Kind unter seinen Kindern scherzt, wie er die echt deutsche Kunst lehrt in bescheidenen Verhältnissen das Leben zu adeln und zu genießen, wie er, ohne die materiellen Freuden des Daseins zu verachten, doch kein Geld beisammen sehen und keinem Bittenden etwas abschlagen kann. Im Verkehr mit seinem „Herrn Käthe", mit den Freunden und Tischgenossen offenbarte sich der ganze Schatz von Humor und Witz, den Luther spielend verausgaben durfte, ohne ihn je zu erschöpfen; freilich gereichte die übereifrige Praxis mancher Verehrer, jedes Wort des Meisters festzuhalten und zu überliefern, dem Reformator mehr zum Nachteil als zur Ehre, bis in unsern Tagen die Unzuverlässigkeit und zumal die vielen schmutzigen Interpolationen der bisher umlaufenden überarbeiteten „Tischreden" durch genauere Bekanntschaft mit ganz ursprünglichen Aufzeichnungen aufgedeckt worden sind. Auch hier bleiben noch manche Roheiten, wie sie das Zeitalter ungern entbehren mochte, aber man halte neben solche niemals frivole Äußerungen einer Kraftnatur den berühmten Brief des Reformators an sein „Söhnlein Hänsichen", den man nicht lesen kann, ohne den Schreiber liebzugewinnen. „Sein Ernst," berichtet Johannes Keßler, „ist dermaßen mit Freuden und Freundlichkeit vermischet, daß einen gelüstet bei ihm zu wohnen, als ob Gott sein wonnesam und freudenreich Evangelion nicht allein durch seine Lehre, auch in seinen Geberden wollte beweisen". Der nämliche Mann, der im literarischen Kampf mit wahrer Berserkerwut um sich schlug, konnte sich kein größeres Leid denken, als daß ihm sein Hänschen „feind würde"; eher zu mild als zu streng in der Familie, war er in diesen Stunden der Ausspannung geneigt sich an allem zu ergötzen, was der Augenblick bot, an den Kindern, als den feinsten „Spiel-



Luther.

Miniature von Lucas Cranach. Berlin, kgl. Kupferstich=Cabinet.

vögelein", an einem Blick durchs Fenster, einem Gang oder einer Fahrt ins Freie, an Hunden und Vögeln, die er auch im zukünftigen Leben nicht missen wollte, an Scheibenschießen und Kegelspiel, an seiner Musika und nicht zuletzt an einem tüchtigen Trunk, den ihm Gott wohl zu Gute halten werde. In der Unbefangenheit, womit er sich der „Kreaturen" erfreut, ist weder von der mönchischen Weltfurcht etwas übrig geblieben noch erinnert sie irgendwie an jene halb dichterische halb mystische Schwärmerei, womit Francesco von Assisi den Bruder Sonne, die Schwester Luft, seine Brüder die Vögel liebend begrüßt. Ich möchte auf das liebenswürdig anheimelnde Kleinleben des großen Mannes ein Wort anwenden, welches Friedrich Vischer in seiner Charakteristik der deutschen Reformation einmal gebraucht hat, das Wort von der „gesunden Philisterhaftigkeit der deutschen Natur".

Dieser nationale Zug hat freilich ganz anders auf dem kirchenpolitischen Gebiet gewirkt als im häuslichen Reich des Gemüts und des bürgerlichen Behagens. Damit soll nicht gesagt sein, daß es den ursprünglichen Ideen des Reformators an einem großen und freien Zug gefehlt hätte. Im Gegenteil, Luther war viel zu sehr Idealist, um von vornherein auf eine praktische Organisation seines Evangeliums bedacht zu sein, und das Ideal, das ihm von einer Kirche vorschwebte, viel zu erhaben, um eine Übersetzung in die Wirklichkeit zu vertragen. Wir sahen, wie er von den Grundsätzen des allgemeinen Priestertums und der vollen Gewissensfreiheit ausging, die naturgemäß zum Gemeindeprinzip führen mußten. Allerdings hatte er von vornherein durchaus nicht die Absicht oder gar den festen Plan einer kirchlichen Neugründung, wie er auch in der Lehre nur auf die Urzeiten des Christentums zurückzugreifen und nichts als die späteren Entstellungen zu beseitigen gewillt war. So hegte er eine Zeitlang den Gedanken, die echten Christen in einer Art von Abendmahlsgemeinde von den übrigen zu sondern, ohne jedoch jemals die Herstellung einer solchen „Gemeinde der Heiligen" zu versuchen. „Ecclesia," sagt er, „soll heißen: das heilige christliche Volk, nicht allein zu der Apostel Zeit, sondern bis ans Ende der Welt." Dagegen wurde mit der kirchlichen Selbstverwaltung der Gemeinden, welche nach einer im Jahr 1523 erschienenen Schrift Luthers Recht und Macht haben sollten, „alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen", wirklich hier und dort der Anfang gemacht, nachdem die Wittenberger in Abwesenheit des Reformators tumultuarisch vorangegangen waren (S. 372). In Leisnig an der Mulde (1523) und in Magdeburg (1524) kam es dann zu ganz ähnlichen Einrichtungen, als deren Grundzug E. L. Richter „eine gänzliche Vermischung des kirchlichen und bürgerlichen Wesens zu einem christlichen Gemeinwesen" bezeichnet; die kirchlichen Einnahmen, in einem „gemeinen Kasten" vereinigt, sollten zugleich für Bestreitung der Armenpflege und des Unterrichts verwendet, diese Verwaltung durch gewählte Vorsteher geführt und durch die Gesammtheit kontrolirt werden. Übrigens legte Luther selbst, wie sein Schreiben an den Prager Rat (1523) beweist, kein Gewicht darauf, ob die ganze Gemeinde

oder die Obrigkeit als ihre Vertretung solche Rechte ausübte. Eigentlich entsprach ja eine Identifizirung der kirchlichen mit der bürgerlichen Gemeinde überhaupt nicht seinem Ideal; im gleichen Jahr 1523 erklärt er sich über die grundsätzliche Scheidung des göttlichen und weltlichen Reichs dahin, daß dieses letztere „Gesetze hat, die sich nicht weiter erstrecken, denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden". Als vollends nicht nur die Versuche von Leisnig und Magdeburg sich schlecht bewährten, sondern auch die bäuerliche Revolution die freie Wahl der Prediger unter ihren Forderungen voranstellte, da vergaß Luther, obwohl er den Bauern wenigstens ein bedingtes Wahlrecht zugestehen wollte, immer mehr seine freiheitlichen Anwandlungen. Zugleich brachten ihn auch teils Abscheu vor der Revolution teils Erfahrungen anderer Art dazu, in dem Staat, wie er ihn eben vorfand, den einzigen Helfer aus der Not zu erkennen.

In allen deutschen Kämpfen jenes Zeitalters ist es der staatliche Partikularismus, welcher zuletzt den Vorteil davon trägt. So hatte auch der Bauernkrieg die siegreichen Territorialgewalten nur noch mehr gekräftigt, während das Reich als solches mit den Bauern ebenso wenig fertig geworden war wie vorher mit den Rittern oder mit der kirchlichen Bewegung. Das Reich war unfähig zu einer Entscheidung und überdies in seiner Vertretung einer Majorität geistlicher Fürsten und Herren preisgegeben, der Kaiser zum guten Glück immer noch abwesend, aber der erklärte Todfeind der Reformation; die deutsche Demokratie, von Luther selbst zurückgestoßen, lag zerschmettert am Boden. Wohin sonst hätte sich der Reformator wenden sollen, als an jene Gewalten, bei welchen allein die Neigung und zugleich die Macht zu einem augenblicklichen Schutz seines Werks, der Sache Gottes zu finden war? Er selbst dachte dabei nicht etwa an bewaffnete Verteidigung des Evangeliums — ein Gedanke, mit welchem er sich erst viel später und nur widerstrebend zu befreunden vermochte — sondern an die allmählich unabweisbare Schaffung geordneter kirchlicher Verhältnisse, zunächst im engen Kreis der fürstlichen oder städtischen Gebiete, die sich seiner Lehre zugänglich zeigten. Denn obwohl die Hoffnung auf eine Reformation der gesammten Kirche und auf einen conciliaren Austrag des großen Streits auch auf evangelischer Seite sich noch lange erhielt, mußten doch im Einzelnen und im Kleinen, in der nächsten Umgebung und in sehr dringenden Fällen Entscheidungen getroffen werden, die dann wieder eine maßgebende oder bindende Bedeutung für die Zukunft erlangten. Nichts ist vielleicht bezeichnender für diese Notlage als der kleine Krieg, den Luther gegen die Stiftsherren der Wittenberger Allerheiligenkirche oder wie er wohl sagt Allerteufelkirche geführt hat (S. 376). Seine anfängliche Toleranz gegen die „Schwachen" war nicht von langer Dauer gewesen; noch im Jahr 1523 verschwand das Abendmahl unter einer Gestalt aus der Pfarrkirche, und als die Stiftsherren, gestützt auf den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten, den „Gräuel der Stillmesse" zu üben fortfuhren, griff der empörte Reformator zu Drohungen und Zwangsmaßregeln. Interessant

ist dabei sein Übergang von den Grundsätzen der Gewissensfreiheit und der kirchlichen Unabhängigkeit zum Gewissenszwang und zur Staatshülfe. Im Jahr 1523 wies er die Berufung der Kanoniker auf den Kurfürsten so scharf als möglich zurück. „Was fragen wir nach ihm? er hat nicht weiter zu gebieten denn in weltlichen Sachen; wenn er aber wollte weiter greifen, so wollen wir sprechen: Gnädiger Herr, wartet Ihr Eures Regiments; man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Gegen Ende 1524 aber verlangte er selbst das Einschreiten des Staats gegen Gotteslästerung; dazu sei den Obrigkeiten das Schwert von Gott gegeben. Es half nichts, daß Friedrich der Weise ihn an seine eigne Äußerung erinnerte, man solle nur das Wort für sich kämpfen lassen. Luther gebrauchte die Macht des Worts derart auf der Kanzel, daß die wenigen noch übrigen papistischen „Schweine und Bäuche" des Stifts, welchen Universität und Stadt jede Gemeinschaft aufkündigten, sich gezwungen sahen nachzugeben. Es war die alte furchtbare Anschauung, daß der Staat die sogenannte Abgötterei ausrotten müsse; schon berief sich Spalatin in einer für den sterbenden Kurfürsten bestimmten Schrift auf die Einschärfung dieser Pflicht im mosaischen Gesetz, ganz wie die mittelalterliche Papstkirche. Über einen der edelsten Grundgedanken der Reformation hatte das nämliche hierarchische Prinzip triumphirt, dessen Anwendung gegen die Bekenner der neuen Lehre man mit Entrüstung zurückwies.

Noch ein anderes mächtiges Motiv drängte zur Anrufung des Staats; das war die brennende Frage der Säkularisation. Wer sollte über die Kirchengüter verfügen, deren massenhafte Einziehung mit dem fortschreitenden Sieg des Evangeliums Hand in Hand ging? Man könnte nach einer tiefsinnigen Legende des Mittelalters sagen, daß, wie in die alte Christenheit durch ihre Verbindung mit dem römischen Staat, mit Macht und Besitz, so auch in die junge evangelische Kirche „das Gift ausgegossen" worden sei. Mit vollem Recht haben neuere Historiker auf die frühere Unterschätzung eines wirtschaftlichen Moments hingewiesen, welches zur Ausbreitung und Befestigung der deutschen Reformation sicherlich sein Teil beigetragen hat. Wie die schamlose Finanzwirtschaft der Hierarchie den ersten Anstoß gab und der Wegfall einer langen Reihe von drückenden Leistungen eine starke Empfehlung für die neue Rechtfertigungslehre war, so mochte für manche Regierungen die Aussicht auf Säkularisation etwas sehr Verführerisches haben. Dieser Gedanke war ja nichts Neues, aber durch die kirchlichen und politischen Bewegungen der letzten Jahre der Wirklichkeit weit näher gerückt worden als je zuvor. Ganz abgesehen von den Revolutionären, deren radikale Bestrebungen in einer auf völlige Verweltlichung der deutschen Territorien und militärische Versorgung des jungen Adels gerichteten Denkschrift von 1525 eigentümlich wiederklingen, sahen wir auch gut katholische Fürsten wie Österreich und Baiern während des Bauernkriegs Säkularisationsgelüste hegen. Wir sahen, wie im Jahr 1527 die Möglichkeit einer Säkularisation des Kirchenstaats auf kaiserlicher Seite erörtert wurde (S. 547); noch 1529, während am

englischen Hof „lutherische" Schriften gleicher Tendenz vom König nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen wurden, schlug die Statthalterin Margaretha dem Kaiser vor, der Papst solle wegen der Türkennot einen Teil sämmtlicher geistlicher Güter veräußern lassen; zumal unter den deutschen lutherischen Fürsten würden sich Liebhaber genug finden. Was also überall in der Luft lag, das vollzogen in dem beruhigenden Bewußtsein zugleich religiösen und staatlichen Interessen zu dienen die evangelischen Obrigkeiten; mit den Gütern und Stiftungen aber ging ganz naturgemäß auch ein großer Teil jener gemeinnützigen Aufgaben auf sie über, welchen bisher die Kirche gerecht zu werden versucht hatte. Ohne Eingreifen des Staats wäre die ganze reiche Beute elend zersplittert worden; denn es wußten ohnedies bereits hie und da die adeligen Grundherren den Regierungen zuvorzukommen. In höchst naiver Weise tritt diese Stellung des Adels zur Säkularisation in Pommern hervor, wo die Adeligen erst die Einführung der Reformation betrieben, einige Jahre später aber, da ihr voraussichtlicher Anteil an den einzuziehenden Kirchengütern ihnen zu gering erschien, gegen die Neuerung opponirten. Selbst papistische Junker waren, wie Luther einmal sagt, in diesem Punkt gut lutherisch. Die hiedurch geschaffene Notlage veranschaulicht am Besten jene Mahnung, welche Luther schon 1526 an den Kurfürsten Johann von Sachsen richtete: er möge beim Aufhören aller geistlichen Jurisdiktion und Heimfall aller Klöster und Stifter seiner Pflicht gemäß Ordnung schaffen, „denn sichs sonst niemand annimmt noch annehmen kann und soll".

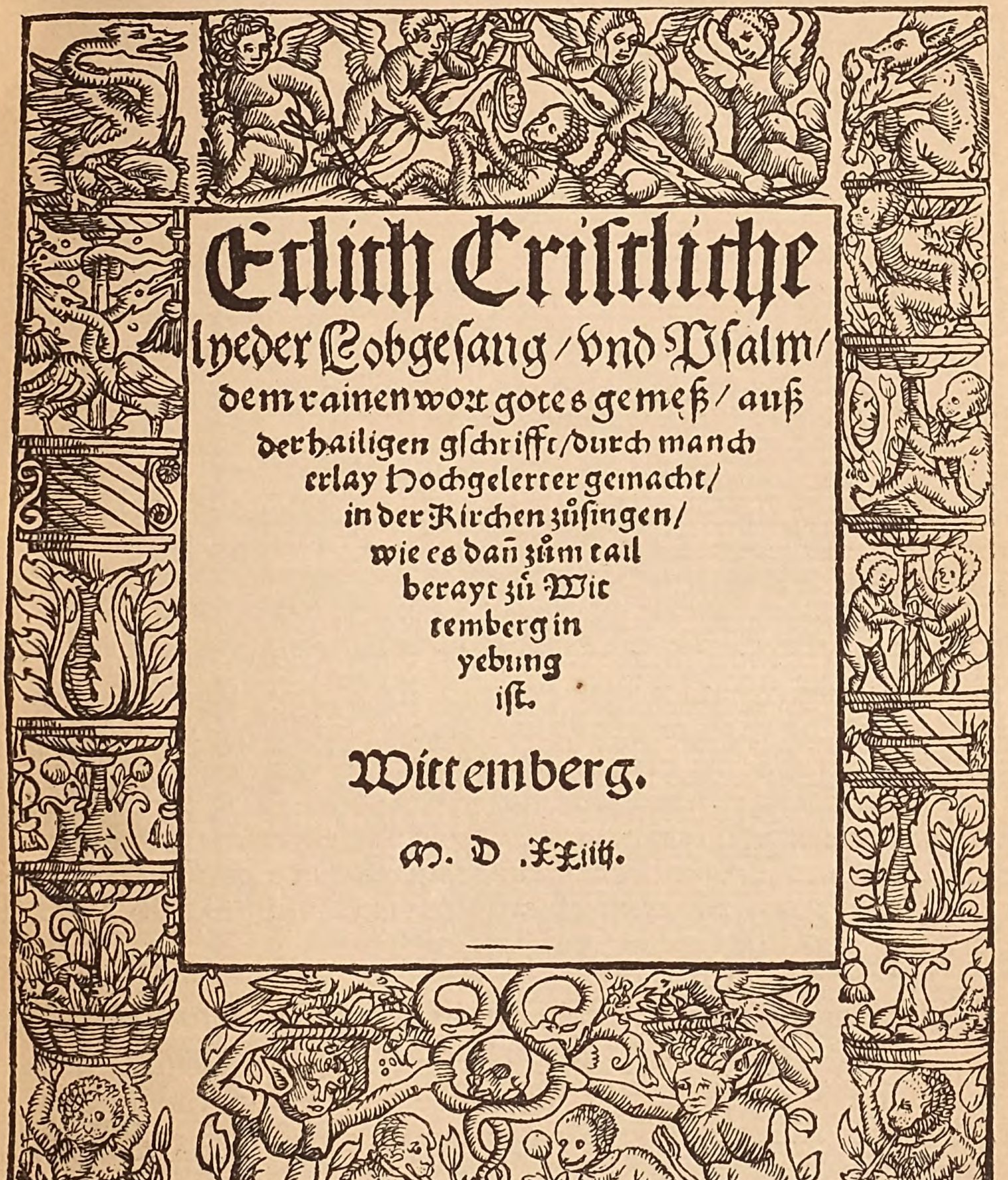
Man fühlt die Verlegenheit des Reformators nicht minder durch, wenn er in seiner Vorrede zum sächsischen Visitationsbuch von 1528 noch genauer ausführt, wie sie anfangs gern das rechte bischöfliche Amt wieder eingerichtet, aber da keiner von ihnen dazu Beruf oder gewissen Befehl gehabt, hätten sie, um sicher zu gehen, sich an ihre von Gott verordnete weltliche Obrigkeit gewendet, obwohl dieselbe an und für sich zu Erfüllung solcher Aufgaben nicht verpflichtet sei. Es fehlt nicht die Erinnerung an Kaiser Konstantin und das nicäische Concil. Wir sehen, wie Luther seine alte Scheidung des Geistlichen und Weltlichen nur ungern preisgibt; hatte er doch auch gegen den Wunsch des Kurfürsten wenigstens eine vorläufige fakultative Zulassung der altkirchlichen Laiencommunion in jenes Buch gebracht und mit seiner freilich in der Praxis bereits gefallenen Anschauung begründet, „dieweil niemand zum Glauben zu zwingen noch von seinem Unglauben mit Gebot oder Gewalt zu bringen ist". Man hat ihn oft genug als den Befreier des Staats von kirchlicher Herrschaft gefeiert und seine feste Überzeugung, daß die weltliche Gewalt auch in ihrer unvollkommensten Erscheinung nicht nur durch menschliche Rechtssatzung geheiligt, sondern Gottes Ordnung sei, hat ihm sicherlich die Übertragung des obersten Kirchenregiments auf den Fürsten annehmbarer gemacht. Aber wie er die evangelischen Landesherren als „Notbischöfe" bezeichnet hat, so erfahren wir aus zahllosen Äußerungen zur Genüge, daß vielleicht keiner schmerzlicher als er die neue Abhängigkeit empfand, in

welche das religiöse und kirchliche Leben der Deutschen durch die Macht der Verhältnisse und die unpolitische Natur ihres Reformators zu geraten anfing. Zeitlebens hat er zwar seine Landesfürsten mit der Pietät eines guten Untertanen betrachtet, dagegen über ihre adeligen und bürgerlichen Ratgeber, über die unruhigen und habgierigen „Scharrhansen" des Hofs, über die hochfahrenden, ihm von jeher unheimlichen Juristen die bittersten Klagen geführt. Und dennoch war es, wie Melanchthon einmal sagt: „unsere Beschlüsse sind eitel platonische Gesetze, wenn der Hof seinen Schutz nicht dazu gibt". Bei ihm entartete freilich die Ehrfurcht Luthers vor dem Staat zu blinder Servilität und seine Bezeichnung der Fürsten als Götter, seine Forderung, daß die Untertanen die Obrigkeit für gerecht und weise halten, sich also jeder Kritik begeben, daß sie alle Gebote der Herrschaft wie Gottes Ordnung halten sollen, gemahnen bereits an spätere Zeiten, in welchen die alte deutsche Unbotmäßigkeit unter den vereinten Bemühungen des territorialen Staats und seiner Landeskirche in knechtische Unterwürfigkeit umgeschlagen war.

Alles in allem läßt sich sagen, daß der Machtzuwachs, welchen der Gang der deutschen Reformation dem Staat gebracht hat, überall an bereits vorhandene Ansätze anknüpft, wie überhaupt dem Werk Luthers ein stark konservativer Zug nicht abgesprochen werden kann. Erinnern wir uns, wie weit bereits im XV. Jahrhundert mit päpstlicher Bewilligung manche deutsche Fürstentümer, Brandenburg, Cleve, Sachsen u. a., die Hoheit des Landesherrn über kirchliche Verhältnisse ausgedehnt hatten. Auch das Unterrichtswesen und die Armenpflege waren zum Teil schon damals, namentlich in den deutschen Städten verstaatlicht worden. In eigentümlicher Weise stellt z. B. die Nürnberger Almosenordnung von 1522 diesen Zusammenhang der neuen mit älteren Bestrebungen dar, indem neben den längst anerkannten sozialwirtschaftlichen Grundsätzen eines geregelten Armenwesens und neben den Überresten der altkirchlichen Fürsorge für das Seelenheil der Wohltäter deutliche Spuren evangelischer Anschauung zu Tage treten. Mit der vollen Durchführung der Reformation und des staatlichen Kirchenregiments verband sich dann freilich die Notwendigkeit, einen geringeren oder größeren Teil der bisher geistlichen Güter und Stiftungen für andere als ihre ursprünglichen Zwecke zu verwenden, wie eben in Nürnberg nur etwa der zehnte Teil des eingezogenen Kirchenvermögens der Geistlichkeit und bedeutende Bruchteile dieses sogenannten „Almosens" rein weltlichen Zwecken zu Gute kamen. Es war eine sehr begreifliche Reaktion, wenn man von der früheren Verschwendung von Geld und Gut an die Kirche vielfach jetzt ins Gegenteil fiel und die armen evangelischen Pfarrer oft nicht wußten, wovon sie leben sollten. Aber im Ganzen und Großen war doch schon die Einheitlichkeit der neuen Verwaltung ein Fortschritt gegen früher und bei all den Unordnungen, wie sie der Übergang mit sich brachte, kann man den neugläubigen Regierungen das Zeugniß nicht versagen, daß sie im Bewußtsein ihrer erweiterten Rechte und Pflichten sich die Herstellung geordneter Verhältnisse eifrig angelegen

sein ließen. Welche Wohltat lag allein in dem völligen Wegfall der geistlichen Gerichtsbarkeit und ihrer unaufhörlichen Reibungen mit dem weltlichem Recht! Und mit einer Strenge, wie sie der spät mittelalterlichen Kirche gewiß nicht nachgerühmt werden kann, handhabte der junge evangelische Staat eine Sittenpolizei, deren Rührigkeit manchmal sicher mehr unbequem als erfolgreich war, aber doch von einem lobenswerten sittlichen Ernst getragen erscheint. Konflikte mit ihren Geistlichen blieben natürlich auch den evangelischen Obrigkeiten nicht erspart; schon 1528 mußte der Nürnberger Rat, wie Lazarus Spengler schreibt, seine übereifrigen Prediger daran hindern, „unter dem Deckmantel Gottes Worts und christlicher Freiheit alle Landesgewohnheiten, bürgerliche Sitten und Gebräuche, wo die nicht stracks wider Gottes Wort streiten, auf einmal umzukehren". Aber der Kampf mit solchen Untergebenen, mochten sie sich zuweilen auch noch so hochfahrend gebärden, war doch weit ungefährlicher als jene früheren Streitigkeiten, bei welchen die Gesalbten des Herrn den allgemeinen Glauben an ihre höheren Weihen und Kräfte und noch dazu den Rückhalt einer weltbeherrschenden Organisation für sich hatten.

Treitschke stellt einmal Luther und Macchiavelli als Kampfgenossen neben einander; beide wollten den Staat von der Kirche losreißen. Aber während der große Italiener in seiner Staatslehre der Schüler der heidnischen Antike und seiner eigenen reichen Erfahrung ist, greift der deutsche Theolog, indem er gegen die hierarchische Herabwürdigung des Staats zu einer rein menschlichen oder gar teuflischen Erfindung protestirt, auf die Theorie seines Meisters Augustinus zurück. Er rühmt sich herrlicher und nützlicher von der weltlichen Obrigkeit und ihrem Amt geschrieben zu haben als „nie kein Lehrer seit der Apostel Zeit, es wäre denn S. Augustin". So wird ihm nach Hundeshagens Ausführung der Staat zur Erziehungsanstalt, um so mehr als zugleich der Zerfall der kirchlichen Herrschaft eine ungeheure Lücke geschaffen hatte und die erschreckendste sittliche und soziale Verwirrung nach sich zu ziehen drohte. Das gleiche Bedürfniß, einer augenblicklichen Unordnung und weiteren Zersetzung zu steuern, hat nun auch die Schöpfungen des Reformators auf dem Gebiet des inneren kirchlichen Lebens beeinflußt. Auch hier begegnet uns wieder der nämliche Gegensatz zwischen seinem Ideal und den Anforderungen der Wirklichkeit wie bei jenem Gemeindeprinzip. Im Kampf gegen die Veräußerlichung einer Kirche, innerhalb deren schon das Wort Gottesdienst unwillkürlich den Gedanken an Glockenklang, Weihrauch, Lichterglanz, seidene goldgestickte Gewänder, Bilder, Orgelspiel und anderen Luxus der Symbolik erweckte, verfocht er ursprünglich die volle Freiheit und Gleichgültigkeit aller äußeren Dinge, wie Zeit, Ort, Personen und Formen. Der Gläubige kann jeden Tag zum Feiertag machen und Gottes Wort überall klingen, „es sei im Walde oder Wasser oder wo es ist". Aber diese Erhabenheit über jede Form und Regel ließ sich natürlich schon mit Rücksicht auf die ungeheure Mehrheit der „Schwachen" nicht praktisch durchführen.



Etlich Cristliche
lyeder Lobgesang / vnd Psalm /
dem rainen wort gotes gemeß / auß
der hailigen gschrifft / durch manch
erlay Hochgelerter gemacht /
in der Kirchen zůsingen /
wie es dañ zům tail
berayt zů Wit
temberg in
yebung
ist.

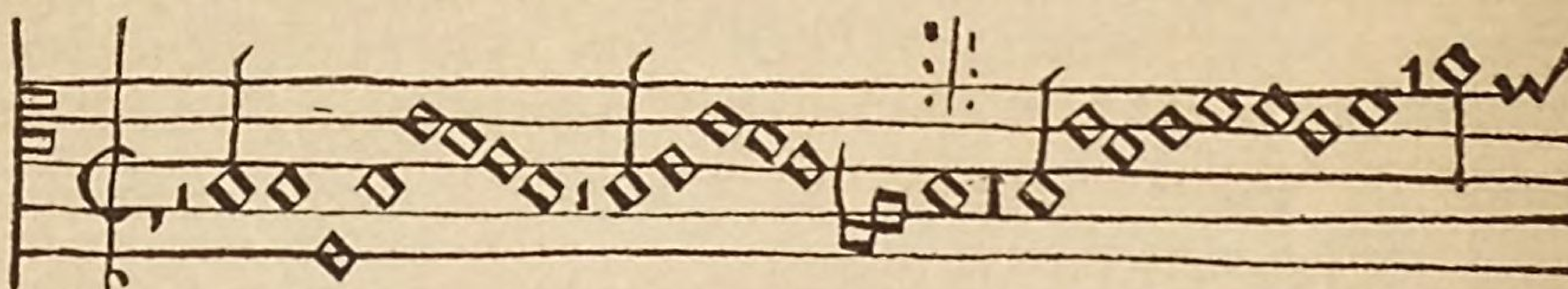
Wittemberg.

M. D. XXiiij.

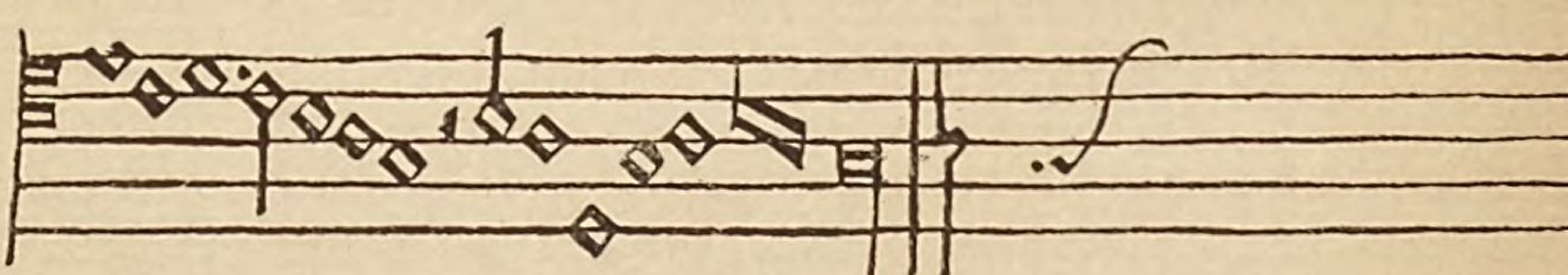
Facsimile aus dem ersten Wittenbergischen evangelischen Gesangbüchlein.

Titel und Seiten 1—3.

Ein Chriſtenlichs lyed Doctoris Martini Luthers/die vnaußſprechliche gnad Gottes vnd des rechttenn glauwbens begreyffenndt.



Nun frewdt euch lieben Chriſtenn gemayn.



❡Nun frewdt euch lieben Chriſten gemayn/ Vnd laßt vns frölich ſpryngen/Das wir getröſt vnnd all in eyn/Mit luſt vñ lyebe ſingen/Was gott an vnns gewendet hatt/Vnd ſeyn ſyeſſe wunder thatt/Gar theüwr hatt ers erworben/

❡Dem teuffel ich gefanngen lag/Ym todt wardt ich verlorenn/ Mein ſünd mich quellet nacht vnd tag/Darinn ich war gepoꝛñ/ Ich fiel auch ymmer tieffer dreyn/Es war kain gůtts am lebenn meyn/Die ſünd hatt mich beſeſſen.

❡Mein gůtte werck die golten nicht/Es war mit inn verdorbē/ Der frey will haſſet gots gericht/Er war zům gůtt erſtorbē/ Dye angſt mich zů verzweyflen trib/Das nichts dann ſterben bey mir blyb/Zůr hellen můßt ich ſinckenn.

❡Da yammert Gott in ewigkait/Mein ellend über maſſen/Er

dacht an sein barmhertzigkait/Er wolt mir helffen lassenn/Er wanndt zů myr das vatter hertz/ Es war bey im fürwar kaynn schertz/Er ließ sein bestes kostenn.

¶ Er sprach zů seinem lieben sun/ Die zeytt ist hie zůr barmenn/ Far hyn meins hertzñ werde kron/ Und sey das hayl den armẽ/ Unnd hilff in auß der sünden nott/ Erwürge für inn den pittern todt/Und laß in mit dir lebenn.

¶ Der sun dem vatter gehorsam wardt/ Er kam zů mir auff erden/ Von eyner Junckfraw rayn vnd zart/Er solt mein brůder werden/ Gar haymlich fürt er seyn gewalt/Er gyeng in meyner armen gestalt/Den teuffel wolt er fachen.

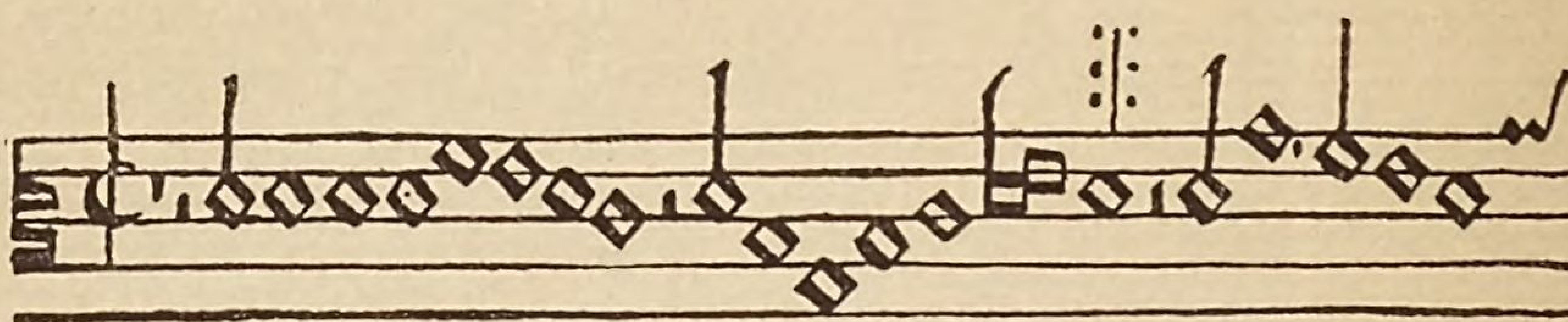
¶ Er sprach zů mir halt dich an mich/Es sol dir yetz gelynngen/ Ich gyb mich selber gantz für dich/ Da wil ich für dich ryngenn/ Dann ich bin deyn vnnd du bist mein/ Und wa ich bleyb solt du sein/ Unns soll der feynd nicht schaydenn.

¶ Vergyessen wirt er mir mein plůt/Dartzů mein lebẽ raubẽ/Dz leyde ich als dir zů gůtt/Das halt mit vestem glawben/Den todt verschlingt das lebenn mein/Mein vnschuld tregt dz leben dein/ Da bist du selig worden.

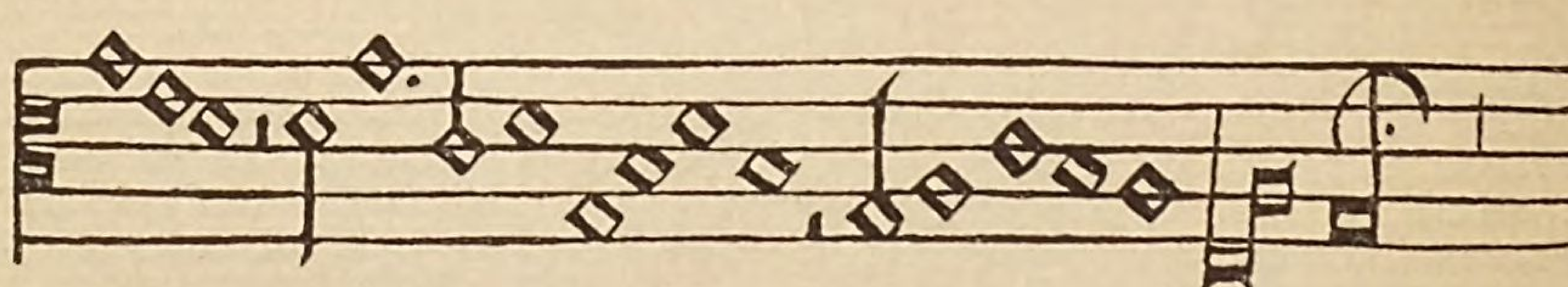
¶ Geen hymel zů dem vatter mein/Far ich von disem leben/Da will ich seyn der maister dein/Den gayst wil ich dir geben/Der dich im trůbnus trösten soll/Unnd leernen mich erkennen wol/Und inn der warhaite layttenn.

¶ Was ich gethon hab vnd geleert/ Das solt du thon vñ leeren/ Damit das Reych Gottes werdt gemeertt/Zů lob vnnd seynen eeren/Und hůt dich vor menschenn gsatz/Daruonn verdürbt der edle schatz/Das laß ich dir zůr letze.

Ein lied vom gesetz vnnd glawben/ gwaltig klich mit götlicher gschrifft verlegt D. Pauli Sperati.



Es ist das hayl vnns komen her.



A Es ist das hayl vns komen her / Von gnad vnd lautter gü-ten/ Die werck helffen nymmer mer/ Sy mügen nit behüttñ/ Der glaub sihet Jhesum Christum an/ Der hatt gnůg für vns alle ge-than/ Er ist der mytler worden.

B Was Gott im gesatzt gebotten hat/ Da man es nicht kunde halten/ Erhůb sich zorn vnd grosse not/ Vor got so manigfalte/ Vom flaysch wolt nichtt herauß der gaist/ Vom gesatz erfodert aller mayst/ Es war mit vns verloren.

C Es war ein falscher won darbey / Gott hett sein gesetz drumb geben/ Als ob wir möchten selber frey/ Nach seynem willen lebẽ/ So ist es nur eyn spiegel zart/ Der vns zaygtt an die sündig artt/

So ist Luther, immer im vollen Bewußtsein rein vorläufiger Einrichtungen und ohne jeden Anspruch auf die Schaffung dauernder oder gar unveränderlicher Normen, dazu gekommen, den Gottesdienst mit Rücksicht auf seine werdenden Christen vorwiegend pädagogisch zu gestalten, als unter dem entschieden evangelischen Nachfolger Friedrichs des Weisen „der ganze Papst ausgemerzt wurde". Freilich geschah die Ausmerzung mit einer Vorsicht, die in Erstaunen setzt, und noch im Jahr 1541 durfte Luther behaupten, daß Laien oder Ausländer, welche die Predigt nicht verständen, von seinem Gottesdienst den Eindruck erhalten müßten, „es wäre eine rechte päpstliche Kirche und kein Unterschied oder gar wenig gegen die, so sie selbs unter einander haben". Aber diese sonntägliche Messe der Lutheraner, deren Feier in deutscher Sprache zu Wittenberg erst im Herbst 1525 eingeführt wurde, war durch den Wegfall des eigentlichen Kerns, des Meßopfers, zu einer bloßen Hülle für den neuen Mittelpunkt des Gottesdienstes, für die Predigt geworden. Luthers ausgesprochene Absicht ging dahin, „auf die Jugend und auf die Einfältigen" erziehend zu wirken; von einer unbedingten Gültigkeit derartiger Einrichtungen wollte er durchaus nichts wissen, sondern jede Ordnung war ihm „ein äußerlich Ding; sie sei gut wie sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten", worauf man sie flugs abtun und eine andre machen soll. Eine Lieblingsidee des gewaltigen Beters, der in schwerer Not seinem Herrgott „den Sack vor die Tür warf und die Ohren mit allen Verheißungen rieb", war allerdings nicht wohl durchführbar; er hätte gewünscht, „daß irgend ein Haufe in dieser Weise Messe hielte, daß ein gemein ernstes Herzensgeschrei des ganzen Volkes zu Gott aufginge". An Stelle eines solchen Massengebets trat aber in gewissem Sinn der Gemeindegesang, wie er sich unter der kundigen Pflege des dichterisch und musikalisch begabten Reformators entfaltet hat, der am meisten charakteristische Ausdruck des neuen Kirchenwesens, dessen demokratischer Ursprung in den mächtigen Tönen dieses Volksgesangs nachklingt. Seit 1523 hat Luther, meist mit Zugrundlegung von Psalmen und altkirchlichen Hymnen, einen Schatz von geistlichen Liedern geschaffen, die nach Sprache und Melodie als Volkslieder im edelsten Sinn bezeichnet werden dürfen. Paul Speratus u. a. halfen mit; schon 1524 erschienen die ersten evangelischen „Gesangbüchlein", darunter eine in Wittenberg von Luther selbst veranstaltete Sammlung. Damit erhielt die Reformation ein neues und überaus wirksames Mittel auf die Gemüter zu wirken. Ihre Verbreitung ist durch diese Lieder vielleicht noch stärker gefördert worden als durch die Predigt selbst; leicht schlichen sie sich ein, um, zuerst von Mund zu Mund getragen, dann mit einem Mal auf offenem Markt oder in der Kirche die innerliche Umwandlung einer ganzen Volksmenge zu verkündigen. Auch beim Kirchenlied vergaß übrigens Luther nicht ganz jenen pädagogischen Zweck, dem nun ganz besonders sein großer und kleiner Katechismus (1529) dienen sollten. Während jener, der als „Deudsch Katechismus" erschien, für den Unterricht des „jungen Volks" und der „rohen Bauern", also zunächst

für die Geistlichen bestimmt war, verpflichtete die zweite kürzere Fassung geradezu jeden Hausvater, Kinder und Gesinde, nötigenfalls mit Strafen, zum Auswendiglernen der Hauptstücke, der zehn Gebote u. s. w., anzuhalten; wer nicht lernen wolle, der solle „schlecht dem Papst und seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst heimgeweiset sein". Man kann wohl sagen, daß die Aufgabe einer gedrängten und dabei allgemein verständlichen Darlegung der Fundamente des Christentums niemals glücklicher gelöst worden ist als in diesem kleinen Katechismus, als dessen „Kind und Schüler" der Verfasser selbst sich bekennt; war es doch seine Gewohnheit durch wörtliches Hersagen der Gebote, des Glaubens, biblischer Sprüche „allerdinge wie die Kinder tun", sein Herz zum Gebet zu „erwärmen".

Der Gedanke der Volkserziehung durch Staat, Kirche und Schule beherrscht die organisatorische Tätigkeit des Reformators, der vor allem die ungeheure Bedeutung des Jugendunterrichts klar erkannt und in seiner Schrift vom Aufrichten und Halten christlicher Schulen (1524) den Bürgermeistern und Ratsherren aller Städte Deutschlands ans Herz gelegt hat. Daß in erster Linie vom Bürgertum die feste Grundlage der modernen deutschen Bildung geschaffen werden müsse, stand ihm eben so fest wie der humanistische Charakter des neuen Schulwesens; er hatte allen Grund gegen die verschiedenen, auch neugläubigen Bildungsverächter die Sprachen als „die Scheide, darinnen dies Messer des Geistes (das Evangelium) steckt", in Schutz zu nehmen. Das glänzendste Resultat dieses Aufrufs an die städtischen Obrigkeiten war das 1526 mit einer Weiherede Melanchthons eröffnete Nürnberger Gymnasium, welches Männer wie Joachim Camerarius und Eobanus Hessus unter seine ersten Lehrer zählen durfte. Es begann die „Verschulung" des deutschen Humanismus; nachdem die Zeit des Kampfes und der genialen Ungebundenheit für ihn unabänderlich vorüber war, ließ er sich als ein höchst wertvolles Element in das von der Reformation hervorgerufene oder fortentwickelte Unterrichtswesen einfügen. Der rechte Heros dieser neuen Phase des Humanismus, im Gegensatz zu den früheren „Poeten" und Wanderaposteln, war Melanchthon, der praeceptor Germaniae, der die Wissenschaft für nötiger erklärte als Gewerbe und Ackerbau, selbst als das Licht der Sonne. Auch in der bescheideneren Gestalt von ehrsamen Professoren und Schulmeistern haben die Humanisten ihren alten Kampf gegen die Barbarei fortgesetzt, manchmal mit den seltsamsten Mitteln wie der originelle Valentin Trotzendorff, der im schlesischen Goldberg seinen Schülern eine republikanische Verfassung gab und sogar das Gesinde zwang lateinisch zu reden. Der offenkundige Aufschwung, den das Schulwesen unter evangelischem Einfluß nahm, veranlaßte den sonst überaus pessimistischen Luther, im Jahr 1530 seinen Kurfürsten aufmerksam zu machen, wie jetzt die zarte Jugend mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugerichtet heranwachse, „daß mirs in meinem Herzen sanft tut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin



Facsimile aus der ersten Ausgabe von Luthers großem Katechismus; Wittenberg 1529.

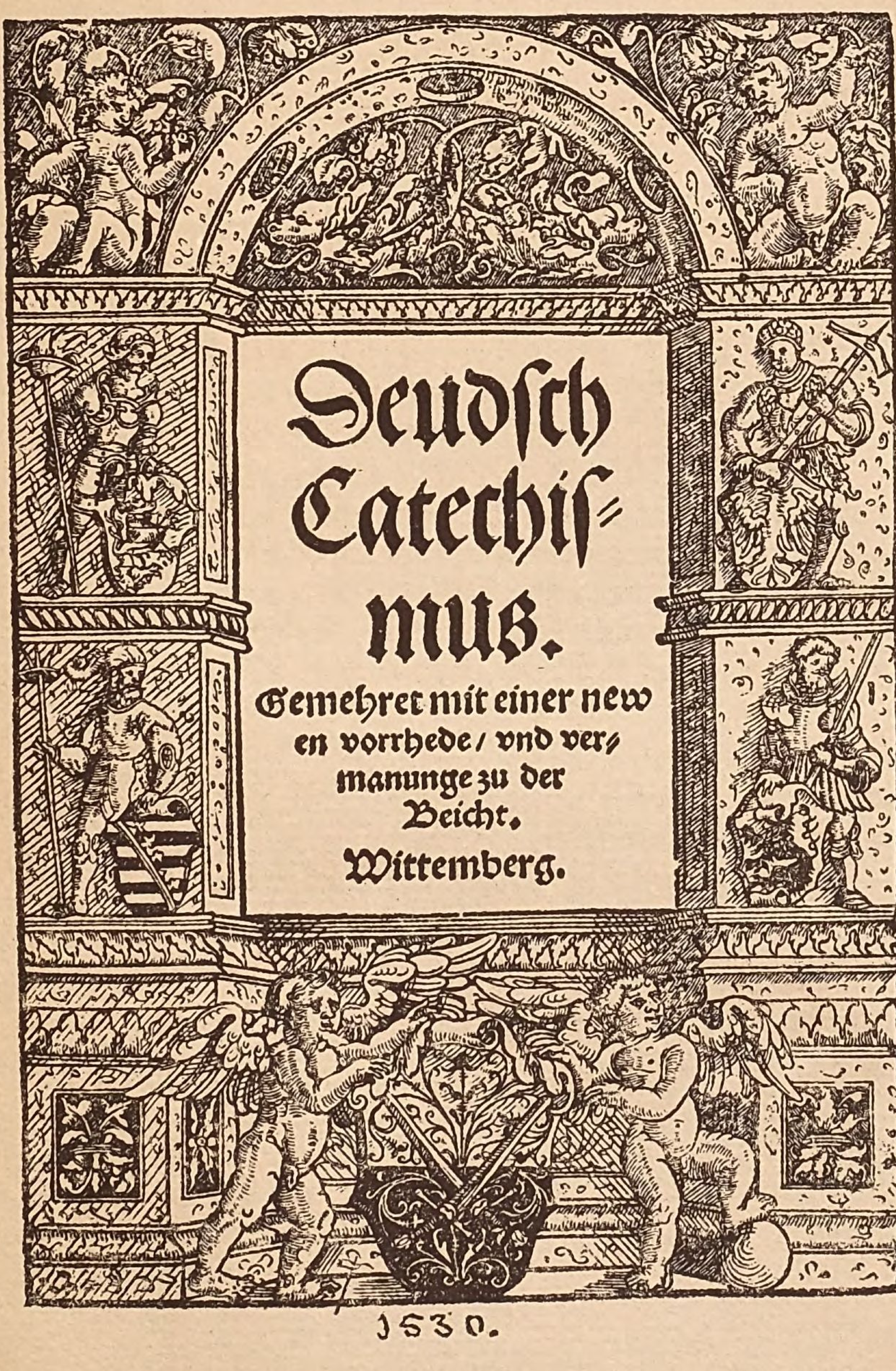
Titel und eine Seite Text.

Zum andern/ die heubtartickel Vnsers Glaubens.

ICH gleube an Gott vater allmechtigen / schöpffer hymels vnd der erden. Vnd an Jhesum Christum seinen einigen son vnsern Herrn/ der empfangen ist von dem heilihen geist / geporen aus Maria der Jungkfrawen / gelidden hat vnter Pontio Pilato/gecreutzigt/gestorben/vnd begraben ist / Niddergefaren zur helle/ am dritten tage widder aufferstanden von todten/ Auffgefaren gen hymel / sitzend zur rechten hand Gottes des allmechtigen vaters / vnd von dannen zukunfftig zurichten die lebendigen vnd todten. Jch gleube an den heiligen geist. Eine heilige Christliche kirche/gemeinschafft der heiligen. Vergebunge der sunden. Aufferstehung des fleischs. Vnd ein ewigs leben. Amen.

Zum dritten/ das gebete odder Vater vnser/so Christus gelert hat.

VAter vnser der du bist ym himel/ Geheiliget werde dein name. Zukome dein reich. Dein wille geschehe / als ym himel auch auff erden. Vnser teglich brod gib vns heute. Vnd verlasse vns vnsere schuld / als wir verlassen vnsern schüldigern.



Deudsch
Catechis=
mus.
Gemehret mit einer new
en vorrhede/ vnd ver=
manunge zu der
Beicht.
Wittemberg.
1530.

Facsimile aus der zweiten Ausgabe (der ersten illustrirten) von Luthers großem Catechismus. Wittenberg 1530.

Titel und zwei Seiten Text.

odder zween/mit diesem einigen stücke/ vnser maur sein/daran sie



anlauffen vnd zu scheitern gehen. Den trost vñ trotz habẽ wir/ das des Teuffels vnd aller vnser feinde willen vnd fürnemen/ sol vnd mus vntergehen / vnd zu nicht werden / wie stoltz/ sicher / vnd gewaltig sie sich wissen/ Denn wo yhr will nicht gebrochen vnd gehindert würde / so künd sein reich auf erden nicht bleiben/ noch sein name geheiligt werden.

Die vierde

Die Vierde bitte.

Vnser teglich brod gib vns heute.

Hje bedenckē wir nu den armen brodkorb/ vnsers leibs vnd zeitlichen lebens notdurfft / Vnd ist ein kurtz einfeltig wort / greiffet aber auch seer weit vmb sich/ Deñ wenn du teglich brod nennest vnd bittest/ so bittestu alles was dazu gehöret/das tegliche brod zu haben vnd geniessen/vnd dagegen auch widder alles so das selbige hindert. Darumb müstu dein gedancken wol auffthuen vnd ausbreiten/nicht allein ynn backoffen oder mehlkasten/sondern yns weite feld vnd gantze land / so das tegliche brod vnd allerley narung tregt vnd vns bringet. Denn wo es Gott nicht wachssen liesse/ segnete vnd auff dem land erhielte/würden wir nymer kein brod aus dem backoffen nemen/noch auff den tisch zu legen haben.

Was tegliche brod heisse.

Vnd das wirs kürtzlich fassen/so wil diese bitte mit eingeschlossen haben/alles was zu diesem gantzen leben ynn der welt gehöret/weil wir allein vmb des willen das tegliche brod haben müssen. Nu gehöret nicht allein zum leben/das vnser leib sein futter vnd decke vnd andere notdurfft habe/sondern auch das wir vnter den leuten/mit welchen wir leben vnd vmbgehen/ynn teglichem handel vnd wandel/vnd allerley wesen/mit ruge vñ friede hinkomen/Summa / alles was beide heuslich vnd nachbarlich odder bürgerlich wesen vnd regiment belanget/Denn wo diese zwey gehindert werden/ das sie nicht gehen wie sie gehen sollen/da ist auch des lebens notdurfft gehindert / das endlich nicht kan erhalten werden/Vnd ist wol das aller nötigste/fur weltliche öberkeit vnd regiment zu bitten/als durch welchs vns Gott allermeist vnser teglich brod vnd alle gemach dieses lebens erhelt.

zeitliches lebens notdurfft

und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können". Weit schlimmer sah es dagegen mit Gottesdienst und Seelsorge auf dem Lande aus, wo statt der Fürsorge städtischer Behörden der rohe und eigennützige Adel über Kirche und Geistlichkeit waltete und im schroffsten Gegensatz zu dem religiös angeregten und empfänglichen Bürgertum die furchtbar verbitterten und verwilderten Bauern (S. 511 f.) in der lutherischen Reformation nur noch die Bundesgenossin ihrer Bedrücker sahen. Die kursächsischen Visitationsberichte zeigen übrigens neben diesen Übelständen auch die Schwierigkeit das Bedürfniß nach tauglichen Pfarrern zu decken deutlich genug. Der Mangel war ein derartiger, daß z. B. ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte, als Bewerber um eine Pfarrei aufzutreten wagte; an einem andern Ort versah ein Leinweber für ein jährliches Einkommen von zwei Gulden das Predigtamt. Noch ein späteres Wittenberger Verzeichniß (seit 1537) führt unter den zu Ordinirenden neben den Theologen und Cantoren nicht nur Stadtschreiber, Setzer und Drucker, sondern auch Buchbinder, Schuster, Schneider u. a. Handwerker auf. In solch dürftiger Gestalt erschien die evangelische Geistlichkeit der ersten Zeiten wirklich nur als eine Vertretung der Gesammtheit, als „unser aller Mund", wie Luther sagt, Amt der Predigt und Sakramentspendung als „Ausfluß des allgemeinen Priestertums", dessen Rechte und Pflichten aus praktischen Gründen nicht von allen zugleich geübt werden konnten. Auf eine bischöfliche Weihe und sogenannte apostolische Succession der Geistlichen hatte Luther verzichtet; auch die förmliche Ordination durch Handauflegung bürgerte sich erst allmählich ein. Aber trotzdem steckte in der Anschauung, daß dem Predigtamt doch mit der ordentlichen Berufung auch eine Gewalt und ein Befehl Gottes zustehe, ein Moment, welches die Entwicklung neuer priesterlicher Velleitäten ermöglichte; nicht bei Luther selbst, wohl aber unter seinen Nachfolgern hat, wie Gottschick ausführt, der Unterschied zwischen dem allein tätigen Geistlichen und der rein passiven Rolle der andern Gläubigen „eine Rückbildung des Amtsbegriffs in die katholische Richtung" herbeigeführt.

Ungeheuer ist die Summe der Arbeit, wie sie Luther als kirchlicher Organisator auf sich genommen hat, ohne darüber seine gewöhnlichen Berufspflichten und seine niemals ruhende literarische Tätigkeit zu versäumen. Der Mann, auf dessen Wort die Regierenden und Gebildeten von halb Deutschland ehrerbietig lauschten, fand es nicht unter seiner Würde Kranke zu besuchen oder Verurteilte vor ihrem letzten Gang zu trösten; mehr als einmal sah man ihn mitten in den Schrecken der Pest bei seinen Wittenbergern aushalten und seine freudige Unerschrockenheit beschämt auf das Tiefste das feige Verhalten eines Calvin in gleicher Lage. Dabei hatte er unter seiner eignen erschütterten Gesundheit, unter häuslichen Sorgen, vor allem unter der Wiederkehr jener furchtbaren Anfechtungen zu leiden; „draußen Kämpfe, inwendig Schrecken", so schildert er einmal seinen Zustand. Wie vormals im Kloster wand er sich von neuem als ein „armer Wurm" unter den qualvollsten Be-

ängstigungen; mit mächtigen Stricken hing sich, wie er klagt, der Teufel an ihn und suchte ihn in die Tiefe zu ziehen. Er verzweifelte wieder an der Gnade Gottes, obwohl er sich mit seiner ganzen Energie gegen diese schwerste aller Versuchungen wehrte; „wenn Christus kommt," äußerte er einmal, „und redet mit dir wie Moses: was hast du getan? so schlage ihn zu Tod; wenn er aber wie Gott et salvator tuus mit dir redet, so recke beide Ohren." Stärker noch als im Anfang seines Auftretens mußte ihn die gewaltige Zerstörung, der Zusammenbruch des Alten berühren, der ihn rings umgab; ganz richtig urteilt Freytag, daß „der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters" über das eigne Werk von wenigen so tief empfunden worden sei wie von Luther. Oft genug hat er auf die frühere Zeit als auf eine bessere zurückgewiesen, alles jetzt zehnmal ärger gefunden als unter dem Papsttum oder wohl gar mit dem Pessimismus des kommenden Alters den Spruch gefällt: „insgemein sind Bürger und Bauern, Mann und Weib, Kind und Gesinde, Fürsten, Amtleute und Untertan alle des Teufels." Aber all diese zunehmende Last des Lebens vermochte weder seine Arbeitskraft noch seinen Mut zu brechen, obwohl er einmal sagte, nach seinem Tod würde man sein Herz ganz klein finden „als vor großen ängstlichen Gedanken verschmachtet".

Freilich war er in Arbeit und Anfechtung nicht mehr verlassen wie ehemals; eine stattliche Schaar von Freunden und Helfern, sozusagen ein Generalstab aus den Tüchtigsten seiner Anhänger umgab den Führer, der sein Wort allerdings immer mehr als Commandowort verstanden wissen wollte. Melanchthon, der ja viele Reibungen im Verkehr mit Luther erlebt und überwunden hat, sagt einmal, die Liebe der höher Stehenden zu den tiefer Stehenden sei eine größere als umgekehrt. Luther, der bei Melanchthon und andern Genossen gerne fand und anerkannte, was ihm versagt war, stand in seiner überragenden Größe und warmherzigen Offenheit den Freunden ganz unbefangen gegenüber, während z. B. ein Melanchthon die Empfindung nicht los wurde, daß er neben dem Gewaltigen der Schwächere sei und sich oft wider seinen Willen beherrschen lasse. Mit ganz anderer Aufrichtigkeit hingen an Luther minder hervorragende Persönlichkeiten wie Nikolaus von Amsdorf oder der begeisterungsfähige Justus Jonas, der sich später einmal die Aufzählung Luthers unter den ausgezeichneten Predigern verbat, „denn das war viel ein andrer Mann". Amsdorf repräsentirt die strengste Richtung des neuen Evangeliums; er lebte in freiwilligem Cölibat und galt nach Luthers Tod den Eifrigen als der rechte Elisa des weggenommenen Elias. „Mein Geist ruhet aus in meinem Amsdorf," äußerte Luther über den Freund, der seine eigne Unversöhnlichkeit im theologischen Kampf noch überbot und mit Bugenhagen übereinstimmte, als dieser schon 1522 gegen Luthers Ansicht für die Verteidigung des Evangeliums mit dem Schwert eintrat. In einem ganz besonders innigen Verhältniß zu Luther erscheint gerade dieser praktische und unabhängige Doctor Pomeranus, ein „rechter Bischof", wie ihn Luther nennt, eine echt norddeutsche Natur, deren derber Humor dem großen Freund an der Wittenberger Tafel-

Psō primo

Die gerechten haben lust zum Wort
Gottes. Und reden gern davon tag
und nacht

Darumb

komen sie auch alles. Thun alles
und bleiben ewiglich grün und frucht
bar, wie ein palmbaum am Wasser

Die Gottlosen habens lust
an yhrem Gott, Bauch und Mammon

Darumb komen sie auch
nichts. Thun nichts. bleiben nicht. sondern
Vergehen, wie eine schatte, mit alle
yhrem gut, ehre, thun, macht, Bauch
und Mammon Sūma

Verbum domini manet in eternū
Und alle die drinn bleiben mit
lust und liebe
Amen

Mart Luther D

1 5 4 2.
die Circumcisionis domini

Facsimile des Denkspruches von Martin Luther auf der ersten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches
in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

Iohannis .1.

Lex per Moisen data est Gratia
& veritas per Iesum christum
facta est Deum nemo vidit
vnquã. vnigenitus filius qui
est in sinu patris, ipse enar
ravit.

Esaiae 49

Nunquid oblivisci potest mulier
infantẽ suũ, vt non misereatur
filij vteri sui. Et si illa oblita
fuerit, ego tamen nõ obliviscar tui.

psalmo 2.

Osculamini filiũ, ne irascatur et
pereatis de via, cum exardescet in
brevi ira eius. Beati omnes qui
confidunt in eo

Philippus Melanthon
1542

Facsimile des Denkspruches von Philipp Melanchthon auf der zweiten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

Jere. XXXI.

Das sol sein mein Bund und new
Testament, spricht der Herr —
Ich wil jn jre missethat ver-
geben, und jrer sunde nimmer-
mehr gedencken. —

So bekennen wir auch. Ich gleube
vergebunge der sunden. Solo ver-
gebug sein, so werden wir ja nicht
from fur Gott jn unserm gewissen
durch unser wercke oder verdienst,
was ist denn des Babsts lere von
wercken und gnugthun fur die sunde,
von Ablas, reysen und closterleben?
Teuffels lere. j. Timo. iiij.

Ro. iij.

Es ist hie kein unterscheid, Sie sind alzu-
mal sunder, und mangeln des rhumes
den sie an Got haben sollen, und werden
on verdienst gerecht aus seiner Gnade
durch Christum Jesum etc. —

Johannes Bugenhagen Pomer. d.
MDxlij.

Facsimile des Denkspruches von Johannes Bugenhagen auf der dritten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

Paulus 2 Timoth. 3.

Alle Schrifft von Gott eingegeben, ist
nütz zur Lere, zur Straffe, zur Besserung,
zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, Das
ein mensch Gottes sey volkomen, zu allem
guten Werck geschickt etc.

Sant Pauli
Rom. XI Gal.

Gott hat es (durch die Schrifft) alles
beschlossen unter die Sunde, auff das er
sich Aller erbarme.

Christus Joh. 17

Das ist das ewige Leben, das sie Dich,
das du allein warer Gott bist, und
den du gesand hast, Jhesum Christ, erkennen etc.

Caspar Creutziger D.
1542

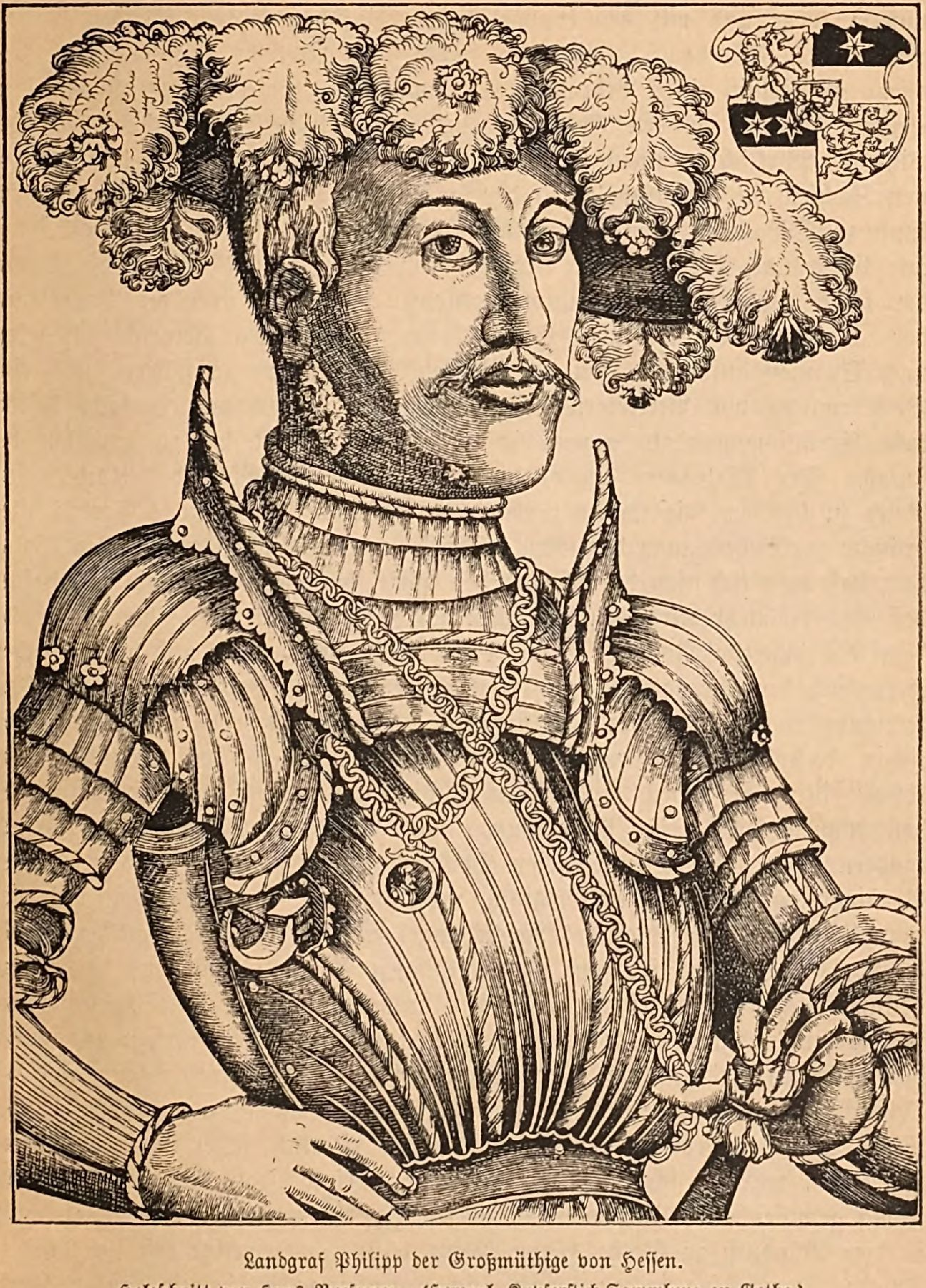
Facsimile des Denkspruches von Caspar Creutziger auf der vierten Seite des Reformatoren-Gedenkbuches in der Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode; vom Jahre 1542.

runde sekundirte, wie er in schweren Stunden als Beichtvater über Luthers verzweifelte Stimmungen Herr zu werden verstand. Es war seine unverkennbare Gabe der Organisation und Verwaltung, welche den Stadtpfarrer von Wittenberg zum Gründer des evangelischen Kirchenregiments für einen großen Teil von Norddeutschland werden ließ; auch die lutherische Bibel machte er in niedersächsischer Übertragung seinen Stammesgenossen zugänglicher. Bis nach Dänemark erstreckte sich Bugenhagens Wirksamkeit; höchst charakteristisch nicht nur für den Mann, sondern zugleich für die neue große Stellung solcher einfacher Theologen ist sein jovialer Briefwechsel mit König Christian III., der den „alten Pommer und Speckesser" am Liebsten ganz in sein Reich gezogen hätte. In ähnlicher Vertraulichkeit verkehrte z. B. Justus Jonas mit den anhaltischen Fürsten. Der alte Mittler zwischen Luther und Friedrich dem Weisen, Spalatin, gehört ebenfalls in diesen Kreis von Nahestehenden; obgleich seit 1525 als Superintendent von Altenburg dem Hofleben mehr entrückt, mußte er doch bei jeder wichtigen Gelegenheit mit seiner Gewandtheit und Geschäftskenntniß einstehen und zumal als ständiger Reisebegleiter Johann Friedrichs die erwünschte Ruhe oft genug unterbrechen, bis er ähnlich wie Luther, aber noch vor diesem (1545) durch Krankheit und Arbeit ganz erschöpft die Augen schloß. Von jüngeren Kräften kamen dem großen Führer besonders nahe der feine und vielseitig gebildete Leipziger Caspar Cruciger, der mit zwanzig Jahren (1524) Rektor zu Magdeburg, mit vierundzwanzig Professor und Prediger zu Wittenberg wurde und einer der treuesten literarischen Helfer Luthers war, und der lebhafte Nürnberger Veit Dietrich, der nach jahrelangem vertrautem Zusammenleben im Unfrieden von Luther schied, um dann als Prediger in der Vaterstadt (1535) seine überschüssige Energie im Kampf gegen katholisirende Regungen besser zu verwerten. Als ein nicht unbedenkliches, obgleich begabtes Element erscheint Luthers Landsmann, Johann Agrikola von Eisleben; „Meister Grickel", wie ihn Luther wohl nannte, brachte zuerst ernstlichen Unfrieden in den Kreis der Wittenberger Reformation, indem er Melanchthon als einen von der evangelischen Gnadenlehre Abtrünnigen heftig angriff (1527). Sein Eifer gegen jede Predigt des Gesetzes führte ihn nachmals in einen noch weit schärferen Zusammenstoß mit Luther selbst (seit 1537), wobei es bis zum Prozeß gegen den unruhigen Kopf und zur Flucht Agrikolas aus Wittenberg kam. Im Ganzen läßt sich aber doch behaupten, daß jene Theologen, welche die engere Umgebung und Kampfgenossenschaft des großen deutschen Reformators bilden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit vor den Gegnern nicht verläugnet haben. Freilich waren es nicht mehr wie zu Anfang nur die Papisten, mit welchen man zu tun hatte; neben dem evangelischen Radikalismus war bereits um die Mitte der zwanziger Jahre eine äußerst verhängnißvolle Spaltung zwischen der norddeutschen und süddeutschen Reformation ins Leben getreten.

Wenn wir die fürstlichen Anhänger Luthers um diese Zeit überblicken, so fehlt es keineswegs ganz an süddeutschen Herren, welche mehr oder weniger

offen dem Evangelium zuneigten. Aber der bedeutendste unter ihnen, Markgraf Kasimir von Brandenburg, war eben doch nur der kluge und unverlässige Kämpfer für die Mehrung seiner Fürstengewalt; wie er mit Hülfe der Habsburger sich emporarbeitete und selbst den Gedanken die Revolution für seine Zwecke zu nützen nicht völlig von der Hand wies, wie er aus seinen wehrfähigen Untertanen eine schwarz und weiß uniformirte Miliz bildete, um sich von seinem Adel unabhängiger zu machen, so ergriff er auch gelegentlich den reformatorischen Gedanken, um als „von Gott verordnete Obrigkeit" seine Pfaffen fester in die Hand zu bekommen und die verhaßte Macht der Bischöfe zu schwächen. Aufrichtig evangelisch war dagegen sein Bruder Georg, der sich aus seiner eigentümlichen Stellung am ungarischen Hof auf seine neuen schlesischen Besitzungen nach Jägerndorf zurückzuziehen anfing. Doch konnte von einem entscheidenden Einfluß dieser kleinen Herren oder etwa des entschieden lutherischen Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz, des reformfreundlich gesinnten Markgrafen Philipp von Baden nicht die Rede sein. Maßgebend für die weiteren Schicksale der Reformation wurde zunächst das Verhalten einiger norddeutscher Fürsten, vor allem des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen. Der letztere, seine sämmtlichen Standesgenossen im Reich an politischer Begabung und Frische des Geistes weit übertreffend, hatte mit dem ganzen Feuer der Jugend — er war 1504 geboren — die Sache Luthers zu der seinigen gemacht. Er selbst hat später erzählt, wie er anfangs als eifriger Papist die Prädikanten verjagt und mit welchen Gewissensbissen er einmal während der Fasten seine Jagdbeute, ein paar Enten verzehrt habe; kein weltliches Motiv führte ihn zum Bruch mit der alten Kirche, sondern das aufrichtige Bestreben sich über die große religiöse Frage an der Hand der Bibel, im Gespräch mit Melanchthon, den er zufällig traf, durch Lektüre von Streitschriften sein eignes Urteil zu bilden. Weder die Abmahnungen seiner Mutter noch die Entrüstung seines Schwiegervaters Georg von Sachsen, den er gleich mit zu bekehren suchte, vermochten ihn irre zu machen; schon im Frühjahr 1525 erklärte er dem damaligen Herzog Johann von Sachsen und dessen Sohn, „er wolle eh Leib und Leben, Land und Leut lassen denn von Gottes Wort weichen". Philipp hatte trotz seiner jungen Jahre schon viel erlebt und mehr als einmal das Schwert gezogen; seine kleine, aber kräftige und zierliche Gestalt stach von der Schwerfälligkeit der meisten deutschen Herren nicht minder vorteilhaft ab, wie die Kühnheit, die ihm aus den Augen blitzte, zur Aufstörung ihrer gewohnten Schläfrigkeit recht geschaffen war. Wir sahen, daß er schon mit Friedrich dem Weisen engere Fühlung gesucht hatte (S. 329; 338), daß er noch vor dem Tod des Kurfürsten mit dessen berufenen Nachfolgern sich verständigte. Vergebens hofften Joachim von Brandenburg und namentlich Georg von Sachsen nach der gemeinsam überstandenen Not des Bauernkriegs, der nach ihrer Ansicht natürlich nur aus der Ketzerei stammte, ihre lutherischen Verbündeten wieder auf den richtigen Weg bringen zu können. Es führten diese Versuche vielmehr dahin, daß seit dem Sommer 1525

sich förmliche Bündnisse von lutherischen und antilutherischen Reichsständen gegenüber traten. Zwei volle Jahrzehnte hindurch sollte Deutschland unter



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.
Holzschnitt von Hans Brosamer. (Herzogl. Kupferstich-Sammlung zu Gotha.)

dem Druck eines bevorstehenden Religionskriegs leben, bis endlich der Kaiser die Stunde zu seiner Entfesselung für gekommen hielt.

Ansätze zu solchen Bündnissen sah bereits das Jahr 1524, als nach dem Nürnberger Reichsabschied jener Regensburger Convent katholischer Fürsten das erste Beispiel gab und auf der andern Seite die süddeutschen Städte sich untereinander und mit den evangelischen rheinischen Grafen für den Notfall verständigten (S. 441 f.). Zugleich suchte Graf Albrecht von Mansfeld das offene Geheimniß einer Bedrohung Kursachsens zu benutzen, um zunächst den Herzog Johann für den Gedanken eines evangelischen Fürstenbunds zu gewinnen. Wirklich brennend wurde aber diese Frage, als im Juli 1525 Georg von Sachsen, die eigentliche Seele der katholischen Partei, auf einer Zusammenkunft zu Dessau mit den kurfürstlichen Brüdern Joachim und Albrecht sowie mit Erich und Heinrich von Braunschweig unter dem Vorwand die Quelle der kaum gebändigten Revolution verstopfen zu wollen über die Ausrottung der „verdammten lutherischen Sekte" beriet, als Herzog Heinrich sich selbst nach Spanien aufmachte, um den Beistand des Kaisers zu sichern, und eine Versammlung von Vertretern aller mainzischen Suffragane ebenfalls kaiserliche Exekutionsmandate gegen die lutherischen Obrigkeiten zu erwirken beschloß. Der Madrider Friede, die ausgesprochene Absicht des Kaisers ins Reich zu kommen, die immer verdächtigere Haltung des Herzogs Georg: alles drängte zur Beherzigung der schon früher von dem Mansfelder betonten Wahrheit, daß man sich nicht darauf ausreden dürfe, Gott werde es wohl handhaben, daß Gott vielmehr durch den Menschen als durch sein Werkzeug handeln wolle. Nur die äußerste Notlage konnte einen so friedliebenden und unpolitischen Herrn wie den alternden Johann von Sachsen auf die Bahn gewaltsamer Verteidigung treiben; „ich tue doch niemand etwas," klagt er damals einem fürstlichen Freund, „allein daß ich Gott mehr glaube als den Menschen, das können sie nicht leiden." Landgraf Philipp tat sogleich in diesen Anfängen den kühnen Griff, eine Verbindung nicht nur mit gleichgesinnten Fürsten, sondern auch mit den lutherischen Städten anzuregen, trotz all der schweren Verstimmung, die sich erst letzthin noch zwischen den fürstlichen und den republikanischen Elementen des Reichs angesammelt hatte. Es war der grundlegende Gedanke des späteren schmalkaldischen Bundes; nicht nur das Evangelium, auch der Widerstand gegen das drohende habsburgische Erbkaisertum, meinte der Landgraf, werde einem Verständniß zwischen den Fürsten und zumal den größeren Städten den Weg ebnen. Aber zunächst trafen seine und die sächsischen Bemühungen überall auf ängstliche Zurückhaltung, selbst bei der Stadt Nürnberg, auf deren Beistand man ziemlich sicher gerechnet hatte. Immerhin war es schon ein entscheidender Erfolg, daß der vorsichtige und streng gewissenhafte Wettiner trotzdem fest zu seinem kühneren Genossen hielt; in dem Bündniß zu Gotha (Febr./März 1526, ausgefertigt erst im Mai zu Torgau), worin die beiden Fürsten sich gegenseitige Hülfe mit ganzer Macht gegen jeden Angriff zusagten, standen sie noch allein, aber auf einer Versammlung zu Magdeburg (12. Juni) schloß sich eine ganze Reihe von norddeutschen Herren an, Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich

von Mecklenburg, Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, und neben ihnen die kriegerische Gegnerin ihres Erzbischofs, die Stadt Magdeburg. Es kam dem Bündniß sehr zu Statten, daß man die kaiserliche Instruktion für Heinrich von Braunschweig vorlegen konnte, der geradezu beauftragt war, einstweilen ein Bündniß aller antilutherischen Fürsten und Grafen zu Stande zu bringen.

Daß die Evangelischen sich auch an den böhmischen Adel um Hülfe wenden, zeigt ihre Entschlossenheit die geringfügigen eignen Kräfte auf jede Weise zu verstärken. Nicht mehr zum Reich gehörte ja ferner das Deutschordensland, welches seit dem 10. April 1525 in ein erbliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit verwandelt worden war. Durch die jagellonenfreundliche Politik der Habsburger in die Enge getrieben (S. 68; 404), vom Reich völlig im Stich gelassen, von Polen mit Erneuerung eines Kriegs bedroht, welcher nur mit der gänzlichen Vertreibung des Ordens aus dem bisher noch nicht polnisch gewordenen Gebiet enden konnte: in dieser furchtbaren Not entschied sich der Hochmeister Markgraf Albrecht um so lieber für polnische Huldigung und Säkularisation, als er bereits innerlich für die neue Lehre gewonnen und der Zustimmung seiner Bischöfe von Samland (S. 380 f.) und Pomesanien sicher war. In den letzten Jahren hatte ihn die äußere Rücksicht auf den Papst noch zu einem häßlichen Doppelspiel verführt; er schrieb einmal fast gleichzeitig an Adrian VI., um die Wirkungen des „lutherischen Gifts" in seinem Orden zu denunziren, und an Luther, um sich Ratschläge über die Reformation des Ordens zu erbitten. Jetzt schuf die Krakauer Huldigung des neuen Herzogs die Möglichkeit einer halb unabhängigen Existenz für die ostpreußischen Lande und zugleich das erste Beispiel einer Säkularisation im großen Stil. Für das Bündniß der deutschen Evangelischen erwuchs freilich aus dem Übertritt des Hochmeisters, der nur 100 Reiter stellen wollte, keine unmittelbare Verstärkung, wohl aber aus seiner Vermählung mit einer Tochter König Friedrichs von Dänemark; nicht nur Dänemark, auch König Gustav von Schweden zeigte sich zum Beitritt geneigt. Der Horizont der Verbündeten hatte sich rasch erweitert; was ein Jahrhundert später die Rettung des deutschen Protestantismus werden sollte, kündigte sich schon damals in allerlei Combinationen an.

Der sicherste Bundesgenosse der Evangelischen blieb doch immer der Haß gegen die Habsburger, mochte er im Reich Zwietracht unter die Katholiken bringen oder draußen die mannigfaltigsten Kräfte gegen die Übermacht des Kaisers in Bewegung setzen. Es ist bezeichnend, daß die Evangelischen eine Zeitlang daran dachten, den Kurfürsten von Trier, der „den Franzosen im Leib hatte," zu gewinnen. Ganz besonders wirksam war aber der Gegensatz zur österreichischen Politik beim Haus Wittelsbach, vor allem bei der bairischen Linie, die geradezu an eine Erhebung des Herzogs Wilhelm zum römischen König gedacht zu haben scheint. Ihre pfälzischen Vettern suchten sich freilich bald wieder dem Kaiser zu nähern und sogar Trier, obwohl

seit Okt. 1525 mit Landgraf Philipp verbündet, hielt es für angezeigt von Karl und Ferdinand Pension zu nehmen. Aber damit waren die Umtriebe gegen eine neue habsburgische Königswahl im Reich noch lange nicht aufgegeben. Und während Karl V. den Gedanken nach Deutschland zu gehen vor den dringenden Anforderungen seiner großen europäischen Politik wieder zurückstellen mußte, war der Blick seines Bruders bereits mehr und mehr nach Ungarn gerichtet, wo der Zusammenbruch der christlichen Herrschaft mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten stand. Vergessen wir nicht, daß außerdem in seinen Erblanden die Revolution noch nicht völlig niedergeschlagen war. Unter solchen Verhältnissen wurde noch einmal der Versuch gemacht, die religiöse Frage auf einer Reichsversammlung zu entscheiden.

Dieser Reichstag, der eines vielleicht nicht ganz begründeten Rufs genießt, wurde nach dem fruchtlosen Verlauf eines zu schwach besuchten Augsburger Tages auf den 1. Mai 1526 nach Speier ausgeschrieben und, nachdem Ferdinand längere Zeit geschwankt hatte, ob er ihn lieber betreiben oder verschieben solle, am 25. Juni eröffnet. Die auffallende Erscheinung, daß keiner von den fürstlichen Führern der Katholischen sich einfand, läßt sich doch wohl nur aus einer gewissen Geringschätzung erklären, wie sie allerdings nach der Erfolglosigkeit der vorhergegangenen Reichstage begreiflich ist. Es sollte auch ungefähr wieder ebenso gehen wie bisher. Die Majorität der Anhänger der alten Kirche war nach wie vor eine gegebene Tatsache, das Recht der Städte ein angefochtenes, die kaiserliche Proposition wie immer auf Durchführung des Wormser Edikts bis zum allgemeinen Concil gerichtet. Dagegen machte es doch Eindruck, als die erklärten Häupter der evangelischen Partei, Kurfürst Johann und Landgraf Philipp, in Person erschienen und unter ungeheurem Zulauf ihre Prediger die Lehre vom allein seligmachenden Glauben verkünden ließen; es wurde von den Gegnern als eine starke Herausforderung empfunden, daß sie überdies die Fastengebote nicht mehr beobachteten. Man könnte nicht sagen, daß die Städte, unter welchen die Reformation die meisten Anhänger zählte, sich ohne Weiteres zu ihren fürstlichen Glaubensgenossen gehalten hätten; erst vor Kurzem war im Verlauf des Bauernkriegs eine Reihe von Städten von fürstlicher Seite vergewaltigt worden, darunter die Reichsstadt Mühlhausen eben durch Sachsen und Hessen. Aber auf dem Reichstag erwies sich doch das Bewußtsein religiöser Zusammengehörigkeit mächtiger als alle trennenden Momente. Voran gingen die Städte, die in einer Beschwerdeschrift nichts Geringeres als ein freies Verfügungsrecht der weltlichen Obrigkeiten über „Ceremonien“, Mißbräuche und alle Fragen des Kirchenregiments bis zum Concil verlangten. Nürnberg faßte bereits die Eventualität eines Protests ins Auge, wenn die Mehrheit des Reichstags sich unnachgiebig zeigen sollte, und änderte seine bisher ganz abweisende Haltung gegenüber den Bündnißanträgen Philipps von Hessen dahin, daß man für die Zukunft freie Hand behielt. Auf städtische Anregung war ein Ausschuß von acht Mitgliedern gewählt worden, um vor allem über die kirchlichen Fragen Vorschläge

auszuarbeiten. Unter den Weltlichen befanden sich drei entschieden Evangelische und ein altkirchlicher Reformfreund; es ist nicht zu verkennen, daß die große Weltlage, der offenkundige Kampf zwischen Kaiser und Papst die Stimmung in Speier beeinflußt hat, und nicht zu verwundern, daß man im Ausschuß sich auf ein Kompromiß vereinigen zu können glaubte, welches sogar für Zulassung des Laienkelchs und der Priesterehe eintrat, aber freilich auf der andern Seite Beibehaltung der sieben Sakramente, der Fasten, zahlreicher Kirchenfeste und auch der Vulgata als des maßgebenden Bibeltextes forderte. Noch günstiger schien sich die Lage für die Evangelischen zu gestalten, als bei der Wahl für einen allgemeinen ständischen Ausschuß, für welchen man den Städten ein paar Vertreter zugestand, die meisten Stimmen der weltlichen Fürstencurie auf den Landgrafen fielen. Unter den Räten dieser Fürsten gab es nämlich, wie ein Nürnberger berichtet, „viel frommer Christen" und Spalatin fällt das Gesammturteil, man halte dafür, „daß man nie auf keinem Reichstag bisher so frei, so tapfer und so keck mit, gegen und von dem Papst, den Bischöfen und andern Geistlichen geredet habe als auf diesem".

Da fuhr Erzherzog Ferdinand mit der Veröffentlichung einer kaiserlichen Instruktion dazwischen, die er bis dahin geheim gehalten hatte. Das vom 23. März datirte Schriftstück erklärte, der Kaiser werde in Italien sich mit dem Papst über das allgemeine Concil verständigen und verlange, daß bis dahin oder bis zu seiner Ankunft im Reich die Stände nichts, was dem christlichen Glauben oder dem Herkommen der Kirche zuwider sei, handeln und beschließen, vielmehr die Mandate von Worms und Nürnberg handhaben sollten. Die Absicht des Erzherzogs ging dahin jeden weitern Schritt in Sachen der Religion unmöglich zu machen und die Stände dafür vor allem zur raschen Bewilligung der Türkenhülfe zu nötigen. Trotz der fast allgemeinen Entrüstung — man dachte sogar an Betrug — erreichte er wenigstens zum Teil seinen Zweck. Freilich nicht die einfache Anerkennung des Wormser Edikts; seine Ausführung wurde wie früher so auch jetzt von den Städten für ganz unmöglich erklärt und zugleich wiesen sie darauf hin, daß zur Zeit der Abfassung jener Instruktion Kaiser und Papst noch einig gewesen seien, während jetzt das päpstliche Kriegsvolk wider den Kaiser im Feld liege. Inzwischen verfiel der Kurfürstenrat auf einen Ausweg, der wirklich eingeschlagen wurde, daß nämlich ein jeder sich in der Glaubenssache so erzeigen solle, wie er es gegen Gott, den Kaiser und das Reich werde verantworten können. Der Erzbischof von Trier hatte den ersten Fingerzeig durch seine Äußerung gegeben, es stehe ja bei einem jeden, ob er dem Kaiser gehorchen wolle oder nicht. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß eben damals in Granada über die Frage verhandelt wurde, ob man nicht wenigstens die Strafbestimmungen des Wormser Edikts nachlassen könnte, um das persönliche Eingreifen Ferdinands in Italien zu ermöglichen. Von einem förmlichen Ausspielen Luthers gegen den Papst, wie es ein zorniges Wort des Kaisers früher einmal in Aussicht gestellt hatte (S. 529), war nicht die Rede und

Karl wandte sich auch wegen jenes verklausulirten Zugeständnisses erst noch einmal an seinen Bruder. Dieser kaiserliche Brief vom 27. Juli hat aber nicht, wie man früher annahm, auf die Entschlüsse Ferdinands eingewirkt, welchem er offenbar erst nach Schluß des Reichstags zukam. Die Stände einigten sich dahin, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzufertigen, um die baldige Veranstaltung eines allgemeinen oder nationalen Concils zu betreiben, und blieben in dem Reichsabschied vom 27. August bei jenem kurfürstlichen Vorschlag stehen, daß man bis zum Concil in Sachen des Wormser Edikts also leben, regieren und sich halten werde, „wie ein jeder solches gegen Gott und kais. Mt. hoffet und vertrauet zu verantworten".

In diesem keineswegs zweideutigen Kompromiß hat man, wie Ranke sich ausdrückt, „die gesetzliche Grundlage der Ausbildung deutscher Landeskirchen" finden wollen. Sehr mit Unrecht, denn die Verantwortung vor dem Kaiser erscheint jener gegen Gott keineswegs untergeordnet und bei den Ständen konnte über die wahre Meinung Karls V. doch kaum ein Zweifel bestehen, man hätte denn mit einer Flugschrift des Jahres 1526 die Fiktion vorwenden müssen, daß der fromme, milde, gottesfürchtige Kaiser unmöglich etwas wider Gottes Wort und den gemeinen Nutzen befohlen haben könne. Aber im Eingang des Reichsabschieds selbst war ja der Wille des Kaisers laut seiner Instruktion deutlich genug widergegeben: es solle in Glaubenssachen keine Neuerung oder Determination vorgenommen werden. Es entsprach also weder dem Wortlaut noch dem Sinn des Speirer Abschieds, wenn gleich nachher der Landgraf und späterhin auch andere evangelische Stände aus demselben ein Recht zur Gründung evangelischer Landeskirchen abzuleiten versuchten; verschiedene von ihnen haben sich auch unmittelbar nach den Beschlüssen in einer Weise geäußert, die von jener Auffassung noch keine Spur zeigt. Aber kommt es denn überhaupt bei großen Umwälzungen auf den Rechtstitel an? Die deutsche Reformation trug ihr Recht sozusagen in sich; daß sie schließlich zu einem legalen Dasein innerhalb des Reichs gelangt ist, verdankt sie wahrlich nicht dem Rechtsweg, sondern der Gewalt und dem Glück der protestantischen Waffen, vor welchen sich die starren Vertreter des Rechtsbuchstabens beugen mußten. Hier wie in so vielen Fällen triumphirte zuletzt der deutsche Partikularismus über das Reich, dessen Gesammtheit sich immer und überall zur Bewältigung großer reformatischer Aufgaben unfähig zeigte. So hatte auch die Versammlung von 1526 wieder nur die Entscheidung hinausgeschoben und dadurch allerdings das längst gewohnte und geübte Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Stände zu neuer Betätigung aufgefordert, mochte auch der Wortlaut ihrer Beschlüsse einem solchen Vorgehen noch so sehr widersprechen. Wieder wurden kostbare Jahre für die Ausdehnung und Befestigung der deutschen Reformation gewonnen, die zugleich in der Person des Landgrafen einen weltlichen Helden und Vorkämpfer gefunden hatte; wie ein evangelisches Lied die über den Verlauf des Reichstags bitter enttäuschten Pfaffen klagen läßt:

„ein ime rik, de is nich old,
heft unse donde vernichtet,
he steit bi godes word mit macht,
den düvel, pawest noch kaisers acht
deit mit den sinen nich forchten.“

Während der Kampf um die Fremdherrschaft in Italien ausgefochten wurde und Deutschland dadurch in die Lage kam wenigstens einen Teil seiner großen nationalen Bestrebungen vor dem völligen Untergang zu retten, vollzog sich im Osten eine politische Umgestaltung, durch welche eine uralte Streitfrage auf Jahrhunderte hinaus gelöst wurde. Das Jahr 1527 ist das Geburtsjahr der österreichischen Monarchie; jenes oft geplante und vorübergehend verwirklichte Zwischenreich, wie es die schwer bedrohte Sicherheit von Westeuropa längst gebieterisch zu fordern schien, erstand unter habsburgischem Szepter. Hier wie anderwärts sollte die weitausblickende Politik Maximilians erst nach seinem Tod ihre Triumphe feiern.

Das alte Österreich der Babenberger und die großartige ostelbische Kolonisation, welche vom XII. bis ins XIV. Jahrhundert deutsche Kultur und Herrschaft über die Oder hinaus und der Ostseeküste entlang bis nach Livland hinauf vorschob, diese germanischen Eroberungen waren im späteren Mittelalter durch einen gewaltigen Aufschwung der slavischen Nationen abgelöst und zum Teil rückgängig gemacht worden. Am Stärksten trat die nationale Reaktion gegen das eingedrungene deutsche Wesen, vor allem gegen das blühende Bürgertum in Böhmen auf; die husitische Revolution galt ja nicht nur der kirchlichen Herrschaft, sondern eben so sehr der bevorzugten Stellung, welche sich das deutsche Element hauptsächlich unter dem Schutz einer rein tschechischen Dynastie, der Prschemysliden, errungen hatte. Aber auch in Polen und in Ungarn kam es zu erbitterten Kämpfen gegen die deutschen Kaufleute und Gewerbtreibenden; wie in Böhmen verbanden sich mit dem Nationalhaß gegen die Fremden soziale und politische Leidenschaften und Begierden. Denn mit wahrhaft vernichtender Energie bahnte sich in diesen östlichen Reichen der Adel über die Trümmer der monarchischen Institutionen und der Volksfreiheit seinen Weg zum vollen Besitz und Genuß der Staatsgewalt. Bekanntlich ging sogar aus der husitischen Bewegung nach einer kurzen Vorherrschaft demokratischer Elemente die böhmische Aristokratie als Siegerin hervor; König Georg Podiebrad, selbst aus ihrer Mitte erhoben, hatte die schwersten Kämpfe seiner Regierung mit diesen trotzigen Großen zu führen und zu seinen beiden Nachfolgern standen sie in einem Verhältniß, welches durch das Wort ausgedrückt wird: „Du bist unser König, wir sind deine Herren.“ Wie in Böhmen die Wladislawsche Landesordnung von 1500 so bezeichnet in Polen die berühmte Konstitution von 1496 einen gewissen Höhepunkt dieser Entwickelung; die Adelsdemokratie der polnischen Szlachta, die dem Bürger jeden Erwerb und Besitz von Liegenschaften untersagte und dem Bauern die Freizügigkeit nahm, belegte überdies

fast sämmtliche geistliche Würden mit Beschlag. Auch in Ungarn wußte sich der niedere Adel neben den Magnaten maßgebenden Anteil an den sehr tumultuarischen Landtagen und am Staatsrat zu verschaffen und die agrarische Revolution von 1514 bot den willkommenen Anlaß zur Einführung strengster Leibeigenschaft.

Abgesehen von den verhängnißvollen Folgen, welche das innere Leben der drei Reiche zu tragen hatte, wurde auch der Gang ihrer äußeren Politik durch diese Tendenzen vielfach beeinflußt. Hier trat aber einer reinen Herrschaft der nationalen Strömung der alte und immer wieder auftauchende Gedanke eines größeren internationalen Staatswesens in den Weg. Schon im XIV. Jahrhundert hatte König Ludwig der Große eine kurze Zeit hindurch Ungarn und Polen unter seiner Herrschaft vereinigt; dann waren durch den Luxemburger Sigmund Böhmen und Ungarn vereinigt worden, während zugleich die husitische Revolution das Bewußtsein der Stammverwandtschaft zwischen Tschechen und Polen weckte und Ansätze zu einer politischen Verbindung hervorrief. Ganz besonders lebhaft empfand der polnische Staat das Bedürfniß sich bessere Grenzen zu schaffen, vor allem durch Eroberung des Deutschordensgebiets an der Ostsee Fuß zu fassen und durch Union mit Littauen die volle Selbständigkeit dieses gefährlichen östlichen Nachbarn zu verhindern. Aber die polnischen Vergrößerungspläne blieben dabei nicht stehen; Böhmen, Ungarn, die untern Donauländer schienen im Erreichbaren zu liegen, zumal die nationale Monarchie bei Tschechen und Magyaren nur von kurzer Blüte war. Georg Podiebrad hatte seinen Blick mehr den deutschen und westeuropäischen Dingen zugewendet und sein größerer Schwiegersohn Matthias Corvinus, der ihm vergebens die böhmische Krone zu entreißen suchte, vernachlässigte gleichfalls Ungarns natürliche Aufgaben an der untern Donau, um seine Kraft an die Gründung jenes Reichs zu setzen, wie es später durch die Habsburger wirklich zu Stande gekommen ist. Was er versäumt hatte, die Verbindung mit dem schwarzen Meer herzustellen, das mißlang etwas später (1497) dem Polenkönig Johann Albrecht, dessen zuchtloses Adelsheer den deutlichen Beweis lieferte, wie schlecht diese selbstherrliche Aristokratie für schwere militärische Arbeit taugte. Und doch schien die nächste Zukunft mehr als je solche Arbeit zu fordern. Rasch nach einander waren die zwei großen osteuropäischen Mächte emporgewachsen, deren spätere Rivalität damals noch nicht hervortrat. Das alte Byzanz war zum Mittelpunkt der osmanischen Militärmonarchie geworden und in dem vom Tatarenjoch befreiten Großfürstentum Moskau erstand eine Art von Ersatz für das gefallene oströmische Reich; hier wie dort herrschte eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Religion und Kultur Westeuropas. Ungarn war für die Türken, Polen für die orthodoxen Russen das nächste größere Angriffsziel.

Kaiser Maximilian knüpfte durchaus an die Traditionen seines Hauses an, als er die Familienverbindung mit den Jagellonen schloß (S. 68). Mit Wilhelm von Österreich war die Erbin der Piasten, Hedwig, verlobt gewesen,

ehe sie sich gezwungen sah dem Littauer Wladislaw Jagiello ihre Hand zu reichen. Unter König Albrecht II. und seinem jung verstorbenen Sohn Ladislaus standen dann Österreich, Böhmen und Ungarn ein paar Jahrzehnte hindurch (1437—1457) in Personalunion und bei den folgenden Erledigungen der ungarischen und der böhmischen Krone vergaßen die Habsburger nicht ihre auf eine Erbverbrüderung von 1364 mit den Luxemburgern begründeten Ansprüche hervorzusuchen, während allerdings die Stände beider Königreiche in der Lage waren in wiederholten Fällen ihrerseits mit aller Entschiedenheit ein Recht der freien Wahl geltend zu machen. Auch ein Vertrag zwischen Kaiser Friedrich und König Matthias (1463), der dem Kaiser oder einem Sohn desselben die Nachfolge in Ungarn zusprach, falls Matthias keinen (ehelichen) Sohn hinterlassen würde, war nach dem Tod des großen Königs (1490) für die Ungarn nur ein bestimmender Grund mehr, das angebliche Recht Maximilians auf ihre Krone zurückzuweisen. Damals fiel die Wahl auf den Jagellonen Wladislaw, der bereits seit 1471 König von Böhmen war. Dieses Muster fürstlicher Schwäche, der nur wenig sprach, aber zu allem ja sagte, mußte erleben, daß der ungarische Reichstag von 1505 mit der ausdrücklichen Erklärung, der gegenwärtige Verfall des Reichs komme von der Regierung fremder Könige, den Beschluß faßte, nach dem Tod Wladislaws oder eines späteren Königs ohne männliche Erben nie mehr einen Ausländer, sondern nur einen Ungarn zu wählen. Die Stände nahmen keine Rücksicht darauf, daß der Preßburger Friede von 1491 jene Nachfolgeordnung von 1463 zu Gunsten Maximilians und seiner Nachkommen erneuert hatte. Es gehörte die echt habsburgische Zähigkeit dazu, wie sie auch Maximilian bei aller Unruhe besaß, um trotzdem seinem Geschlecht durch die schon 1507 verabredete und 1515 abgeschlossene Doppelheirat die Aussicht auf den Erwerb der beiden Kronen oder wenigstens auf die Nachbarschaft einer eng befreundeten Dynastie zu sichern. Vollzogen wurde die Ehe von Seiten der sehr jugendlichen Vermählten erst nach Jahren; im Mai 1521 führte Erzherzog Ferdinand Wladislaws Tochter Anna heim, während ihr Bruder König Ludwig II. von Ungarn (geb. 1506) im Jan. 1522 mit der Infantin Maria Hochzeit hielt.

Über Erwarten schnell kam für die Habsburger die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche. Das schwache jagellonische Königtum, dadurch noch mehr heruntergebracht, daß Ludwig beim Tod seines Vaters (1516) noch unmündig war, gewann durch diesen seinen letzten Vertreter keine neuen Kräfte. Während in Böhmen zu den ständischen Streitigkeiten sich das Aufleben der von der deutschen Reformation berührten religiösen Gegensätze gesellte, trieben in Ungarn die fast ganz anarchischen Zustände einer Katastrophe entgegen. Der junge König wollte vor allem sein Leben genießen; seine geistreiche und energische Gemahlin scheute sich nicht die Erbitterung der Magyaren herauszufordern, indem sie sich mit Deutschen umgab und ihre Sympathien für die deutsche Ketzerei offen hervortreten ließ. Denn in Ungarn erscholl seit dem Jahr 1522 die Predigt des Evangeliums, zumal in Siebenbürgen bei den

Sachsen, aber auch in Ödenburg und in Oberungarn. Am Hof befürworteten Markgraf Georg, der vormalige Erzieher des Königs, sowie der kaiserliche Gesandte die neue Lehre und Königin Maria machte den leidenschaftlichen Österreicher Cordatus, der nachmals so viel in Luthers Haus verkehrte, zu ihrem Prediger. Um so stürmischer erhob sich der einheimische Adel, für dessen große Mehrzahl das Wort des päpstlichen Nuntius zutraf, daß sie niemals etwas verwerfen würden, was die Deutschen verwerfen. Der erste Mann dieser „patriotischen" Aristokratie war der Wojwode von Siebenbürgen Johann Zápolya, der sich durch die grausame Unterdrückung der Revolution von 1514 (S. 156) einen Namen gemacht und eine Zeitlang auf die Hand der Prinzessin Anna gehofft hatte. Sein Ziel war die ungarische Krone, sein Werkzeug der leicht erregbare niedere Adel und es charakterisirt vielleicht am Schlagendsten



Ludwig und Maria von Ungarn.
Facsimile der Holzschnitte von Albrecht Dürer.

die fortwährend mit der Rebellion spielende Stimmung dieser Kreise, wenn sogar polnische Gesandte finden, im Vergleich mit den ungarischen Zuständen seien die ihrigen noch glücklich zu nennen. Sie meinen, das Übel sei nur durch einen Aufstand oder durch einen auswärtigen Angriff zu beseitigen.

Das Übel wurde aber nicht beseitigt, sondern zeigte sich erst in seiner ganzen Häßlichkeit, als der längst erwartete Vorstoß der türkischen Macht gegen Ungarn wirklich erfolgte. Wenn in den offiziellen Äußerungen des Papsttums und der großen christlichen Staaten seit Jahren die Türkennot und das Bedürfniß ihrer Abwehr eine so große Rolle spielten, so waren das keine leeren Phrasen, mochten auch die Schreiber selbst zuweilen sich nicht allzuviel dabei denken. Nachdem unter Selim I. die Kriegspolitik, ohne welche ein reiner Militärdespotismus nicht leben konnte, sich nach dem Orient gewendet, ein Stück von Persien abgerissen und mit der Vernichtung der ägyptischen

Mamelukenherrschaft (1517) zugleich dem Großherrn von Stambul die Khalifenwürde erobert hatte, begann mit der Tronbesteigung Suleimans II. (1520) eine Reihe von europäischen Feldzügen. Schon 1521 bekamen die Ungarn, die sich an der Person eines türkischen Gesandten vergriffen hatten, die Rache des jugendlichen Sultans zu fühlen; ihre wichtigsten Grenzfestungen, Schabatz und Belgrad, fielen in die Hand der Türken. Das nächste Jahr sah die heldenmütige Verteidigung der gewaltigen Festung Rhodos durch die Johanniter; nach zwanzig vergeblichen Stürmen und furchtbaren Verlusten erreichte die Ausdauer der Osmanen doch ihr Ziel und am 21. Dez. 1522 kapitulirte der Großmeister, um mit seinen Rittern über Kreta nach Italien auszuwandern, bis dann später (1530) der Orden seinen neuen festen Sitz in Malta aufschlug. Es konnte der Pforte nicht entgehen, daß die religiöse und politische Zerrissenheit des Abendlandes für eine Angriffspolitik die günstigsten Gelegenheiten bot; in Konstantinopel sprachen die Paschas von dem neuen Gegenpapst Martin Luther, der gleich ihrer Religion auch keine Bilder in den Kirchen leiden wolle, und schon vor der Schlacht von Pavia begannen die Anknüpfungen Frankreichs mit den Türken, damals noch in größter Heimlichkeit. Einer von den kroatischen Großen, Christoph Frangepan, sollte im Auftrag Franz' I. mit dem Pascha von Bosnien in Steiermark und Kärnten einfallen. Nach der Gefangennahme des Königs wandte sich seine Mutter an den Sultan und Franz schloß sich von Spanien aus diesen Bitten um Hülfe an, worauf ihm Suleiman einen Trostbrief sandte mit der Versicherung: „Tag und Nacht ist unser Pferd gesattelt und unser Säbel gegürtet." Im Frühjahr 1526 erhob er sich, um Ungarn zu unterwerfen; der Besitz von Ofen, hieß es in seinem Kriegsrat, sei für die Sicherung des osmanischen Reichs unentbehrlich. „Wenn der Türke kommt," schrieb der Nuntius nach Rom, „so möge Seine Heiligkeit Ungarn als verloren betrachten." Es waren zwischen 20- und 30 000 Mann, die der junge König der ungeheuern, vielleicht zehnfachen Übermacht des Feindes entgegenführte; Zápolya, dem man den Wunsch einer Demütigung seines Vaterlands zutraute, stand mit seinen Truppen abseits, als am 29. August in der sumpfigen Ebene von Mohács das kleine Ungarnheer, ohne Verstärkung abzuwarten, nach einem tollkühnen Angriff von der Überzahl und den 300 Geschützen der Gegner erdrückt wurde. Zwei Erzbischöfe, fünf Bischöfe, eine große Zahl Magnaten, Tausende von Kämpfern deckten das Schlachtfeld; vor dem Zelt des Sultans wurden 2000 Christenköpfe als Trophäe aufgeschichtet. König Ludwig selbst fand auf der Flucht seinen Tod im Hochwasser eines Bachs. Weit und breit trugen die türkischen „Renner und Brenner" den Schrecken vor sich her; Suleiman feierte den kleinen Bairam in Ofen, aber er zog wieder heim, ohne sich des Landes versichert zu haben. Es war wie einer jener entsetzlichen Raubzüge, welche vor vielen Jahrhunderten den Namen der heidnischen Ungarn in Deutschland und bis nach Italien zuerst bekannt gemacht hatten.

Um die beiden erledigten Kronen begann sofort ein hitziges Drängen

und Kämpfen. Einfach genug lag die Sache in Ungarn, wo von vornherein nur zwei Rivalen möglich waren, Ferdinand und Zápolya. Dagegen erweckte schon vermöge seiner geographischen Lage Böhmen von jeher die ehrgeizigen Gelüste verschiedener großer und kleiner Nachbarn; auch diesmal wurden neben König Sigmund von Polen eine ganze Reihe von deutschen Bewerbern genannt, Joachim von Brandenburg, Johann von Sachsen und sein Sohn Johann Friedrich, Herzog Georg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern. Der neue Preußenherzog Albrecht, welchem Friedrich von Liegnitz, ein Freund der Reformation, empfahl sich selbst um das Königreich zu bewerben, bemühte sich wenigstens Ferdinands Wahl zu hindern und seinem Oberlehnsherrn, dem König von Polen, als dem rechten Erben zur böhmischen Krone zu verhelfen. Wirklich gefährliche Rivalen für den Erzherzog Ferdinand waren nur die Wittelsbacher, deren Agent seinen „Safranzettel“ zum „Schmieren“ der böhmischen Wähler auf weit über 200 000 Gulden berechnete und mit dem Gesandten des gleichfalls vorgeschlagenen Königs von Frankreich Fühlung hatte. Sie traten damals der Gründung einer habsburgischen Großmacht in und neben dem Reich mit der größten Konsequenz und bei jeder Gelegenheit entgegen; zu gleicher Zeit faßten sie die römische und die böhmische Krone ins Auge. „Nie,“ sagt Ranke, „gab es ein für die Machtentwickelung des Hauses Österreich gefährlicheres Unternehmen.“ Es war doch wesentlich der überlegenen Geschicklichkeit der österreichischen Gesandten zu danken, daß die Wahl vom 23. Okt. 1526 zur größten Bestürzung der Baiern auf den Erzherzog fiel. Mit vollem Recht weist Baumgarten auf den verhängnißvollen Fehlgriff Franz' I. hin, der wie bei dem Streit um die römische Krone auch diesmal über einer persönlichen Bewerbung die energische Unterstützung eines deutschen Rivalen der Habsburger versäumt hatte. „In Prag wurden,“ wie Alfons Huber urteilt, „damals nicht bloß die Geschicke Österreichs, sondern auch die Europas entschieden.“

Nicht durch religiöse Zugeständnisse, wie man früher annahm, hat Ferdinand die Böhmen gewonnen. Denn trotz frühzeitiger Anknüpfungen mancher Utraquisten und der stets bedrängten böhmischen Brüder mit dem „sächsischen Hus“ war doch von einem raschen Sieg der Reformation dort nicht die Rede, vielmehr eben in den letzten Jahren wieder eine große Annäherung zwischen Katholiken und Utraquisten eingetreten; Luther mußte erleben, daß ein ehrgeiziger Geistlicher, Gallus Cahera, der sich persönlich an ihn gewendet und eine Zeitlang in Prag die evangelische Richtung gefördert hatte, als utraquistischer Administrator sich zum Werkzeug jener Reaktion hergab. So forderten auch die Artikel, welche die Stände ihrem gewählten König vorlegten, nur gleiche Gerechtigkeit für Katholiken und Utraquisten, während Priesterehe, Verletzung der Fasten und Lästerung der Heiligen ausdrücklich verpönt wurden. Ferdinand, der bei dem Versuch der Stände, ihm eine sehr weitgehende Wahlkapitulation aufzunötigen, große Festigkeit zeigte, versprach den Compaktaten (S. 14) volle Gültigkeit und womöglich die päpstliche Be-

stätigung zu verschaffen; das Gleiche hatten auch Wladislaw und Ludwig gelobt. Auch daß er durch den freien Willen der Stände gewählt sei, erkannte er an, aber gegen eine Reihe von Artikeln, die eine wesentliche Herabminderung der königlichen Gewalt in sich schlossen, wehrte er sich mit gutem Erfolg. Schon hofften seine Feinde, diese Hartnäckigkeit würde ihm doch noch die Krone kosten, aber am 24. Februar 1527 wurde die feierliche Krönung in Prag vollzogen. In den Nebenländern Mähren, Schlesien und Lausitz, die zur Wahl nicht beigezogen worden waren, erfolgte Ferdinands Anerkennung ausdrücklich auf Grund des von den Böhmen verworfenen Erbrechts seiner Gemahlin. Dieses Recht hatte der Erzherzog auch in Ungarn geltend machen wollen, aber hier war gegenüber der Gewalt der nationalen Leidenschaft, wie sie vor allem den niederen Adel beseelte, weder mit diesem sehr zweifelhaften Anspruch noch mit den früheren Vereinbarungen über die Nachfolge (S. 581) etwas zu erreichen. Ein polnischer Beobachter empfing den Eindruck, daß man aus lauter Deutschenhaß sogar einem Bund mit den Türken geneigt sei. Am 10. November 1526 wurde Johann Zápolya in Stuhlweißenburg zum König ausgerufen und den nächsten Tag gekrönt; „es hätten," meint der Pole, „die Götter selbst die Magyaren zur Wahl eines fremden Fürsten nicht zu bewegen vermocht." Man plante seine Vermählung mit der Königinwittwe Maria, aber diese tapfere Habsburgerin tat im Gegenteil alles, um ihrem Bruder die Krone zu verschaffen. Es gelang ihr, echt habsburgisch mehr durch Versprechungen als durch wirkliche Leistungen, doch eine Partei zu sammeln und einen freilich sehr kleinen Reichstag in Preßburg zusammen zu bringen, der am 17. Dezember Ferdinand zum König wählte. Denn so unerschütterlich auch der Erzherzog an seinem Recht auf die Krone festhielt, so waren doch seine Gesandten klug genug, im entscheidenden Augenblick die Wahl der Nation in den Vordergrund zu rücken.

Nicht minder als in Karl V. verkörpert sich der Ehrgeiz einer Dynastie, welcher nichts zu hoch oder zu fern erschien, in seinem jüngeren Bruder. Was hatte er alles in den letzten Jahren erstrebt! Außer der römischen Königswahl, für welche er einstweilen seit 1525 die Zustimmung des Kaisers besaß, beschäftigte ihn ernstlich der Erwerb des Herzogtums Mailand und noch zu Lebzeiten seines ungarischen Schwagers faßte er Fuß in Kroatien, wo ihn die Stände zum Protektor annahmen; er dachte schon weiter, an ein Königreich Bosnien. Jetzt war ihm Böhmen sicher, aber um wirklich König von Ungarn zu werden, mußte er das Schwert ziehen, unter den ungünstigsten Verhältnissen, in einem Augenblick, wo Frankreich, der Papst, Venedig, Polen, die Baiernherzoge wetteifernd auf die Seite seines Gegners Zápolya traten. „Soviel man," schreibt Eck an Herzog Wilhelm „den König zu Hungern in den Erzherzogen hetzen möchte, dest besser wär es." Aber die unbegreifliche Indolenz Zápolyas, der statt die Vorteile seiner Lage auszubeuten dem Gegner durch eine Waffenruhe Zeit zur Rüstung verschaffte, machte es möglich, daß ihn Ferdinand im Sommer 1527 an der Spitze eines kleinen, aber

tüchtigen Heeres überraschen und bis nach Siebenbürgen jagen konnte. Ein nach Ofen berufener Reichstag erkannte den Habsburger als rechtmäßigen König an und am 3. November erfolgte die Krönung in Stuhlweißenburg. Die großartige Veränderung, die mit dem vormals fast machtlosen Statthalter eines fernen Kaisers vorgegangen war, mußte nach zwei Seiten hin einen unmittelbaren Einfluß üben. Einmal mußte dem Kaiser selbst der Umstand, daß das Interesse seines Bruders von dem Entscheidungskampf in Italien so gründlich abgelenkt und Ferdinand bei ihm zum eifrigen Anwalt des Friedens wurde, sehr ungelegen sein. Dann aber stand der Träger zweier Königskronen, dessen Gebiet sich nunmehr beinahe ununterbrochen vom Oberelsaß bis in die ungarische Tiefebene und von der Adria bis hinauf zur Oder erstreckte, den Ständen des heiligen Reichs ganz anders gegenüber als früher. Freilich ruhte seine Herrschaft in Ungarn noch auf recht schwachen Grundlagen und im Reich wurde die Opposition der Wittelsbacher durch das Glück ihres Rivalen erst recht verschärft, statt sich entmutigen zu lassen. Trotzdem war und blieb diese Gründung eines neuen habsburgischen Großstaats ein Moment, welches die ohnedies vorhandene Erregung der beiden deutschen Religionsparteien noch verstärken mußte. Nicht der Türkenkrieg, sondern der Religionskrieg schien vor der Türe zu sein.

Sehr verschieden äußerte sich doch die selbständige Regelung der kirchlichen Frage, wie sie bei der langen Abwesenheit des Kaisers und der Machtlosigkeit der Reichsorgane den einzelnen Ständen zufiel, bei den Altgläubigen und den Bekennern der neuen Lehre. Wirkliche Duldung war auf keiner von beiden Seiten zu finden, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Evangelischen, die kirchlichen Revolutionäre, in der Regel weit gemäßigter gegen die Katholischen verfuhren als diese mit ihnen. Wohl bedrohten z. B. die Religionsmandate des Herzogs von Preußen (Juli 1525) und seines Bruders des Markgrafen Kasimir (August 1525) jede Abweichung von der reinen und lautern Predigt des Evangeliums mit strenger Ahndung; in Preußen, wo der Herzog sich auf sein von Gott auferlegtes Amt des Schwertes berief, soll es wirklich zu ein paar Hinrichtungen von „Abergläubischen" gekommen sein. Aber im Ganzen und Großen ging doch der evangelische Staat mit einer Schonung vor, wie sie die alte Kirche nicht gekannt hatte. Für ein friedliches Nebeneinander der todfeindlichen Richtungen in demselben Territorium fehlte damals noch jede Möglichkeit: man konnte kaum weiter in der Rücksicht gehen als Landgraf Philipp, der auf der Homberger Synode (Oktober 1526) den Altgläubigen noch einmal Gelegenheit gab, ihre Ansicht öffentlich zu verteidigen. Davon war nun freilich nicht die Rede, daß der Ausgang eines solchen „freien" Religionsgespräches zweifelhaft sein, daß die nach der Überzeugung der Mehrzahl unterliegende Minorität auf eine fernere Anerkennung ihres abweichenden Standpunktes rechnen hätte dürfen. Der Landgraf war viel-

leicht stärker als irgend einer seiner fürstlichen Glaubensgenossen von den ursprünglichen Idealen der religiösen Bewegung ergriffen worden; die Kirchenordnung, welche Franz Lambert, ein feuriger Südfranzose und ehemaliger Minorit, nach der Homberger Synode ausarbeitete, suchte jener eigentümlichen Idee Luthers von der Aussonderung einer wirklichen Gemeinde der Heiligen durch eine Art von Plebiszit, durch ein Verzeichniß aller den neuen Ordnungen zustimmenden Männer, Frauen und Kinder gerecht zu werden und auf dieser Grundlage eine Presbyterialverfassung aufzubauen, in welcher dem Landesherrn und dem Adel nur ein gewisser Anteil an dem demokratisch organisirten Kirchenregiment eingeräumt werden sollte. Allerdings trat der kühne Entwurf nie ins Leben und Philipp ließ sich sehr bald hauptsächlich durch Luthers Kritik über „so einen Haufen Gesetze mit so mächtigen Worten" auf den bequemeren Weg des Summepiskopats weisen. Immerhin begnügten sich diese weltlichen Bischöfe damit, hartnäckigen Anhängern der alten Kirche die Übung ihres Kultus zu verbieten und sie äußersten Falls zur Auswanderung zu nötigen. In Nürnberg wurde z. B. das Dominikanerkloster erst 1543 aufgelöst und das der Barfüßer erhielt sich noch länger, bis im Jahr 1562 der letzte Mönch wegstarb; selbstverständlich zog man sie zu den allgemeinen bürgerlichen Lasten heran. In Hessen erhielten die austretenden Mönche und Nonnen ihre Abfindung teils in barem Geld teils durch Verschreibung von Fruchtgefällen auf Lebenszeit. Es war für den Priesterstand ein schroffer Übergang vom Besitz der ausgedehntesten Rechte und Befugnisse zu einer Fristung des Daseins, die ihm mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung geboten wurde. Aber es war doch keineswegs die volle religiöse Revolution, wie sie z. B. im husitischen Böhmen das Blut der „Götzendiener" gefordert hatte. Wenn man die furchtbaren vernichtenden Anklagen liest, die in den Schriften Luthers und anderer Reformatoren über die „rote Hure" und ihre Diener ausgegossen werden, kann man sich nur wundern, daß die Praxis der evangelischen Fürsten und Städte bei der Umgestaltung des Kirchenwesens nicht zu gewaltsameren Mitteln gegriffen und immer noch eine Art von Ablösungspflicht anerkannt hat.

Ganz anders ist das Bild, welches uns auf Seiten der katholischen Obrigkeiten entgegentritt. Ihr Programm war ein sehr einfaches, Tilgung dieser neuen Ketzerei, wie sie Georg von Sachsen einem der Türken wegen nach Eßlingen berufenen Fürstentag (Dezember 1526) als das erste und dringendste Bedürfniß ans Herz legte. Wenn schon der Ausgang des Bauernkriegs so manchem altgläubigen Herren Anlaß zu exemplarischer Bestrafung lutherischer Prediger geboten hatte, so nahm seit dem Speirer Reichstag die kirchliche Reaktion einen Aufschwung, der mit dem gleichzeitigen Vorgehen der Evangelischen gewissermaßen Schritt hielt; nur daß die Katholischen gleich mit Beil und Scheiterhaufen bei der Hand waren. Georg von Sachsen, der sich mit Landesverweisung begnügte, blieb, obwohl durch seine persönliche Fehde mit Luther schwer gereizt, von allen der Mildeste; das Mandat, welches

König Ferdinand im August 1527, während seines ungarischen Feldzugs erließ, setzte schon auf eine abfällige Kritik der Fürbitten für die armen Seelen Landesverweisung und drohte bei schwereren Vergehen mit Feuer, Schwert und Wasser. Nun scheint die strikte Ausführung dieses blutigen Mandats allerdings dadurch sehr erschwert worden zu sein, daß unter dem österreichischen Adel die Sympathien für die neue Lehre immer mehr um sich griffen; während schon 1524 ein Wiener Bürger, Kaspar Tauber, als Evangelischer enthauptet worden war, hören wir aus den Jahren nach jenem Mandat nur von wiedertäuferischen, nicht von lutherischen Märtyrern. Dagegen wurde in Baiern bitterer Ernst gemacht: das Jahr 1527 sah die Verbrennung des Carpentarius in München und des vielberufenen Geistlichen Leonhard Käser, der aus Wittenberg heimgekehrt war, um seinen sterbenden Vater zu besuchen, in Schärding. Die Exekutionen häuften sich in grauenhafter Weise, wie denn in Landsberg 9 Personen zum Feuer, in München 29 zum Wasser verurteilt wurden; auch der berühmte bairische Geschichtschreiber und Prinzenerzieher Aventin mußte als der Ketzerei verdächtig eine Zeitlang im Gefängniß sitzen. In Meersburg am Bodensee starb (1527) der Prediger Johann Heuglin den Feuertod; Rat und Inquisition zu Köln hielten den Magister Adolf Clarenbach Jahre lang in widerrechtlicher Haft, bis er im September 1529 zusammen mit dem Studenten Peter Flysteden, der bei der Elevation der Hostie im Dom ausgespien hatte, zum Scheiterhaufen geführt wurde. Die freudige Standhaftigkeit, mit welcher diese Opfer des Fanatismus in den Tod gingen, rief die Zeiten des ältesten Christentums und seiner heidnischen Verfolger ins Gedächtniß; die Tradition der Glaubensgenossen suchte die letzten Reden der Gemarterten als ein kostbares Vermächtniß zu bewahren und umgab z. B. Käsers Ende mit Wundern. Aber schon begann der Verfolgungsgeist selbst die höchsten Kreise zu berühren; Kurfürst Joachim von Brandenburg setzte seiner neugläubigen Gemahlin im Jahr 1527 einen Termin zur Bekehrung und überlegte ernstlich, ob er sie töten oder lebenslänglich einsperren solle, bis die gequälte Frau im März 1528 sich vor den Drohungen und Unwürdigkeiten des leidenschaftlichen Herrn zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen flüchtete.

In jener Zeit der Prüfung hat Luther, für welchen mit den äußeren Kämpfen „inwendige Schrecken“ verschiedener Art zusammentrafen (S. 569 f), sein größtes Lied gesungen, das hohe Lied der Reformation. Es ruht so völlig in seinem festen Glauben an die Allgewalt des Worts und an die Wertlosigkeit aller irdischen Wehr, und dennoch klingt aus seinen mächtigen Rhythmen etwas wie Trompetengeschmetter und als klirrten die Schwerter der Geusen und Hugenotten, der Schweden Gustav Adolfs, der Rundköpfe Cromwells. Luther dichtete diesen Schlachtgesang des Protestantismus, indem er die Nähe des jüngsten Tages zu spüren meinte; im Jahr 1527 schrieb er seine Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Lichtenbergers Weissagungen (S. 145 f.), freilich nicht ohne seiner Geringschätzung der Astro-

logie Ausdruck zu geben, und ein paar Jahre später bezeichnete er in seiner Auslegung des Daniel die steigende Macht Karls V. und den hellen Glanz des Evangeliums als das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichts. Am 1. November 1527 aber tröstete er sich in einem Brief an seinen Amsdorf, daß bei all dem Wüten des Satans Gottes Wort „die Seelen rettet, wenn jener auch die Leiber verschlingt". So schreibt er am zehnten Jahrestag „der Zertretung des Ablasses, zu deren Gedächtniß wir in dieser Stunde einen Trunk getan haben". Alles, was er persönlich in hartem Ringen mit dem „Fürsten dieser Welt" erfahren hatte, legte er damals in die edlen und siegesfrohen Worte seines Lieds; die Strophe „und wenn die Welt voll Teufel wär" erinnert uns an seinen Einzug in Worms, während der Todesmut jener evangelischen Märtyrer aus dem Schlußvers heraustönt:

„Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben"

Daß aber Luther trotzdem nicht gewillt war, den Feinden ihren „Unrat" ungestraft hingehen zu lassen, zeigt der Kampf, welchen er noch 1527 gegen eine schmähliche Rechtsverletzung des Kurfürsten von Brandenburg aufnahm. Joachim hatte die Frau eines gewissen Wolf Hornung als Mätresse zu sich genommen und nicht nur den beschimpften Gatten mit der äußersten Brutalität aus dem Lande gejagt, sondern auch die Verführte gewaltsam an der Rückkehr zu ihrem Manne gehindert. Dieser fürstliche Vorkämpfer der alten Kirche schämte sich nicht, durch frivole Späße seiner Gemeinheit die Krone aufzusetzen. Es konnte ihn natürlich nur noch mehr erbittern, wenn Luther als Anwalt der Mißhandelten ihm dringlich zusetzte und ihn ersuchte, nicht zu zürnen, „ob ich dem kurfürstlichen Hut würde ins Futter greifen, daß die Haar umherstieben".

Kurfürst Joachim war im Mai 1527, nicht ohne seine Mätresse in Mannskleidern mitzunehmen, mit den beiden andern Häuptern der katholischen Partei, König Ferdinand und Herzog Georg, zu Breslau zusammengetroffen. Es handelte sich dabei zunächst um die böhmischen Lehen Brandenburgs und Sachsens, aber gleich nachher kamen den Evangelischen, vor allem Kursachsen und Hessen, auch von fürstlicher Seite Warnungen zu wegen feindlicher Absichten, über welche man sich in Breslau verständigt habe. Auf diesen schon vorhandenen Verdacht gründete nun der Kanzleiverweser Herzog Georgs, Otto von Pack, seine Erdichtung eines großen katholischen Angriffsbündnisses, welche er dem erregten Landgrafen Philipp glaubhaft zu machen und als geübter Urkundenfälscher durch Vorweisung zwar nicht des angeblich verlegten Originals, aber einer scheinbar echten Kopie zu bestätigen wußte. Denn die von ultramontaner Seite aufgestellte Behauptung, Philipp sei der intellektuelle Urheber der Fälschung gewesen, ist durch die Ausführungen von H. Schwarz als voll-

kommen nichtig erwiesen. Der Vorwurf der Leichtgläubigkeit aber trifft nicht den Landgrafen allein, sondern auch den sonst so vorsichtigen Kurfürst Johann, der mit ihm sofort (9. März 1528) zu Weimar ein neues Bündniß schloß, mit dem ausgesprochenen Zweck, dem Angriff der Gegner zuvorzukommen. Kühle Überlegung hätte zu dem Schluß kommen müssen, daß eine Vereinigung zwischen König Ferdinand, den Baiernherzogen, Kurfürst Joachim, Herzog Georg, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg ein Ding der Unmöglichkeit sei. Aber die Äußerungen katholischer Reaktion, wie sie eben in der letzten Zeit an der Tagesordnung waren, verbunden mit jenen Warnungen ließen das Unnatürliche, einen Bund Ferdinands mit seinen wittelsbachischen Todfeinden, ganz natürlich erscheinen; nach der gefälschten Urkunde sollte erst Zápolya aus Ungarn, dann Kurfürst Johann und der Landgraf aus ihren Gebieten verjagt, Magdeburg zum Gehorsam zurückgebracht werden. Diese mutige Stadt war seit Herbst 1527 wirklich in die Acht erklärt und deren Exekution dem Kurfürsten Joachim und dem Herzog Georg übertragen worden. Darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß Philipp die Gelegenheit loszuschlagen gern ergriff; er war keineswegs ein Mann des passiven Widerstands und abgesehen von seinem religiösen Eifer auch von reichsfürstlicher Abneigung gegen die monarchischen Bestrebungen der Habsburger, das „Erbkaisertum“ erfüllt. Seit 1526 beschäftigte er sich mit dem Gedanken einer Zurückführung Ulrichs von Würtemberg in sein Land; der Geächtete vom Hohentwiel fand am hessischen Hof eine sichere Zuflucht. Zunächst galt es allerdings nur den Gegnern die Offensive vorwegzunehmen; „so stehet itzt die Luft,“ schreibt Philipp, „daß mans kann ausrichten mit Gottes Hülfe, das darnach unmöglich wäre“. Im größten Stil entwarf er seine Bundesprojekte; nicht allein die evangelischen Reichsstände, auch Zápolya, Frankreich, Dänemark, Polen sollten herangezogen werden und es gingen hessische Gesandte zum Wojwoden wie zu König Franz, der schon vorher den Landgrafen, in der Voraussetzung, derselbe strebe nach der römischen Krone, zum Angriff auf Ferdinand gehetzt hatte. Wir sehen, der junge Fürst stürzt sich ohne Zaudern in die große europäische Verwicklung, wie sie eben damals, im Frühjahr 1528 die bedrohlichste Wendung für den Kaiser zu nehmen schien (S. 550 f.). Er brachte neben dem Aufgebot seiner Untertanen ein geworbenes Heer von etwa 4000 Reitern und 14000 Landsknechten zusammen, die allerdings die hessische Grenze nicht überschritten haben; zu einem Einfall ins Würzburgische, den man früher allgemein annahm, ist es in Wirklichkeit gar nicht gekommen.

Zum ersten Mal stieß der Wille eines fürstlichen Politikers auf den Widerstand eines Elements, dessen Einmischung in den Entscheid über Krieg und Frieden durch die neue unlösbare Verbindung religiöser und staatlicher Interessen herbeigeführt wurde und den deutlichen Beweis lieferte, daß man von einer ernstlichen Scheidung des Geistlichen und Weltlichen doch noch weit entfernt war. Kurfürst Johann, einen Augenblick von dem Feuer seines jugendlichen Genossen angesteckt, ernüchterte sich rasch wieder, um fortan in



Herzog Georg von Sachsen.

Nach dem Kupferstiche von Georg Pencz (1500—1550).

einer Gewissenssache — so faßte er den Kern des ganzen Handels — einfach dem Rat seiner Theologen nachzuleben. Es liegen nicht weniger als acht Gutachten Luthers und Melanchthons vor; Luther vertritt zuerst mit aller Entschiedenheit das Recht der Notwehr wider solche „Mordfürsten" und „Rottenpfaffen", doch setzt er die Bedingung, daß man vor der Gewalt noch einmal mit den Gegnern handeln lasse. Allmählich werden aber, wie es scheint unter dem Einfluß Melanchthons, die theologischen Ratschläge immer friedlicher und rücksichtsvoller für die Gegner, während der Landgraf sich vergebens abmüht eine Argumentation zu widerlegen, welche für den Kurfürsten Johann unbedingt maßgebend war. Es blieb dem Landgrafen kaum etwas anderes übrig als die benachbarten geistlichen Fürsten, die er zunächst bedrohen konnte, durch Verträge wenigstens zur Erstattung der Kriegskosten zu nötigen. Mainz und Würzburg versprachen je 40 000, Bamberg 20 000 Gulden zu zahlen; außerdem verzichtete Mainz auf seine geistliche Jurisdiktion in Sachsen und Hessen. So endete dieser Feldzug ohne Schwertstreich, der gleichwohl für die Zukunft des deutschen Protestantismus in mehr als einer Beziehung vorbildlich sein sollte: der verhängnißvolle Gegensatz zwischen dem Landgrafen und den Ernestinern, die Verbindung mit den ausländischen Gegnern Habsburgs, der naheliegende Gedanke zuerst mit den faulen geistlichen Staaten fertig zu werden, die bereits hier im Hintergrund gehaltene Rückführung Ulrichs von Würtemberg, das alles wiederholt sich in der Geschichte des schmalkaldischen Bundes, dessen eigentlicher Hauptgründer ja gleichfalls Landgraf Philipp gewesen ist. Vorerst mochte er wohl seine Übereilung bereuen, als die grundlos bezichtigten katholischen Fürsten mit großer Entrüstung den Beweis der schweren Anklage und als dieser ausblieb, die Nennung und Bestrafung des Betrügers forderten. Es mag nach dem Buchstaben des Rechts sich verteidigen lassen, daß Philipp sich weigerte seinen erbärmlichen Gewährsmann an den Herzog Georg auszuliefern oder der peinlichen Frage zu unterwerfen; da man aber in jener Zeit nicht gewohnt war mit solchen Subjekten viel Federlesens zu machen, konnte die weitgehende Rücksicht des Landgrafen auf den Elenden den übeln Eindruck der ganzen Sache im Reich nur verstärken. Pack, vom hessischen Hof entlassen, wurde erst nach vielen Jahren in den Niederlanden festgenommen und auf Herzog Georgs Betreiben 1537 enthauptet. Wie sehr übrigens den deutschen Obrigkeiten der Schrecken vor der Revolution noch in den Gliedern steckte, zeigte sich wie bei jeder politischen Aufregung dieser Jahre so auch bei dem Unternehmen des Landgrafen, dessen Fahnen, wie man glaubte, für die alten Feinde des Klerus, die armen Leute, die größte Anziehungskraft haben mußten. Sagt er doch selber in einer Instruktion, jeder gemeine Mann vom Adel und gemeinen Volk sei ihm geneigt.

Die Warnung, welche die altgläubigen und zumal die geistlichen Stände durch die Packischen Händel erhalten hatten, trug ihre Früchte, als nach ein paar vergeblichen Reichstagsansätzen auf den 21. Februar 1529 eine Versammlung nach Speier ausgeschrieben wurde. Jene Gesandtschaft an den

Kaiser, die man dort 1526 in Aussicht genommen hatte, war nicht zu Stande gekommen; Karl V. hatte sich vielmehr eine derartige Übermittlung von Wünschen oder Beschlüssen des Reichs verbeten und den schriftlichen Weg für den einzig zulässigen erklärt (20. Mai 1527). Jetzt bekam man in Speier neue Proben von der absolutistischen Art, mit welcher Karl gewillt war seine kaiserliche Stellung im Reich geltend zu machen, aber die zahlreich erschienenen katholischen Stände stießen sich nicht an dem willkürlichen Verfahren des Kaisers, da es gegen die Evangelischen gerichtet war. Diese schienen in der Tat dem vereinigten festen Willen des Reichsoberhaupts und der Reichstagsmehrheit erliegen zu müssen. Sie fühlten sich von vornherein verraten und verkauft; gegenüber Kursachsen und Hessen wurden von den übrigen Fürstlichkeiten sogar die herkömmlichen Formen der Höflichkeit nicht mehr beobachtet. „In summa," schreibt der Straßburger Jakob Sturm, „Christus ist wieder in den Händen des Kaiphas und Pilatus." Mit der wohlwollenden Neutralität der Pfälzer, auf die man bisher gerechnet hatte, war es vorbei; der Bruder des Kurfürsten, Pfalzgraf Friedrich, hatte sich wieder einmal durch windige Versprechungen, vor allem durch die Hoffnung auf die Hand der Königinwittwe von Ungarn, dazu bestimmen lassen, früheren Undank zu vergessen und seine alte Rolle eines getreuen Schildknappen der Habsburger aufs Neue zu spielen. Neben König Ferdinand und dem Pfalzgrafen erschienen als kaiserliche Commissare Wilhelm von Baiern, Erich von Braunschweig, der Bischof Bernhard von Trient und der Gesandte und Vizekanzler des Kaisers, Balthasar Merkel, Postulirter von Hildesheim und Coadjutor von Constanz, meist als der Propst von Waldkirch bezeichnet. Auch der Constanzer Generalvikar, Dr. Johannes Faber, gehörte als Hofprediger Ferdinands und bewährter „Ketzerhammer" zu den einflußreichsten Persönlichkeiten; vormals der Freund eines Erasmus, Melanchthon, Zwingli, hatte er seinen alten Kampf gegen den Ablaßunfug längst vergessen, da er in seinen Speirer Predigten die Lutheraner für schlimmer als die Türken und die Lehre der Kirche für zuverlässiger als die Bibel selbst erklärte. Die Proposition vom 15. März ging denn auch mit äußerster Schroffheit gegen die kirchlichen Neuerungen der letzten Jahre vor. Der Kaiser verbot bis zu dem bevorstehenden Concil jede Vergewaltigung geistlicher und weltlicher Obrigkeit sowie jede Verführung zu unrechtem Glauben bei Strafe der Acht, hob den berufenen Artikel des vorigen Speirer Abschieds, da derselbe willkürlich ausgelegt worden und daraus „großer Unrat und Mißverstand" erwachsen sei, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit auf und befahl den Ständen statt dessen die obigen Bestimmungen in den neuen Abschied zu setzen. Das war die Sprache eines absoluten Herrschers und die deutschen Reichsstände, die dem nämlichen Oberhaupt einst ihre Mitregierung aufgenötigt hatten, sahen sich zu einer bloßen Maschinerie für die Registrirung kaiserlicher Willensakte erniedrigt, wenn sie ohne Weiteres gehorchten. Nun wurde allerdings ein Ausschuß zur Beratung über die Proposition niedergesetzt, aber unter den achtzehn Mitgliedern befanden sich zehn eifrig katholische, fünf, die

sich allenfalls noch für eine Vermittlung gewinnen ließen, und nur drei evangelische, Kurfürst Johann und die beiden städtischen Vertreter. Wie hätten aber diese wenigen Stimmen sich zur Geltung bringen können, zumal der Kurfürst die Eigenschaften einer beherrschenden Persönlichkeit ganz und gar nicht besaß? Die Gegenpartei verfügte dafür über so kampflustige und zungenfertige Wortführer, wie den Cardinal von Salzburg, Leonhard von Eck, Johannes Faber, während von Vermittlern wie dem Pfälzer Kurfürsten, der „keinen Sachsen mehr kannte", nicht viel zu erwarten stand. Zur einfachen Annahme der kaiserlichen Befehle kam es allerdings doch nicht, aber das Gutachten der Ausschußmehrheit, welches die Proposition vor allem dahin milderte, daß man von einer völligen Abschaffung der Neuerungen bis zum Concil abzusehen beschloß, blieb trotzdem für die Evangelischen unannehmbar, wenn sie nicht ihre kaum errungene kirchliche Unabhängigkeit wieder sogut wie völlig preisgeben wollten. Denn abgesehen von der unbedingten Verpönung aller wiedertäuferischen und zwinglischen Lehren sollte die (altkirchliche) Messe auch in evangelischen Gebieten geduldet werden und jeder Eingriff eines Standes in die Obrigkeit, Güter und Zinsen des andern sofort die Acht nach sich ziehen. Hier konnte eine erneuerte Anwendung der bischöflichen Jurisdiktion auf die ihr entfremdeten Territorien einsetzen, während jener den Evangelischen zugemuteten Duldung des katholischen Kultus keine Zulassung evangelischer Predigt auf der andern Seite entsprach. Vielmehr sollten die Stände, die bisher das Wormser Edikt beobachtet hatten, bei demselben bleiben und die Evangelischen ihrerseits jede weitere Neuerung vermeiden. Beschlüsse, deren Ausführung den letzteren die Hände völlig gebunden und dafür der katholischen Reaktion Tür und Tor zu freiem Einzug geöffnet hätten.

Es war doch nahe daran, daß der tiefreligiöse, aber geistig unselbständige Kurfürst von Sachsen dem geschickten Versuch der Gegner erlag, welche die unselige dogmatische Spaltung unter den Evangelischen, von welcher bald näher die Rede sein wird, zu einer Trennung der streng lutherischen Elemente von den mehr zwinglisch gesinnten süddeutschen Städten zu verwerten strebten. Melanchthon, der den Kurfürsten begleitete und es für angezeigt hielt dem König Ferdinand eben jetzt seinen Danielkommentar zu widmen, meinte, eine sofortige Lossagung von den Straßburgern wäre das Vorteilhafteste gewesen. Aber Landgraf Philipp, damals schon ganz von seinem Gedanken einer Vereinigung zwischen Luther und Zwingli erfüllt, hielt die schwer bedrohten Evangelischen zusammen. Sein ganzes Auftreten atmete zuversichtliche Kühnheit; mit zweihundert Geharnischten, unter Trompetenschall, ritt er in Speier ein. Wie vor drei Jahren ärgerten er und der Kurfürst die Katholischen durch ihr Fleischessen an Fasttagen und die ungemein besuchten Predigten ihrer Theologen. Von entscheidender Wichtigkeit war es aber, daß Philipp sein altes Projekt eines Bündnisses mit den glaubensverwandten Städten nie aus den Augen verloren und trotz des Mißtrauens der Städte gegen die Fürsten wie untereinander auf einem Tag zu Frankfurt (April 1527) den

Vertretern von Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Ulm einen Vertragsentwurf hatte vorlegen lassen, den ein neuerer Historiker geradezu als „die erste Urkunde des schmalkaldischen Bundes" bezeichnet. Es kam damals zu keinem Abschluß, aber 1528 finden wir doch bereits Nürnberger Truppen und Geschütze im Lager des Landgrafen und im Sommer des gleichen Jahrs berieten auf einem Tag zu Eßlingen die zum schwäbischen Bund gehörigen Städte, als ihr Abgeordneter, der Bürgermeister von Memmingen, wegen der evangelischen Haltung seiner Stadt aus der Bundesversammlung zu Ulm fortgewiesen wurde, über die Notwendigkeit einer engeren Verbindung. Auf dem Speirer Tag sind dann der Straßburger Jakob Sturm und der Nürnberger Tetzel die unerschütterlichen Verteidiger des Abschieds von 1526. Noch im März ließ sich der Nürnberger Rat von seinen Juristen und Theologen Gutachten ausarbeiten, welche durchaus für einen Protest der evangelischen Stände gegen jeden aus religiösen Gründen unannehmbaren Mehrheitsbeschluß eintraten; das Evangelium und der Papst, meinten die Rechtsgelehrten, seien zwei widerwärtige Herren und zwischen ihnen keine Vermittlung möglich. Daß die Gegenpartei im Gefühl ihrer erdrückenden Majorität über jene Milderung der kaiserlichen Proposition nicht mehr hinausgehen werde, war vorauszusehen, „denn wir," schreibt ein Straßburger, „übermannt sind mit den Geistlichen und so ihnen anhangen". Es gelang überdies den Katholischen am 12. April die bis dahin trotz des Religionsunterschieds festgehaltene Einheit der Städte zu sprengen, worauf am gleichen Tag die evangelischen Fürsten eine ausführliche Erklärung darüber abgeben ließen, warum sie in den Entwurf des Ausschusses nicht willigen könnten. Als ohne weitere Berücksichtigung dieser Beschwerdeschrift am 19. April die kaiserlichen Commissare den Beschluß der Reichstagsmehrheit als gültigen Abschied annahmen und dann während einer Sonderberatung der evangelischen Fürsten fortgingen, gaben die letzteren die bereits vorher verabredete Protestation vor den noch versammelten Ständen ab. Es war eine kleine Zahl von Fürsten, außer Kursachsen und Hessen Markgraf Georg, Fürst Wolfgang von Anhalt und ein Bevollmächtigter der Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg. Nach ihnen protestirten die Städte, soviel ihrer noch gewillt waren den Fürsten auf einem so gefährlichen Weg zu folgen; vierzehn solcher Gemeinwesen von sehr ungleicher Bedeutung weist die von allen Protestirenden unterzeichnete Appellation auf: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, S. Gallen, Weißenburg und Windsheim. Die ursprüngliche Protestation war am 20. April mit einer sehr ausführlichen Begründung versehen worden. Rechtlich stützen sich die Evangelischen auf den Satz, daß ein mit Stimmeneinhelligkeit beschlossener Reichsabschied auch nur durch einstimmigen Beschluß und nicht durch bloße Mehrheit wieder geändert werden könne. Entscheidend ist aber doch eigentlich die Berufung auf das Gewissen; es seien Sachen, die Gottes Ehre und das Seelenheil jedes Einzelnen angingen, „darin wir aus Gottes Befehl unseres Gewissens halber

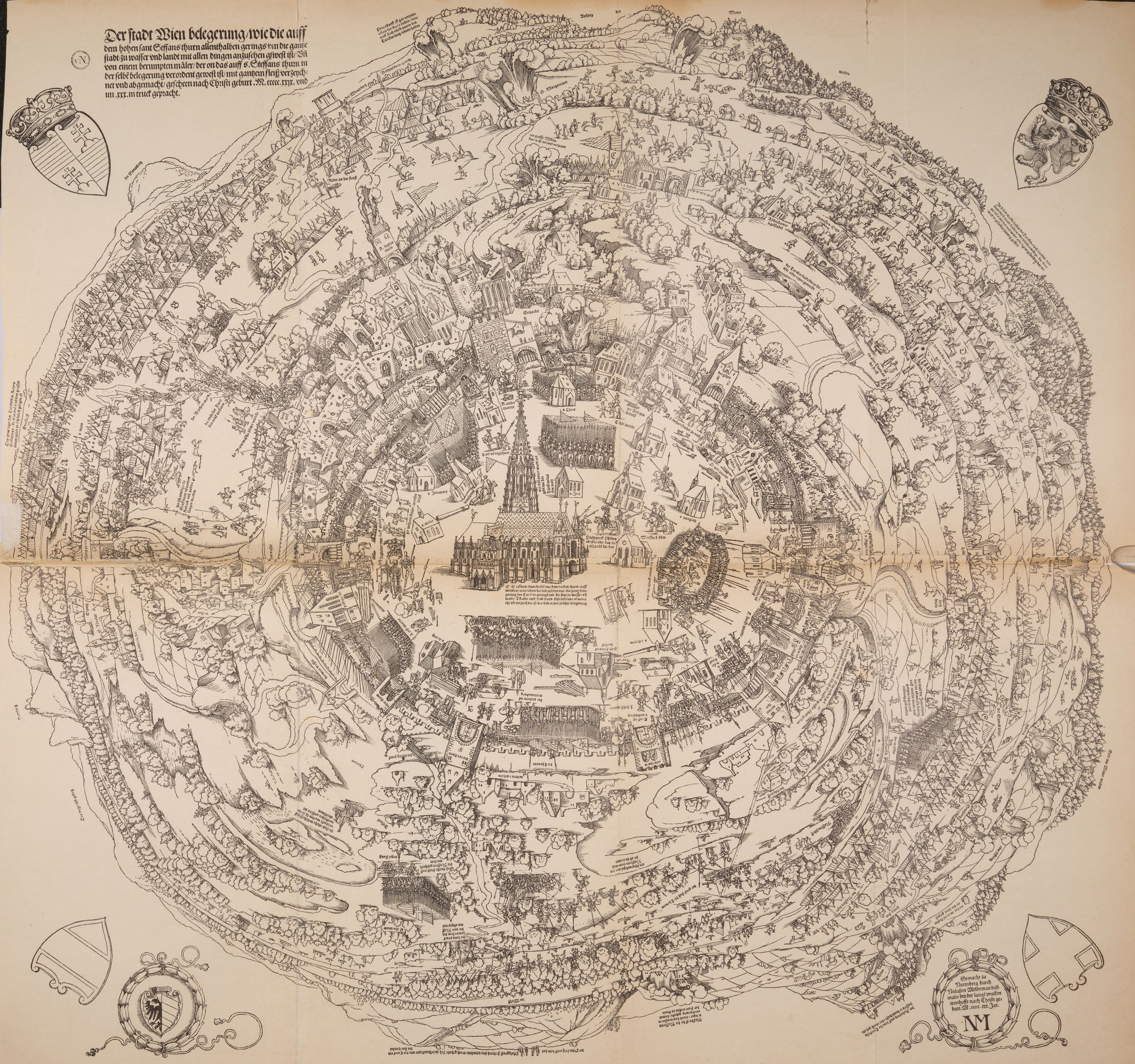
denselben unsern Herrn und Gott als höchsten König und Herrn aller Herren — vor allem anzusehen verpflichtet und schuldig sind". Im Übrigen wird sowohl das katholische Ansinnen einer einseitigen, nicht gegenseitigen Duldung, als auch ein Vorgehen des Reichstags gegen die unrichtige Abendmahlslehre zurückgewiesen. Sie wollen bei dem Artikel von 1526 bleiben bis zu einem christlichen allgemeinen oder nationalen Concil.

Vergebens suchten nachträglich Heinrich von Braunschweig und Philipp von Baden auf der Basis gegenseitiger Duldung zu vermitteln; die evangelischen Stände waren bereit auch jetzt noch die Hand zu bieten, während die katholischen nicht daran dachten irgendwie weiter nachzugeben. So blieb es bei jener Trennung, die kein Concil mehr gut machen sollte, bei der Scheidung zwischen einem katholischen und protestantischen Deutschland. Wie Luther zu Worms sich Gewissens halber von der allgemeinen Kirche losgerissen hatte, so griff jetzt der evangelische Staat, in seiner kaum gegründeten Existenz bedroht, nach dem uralten Verteidigungsmittel gegen unerträglichen Zwang und Druck des tötenden Rechtsbuchstabens. Der weittragende Satz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, ist das Grundthema, welches in der Protestation selbst wie in sonstigen Äußerungen der Protestirenden stets wiederkehrt. „Fürchten wir des Kaisers Acht," erklären die Nürnberger Theologen, „so sollen wir doch mehr fürchten Gottes Bann;" darum „wollen wir es auf sein heiliges Wort fröhlich wagen, ob gleich alles über uns regnen sollte, was die Feinde seines göttlichen Wortes nur gedenken könnten". Gott, schreibt der Bürgermeister von Memmingen, sei stärker als die Welt; den wollten sie zum obersten Hauptmann wählen. Es macht einen kläglichen Eindruck, wenn wir im Gegensatz zu dieser großartigen Entschlossenheit Melanchthon über die Gefährlichkeit der Protestation wimmern hören; er fühlte sich wie „ausgelöscht", „halb entseelt" vor Angst. Bei Luther war es natürlich nicht Angst, aber tiefes Mißtrauen gegen den Landgrafen und die zwinglischen Städte, was ihn zum entschiedenen Gegner eines evangelischen Bündnisses machte; er meinte, man habe von den Papisten nichts zu besorgen. Aber schon am 22. April war zu Speier zwischen Kursachsen, Hessen, Straßburg, Ulm und Nürnberg ein „geheimes Verständniß" geschlossen worden; man wollte sich gegen jeglichen Angriff um des göttlichen Wortes willen, ob vom schwäbischen Bund, Kammergericht oder Reichsregiment ausgehend, gemeinsam verteidigen. Die Gedanken des Landgrafen flogen über diesen enggezogenen Kreis von Verbündeten weit hinaus; noch hoffte er über alle theologischen Dissidien zu triumphiren und das Evangelium zu einer Großmacht zu erheben.

Inzwischen wurde die junge Schöpfung habsburgischer Staatskunst durch den längst befürchteten Einfall der Türken noch einmal in Frage gestellt. Während der Sultan in Ungarn vordrang, spielten gleichzeitig die Intriguen der bairischen Wittelsbacher bei den Kurfürsten, um dem Herzog Wilhelm die von Ferdinand erstrebte römische Krone zuzuwenden; sie unterhielten ihre Beziehungen zu dem ungarischen Gegenkönig Zápolya und Herzog Ludwig

dachte sich die Hand einer polnischen Prinzessin zu verschaffen. Es verdient als ein Symptom der immer noch in Deutschland herrschenden Gährung verzeichnet zu werden, daß damals in den Kreisen der süddeutschen Wiedertäufer die ältere Vorstellung von dem Türken als dem „Messias" der Armen und Gedrückten, dem berufenen Züchtiger der verderbten Obrigkeiten neues Leben gewann. Das Schicksal der Welt schien an den Waffen Suleimans zu hängen.

An der Pforte hatte Zápolya, durch einen vortrefflichen Diplomaten, den polnischen Herrn Hieronymus Laski, vertreten, von vornherein gewonnenes Spiel, aber trotz seiner Bemühungen als königlicher Bundesgenosse und nicht als tributpflichtiger Vassall Suleimans anerkannt zu werden gab der türkische Hochmut die Vorstellung nicht auf, daß Ungarn nach dem Recht der Eroberung dem Sultan gehöre, obwohl dieser keinerlei Anstalten getroffen hatte es zu behaupten. Die Versuche Ferdinands seine Rechte in Stambul geltend zu machen waren ebenso fruchtlos wie eine Sendung des Kaisers an den Schah von Persien, welche diesem einen kombinirten Angriff auf die osmanische Macht vorschlagen sollte. Andrerseits hatte Franz I. seine Beziehungen zur Pforte nicht aufgegeben und im Jahre 1528 einen Vertrag mit Zápolya geschlossen, der seinem Sohn Heinrich von Orleans die eventuelle Nachfolge in Ungarn versprach. Die Venezianer versahen geradezu den Dienst türkischer Agenten, indem sie die Regierung Suleimans über die Wechselfälle des italienischen Kriegs auf dem Laufenden erhielten; ihr Landsmann, der Renegat Gritti, war der einflußreiche Vertraute des Großwesirs. Es könnte überraschen, mit welcher Geringschätzung die Türken von ihren christlichen Freunden und Feinden sprechen und mit welcher Naivetät Suleiman, der „Schatten Gottes über beide Welten," wie er sich selbst bezeichnet, die Herrschaft über die ganze Erde als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. Doch ist es im Grunde nur eine stark orientalisch gefärbte Wiederholung der nämlichen theokratischen Weltherrschaftsidee, welche auch dem mittelalterlichen Kaisertum und den Bestrebungen seines letzten Ausläufers Karls V., zu Grunde liegt. So brach im Frühjahr 1529 der „wahre Kaiser" aus Stambul auf, um durch das fast schutzlose Ungarn in das Herz der österreichischen Macht vorzudringen. Auf dem Schlachtfeld von Mohács huldigte ihm Zápolya; das schwach verteidigte Ofen ergab sich dem Großwesir Ibrahim. Am 21. Sept. wurde der berüchtigte Vortrab des türkischen Heeres, die „Renner und Brenner", vor Wien sichtbar und bald war die ganze Stadt von den Hunderttausenden des Sultans eingeschlossen, während Wien, nach dem Bericht der österreichischen Befehlshaber ohnedies „ein weitschichtiger, unfester und unverbauter Flecken", mit Proviant nicht genügend versehen war und nur etwa 20 000 Mann Besatzung zählte. Pfalzgraf Philipp, ein Bruder des Kurfürsten, Graf Niklas von Salm und andere bewährte Hauptleute leiteten die Verteidigung, deren Heroismus von jeher mit Recht bewundert worden ist. Denn sie hatten es in der Tat nicht



Belagerung von Wien im Jahre 1529. Facsimile (1/2 der Originalgröße) des Holzschnittes von Nicol. Meldemann, in Nürnberg thätig 1529—1532.

Von diesem ebenso seltenen als hochinteressanten Holzschnittwerk sind nur drei Exemplare erhalten, darunter eins in vorzüglichem Zustande im königlichen Kupferstich-Cabinet zu Berlin, nach welchem diese Reproduktion hergestellt worden ist.
(Größe des Originals: 81 Centimeter hoch, 90 Centimeter breit; es besteht aus 6 Blättern, die in vorliegender Reproduktion zusammengefügt sind.)

In der Mitte des Bildes der Stephansdom. Von diesem ist, wie die unmittelbar unter dem Dom stehende Inschrift besagt, diese Rundansicht während der Belagerung aufgenommen worden. Von der Stadt selbst giebt das Bild nur den Stephansdom und eine Anzahl der vorzüglichsten Gebäude, eingeschlossen von den Stadtmauern mit ihren Thürmen. Im Umkreise der Stadt ist deren weitere Umgebung dargestellt und in dieser die belagernden Türken. Im Holzschnitte selbst befindliche Inschriften erläutern die wichtigsten Gegenstände und Szenen. In der Ecke links oben das ungarische Wappen, rechts das böhmische; links unten der österreichische Bindeschild und das niederösterreichische Wappen, rechts das der Stadt Wien.



Türkisches Lager vor Wien im Jahre 1529. Zeichnung von Barthel Beham (1496–1540). Wien, Albertina.

allein mit einer ungeheuern Überzahl, sondern auch mit den Kerntruppen der osmanischen Macht zu tun. Es waren jene aus Christenknaben rekrutirten und in strenger halb mönchischer Zucht zu moslimischen Glaubensstreitern ausgebildeten Sipahi und Janitscharen; die letzteren, das unbesiegte Fußvolk, dessen eiserne Disziplin von den Zeitgenossen der stets vollen und rebellischen Landsknechte mit gutem Grund angestaunt wurde, führten als Hauptwaffe die Hakenbüchse, als Schmuck die Reiherbüsche auf ihren hohen weißen Filzmützen. Aber eine Reihe von glücklich abgeschlagenen Stürmen belehrte sie darüber, welche kriegerische Kraft doch in den verachteten „staubigen Ungläubigen" steckte; das Lachen verging ihnen, als sie die Leichtigkeit sahen, womit ein Gefangener sich in seinem anfangs verspotteten Harnisch bewegte. Wirklich überlegen waren die Eingeschlossenen an Geschütz; auch den türkischen Minen wußten sie mit gleicher Kunstfertigkeit zu begegnen. Allmählich machte



Thaler König Ferdinands vom Jahre 1529. Originalgröße.

sich dann das herbstliche Klima des Nordens fühlbar; da nach den Worten eines türkischen Historikers Deutschland „die Residenz des Schahs des Winters und das Vaterland des Frostes und der Kälte" ist, „wurde das Gemüt der Schlachtkämpen des Islam getrübt". Unter reichen Belohnungen an seine Führer und die Janitscharen, wie ein Sieger von ihnen beglückwünscht, trat Suleiman, nachdem er am 15. Okt. die Belagerung aufgehoben, den Rückzug an. Weder die abgeschmackten Phrasen türkischer Ruhmredigkeit noch die Gräueltaten des abziehenden Heeres konnten vor der Welt die Niederlage verhüllen, welche der sieggewohnte Herrscher zum ersten Mal erlitten hatte.

Neben dem ruhmvollen Widerstand der österreichischen Hauptstadt wirkte sicherlich auch die zunehmende Friedensbewegung im christlichen Europa ernüchternd auf den Sultan, dessen Unternehmen für die streitenden Mächte des Westens eine nicht zu überhörende Friedensmahnung war. Das Reich hatte nur geringen Anteil an der Verteidigung von Wien; sein Feldherr, Pfalzgraf Friedrich, kam zu spät, um noch in die eingeschlossene Stadt

gelangen zu können. Aber die Stimmung in Deutschland war doch bei so unmittelbarer Nähe der Gefahr eine andere geworden. Luther selbst, der nicht ohne Ursache früher das weit verbreitete Mißtrauen gegen die kirchlichen Kreuzzugsprojekte genährt hatte, vertrat in einer 1529 erschienenen Schrift die unbedingte Verpflichtung des Christen, dem Aufruf des Kaisers gegen die türkischen Räuber und Verstörer Folge zu leisten; des Kaisers Panier sei nicht ein schlechtes Stück Seide, sondern es stehe Gottes Gebot: Schutz der Frommen und Strafe der Bösen, auf ihm geschrieben. Eine Fülle von klagenden, mahnenden und endlich jubelnden Liedern spiegelt die Teilnahme, mit welcher die Nation damals die schwere Bedrohung und unerwartete Rettung ihrer südöstlichen Mark vor dem „türkischen Hund" begleitet hat; man gedachte der Prophezeiungen von einem Kaiser Karl, der die Ungläubigen überwinden und über Meer nach Jerusalem ziehen solle. Auch die protestirenden Stände schlossen sich von der Hülfeleistung nicht aus, obwohl sie ihre Zustimmung versagt hatten; Johann Friedrich von Sachsen sollte selbst an die Spitze der von seinem Vater aufgebrachten Mannschaften treten.

Luther hatte jene Schrift gerade dem Landgrafen gewidmet, dem er nicht müde ward die Unbotmäßigkeit der Fürsten gegen den Kaiser, den „Fürstenaufruhr" und seine Verwandtschaft mit der bäuerlichen Revolution vorzuhalten. Die Wittenberger waren auf der rechten Spur, wenn ihnen das Treiben des jungen Fürsten als ein unheimliches, revolutionäres erschien. Grundverschieden waren seine hochstrebenden Plane, die nichts Geringeres als eine Umgestaltung des Reichs und Europas bezweckten, von der gutmütigen Loyalität eines Luther und der doktrinären Ängstlichkeit eines Melanchthon. Es berührt gewiß unser modernes Nationalgefühl schmerzlich, wenn wir den Begabtesten unter den protestantischen Fürsten jener Zeit Wege wandeln sehen, die als reichsfeindliche bezeichnet werden müssen, wenn wir ihn mit Bedauern vom Abzug der Türken von Wien und im Ton der Hoffnung von einem neuen türkischen Einfall reden hören. Aber war denn etwa das Regiment Karls V. oder das religiöse Unterdrückungssystem der katholischen Reichsstände irgendwie national und nicht vielmehr antinational, dem in breiten Massen des Volks herrschenden neuen Geist durchaus widerwärtig? Noch ein paar Jahrhunderte hat der ungeheure Anachronismus des heiligen römischen Reichs ein ruhmloses Dasein gefristet, um den mehr als genügenden Beweis dafür zu liefern, daß es nicht mehr im Stande war, aus eigner Kraft sich zu regeneriren oder auch nur seinen Todeskampf abzukürzen. Solchen Zuständen gegenüber sind Umsturzgedanken kein Verbrechen und es hätte sicherlich dem nationalen Wesen nur zur Stärkung gereicht, wenn die von Philipp erstrebte Vereinigung der deutschen mit der schweizerischen Reformation, der „eine Wille" vom Meer bis in die Alpen ins Leben getreten wäre. Aber der größte politische Gedanke, welchen die Reformationszeit hervorgebracht hat, sollte nicht zur Reife gedeihen.

III. Ulrich Zwingli und Landgraf Philipp.

In der Geschichte großer Bewegungen fordert neben dem Vollbringen auch das Wollen seinen Platz; wir würden von einer gährenden Zeit das unrichtigste Bild entwerfen, wollten wir uns auf die Hervorhebung dessen beschränken, was unter all dem Drängen und Stoßen, im harten Kampf ums Dasein sich schließlich behauptet hat. Zu den anziehendsten Episoden der Reformationszeit zählt aber ohne Zweifel die Bundesgenossenschaft des republikanischen Helden Zwingli und des einzigen protestantischen Reichsfürsten, dessen Blick einen beengenden Dunstkreis alter und neuer Vorurteile hier und da zu durchdringen vermochte.

Neben der deutschen Reformation, unter ihrem mächtigen Eindruck und doch mit voller Wahrung der eignen Art, hatte sich in ein paar Schweizer Kantonen die Befreiung von der Herrschaft der alten Kirche vollzogen. Die Gestalt ihres großen Vorkämpfers mußte lange Zeit darunter leiden, daß man sie immer wieder dem Vergleich mit Luther oder mit Calvin unterwarf, statt diese unabhängige Natur nach ihrem besondern Wert zu schätzen. Freilich darf die Verschiedenheit im Entwicklungsgang des Wittenberger und des Züricher Reformators bei einer Würdigung ihres höchst persönlichen Gegensatzes nicht außer Acht bleiben; vor der Einseitigkeit eines Urteils nach dem unmittelbaren Erfolg, der sehr zu Ungunsten des Schweizers spräche, sind wir Neueren ohnedies dadurch bewahrt, daß, wie Stähelin sagt, „aus dem kleinen von Zwingli reformirten Gemeinwesen von Zürich eine über weite Länder, ja Erdteile sich verzweigende Gemeinschaft geworden ist".

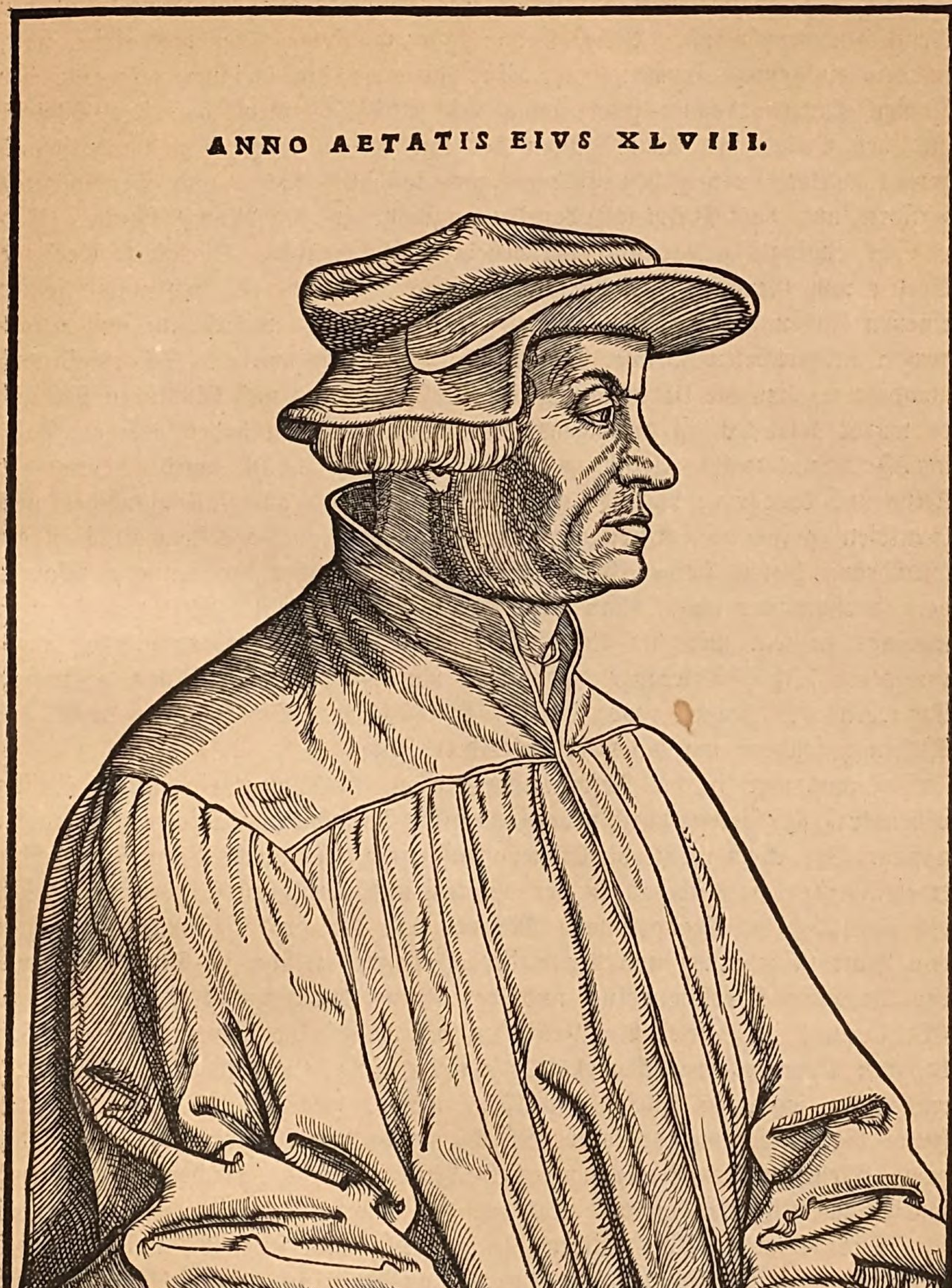
Wir sehen das harmonische und vor allen tieferen Stürmen der Leidenschaft gesicherte Wesen Ulrich Zwinglis in einer glücklichen Kindheit und Jugend heranreifen. Geboren in dem toggenburgischen Alpendorf Wildhaus (1. Jan. 1484), ist er der Bauernsohn in ganz anderem Sinn als Luther, dessen Vater sich in einen Kleinbürger verwandelt hatte. Bei aller Einfachheit der Verhältnisse entbehrte die Familie nicht eines gewissen Ansehens; der Vater war Ammann seiner Gemeinde, ein Oheim Dekan, zwei andere Verwandte Äbte benachbarter Klöster. Ohne die traurigen Erfahrungen eines armen Schülers machen zu müssen, lebte Ulrich, zum Geistlichen bestimmt, seinen Studien; mit voller Kraft wirkte die Herrlichkeit der Antike auf den begabten Jünger, der die Universität Wien während ihrer humanistischen

Blütezeit unter Celtis besuchte und in Basel selbst als Lehrer des Lateinischen auftrat. Nicht an den Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie, die er nur notgedrungen „wie ein Kundschafter das feindliche Lager" kennen zu lernen suchte, sondern an Homer, Pindar und Platon nährte sich dieser freudige und emporstrebende Geist, ohne von jener Seelenangst etwas zu spüren, welche damals seinen Altersgenossen, den verdüsterten Wittenberger Studenten, ins Kloster trieb. Noch in späteren Jahren hat Zwingli, welchem seine Klassiker Begleiter durchs Leben wurden, die Hoffnung geäußert, daß die edelsten unter den Heiden der ewigen Seligkeit teilhaftig sein würden. Es waren doch die humanistischen Neigungen, die seinem Namen zuerst eine Stelle unter den besten der Eidgenossenschaft erwarben; als Meister der apollinischen Lyra und unbezweifelten Cicero der modernen Zeit begrüßt ihn einmal ein überschwänglicher Verehrer. Auch als Pfarrer in Glarus (seit 1506) ließ er erst allmählich die theologischen Interessen in den Vordergrund treten. Neben der Anregung zum Studium der Bibel und der Kirchenväter, die er schon zu Basel durch den Bieler Thomas Wyttenbach erhalten hatte, wirkte auf den halbhumanistischen Kleriker ganz besonders stark die erasmische Theologie; nicht nur die Vorliebe für Hieronymus und Origenes und das Zurücktreten des von Luther allen Vätern vorgezogenen Augustinus, auch Zwinglis spätere Abendmahlslehre ist nach seiner eigenen Versicherung in ihrem Ursprung auf die Schriften des Erasmus zurückzuführen, mit welchem der begeisterte Verehrer nicht verfehlte sich brieflich bekannt zu machen. Man hat früher den Einfluß eines platonisirenden Mystikers, des Pico di Mirandola, auf Zwingli vielleicht zu sehr betont, aber jedenfalls fehlt auch bei ihm das mystische Element, das sich sogar in einem Interesse für Zahlensymbolik äußert, nicht ganz, obwohl es lange nicht die Bedeutung gewinnt wie bei Luther. Äußerlich betrachtet konnte Zwingli wohl für einen Erasmiker gelten, ohne freilich den skeptischen Zug und die kosmopolitische Gleichgültigkeit des Meisters irgendwie zu teilen. Denn von Jugend auf war er von ganzem Herzen ein treuer Eidgenosse und zu Glarus geriet er vollends mitten in das stürmische Treiben, welches damals durch die ungesunde Großmachtstellung der Schweiz hervorgerufen und von Zwingli wie von anderen Patrioten als der Krebsschaden ihres Volks betrachtet wurde. Er hatte selbst Gelegenheit auf verschiedenen Zügen nach Italien, die er als Feldprediger mitmachte, sowohl die militärische Kraft seiner Landsleute als den entsittlichenden Einfluß der fremden Diplomatie und des fremden Goldes kennen zu lernen. Als offener Kämpfer gegen das Unwesen der Reisläufer und Pensionäre, gegen den schwunghaften Handel, der mit eidgenössischem Blut getrieben wurde, war der als zündender Volksredner bekannte Pfarrer von Glarus der dortigen französischen Partei ein Dorn im Auge; er mußte 1516 weichen und übernahm eine Stelle als Leutpriester an dem berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln. „Ich habe," sagte er später, „das Evangelium Christi im Jahr 1516 zu predigen angefangen, ehe in unserer Gegend irgend ein Mensch von

Luthers Namen gewußt hat." Aus dem nächsten Jahr stammt jene eigenhändige Abschrift des griechischen Textes der paulinischen Briefe, welche gleich manchen Büchern aus Zwinglis Bibliothek mit ihren Randbemerkungen einen Blick in die geistige Arbeit des werdenden Reformators gestattet. Fleißig, Schritt für Schritt, ohne Übereilung, dringt er zu wachsender Unabhängigkeit von den Auslegern des Schriftworts vor; in seinem öffentlichen Auftreten war doch von einem ernsthaften Gegensatz zur herrschenden Kirche so gut wie nichts zu spüren und noch 1518 erbat er sich die Würde eines päpstlichen Hofkaplans sammt einer Pension, die er bis 1520 bezog, wie er auch in sittlicher Beziehung gleich so vielen seiner Standesgenossen manchen Anstoß gab. Es ist, nach Stähelins Ausdruck, ein „Zurückbleiben der Tat hinter der Erkenntniß", welches auch dem nach Zürich Berufenen noch anhaftet; während Luther bereits die Welt mit der Kunde von seiner Kühnheit erfüllt, während auf dem Wormser Reichstag die Entscheidung fällt, sehen wir den „Ersten unter allen Schweizern" mit der ihm eigenen Ruhe und nicht ohne seinen Vorgesetzten, den Bischof von Constanz, immer wieder zur Mitwirkung einzuladen, an einer langsamen, aber gründlichen Umgestaltung von Staat und Kirche arbeiten.

Denn darin zeigt sich sogleich der tiefgreifende Unterschied zwischen der Reformation Luthers und Zwinglis, daß dieser sich von vornherein eine fest umgrenzte praktische Aufgabe setzt und beim Antritt seiner Wirksamkeit am Züricher Großmünster (seit Jan. 1519) vor allem gegen die sittliche und politische Korruption des „schweizerischen Korinth" zu Felde zieht. Dabei begünstigte ihn die franzosenfeindliche Haltung der Regierung und ihr traditionelles Streben nach einer möglichst ausgedehnten Kirchenhoheit. So wirkten zur raschen Beseitigung des Ablaßunfugs, welchen der Italiener Samson 1519 auch nach Zürich bringen wollte, der Rat, die eidgenössische Tagsatzung und der Bischof von Constanz zusammen, ohne daß die Curie sich widersetzt hätte. Wir sahen, wie Zürich dem französischen Bündniß von 1521 gegenüber seine Sonderstellung behauptete (S. 517), wodurch Zwinglis Ansehen nicht unwesentlich befestigt wurde. Noch brachte freilich trotz seiner Abmahnungen der Cardinal Schinner eine Werbung für den Papst zu Stande, aber im nächsten Jahr begann endlich der patriotische Prediger sich in einen kirchlichen Reformator zu verwandeln, indem er die Fastengebote, die Heiligenverehrung und das Klosterleben angriff. Eben damals waren zu Bern die antipäpstlichen Fastnachtsspiele Manuels aufgeführt worden (S. 354 f.). Während in Sachsen jene ersten tumultuarischen Versuche einer kirchlichen Neuordnung auf den Widerstand der Regierung und Luthers selbst stießen, schrieb in Zürich die Obrigkeit, an das Eingreifen in Fragen solcher Natur gewohnt, Religionsgespräche aus, auf welchen der Kampf der alten und der neuen Richtung ausgefochten werden sollte. Auf dem ersten dieser Gespräche, welches unter dem Vorsitz des Bürgermeisters am 29. Jan. 1523 stattfand, ließ sich der Bischof von Constanz noch durch seinen Generalvikar Faber (S. 592)

vertreten, aber seine Verwahrung gegen die zu solchen Entscheidungen unbefugte Versammlung schlug nicht durch. Zwingli saß in der Mitte allein an einem Tisch, den lateinischen, griechischen und hebräischen Text der Bibel vor sich; seine „Schlußreden" (Thesen) enthielten in großen Zügen bereits ein fertiges Reformationsprogramm und er konnte guten Muts den Gegnern zurufen: „Nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich!" Unvergleichlich leichter als in Wittenberg waren in Zürich die ersten Schritte getan, an welche sich, immer unter Leitung der Obrigkeit, zumal seit dem zweiten Gespräch vom Okt. 1523 eine langsame, aber unerbittliche Durchführung der Reformen schloß. Es ist sehr bezeichnend für die größere Rücksicht, deren sich im Vergleich mit Deutschland die Schweizer bei der Curie erfreuten, daß trotz der scharfen Opposition der übrigen Eidgenossenschaft gegen die ketzerischen Züricher Rom die kleine Republik nur durch Nichtbezahlung einer ihr geschuldeten Summe bestrafte und weder gegen Zürich noch auch gegen Zwingli selbst den Bann in Anwendung brachte. Mehr als mit den Papisten bekam der evangelisirte Staat mit den Radikalen zu tun, welchen Zwingli immer noch ein „geschorenes Ungeheuer" war, da er sich weigerte, auf ihren sich als inspirirt gebärdenden Biblizismus einzugehen. Wir werden auf diese Kämpfe der Züricher Reformation bei einer zusammenhängenden Betrachtung der sogenannten Wiedertäufer und ihrer Schicksale zurückkommen müssen. Wie die ganze Genesis von Zwinglis Werk die engste Verbindung staatlicher und religiöser Zwecke zur Voraussetzung hat, so führte der Umstand, daß der Staat, nach Zwinglis Auffassung die durch den Rat vertretene Volksgemeinde, von Anfang an die kirchliche Umgestaltung kraft eigener Souveränetät und als eigene Aufgabe vollzog, zu einer stark theokratisch gefärbten Verschmelzung von Kirche und Staat und zur frühzeitigen Ausbildung eines Gewissenszwangs, welchen die Obrigkeit in der ausgesprochenen Absicht handhabte, ihre sämmtlichen Untertanen in Sachen der Religion sich „gleichförmig zu machen". Der Rat der Zweihundert übte „anstatt gemeiner Kirche" die eigentlich der Gesammtheit zustehenden Hoheitsrechte; Ausweisung, harte Gefangenschaft, sogar Lebensstrafe wurden über die Dissentirenden verhängt. Zwingli hatte lange gewartet, bis er wirklich zugriff, dann aber würde es ihm geradezu als ein schweres Unrecht erschienen sein, den Bruch mit der alten Kirche etwa durch schonende Beibehaltung der gewohnten Äußerlichkeiten zu verschleiern. Hier erkennen wir am Deutlichsten, daß Zwingli niemals mit der Hingebung eines Luther an der Kirche gehangen, daß die eiserne Konsequenz der bei ihm durchgedrungenen bessern Erkenntniß mit der in wilden Haß verwandelten Liebe des Deutschen nichts gemein hat. Gerade auf dem Gebiet des Kultus hat er alles beseitigt, was mit der Symbolik der früheren Zeiten zusammenhing; die „Säuberung" der Kirchen von allem Götzendienst wurde schon 1524 beschlossen und mit einer solchen Gründlichkeit durchgeführt, daß ganz abgesehen von den eigentlichen „Götzen", den Bildwerken, auch die Altäre als „Gaukeltische" und selbst die Orgeln keine Gnade fanden. Denn



Zwingli.
Facsimile eines anonymen gleichzeitigen Holzschnittes.

ein so begeisterter Freund und Pfleger der Musik der Reformator im Privatleben war und blieb, in der Kirche galten ihm Gesang und Orgelspiel für sinnliche Entweihung des Übersinnlichen. Streng und nüchtern beschränkte

sich der neue Gottesdienst auf Gebet und Predigt; auch die Amtstracht der Geistlichen verschwand. Viermal im Jahr fand die Abendmahlsfeier statt, in den einfachsten Formen, wie man sich etwa die Erinnerungsmahle der ältesten Christen dachte; jeder nahm sich selbst das Brod aus der Schüssel und den Becher mit Wein. Man hat mit vollem Recht den Vandalismus gerügt, welcher neben den Bildern auch kostbare Bücher und Handschriften zerstörte und das Edelmetall der Kirchenschätze in die Münze schickte. Und obwohl Zwingli gelegentlich hervorhebt, daß weltliche Obrigkeit über die Seelen und Gewissen der Menschen nichts vermöge, ist doch unter seiner eigenen Führung das Gegenteil dieser Theorie in der mit Censur und Strafgewalt ausgerüsteten Züricher Staatskirche verwirklicht worden. Scharfe Sittenmandate regelten die Überwachung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens; es wurde gefährlich in der eigenen Wohnung Bilder zu haben oder am Fasttag Fisch und nicht Fleisch zu essen. Im Dez. 1528 wurden dann der kleine und der große Rat, die Obrigkeit selbst, von allen „Ungläubigen und Gottlosen" gereinigt. Alttestamentliche Härte, aber auch alttestamentliche Kraft durchdrang diesen kleinen Gottesstaat, dessen Prophet der einfache Pfarrer vom Großmünster war. Man hatte das Gefühl von einer Welt von Feinden umringt zu sein und die Entschlossenheit jeden Sieg erbarmungslos auszunützen. „Ihre Toleranz," sagt Lenz von Zwingli und seinen geistlichen Mitarbeitern, „begann, wo ihre Macht aufhörte. Sie kämpften nicht um Duldung, sondern um die Herrschaft ihrer Idee."

Damit war in die Reformation ein neues Element eingetreten, dessen Lebenskraft sich sogleich durch propagandistische Tätigkeit und Erfolge zu bezeugen anfing. Vor allem mußte die Eidgenossenschaft durch Zürichs Vorgehen mächtig erregt werden; fast überall in der östlichen und nördlichen Schweiz regten sich die Freunde des Evangeliums, Männer wie der große Humanist Joachim von Watt (Vadianus) und der biedere Johannes Keßler in St. Gallen, wie der Prediger Oekolampadius und der Franziskanerlektor Konrad Kürschner (Pellicanus) in Basel. Am Frühesten bahnte sich die Neuerung ihren Weg bei den Appenzellern; schon 1522 schafften einige Gemeinden die Messe ab, was man sogar in Zürich erst 1525 wagte, und ein paar Jahre später stellte die Landsgemeinde jeder Einzelgemeinde den Glauben frei. Aber die große Mehrheit der Regierungen betrachteten Zürichs „Sönderung" mit entschiedenem Mißfallen und die Kantone der inneren Schweiz, die sogenannten fünf Orte Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug, bei welchen außer der altkirchlichen Gesinnung das Interesse an dem einträglichen Solddienst und Pensionswesen mitwirkte, suchten gleich anfangs das Einschreiten der Tagsatzung und als dieses sich nicht erreichen ließ, den Krieg herbeizuführen. Schon 1525 verfaßte Zwingli, der die Skrupel eines Luther nicht kannte, einen „Ratschlag zum Krieg gegen die fünf Orte". Damals ging die Gefahr noch vorüber, auch zur Ausstoßung Zürichs von der Tagsatzung kam es nicht, aber die vergebliche Disputation zu Baden (Mai 1526), welcher Zwingli sich

weigerte beizuwohnen, verschärfte nur die vorhandenen Gegensätze. Der alte Kämpe Dr. Eck erfocht hier wieder einen seiner angeblichen Siege, während die von der Mehrheit nicht günstig betrachteten Vertreter der Reformation den Ausgang des sechzehntägigen Wortgefechts natürlich nicht als bindend anerkannten. Die wichtigste Folge des Gesprächs war ohne Zweifel die Entfremdung Berns von der katholischen Sache, welche die fünf Orte nebst Freiburg und Solothurn durch ihre törichte Weigerung die Akten der Disputation herauszugeben hervorriefen. Die Veröffentlichung der Akten wurde dem Fanatiker Murner überlassen, dessen „Ketzerkalender" und sonstige wütende Schmähschriften allerdings durch Pamphlete der Reformirten veranlaßt worden waren. Solche neue Reibungen belebten den alten Zwiespalt zwischen der städtischen Politik der Berner und den ländlichen Urkantonen und die Zumutung der fünf Orte ihren Streit mit Bern vor dessen eigene Landgemeinden zu bringen machte den Riß so gut wie unheilbar. Längst hatten in Bern einzelne Wortführer des neuen Glaubens sich mit Erfolg hören lassen, jener Lehrer Zwinglis Thomas Wyttenbach, der Mediziner Anshelm, der geistreiche Niklaus Manuel, vor allem der Schwabe Berchtold Haller, der seit 1520 Leutpriester am Münster im vertrautesten Verkehr mit Zwingli stand. Jetzt führte der katholische Angriff auf ihre Souveränetät die Berner zu einer demokratischen Umgestaltung des Rats und zum vollen Anschluß an die Reformation, welcher durch eine dreiwöchentliche Disputation (Januar 1528) eingeleitet unter persönlicher Teilnahme Zwinglis zu einem völligen Triumph seiner religiösen und politischen Ideen sich gestaltete. Diese Verbindung der beiden mächtigsten Städte der Eidgenossenschaft zog den Sieg der Neuerung in einer Anzahl von bisher schwankenden Kantonen nach sich; in den Jahren 1528 und 1529 folgten St. Gallen, Glarus, Schaffhausen, Basel. In der letzteren Stadt vollzog sich die Änderung auf revolutionärem Weg, indem (Febr. 1529) die von Oekolampadius bearbeiteten Zünfte gegen den zum Teil noch katholischen Rat in Waffen traten, Geschütz auffuhren und durch einen wilden Bildersturm die Niederlage alles papistischen Wesens besiegelten.

Schon griff aber die Bewegung über die schweizerischen Grenzen hinaus. So entschieden auch Zwingli gegen jene Verflechtung der eidgenössischen Politik in die Interessen fremder Kriegsherren auftrat, so wenig war er geneigt einem alten Lieblingswunsch schweizerischer Staatskunst zu entsagen, einer Ausdehnung der Eidgenossenschaft auf Kosten des Reichs, dessen republikanische Elemente ja gerade im Süden und auf stammverwandtem alemannischem Boden besonders stark vertreten waren. Städte wie Mülhausen im Elsaß und Rottweil hatten erst vor Kurzem ihren ewigen Bund mit den dreizehn Kantonen geschlossen. Zwingli lebte ganz der stolzen Überzeugung, welche, auch in Deutschland nicht ganz selten, in den Schweizern die berufenen „Bändiger der Könige" sah; „ich wünsche nichts so sehr," schreibt er einmal, „als daß die Republik blühen möge, denn wenn diese Staatsform zunimmt, wird die Kühnheit der Tyrannen im Zaum gehalten." Auf der andern Seite war es nicht zu verwundern,

wenn die deutschen Städte, von den Fürsten übel genug behandelt, ihren Blick auf die beneidenswerte Unabhängigkeit von Gemeinwesen wie Zürich, Bern oder Basel richteten. Aus solcher politischer Fühlung, die ja z. B. Straßburg eben erst (1524/25) zur Bewerbung um ein schweizerisches Bündniß veranlaßt hatte, und aus der nahen Verwandtschaft der schwäbischen und schweizerischen Art erklärt sich die Thatsache, daß in den meisten süddeutschen Reichsstädten rasch genug die zwinglische Richtung der Reformation über die lutherische die Oberhand gewann. So geschah es in Straßburg, wo Butzer und Capito, die Führer der von Zell eingeleiteten Bewegung (vgl. S. 386), zu dem Züricher „Heros" emporblickten, so in Ulm, wo der derbe Konrad Sam, dessen Stentorstimme sogar in dem riesigen Münster durchdrang, mit „diamantenen Ketten der Liebe" an Zwingli gebunden ward, in Constanz, Lindau, Memmingen, einer ganzen Reihe von kleineren Städten, nicht ohne heftige Kämpfe mit den schwäbischen Anhängern Luthers, die sich um den Prediger zu Hall Johannes Brenz schaarten. Eine Zeit lang ließen sich auch Billicanus in Nördlingen und Urbanus Rhegius in Augsburg für die Schweizer gewinnen, um dann bald wieder umzukehren. Aber gerade in Augsburg, wo sich wiedertäuferische Elemente der zwinglischen Richtung beigesellten und der cynische Prediger Michael Keller alles tat, die Aufregung des gemeinen Manns zu nähren, traten die Folgen eines längeren vergeblichen Ringens zwischen der alten Kirche, der lutherischen und zwinglischen Reform und dem evangelischen Radikalismus in höchst abstoßender Weise hervor; Keller und andere Prädikanten werden an den Haaren aus einer katholischen Kirche gezerrt, dafür zerschlägt Keller ein besonders verehrtes Kruzifix mit der Axt und einer seiner Genossen wirft das eigne Meßgewand auf die Straße und einen Stein darauf. Die zunehmende sittliche Verwilderung und die Gewöhnung an gegenseitiges Verhöhnen der neuen wie der alten Bräuche stand freilich im schreiendsten Gegensatz zu der scharfen Polizei der Züricher Staatskirche. Aber es ist doch charakteristisch, daß fast überall in Deutschland das Eindringen zwinglischer Lehren mit einer stark demokratischen Störung zusammentrifft; so auch in Frankfurt, wo Ratsherren und Volk in der Verspottung der Fronleichnamsprozession wetteiferten und im Jahr 1528 die Prädikanten die Gemeinde bei der unevangelischen Lauheit des Rats zur Selbsthülfe aufriefen. Dies entsprach allerdings den Anschauungen Zwinglis, der für den äußersten Notfall der Gemeinde das Recht zuerkannte ihre als gottlos erwiesene Obrigkeit abzusetzen. Der schweizerische Reformator hatte sich völlig in die Gedankenwelt des Bürgertums eingelebt, wie es ihm an der Stätte seines Wirkens als Träger der Staatsgewalt und der kirchlichen Reform entgegentrat; er spricht einmal darüber, wie nach dem Zeugniß der athenischen, karthagischen, römischen, auch der neuesten ungarischen Geschichte fast immer und überall der Adel die Ursache des politischen Verfalls gewesen sei. Er mochte sich wohl eine Angliederung des republikanischen Süddeutschland an sein Vaterland denken, welche wieder dem städtischen Element in der Schweiz ein erdrückendes Übergewicht

über die kleinen Bauernrepubliken gesichert haben würde. Zürich wäre das Centrum eines religiös und politisch dem Luthertum abgewandten Reformationsgebiets, Oberdeutschland noch einmal gründlich von Niederdeutschland getrennt worden.

Wir werden sehen, wie Zwinglis Gedanken auch diese Grenze überflogen, sobald die Annäherung Philipps von Hessen noch Größeres als erreichbar erscheinen ließ. Aber der nächste Gegenstand solcher Wünsche blieben doch immer die süddeutschen Städte; schon 1524 sprach er Pirkheimer gegenüber die Zuversicht aus, daß einmal Nürnberg und Zürich in einem Bund vereinigt sein würden. Der erste Anfang wurde durch den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses, eines „Burgrechts" zwischen Zürich und Constanz (1527) gemacht, welchem dann noch eine Reihe von eidgenössischen Orten, St. Gallen (1528), Biel, Mülhausen, Basel (1529) beitraten. Während des Speirer Reichstags wandten sich dann die Straßburger und Memminger an Zwingli; zugleich knüpften in Speier selbst die Vertreter Ulms mit dem Landgrafen an, der mit Freuden bereit war den Schweizern die Hand zu bieten. Am 22. April ließ Philipp an Zwingli die Einladung zu einem Religionsgespräch mit Luther und den Seinigen ergehen und der Reformator sagte ohne Zaudern dem „allerheiligsten Fürsten" sein persönliches Erscheinen zu. Inzwischen hatten jedoch die zunehmenden Fortschritte und auch Übergriffe der Reformation in den gemeinen Herrschaften, welche Erwerbungen der ganzen Eidgenossenschaft waren, die Evangelisirung von Toggenburg und St. Gallen, die Hinrichtung eines ketzerfeindlichen thurgauischen Weibels in Zürich die Erbitterung der Katholischen, die ihrerseits eine Revolte des Berner Oberlands unterstützten, auf das Höchste gesteigert. „Bei dem Allmächtigen," schreibt Thomas Murner, „die Weiber sind zorniger als die Männer. Wir wollen den Glauben bald mit einander teilen mit langen Spießen und guten Hellebarden, wollen sie's nicht anders." Rascher als die Reformirten brachten die fünf Orte ihr auswärtiges Bündniß zu Stande, eine defensive „christliche Vereinigung" mit ihrem früheren Todfeind Österreich (22. April 1529), wobei bereits an die Heranziehung Savoiens, Lothringens, des Pfalzgrafen Friedrich, der Baiernherzoge und anderer auswärtiger Teilnehmer gedacht wurde. Aber die chronische Finanznot König Ferdinands und der Einmarsch der Türken in Ungarn machten das Bündniß für die katholischen Kantone so gut wie wertlos, als Zürich und Bern ihnen mit ihrem Aufgebot zuvorkamen. Ohne Schwertstreich führte der zweiwöchentliche Feldzug zum Frieden von Kappel (25. Juni 1529), welcher die Gleichberechtigung der alt- und neugläubigen Kantone innerhalb der Eidgenossenschaft und für die gemeinen Herrschaften Entscheidung der Mehrheit über das Bekenntniß vereinbarte. Damit war zum ersten Mal der Grundsatz der Parität in Anwendung gekommen, wie ihn Deutschland erst nach blutigen Kämpfen sich aneignen sollte. Nach dem Herzen Zwinglis, der sich nicht hatte abhalten lassen selbst mit der Hellebarde auszuziehen, war dieser Friede keineswegs; seine Absicht ging auf freie Zulassung und damit wie er

voraussetzte auf völligen Sieg des Evangeliums in den katholischen Gebieten und auf gründliche Abstellung des Pensionswesens. Die Urkunde der christlichen Vereinigung war freilich zerschnitten worden, während das Burgrecht der Reformirten fortbestand, aber auf eine religiöse Eroberung der Gesammtschweiz hatten diese doch ausdrücklich verzichtet. „Herr, nun heb den Wagen selbst," beginnt ein von Zwingli damals gedichtetes Lied. Eifriger als je zuvor warf er sich in die Politik, welche er in Zürich als Teilnehmer des kürzlich gebildeten geheimen Rats eben so unbedingt beherrschte wie das Kirchentum. Vor allem galt es, die vielversprechende Verbindung mit dem Landgrafen auszunützen; bei dem Religionsgespräch, welches dieser im Okt. 1529 zu Marburg veranstaltete, handelte es sich für Zwingli durchaus nicht allein um eine Auseinandersetzung über streitige Dogmen, obwohl die eucharistische Frage seit Jahren zum Zeichen für den tiefwurzelnden und mannigfaltigen Unterschied zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation geworden war.

Selbständig, ohne Wittenberg um Rat zu fragen, hatte Zwingli sein Werk begonnen und durchgeführt. In Luthers Gesichtskreis trat er zuerst — und das war verhängnißvoll — als ein Genosse Karlstadts, dessen alte Spannung mit Luther eben in dem Abendmahlstreit ihren Höhepunkt erreichte. Luther hatte, noch ehe ihm 1521 niederländische Freunde den eucharistischen Standpunkt Johann Wessels (S. 119) entwickelten, in seinem Kampf gegen das Papsttum selbst gewünscht, diesem „den größten Puff" durch den schriftgemäßen Nachweis zu versetzen, daß im Abendmahl nur gewöhnliches Brod und gewöhnlicher Wein vorhanden sei. Aber er konnte über den nach seiner Ansicht nur eindeutigen und unerschütterlichen Text der Einsetzungsworte nicht hinwegkommen und seine scholastischen Studien hatten ihn bereits früher auf die von Pierre d'Ailly und Biel vertretene Lehre von der Consubstantiation als auf einen Ausweg geführt, welcher die ihm unannehmbare kirchliche Wandlungslehre vermied, ohne doch das Mysterium, das Wunder einer unmittelbaren Vereinigung des Einzelmenschen mit Gott aufzuheben. Es darf nicht übersehen werden, daß der nämliche Utrechter Fraterherr Rode, welcher die Schriften Wessels nach Wittenberg gebracht hatte, im Jahr 1523 bei Oekolampadius und Zwingli vorsprach und daß der letztere damals zuerst, wenn auch nur vertraulich, seine eigne Ansicht über das Abendmahl formulirt hat. Freilich stand Zwingli, wie er selbst mit dem Ausdruck andeutet, daß er die tropische Auffassung der Einsetzungsworte „auf anderer Leute Ansehen hin" gelernt habe, in Bezug auf dieses und auf andere Dogmen, z. B. das von der Erbsünde, längst unter dem Einfluß der erasmischen „Philosophie Christi". Erasmus, an und für sich sowohl dem Wunder als auch einer Urgirung des biblischen Buchstabens abgeneigt, hatte das Abendmahl, wie Usteri sagt, „wesentlich als Erinnerungs-, Bundes- und Gemeinschaftsfeier gewürdigt". Zwingli war weit entfernt von der vollkommenen Nüchternheit, womit der große Humanist die religiösen Dinge ansah, aber jene Beseitigung des eucharistischen Geheimnisses zu Gunsten der Gedächtnißfeier stimmte nicht

nur mit seiner Grundrichtung auf die sozialen Aufgaben des Christentums überein, sondern auch mit seiner Auffassung von der unendlichen Majestät Gottes; er sah in der Forderung leiblicher Gegenwart eine Herabwürdigung des Höchsten, in der Hochschätzung des sinnlichen Zeichens einen Rückfall in den Judaismus. Wenn aber Luther der Vernunft jedes Mitreden in Sachen des Glaubens verbieten wollte und echt augustinisch eine der Vernunft zusagende Erklärung religiöser Mysterien von vornherein mit Mißtrauen betrachtete, so trug Zwingli, obwohl auch seinerseits durchaus auf dem Boden der Schrift fußend, doch kein Bedenken eine Übereinstimmung zwischen dem göttlichen Wort und den sonst gültigen Gesetzen der Natur und des menschlichen Denkens anzunehmen, wo sie sich zu bieten schien. Nicht allein in der Abendmahlsfrage, auch in seiner Auffassung der Erbsünde als eines nicht verdammenden „Bresten", in seiner Lehre von einer auch den Heiden zu Gute kommenden Offenbarung, in dem unitarischen Zug seines Gottesbegriffs, in dem beinahe völligen Zurücktreten der Teufelsvorstellung, welche bei Luther einen so bedeutenden Platz einnimmt, in all dem regt sich wirklich, wie man gefunden hat, eine „fast moderne Ideenwelt". In ganz anderem Maß als bei Luther erscheint bei Zwingli das Mittelalter überwunden.

Der Gegensatz war ein so tiefer, daß der Abendmahlstreit, welcher an eine von Karlstadt 1524 aufgestellte seltsame Deutung der Einsetzungsworte anknüpft, in kürzester Zeit zur unheilbaren Spaltung führte. Zwingli, der nicht wie Karlstadt Christus auf seinen Leib statt auf das Brod zeigen ließ, erklärte das „ist" in jenen Worten als „bedeutet"; er griff bereits im November 1524 durch sein Schreiben an den Reutlinger Prediger Alber ein. Zunächst waren es die Anhänger der neuen Lehre, welche polemisch vorgingen; Zwingli, Oekolampadius, Butzer hatten sich hören lassen, ehe Luther selbst aus seiner geringschätzigen Ruhe heraustrat, um seit 1526 mit Keulenschlägen über die „Schwarmgeister" herzufahren. Denn der Zusammenhang dieser Neuerung mit dem heimischen evangelischen Radikalismus stand ihm ebenso fest wie ihre teuflische Herkunft; „unter dem Papsttum," schreibt er, „war Satan eitel Fleisch, daß auch Mönchkappen mußten heilig sein; nun will er eitel Geist sein, daß auch Christi Fleisch und Wort soll nichts sein". Erinnern wir uns, daß Luther eben in diesen Jahren wieder heftiger als seit langer Zeit unter jenen halb körperlichen halb psychischen „Anfechtungen" zu leiden hatte, die er als ganz persönliche Angriffe des bösen Feindes empfand, (S. 569f). So hatte er auch noch vor seiner eignen Beteiligung an der Polemik die Alternative dahin gestellt: „Summa, die einen oder die andern müssen Satans Diener sein, entweder sie oder wir." Ganz besonders mußte ihm übrigens die kühle und spöttische Art ins Herz schneiden, womit ihn Zwingli, hierin seinem Meister Erasmus nicht unähnlich, in ein paar ihrem Titel nach „freundlichen" Auseinandersetzungen behandelte. Ohne in den polternden Ton seines Gegners zu verfallen, wußte der Schweizer Reformator nur um so tiefer zu verletzen, wenn er sich als Wachender dem Träumer, als

Arzt dem Verrückten gegenüberstellte. Und auch er erklärt ein Beharren bei der gegnerischen Ansicht für Gottlosigkeit, während er den Sieg seiner Lehre als gesichert bezeichnet, wenngleich vielleicht der Sieger selbst werde weinen müssen.

Unter solchen Verhältnissen war jenes Religionsgespräch, zu welchem Landgraf Philipp die streitenden Parteien, ihre Führer an der Spitze, einlud, von vornherein aussichtslos. Zwingli freilich kam mit tausend Freuden, trotz der Gefahr seinen Weg zum Teil durch feindliches, katholisches Gebiet nehmen zu müssen; er reiste heimlich ab, ohne beim Züricher Rat um Urlaub gebeten zu haben. Wir wissen, daß ihn nicht allein theologische und kirchliche Interessen nach Marburg zogen. Um so widerwilliger zeigten sich die Wittenberger. „Mit Zwingeln zu handeln," urteilte Melanchthon, „ist ganz unfruchtbar"; er hätte lieber mit Oekolampadius verhandelt und gern „auch etliche von Papisten, gelehrte und vernünftige Männer," als Unparteiische dabei gehabt. Eine persönliche Berührung des Landgrafen mit den Zwinglischen hielten er und Luther für sehr gefährlich, da der junge Fürst ohnedies, wie Luther sagte, zu den „spitzigen Leuten" gehöre, d. h. geneigt sei sich durch Gründe menschlicher Vernunft bestimmen zu lassen. Wenn so auf lutherischer Seite die Stimmung die denkbar ungünstigste war, so konnte auch bei Zwingli nicht etwa irgend welche Geneigtheit zum Nachgeben in der Sache vorausgesetzt werden. Ihn begleiteten außer einem Züricher Humanisten zwei Ratsherren von Zürich und Basel, der Straßburger Staatsmann Jakob Sturm, Oekolampadius, Butzer und der liebenswürdige Kaspar Hedio, der wie sein Freund Capito eine Zeitlang Hofprediger bei Albrecht von Mainz war, um sich dann dem Straßburger Reformatorenkreis beizugesellen. Luther erschien mit einer größern Zahl von theologischen Getreuen; neben Melanchthon finden wir die alten Freunde Justus Jonas und Cruciger, Friedrich Mykonius aus Gotha, Osiander aus Nürnberg, Brenz aus Hall, Stephan Agrikola aus Augsburg, den einer Vereinigung zuneigenden Superintendenten von Eisenach Justus Menius u. a. Nach einer Vorbesprechung, in welcher Luther mit Oekolampadius, Melanchthon mit Zwingli zusammentrat, begann am 2. Oktober der Kampf zwischen den beiden Führern selbst. Luther hatte die Worte: „das ist mein Leib" mit Kreide auf den Tisch geschrieben und hob einmal die Sammtdecke auf, um den Gegnern die Stelle, an welcher er „wahrlich nicht vorüber könne," leibhaftig zu zeigen. Trotz einzelner scharfer Äußerungen verlief das Gespräch in würdiger Weise, aber von einer Wirkung der längst bekannten Argumente war hüben wie drüben natürlich nichts zu spüren, Luther erklärte schließlich den Gegnern, so wolle er sie denn fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes befehlen, was Oekolampadius zurückgab. Noch brachte es der Landgraf wenigstens dahin, daß Luther am 4. Oktober fünfzehn Artikel zusammenstellte, welche die Übereinstimmung beider Parteien in allen fundamentalen Fragen mit einziger Ausnahme der Gegenwart Christi im Abendmahl bekundeten. Aber die Bruderliebe und gegenseitige Zulassung

zum Abendmahl, um welche Zwingli selbst mit Tränen in den Augen flehte, wollte Luther nicht zugestehen; nur christliche Liebe, „sofern jedes Gewissen immer leiden kann," was er dann noch deutlicher für die vom Evangelium gebotene Feindesliebe erklärte. Er blieb unerschütterlich dabei: „Ihr habt einen andern Geist als wir." So schied man ohne Friedensschluß. Luthers Grundsatz, dem, was er für Wahrheit hielt, jede menschliche Rücksicht zu opfern, hatte wieder einen vollkommenen Triumph gefeiert; wir müssen uns, um diesen Starrsinn in seiner Größe zu würdigen, daran zurückerinnern, wie eben die nämliche Unbestechlichkeit der Überzeugung und Unversöhnlichkeit im Kampf die kirchliche Bewegung entfesselt und zu ihren ersten Siegen geführt hatte. Er, dessen Kraft vordem römische Fesseln sprengte, machte jetzt auch den ersten großen Riß durch den unfertigen und von schweren Erschütterungen bedrohten Bau der Reformation.

Denn davon konnte nun nicht mehr die Rede sein, daß die Evangelischen insgesammt den offenen Kampf mit ihrer Todfeindin, der habsburgischen Macht aufgenommen hätten. In Wittenberg hatte man schon lange vor dem Gespräch die Bündnißbestrebungen des „unruhigen hessischen Jünglings" dem Kurfürsten Johann und den Nürnbergern verdächtig zu machen gesucht; wirklich führten die im Anschluß an jenes Speirer Verständniß (S. 595) abgehaltenen Tage zu Rotach (Juni), Schwabach (Okt.) und Schmalkalden (Nov. Dez.) schließlich nur zu dem einen Ergebniß, daß die von Hessen gewünschte Verbindung mit den zwinglischen Reichsstädten und den Schweizern nicht zu Stande kam. Luther hatte für den Schwabacher Tag siebzehn Artikel abgefaßt, welche weit schärfer als seine Marburger Sätze den dogmatischen Gegensatz zur Lehre Zwinglis hervortreten ließen. Wohl nicht mit Unrecht sahen übrigens die Zwinglischen in Melanchthon den Mann, dessen tiefe Abneigung vielleicht noch mehr als Luthers Unbeugsamkeit den Bruch zu erhalten und zu erweitern strebte. In der Abendmahlsfrage hatte er sich nur mit Überwindung schwerer Bedenken dem gewaltigen Freund angepaßt; geringere Schwierigkeit machte ihm das politische Verdammungsurteil über Leute, deren antikaiserliche Gesinnung für ihn mit den Tendenzen des Bauernkriegs auf gleiche Stufe gehörte, wie er denn jene Ansicht von den revolutionären Gelüsten der Reichsstädte (S. 464) wieder aufwärmte. Aber auch Luther vertritt in verschiedenen Bedenken für seinen Kurfürsten gegen die Meinung der sächsischen Juristen die unbedingte Pflicht des leidenden Gehorsams; er begiebt sich dabei auf das Gebiet des Reichsstaatsrechts, indem er dem einzelnen Reichsfürsten, dessen Verhältniß zum Kaiser er einmal mit der Stellung eines Bürgermeisters zum Landesherrn vergleicht, jedes Recht zum Widerstand abspricht, dagegen der Gesammtheit der Stände das Recht, den Kaiser abzusetzen, gewahrt sehen will. Aber eigentlich ist ihm doch der Gedanke maßgebend, daß man in Sachen des Evangeliums alles Gott anheimstellen und sich mit Menschenwitz und Menschenhülfe überhaupt nicht einlassen dürfe; „unser Herr Christus," schreibt er einmal dem Kurfürsten, „der bisher E. kf.

Gn. ohne den Landgrafen, ja wider den Landgrafen wunderlich geholfen hat, wird wohl weiter helfen und raten."

Das ist eine Kraft des Gewissens und der religiösen Zuversicht, welcher man eine gewisse rührende Größe kaum absprechen kann. Aber mitten im Weltlauf und bei einem Fürsten wird das zur Torheit und zum Armutszeugniß, was einem Luther so natürlich ansteht. Durfte denn der berufene Politiker allen Ernstes sich bei der Überzeugung beruhigen, daß Gott die Seinen nicht verlassen werde und vom Kaiser nichts zu fürchten sei? Wir finden doch auch auf lutherischer Seite neben den sächsischen Juristen eine sehr gewichtige theologische Stimme, welche unter Hinweis auf das alte Testament den christlichen Fürsten den Schutz ihrer Untertanen vor einer wider Gottes Wort gerichteten Gewalt zur Pflicht machte. Bugenhagen meinte, wenn etwa Saul die Israeliten von Gottes Wort hätte zwingen wollen, „Samuel hätte ihn selbst erstochen oder sich gewaltiglich mit dem Volk wider ihn gesetzt". Freilich bekehrte er sich nachher zu Luthers Ansicht. Einfache Notwehr, mit theokratischen Argumenten verteidigt, war das Vorgehen der Protestirenden auf dem letzten Reichstag gewesen; hatten sie bisher Jahre lang, nur auf Forderungen des göttlichen Worts gestützt, das positive Recht der alten Kirche mit Füßen getreten und dem ausgesprochenen Willen des Kaisers getrotzt, so mußten sie auch jetzt entweder auf einfache Unterwerfung oder auf Gegenwehr bedacht sein. Luther hat in einem seiner Gutachten die Konsequenzen des Widerstands deutlich dargelegt: wir müßten dann, meint er, „den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden, denn der Kaiser würde sich wehren und würde da kein Aufhören sein, bis ein Teil läge". Dazu waren nun die beiden Marburger Verbündeten, Philipp und Zwingli, fest entschlossen. Für den Schweizer Reformator fiel die Befreiung vom päpstlichen und vom kaiserlichen Joch untrennbar zusammen; „Papsttum und Kaisertum," heißt es in seinen Briefen, „die sind beide von Rom." Mehr als einmal wirft er die Frage auf, was denn Deutschland mit Rom zu schaffen habe. Seine feurigen Sympathien galten den griechischen und römischen Vorkämpfern der Republik nicht minder als den gottbegeisterten Helden und Propheten des alten Bundes; Christus selbst, führt er aus, habe gegen die Tempelschänder Gewalt angewendet, und nötigenfalls „werden wir nicht zaudern, selbst die grausamsten Beispiele zu befolgen". So ganz und gar hatte natürlich Landgraf Philipp nicht jedes Gefühl von Pietät gegen Kaiser und Reich verloren, aber der Gedanke dem Evangelium durch Einreihung seiner sämmtlichen Bekenner in die große Coalition antihabsburgischer Mächte zur Rettung und zum Sieg zu verhelfen ist doch erst am hessischen Hof dem Reformator in Fleisch und Blut übergegangen. Schon 1528 hatte Philipp mit halb Europa anzuknüpfen gesucht und seither häuften sich mit dem Näherkommen des Kaisers die Gerüchte über ketzerfeindliche Projekte und Bündnisse. Es kennzeichnet den Landgrafen, daß er auch nach dem Marburger Gespräch eine Trennung der Evangelischen für Tollheit und Raserei erklärt. Nicht als ob ihm jedes per-

sönliche Interesse an dogmatischen Fragen abgegangen wäre; er, der auf Luther den Eindruck machte, daß er „wie spielend die schwersten Gedanken weben" könne, fühlte sich in der Schrift so gut zu Hause wie nur irgend ein Laie jener bibelfesten Zeit, aber jene Bereitwilligkeit Luthers, die ganze Zukunft der Reformation wegen „leichter disputirlicher Sachen" dem theologischen Gewissen zu opfern ging doch dem jungen Fürsten gar zu sehr gegen sein politisches Gewissen. Drei Wege ständen offen, schrieb er an den Straßburger Vertrauensmann Sturm: einmal Christus zu verläugnen; zweitens alles über sich ergehen zu lassen; „zum dritten, daß wir uns wehren; auf dem Wege stehet Glück und Hoffnung, auf den andern gar nichts." Über diesen Weg verständigten sich nun Zwingli und sein fürstlicher Freund schon zu Marburg, um die dort geknüpften Fäden in einer Korrespondenz weiterzuspinnen, deren Ton immer mehr ein brüderlich vertraulicher wird; „meinem guten Freund zu eignen Handen," adressirt wohl der Landgraf. Zwingli spricht die Hoffnung aus, Gott habe „E. Gnaden zu großen Dingen erwählt, die ich wohl gedenken, aber nit reden darf". Großartig angelegt war in der Tat ihr Feldzugsplan, berechnet auf eine Verbindung der deutschen und schweizerischen Evangelischen unter sich und mit Frankreich, Venedig, Dänemark, Geldern: wie Zwingli sich ausdrückt, „wär es dann alles ein Sach, ein Hülf, ein Will von Meer herauf bis an unser Land". Die Rückführung Ulrichs von Würtemberg sollte der erste Stoß gegen die Macht König Ferdinands sein, das Bündniß mit Venedig dem Kaiser die Alpen versperren.

Aber der Zeitpunkt, in welchem diese antihabsburgische Coalition ins Leben treten sollte, war so ungünstig wie möglich gewählt. Damals hatte Karl V. mit allen Gegnern Frieden geschlossen und Suleiman seinen Rückzug angetreten. In Venedig machte das Angebot eines Bündnisses, welches durch einen Züricher Professor überbracht wurde, den wunderlichsten Eindruck. Was konnte es helfen, daß der alte Revolutionär Gaißmayr den Zürichern einen Kriegszug nach Tirol in Aussicht stellte? Ohne die Höflichkeit der Venezianer, mit offenem Hohn wiesen die Franzosen Zwinglis Anträge zurück, für deren tiefen Sinn einer ihrer Gesandten nicht genug Verstand zu besitzen vorgab. Daß Kursachsen und seine strenglutherischen Gesinnungsgenossen den Oberländern die Annahme der Schwabacher Artikel als Vorbedingung eines Bündnisses setzten und damit abgewiesen wurden, kann nicht überraschen; hatte doch Luther dem Kurfürsten geradezu empfohlen, dem Kaiser gegenüber sich auf seine verdienstliche Niederhaltung der Sakramentirer zu berufen. Aber auch die Mehrheit der oberländischen Städte selbst zeigte mit einem Mal keine Geneigtheit mehr durch Verbindung mit den Schweizern den Kaiser noch stärker zu reizen. Alles, was die weitaussehenden Pläne Zwinglis und des Landgrafen zu Tage förderten, war der Abschluß eines christlichen Burgrechts mit Straßburg (Januar 1530) und nach mannigfachen Schwierigkeiten auch eines Burgrechts zwischen Hessen und den Städten Zürich und Basel (Juli 1530), während Bern sich weigerte beizutreten. Auf der andern Seite suchte

Philipp seine würtembergischen Pläne durch ein Bündniß mit dem katholischen Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zu fördern; auch Dänemark versprach ein paar hundert Reiter. Und mit solchen mehr als bescheidenen Mitteln hätte man den Kampf gegen Karl V. eröffnen wollen?

Das Mißverhältniß zwischen einer Großmachtspolitik, wie sie Zwingli und Philipp vorschwebte, und den engen Grenzen ihrer wirklichen Macht war mit voller Deutlichkeit ans Licht getreten. Für Zwingli sollte dieses Fehlschlagen noch ganz anders verhängnißvolle Folgen haben als für die deutschen Protestanten, aber auch sie schienen in kaum begreiflicher Verblendung sich wehrlos der Gnade des Kaisers ausliefern zu wollen, dessen freundliche und friedliche Phrasen, das Gegenteil seines ganzen bisherigen Handelns, in der Tat auf diese politisch Unmündigen wohl berechnet waren, ohne sonst jemanden zu täuschen. Luther selbst war entfernt nicht mehr so furchtbar wie zur Zeit des Wormser Reichstags; der Freiheitsheld von damals hatte sich für einen großen Teil der Evangelischen in einen „neuen Papst" verwandelt.

IV. Augsburgische Confession und schmalkaldischer Bund.

Als den „Messias der Pfaffen" läßt eine Züricher Instruktion den Kaiser nach Deutschland ziehen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Karl V., der in den Friedensverträgen mit dem Papst wie mit Frankreich die Beseitigung der Ketzerei angeregt und mit der Kaiserkrone nochmals die Verpflichtungen eines Schirmvogts der römischen Kirche übernommen hatte, irgendwie mit den deutschen Protestanten abzurechnen entschlossen war. Welche Behandlung mußten ihre Gesandten erfahren, als sie ihm in Italien die Speirer Protestation zustellten; sie wurden eine Zeitlang in Haft gehalten und einer von ihnen, Michael von Kaden, welcher im Auftrag des Landgrafen dem Kaiser ein französisches Schriftchen reformatorischen Inhalts überreichte, entging nur durch die Flucht einem schlimmeren Schicksal. Noch während der Reise über die Alpen erhielt Karl aus der Hand des Legaten Campeggi ein ganz anderes Schriftstück, jenes berüchtigte Gutachten, welches fürs Erste Zurückführung der Ketzer auf gütlichem Weg, gegen Widerspenstige Ausrottung mit Feuer und Schwert empfahl. Wie hartnäckig aber diese Deutschen von jeher gewesen seien, das zeige am Besten Karls des Großen Kampf mit den Sachsen; man müsse daher durch Einrichtung einer Inquisition nach dem Muster der spanischen für die allmähliche und gründliche Beseitigung jeder Ansteckungsgefahr sorgen. Auch Karls früherer Beichtvater Garcia de Loaysa, welcher damals zur Überwachung des Papstes nach Rom beordert war, sah in der Gewalt das einzige Heilmittel, „den wahren Rhabarber" für diese Krankheit. Dabei ist es bezeichnend, wie der eifrige Mönch, der als Seelsorger sich die aufrichtigste Sprache gestattet, dem fleißigsten aller Monarchen Indolenz und Genußsucht vorwirft; „immer", sagt er, „stritten in Eurer königlichen Person Trägheit und Ruhm miteinander". Er wünscht, daß in Deutschland leichter als bisher „Eure Liebe zu Ehre und Namen über Euern natürlichen Feind siege, der im Schwelgen und im Vergeuden der besten Zeit besteht".

Es hätte nicht der Art Karls V. entsprochen, die energischen Mittel, welche ihm angeraten wurden, anzuwenden oder auch nur ernstlich vorzubereiten, ehe der letzte Versuch einer friedlichen Unterwerfung der Protestanten gemacht war. Das Ausschreiben des Reichstags erging sich im mildesten und freundlichsten Ton über seine Absicht, „alle eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwischen uns selbst in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu ver-

stehen und zu erwägen, die zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Teilen nicht recht ist ausgelegt oder gehandelt, abzutun, durch uns alle eine einige und wahre Religion anzunehmen und zu halten, und wie wir alle unter einem Christo sind und streiten, also alle in einer Gemeinschaft, Kirchen und Einigkeit zu leben". Das lautete ja ganz, als hätte der Kaiser sich mit der früher schroff zurückgewiesenen Idee eines Nationalconcils befreundet; Kurfürst Johann von Sachsen vertrat diese Auffassung geradezu den andern evangelischen Fürsten gegenüber. Er stand übrigens schon seit längerer Zeit mit dem König Ferdinand in Verhandlungen, welche, wie man am Kaiserhof triumphirend erzählte, das Mißtrauen des Landgrafen erregt hatten; der Legat freut sich, daß in politischen wie in Glaubenssachen „der Geist der Zwietracht" unter die Ketzer gefahren sei. Um so vielversprechender ließ sich auf katholischer Seite alles an; zu Innsbruck, wo Georg von Sachsen und die Baiernherzoge den Kaiser begrüßten, kehrte sein lutherischer Schwager, der vertriebene Dänenkönig Christian II., in den Schoß der Kirche zurück und der Münchener Hof überbot sich in Aufmerksamkeiten und Schaugepränge aller Art, um seine antiösterreichischen Tendenzen in Vergessenheit zu bringen. Der Kaiser mochte wirklich des Glaubens leben, daß angesichts eines so erdrückenden Übergewichts, wie es in der Vereinigung der habsburgischen Macht mit der großen Mehrheit der Reichsstände lag, die Handvoll ketzerischer Fürsten und Städte ihren Widerstand aufgeben werde. Auch in diesem Fall hätte er ihre bisher geübte Unbotmäßigkeit sicherlich nicht straflos hingehen lassen; Ferdinand sprach ganz aus der Seele seines Bruders, wenn er ihm einmal vorstellte, es gebe viele Anlässe sie zu züchtigen, „so oft es Euch gefällt, Rechtsgründe, ohne daß Ihr der Religion zu gedenken braucht". Aber zunächst war Karl entschlossen den deutschen Fürsten, auch den protestirenden das freundlichste Gesicht zu zeigen. Seine völlige Unkenntniß der Sprache machte freilich jeden näheren Verkehr unmöglich, doch wußte er, trotz seiner gewöhnlichen Unnahbarkeit, die Menschen zu gewinnen, wenn es ihm darauf ankam. Kurfürst Johann, Melanchthon und andere deutsche Beobachter empfingen zu Augsburg den Eindruck, daß man es mit einem von Natur milden und wohlwollenden Herrn zu tun habe. Für Luther blieb er auch später noch „der liebe fromme unschuldige Kaiser", Deutschlands rechter Vater, dessen wunderbare Erfolge ganz offenbar von Gott stammten; „er muß einen guten Engel haben". Auch seine Schweigsamkeit legte ihm der gesprächige Reformator zum Besten aus; „ich halte, er redet in einem Jahr nicht so viel als ich in einem Tage". Es hat etwas Rührendes, wie diese weltunkundigen und pietätsvollen Menschen ihren Kaiser so recht von Herzen lieb haben möchten, wie sie namentlich jeden Verdacht gegen seinen Charakter von sich weisen. Man sträubte sich dagegen, in ihm selbst einen Todfeind des Evangeliums zu sehen; der „Bienenschwarm" von Pfaffen, der ihn umgab, oder sein verhaßter Bruder mußte die Schuld haben, daß Karls „gut Gemüt" nicht durchbringen konnte. „Von italienischer Treulosigkeit,'

schreibt Jonas, „ist er himmelweit entfernt". Aber es war doch eine nicht geringere Täuschung, wenn der Kaiser darauf rechnete die protestirenden Fürsten wankend zu machen. Schon bei den glänzenden Einzugsfeierlichkeiten am



Christian II. von Dänemark.
Nach dem Kupferstich von Jakob Bink (1490—1560).

15. Juni blieb Johann von Sachsen aufrecht stehen, als seine Mitkurfürsten vor dem segenspendenden „Handschuh" des Legaten das Knie beugten. Noch am Abend des Einritts beschied ihn mit den übrigen evangelischen Fürsten

der Kaiser in seine Herberge; König Ferdinand machte den Dolmetsch, um ihnen zu eröffnen, daß sie ihren Predigern fortan Stillschweigen auferlegen, und Tags darauf an der Fronleichnamsprozession Teil nehmen sollten. Sie weigerten den Gehorsam; Markgraf Georg erklärte rundweg, er wolle eher niederknien und sich den Kopf abhauen lassen als Gott und sein Wort verläugnen, und der Landgraf ließ sich vernehmen, „kais. Mt. Gewissen sei kein Herr und Meister über ihr Gewissen". Ihr Fernbleiben von der Prozession, in welcher der Kaiser unter der brennenden Mittagssonne mit unbedecktem Haupt einherschritt, begründeten sie nachher in der schroffsten Weise, indem sie das Festhalten an der kirchlichen Fronleichnamsfeier als „verzweifelte Bosheit, Frechheit und Leichtfertigkeit" bezeichneten. Noch niemals hatte Karl V. eine solche Sprache zu hören bekommen; es war die buchstäbliche Bestätigung dessen, was ihm Campeggi vorher auseinandergesetzt hatte, daß nämlich „die Ketzer von Natur hartnäckig bis zum Äußersten seien". Fragen wir uns aber, was denn diese deutschen Herren bewegen konnte, ihrem rechtmäßigen Oberhaupt so zu begegnen und mit ihren ganz unzulänglichen Kräften eine Welt von Feinden herauszufordern, so ist nur die eine Antwort möglich, daß sie für ihre religiöse Überzeugung bereit waren alles einzusetzen. Sie folgten hier rein sittlichen Motiven; jedes nüchterne Abwägen äußerer Vorteile und Nachteile hätte sie zur Nachgiebigkeit gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers bestimmen müssen.

Freilich, die Hoffnung ihren Standpunkt vor dem Kaiser und sogar vor der römischen Kirche selbst zu rechtfertigen hatten sie damals noch keineswegs völlig aufgegeben. Gemäß seiner Auffassung des Reichstags als eines Nationalconcils ließ Kurfürst Johann gleich nach Eintreffen des kaiserlichen Ausschreibens von seinen Theologen ein Programm für die Augsburger Verhandlungen entwerfen, welches die vielfache Übereinstimmung der neuen Lehre mit der alten Kirche möglichst in den Vordergrund rückte und namentlich auf dem Gebiet der kirchlichen Verfassung weitgehende Zugeständnisse darbot. Die Absicht, Luther an der Spitze der namhaftesten sächsischen Theologen auf den Reichstag mitzubringen, ließ sich allerdings nicht verwirklichen; der Geächtete, welchem sogar der Nürnberger Rat freies Geleite zur Durchreise weigerte, mußte auf der Veste Koburg zurückbleiben und sich damit begnügen, von ferne, oft genug in gewaltiger Aufregung den Gang der Entscheidung zu verfolgen. Rasch genug entwickelte sich die Sache nach der Ankunft des Kaisers. Am 20. Juni wurde der Reichstag mit einem Hochamt eröffnet, welchem auch der vom Kaiser als sein Schwertträger entbotene Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg und der Landgraf beiwohnten. Der Nuntius Pimpinelli, einer von den sechs anwesenden Cardinälen, enthielt sich in seiner Predigt einer namentlichen Hereinziehung Luthers, doch sagte er, wenn man S. Peter mit den Schlüsseln nicht ansehen wolle, müsse S. Paul mit dem Schwert dreinschlagen. Jener Streit über die Predigt war inzwischen durch eine kaiserliche Anordnung zur Ruhe gebracht worden, wonach nur die vom Kaiser bestellten Pre-

diger die Kanzel besteigen und nichts als das lautere Wort Gottes, d. h. den Text der Evangelien und Episteln vortragen durften. Campeggi, so eifrig er insgeheim den Kaiser gegen die Häretiker hetzte, führte doch bei seinem ersten Auftreten vor dem Reichstag eine gemäßigte Sprache und befürwortete in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Stände den Vorrang der religiösen Frage vor allen übrigen Gegenständen der Beratung. Am 24. Juni sollten die Evangelischen ihre Bekenntnißartikel vor Kaiser und Reich verlesen, doch wurden sie, wie es scheint hauptsächlich auf Veranlassung König Ferdinands, unterbrochen und, da sie auf der Verlesung bestanden, für den nächsten Tag in die Wohnung des Kaisers beschieden. Hier in einem Gemach der bischöflichen Pfalz wurde am Nachmittag des 25. Juni jenes Schriftstück, welches nachmals unter dem Namen der augsburgischen Confession weltbekannt geworden ist, durch den sächsischen Kanzler Christian Bayer in deutscher Sprache vorgetragen, „öffentlich und deutlich, daß es alle Umstehende wohl vernehmen mögen". Der Kaiser, der auf diesem Augsburger Tag, wohl zum ersten Mal, seine Unkenntniß des Deutschen lebhaft bedauert haben soll, nahm die Artikel in lateinischer und deutscher Fassung entgegen und verpflichtete die unterzeichneten Stände von einer Veröffentlichung durch den Druck abzusehen. Es waren die nämlichen Fürsten, die schon 1529 protestirt hatten: Kurfürst Johann, mit welchem sein Sohn Johann Friedrich unterschrieb, Markgraf Georg, Ernst und Franz von Lüneburg, Landgraf Philipp, Wolfgang von Anhalt, außerdem die Städte Nürnberg und Reutlingen. Ein Gefühl stolzer Befriedigung über dieses feierliche Bekenntniß zu einer Sache, die von den höchsten Gewalten vergebens in Acht und Bann getan worden war, tritt doch in einzelnen Äußerungen hervor; Luther selbst freute sich „gewaltig, in dieser Stunde gelebt zu haben".

Sein Werk im eigentlichen Sinn des Wortes war freilich die Confession mit nichten; er hatte nur seine Zustimmung zu der Arbeit Melanchthons gegeben. „Sie gefällt mir fast wohl," urteilte er am 15. Mai, „und weiß nichts dran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Damit kennzeichnet er vortrefflich den Gegensatz seiner trotzigen Offenheit, wie sie noch in den Schwabacher Artikeln die Messe als Gräuel vor allen Gräueln gebrandmarkt hatte, zu der Schmiegsamkeit eines theologischen Diplomaten. Denn als solcher hat sich Melanchthon, durch den Zwang äußerer Umstände an Luthers Stelle geschoben, sowohl in der Bekenntnißschrift als während der Augsburger Verhandlungen gezeigt. Man könnte vielleicht sagen, das Erasmische dieser Gelehrtennatur erhielt zum ersten Mal Gelegenheit sich recht zu entfalten, da er der beherrschenden Nähe eines Luthers entrückt selbständig auftreten durfte. Schon in jener Schrift, die ja ursprünglich nicht als Bekenntniß, sondern als „Apologie", als Verteidigung gegen die römischen Anklagen gedacht war, gab er sich alle Mühe den Katholischen die Bruderhand zu reichen, indem er den auch von Luther stets festgehaltenen Zusammenhang mit der alten Kirche so

stark als möglich betonte und die unheilbar trennenden Momente entweder zurücktreten ließ oder ganz mit Stillschweigen überging. So blieben z. B. das göttliche Recht des Papsttums, der character indelebilis des Priestertums, die Siebenzahl der Sakramente unerörtert, während in der Lehre vom Abendmahl eine so zweideutige Fassung gewählt war, daß die katholischen Theologen sich nur über das Fehlen einer ausdrücklichen Anerkennung der Transsubstantiation beschweren konnten. Die schroffe Prädestinationslehre ist fallen gelassen; für die Rechtfertigung durch den Glauben und für die sonstigen evangelischen Grundanschauungen wird das Zeugniß nicht allein der Schrift, sondern auch der Kirchenväter angerufen. Alles verfolgt den Zweck, die Ausschließung der Neugläubigen aus der Kirche als eine ungerechtfertigte hinzustellen und den ganzen Streit in das harmlose Licht einer „Irrung über etlichen Traditionen und Mißbräuchen" zu rücken. Und dabei fürchtete Melanchthon immer noch, „es möchten sich manche an unserem Freimut stoßen". Als ob sich das Anstoßen bei den Gegnern überhaupt ohne einfache Unterwerfung hätte vermeiden lassen! Ranke urteilt nicht unrichtig, „daß die Lehre, wie sie hier erscheint, noch ein Produkt des lebendigen Geistes der lateinischen Kirche ist, das sich sogar noch innerhalb der Grenzen derselben hält". Aber wenn selbst manche jener anerkennenden Äußerungen katholischer Fürsten und Prälaten, von welchen die protestantische Überlieferung berichtet, authentisch sein sollten, es war doch eine ungeheure Verkennung des Wesens der römischen Kirche, die Möglichkeit einer andern Verständigung als der zwischen Sieger und Besiegten üblichen anzunehmen. Melanchthon hatte von Anfang an ganz besonders darauf gerechnet, daß eine vollständige Lossagung von den Zwinglianern ihres Eindrucks bei den Katholischen und zumal beim Kaiser nicht verfehlen werde. Jene lutherischen Predigten in Augsburg, welchen die Ankunft des Kaisers ein Ende machte, waren großenteils dem Kampf gegen die „Sakramentirer" und „Geschriftstürmer" gewidmet, während zum großen Kummer der Lutheraner Landgraf Philipp den zwinglischen Kanzelredner Michael Keller (S. 606) bevorzugte und die lutherischen Verdächtigungen der Reformirten als einer revolutionären und kriegslustigen Partei scharf zurückwies; er erinnerte Melanchthon und Brenz als „Bruder in Christo", daß gerade ihre Hetzereien eine blutige Verfolgung gegen die Zwinglianer und vielleicht einen Krieg zwischen Kaiser und Fürsten auf der einen, Schweizern, Städten und Bauern auf der andern Seite herbeiführen könnten. Denn in den Augen Melanchthons waren die Zwinglianer trotz ihres scharfen Vorgehens gegen die Wiedertäufer ebenbürtige Genossen der letzteren und deshalb von der christlichen Obrigkeit mit den äußersten Mitteln niederzuhalten; er sprach eben 1530 die Überzeugung aus, der Staat müsse nicht nur aufrührerische, sondern auch gotteslästerliche Lehren mit dem Tode bestrafen. So blieben zu Augsburg trotz der Bemühungen Philipps, der seinen Briefwechsel mit Zwingli eifrig fortsetzte, den Reformirten, wie Jakob Sturm klagt, „alle Ohren und alle Türen verschlossen". Umsonst suchten Butzer

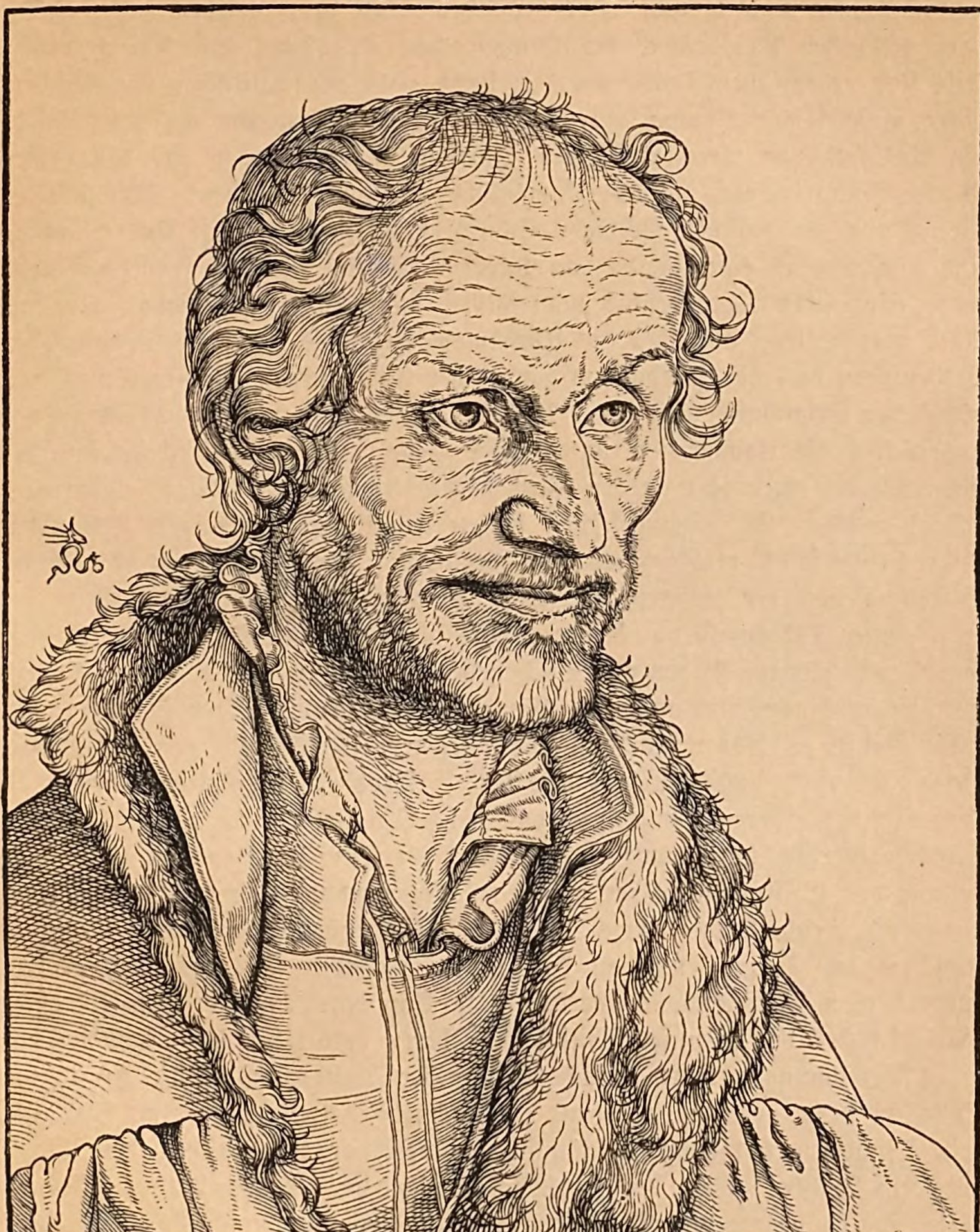
und Capito persönliche Fühlung mit Melanchthon; er wollte sich nicht durch Verkehr mit solchen religiös und politisch anrüchigen Persönlichkeiten kompromittiren. Daher waren die nicht lutherischen Städte, welche wegen ihrer Teilnahme an der Protestation sich vor dem Kaiser mit zu verantworten hatten, genötigt ihre eigne von den zwei Straßburger Theologen rasch fertig gestellte Confession einzureichen (11. Juli); sie trägt nach den vier Städten Straßburg, Constanz, Lindau, Memmingen den Namen der Tetrapolitana und sucht sich in der Fassung der Abendmahlslehre wenigstens der Ausdrucksweise der sächsischen Confession anzunähern. Ganz im Gegenteil hob die kurze persönliche Verantwortung, welche damals (3. Juli) Zwingli an den Kaiser abgehen ließ, nebst ein paar andern Veröffentlichungen des Schweizer Reformators den trennenden Unterschied zwischen Zürich und Wittenberg recht geflissentlich hervor; „man könnte ihn," schrieb Melanchthon an Luther, „in der Tat für verrückt halten".

Der erklärte Führer der Lutheraner war inzwischen auf dem anfangs betretenen Weg zur Versöhnung mit den Katholischen immer weiter fortgeschritten, unbeirrt durch die wachsende Bedenklichkeit der eignen Glaubensgenossen. „Man darf urteilen," sagt Maurenbrecher, „Melanchthons Auftreten und Verfahren in Augsburg entsprach weit mehr dem Ratschlage des Erasmus, als den Gesinnungen und Überzeugungen Luthers." Wirklich suchte der greise Fürst der Wissenschaft, obwohl seine Hoffnung auf eine kaiserliche Einladung nach Augsburg sich nicht erfüllte, brieflich sowohl seinen alten Verehrer Melanchthon als den päpstlichen Legaten und andere Häupter der Katholischen nach Kräften zum Frieden zu mahnen. Abgesehen davon daß unter den anwesenden geistlichen Fürsten doch nicht wenige Freunde solcher irenischer Tendenzen und Gegner eines Religionskriegs sich fanden, war sogar die nächste Umgebung des Kaisers keineswegs durchaus unversöhnlich gestimmt. Man bedauerte auf protestantischer Seite das vor dem Reichstag erfolgte Hinscheiden Gattinaras, der trotz seiner erst kürzlich erlangten Cardinalswürde für einen Mann des Friedens und auch kirchlicher Reformen galt, aber Karls Beichtvater, der Franziskaner Juan de Quintana, und der uns bekannte Sekretär Alfons Valdés (S. 547) waren Leute, mit denen sich reden ließ, wie Melanchthon, als er sich an die „hispanischen Schreiber" heranwagte, zu seiner großen Befriedigung erfuhr. Es war keineswegs sein Verdienst, daß die protestantischen Fürsten nicht, wie er gewünscht hätte, nach dem Willen des Kaisers die Bekenntnißfrage „in einer Enge und Stille" abmachen ließen, sondern jene feierliche Verlesung durchsetzten. Dafür gingen seine Vermittlungsvorschläge, durch den Kaiser an Campeggi gebracht, wirklich nach Rom; neben Laienkelch und Priesterehe scheint er Änderung des Meßcanons und Erörterung der übrigen Streitfragen auf einem Concil gefordert zu haben. Diese Forderungen, obwohl zum Teil von Legaten befürwortet, wurden in Rom zu derselben Zeit verworfen, wo Melanchthon in Augsburg den Vertreter des Papstes durch eine geradezu kriechende Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte. Denn

hieß das nicht jede Spur von protestantischer Gesinnung verläugnen, wenn er an Campeggi schrieb, sie stimmten in allen Dogmen völlig mit der römischen Kirche überein und seien bereit ihr zu gehorchen, „wenn sie vermöge der Milde, welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen hat, einiges Wenige stillschweigend übersieht oder nachläßt, was wir, wenn wir auch wollten, doch nicht abändern könnten?" Es genügt ihm nicht dies einmal zu versichern; „wir verehren," wiederholt er, „die Autorität des römischen Papstes und die ganze kirchliche Verfassung mit aller Pietät, wenn uns nur der römische Papst nicht verstößt. Aus keiner andern Ursache sind wir in Deutschland so verhaßt als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen." Den letzten Satz macht ein Schreiben an den kaiserlichen Prediger Aegidius noch deutlicher, worin Melanchthon erklärt, nur deshalb habe er so eifrig nach Frieden gestrebt, um der drohenden Vereinigung der Lutheraner mit den Zwinglischen vorzubeugen.

Man kann sich nicht wundern, daß eine solche Vermittlungspolitik auf beiden Seiten keinen Dank erntete. Während die Päpstlichen darauf verfielen den geschmeidigen und nicht mit Glücksgütern gesegneten Wittenberger Professor für käuflich zu halten, griff unter den eifrigen Protestanten, und zwar nicht nur bei den zwinglisch Gesinnten, eine tiefe Erbitterung gegen den „vernünftigen, weltweisen, verzagten Philippus" um sich, der kindischer geworden sei als ein Kind; sogar aus Venedig, wo man seinen Brief an Campeggi gelesen hatte, kamen ihm von einem italienischen Anhänger des Evangeliums wiederholte Warnungen zu. Aber so schmerzlich er selbst diese seinem innersten Wesen widerstrebenden Kämpfe und Aufregungen empfand, so hartnäckig klammerte er sich an die Hoffnung doch noch den Ausgleich herbeizuführen, der ihm als die einzige Rettung vor dem gefürchteten Religionskrieg erschien. Auch nachdem die von Eck, Faber, Cochlaeus und andern katholischen Theologen ausgearbeitete Confutation des evangelischen Bekenntnisses (3. August) vorgetragen und vom Kaiser als genügende Widerlegung anerkannt worden war, mit der deutlichen Drohung, daß entweder die Protestanten sich unterwerfen oder der Kaiser seines Amtes als Schützer und Vogt der Kirche walten müsse, auch da noch wiederholte Melanchthon, von Brenz und andern Theologen sekundirt, seine Compromißvorschläge, welchen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem später von Karl V. oktroyirten Interim kaum abgesprochen werden kann. Sein bedeutendstes Angebot war die Rückkehr der Protestanten unter die Jurisdiktion der Bischöfe, während er seine oben bezeichneten Forderungen im Notfall sogar nur als zeitweilige Zugeständnisse bis zum Concil festzuhalten bereit war. Neben dem Wunsch nach Frieden legten ihm auch die Unvollkommenheiten des improvisirten lutherischen Kirchenregiments den Gedanken einer Erhaltung der bischöflichen Gewalt besonders nahe. Gerade unter den anwesenden deutschen Bischöfen erhob sich nun ein gewisser Widerstand dagegen, die Sache mit den Protestanten zum Äußersten zu treiben, wie es König Ferdinand, Kurbrandenburg, Herzog Georg, die bairischen Brüder, der Cardinal

Warhafftige Abconterfeiung
des Herrn Philippi Melanthonis.



SO sichs vielleicht so hett begeben/
Das du Philippum bey seim Leben
Nicht hets gesehn/ Auch nicht den Mund /
Daraus sein sprach gar schön vnd rund /
Ja viel süsser zu aller frist
Denn Honigseim geflossen ist.
Auch nicht gesehn hets die Brust sein /
Welch ist gewest Gotts wonung fein.
Auch nicht die Augen die fürwar
Ein Erbars Gmüt anzeigten klar.
Auch nicht das Heupt/Welchs stets vnd fest
Als ein Schatzkammer ist gewest/
Der Tugendt voll/ vnd auch zu gleich
Von allen guten Künsten reich.
So schaw an dis des Malers Werck/
Vnd auff all ding gar eben merck.
Denn es gibt dir gleich ein Bericht/
Wie sein lebendigs Angesicht.

Gewesen sey / Denn hier ist gmalt /
Wie er gewest eusserlich gestalt.
Sein Augen/ Stirn/ Nas/Mund vñ Wan/
Vnd wie er teglich ist gegangen. (gen/
Dis ist als wol getroffen hier/
Aber das seins verstandes zier/
Vnd sein Vernunfft vnd Gschickligkeit/
Dargeb/vnd sein Scharffsinnigkeit/
Ein solch Werck / so durch seine Kunst/
Ein Meister bgundt/wer all vmb sonst/
Er würds nicht enden mit der handt/
Hett er gleich Apellis verstandt.
Philippus aber selber hat
In seinen Schrifften mit der that
Ein Muster seins verstands gar eben
Vnd hohen Gmüts an tag gegeben/
Denn er hat selbs sein eigne gaben
Abmaln können. So du wilt haben

Derselben einen voln vorstandt/
So nim die Bücher vor die handt/
Die er mit hoher kunst geschrieben/
Vnd ordentlich mit ernst getrieben/
Die lies du durch: Denn sie gar eben
Irs Meisters ebenbildt dir geben.
Aus den ist nicht allein sein Lahr /
Vnd seine meinung offenbar/
Von Gott vnd von Geistlichen sachen/
Sondern sie auch bekandt thun machen/
Wie seine Sitten/ was sein handel
Gwest sey/vnd all seins Lebens wandels

Ex Latino.

Philipp Melanchthon.

Facsimile des Holzschnittes von Lucas Cranach. Nach Melanchthons Tode erschienen.

von Salzburg und manche andere Fürsten wohl gern gesehen hätten. Die drei geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe von Augsburg und Trient waren teils von erasmischen Tendenzen beeinflußt, teils aus politischen Erwägungen einer gewaltsamen Lösung abgeneigt. Noch einmal wurde am 16. August ein Ausschuß von vierzehn Fürsten, Juristen und Theologen aus den beiden Parteien niedergesetzt, um das Unmögliche möglich zu machen. Melanchthon, Brenz und der hessische Prediger Schnepf kamen wirklich mit Eck, Wimpina und Cochlaeus in einer Reihe von Punkten überein und von sächsischer Seite hätte man selbst Ohrenbeichte und Fasten nicht für unannehmbar gehalten. Aber man zertrug sich über die Abendmahlsfeier; die Katholischen boten den Lutheranern das Zugeständniß utraquistischer Communion bis zum Concil, mit päpstlicher Erlaubniß, doch unter der Bedingung, daß von evangelischer Seite ausdrücklich die Communion unter einer Gestalt für gleichberechtigt und der Gebrauch der einen oder andern Form des Sakraments für etwas indifferentes erklärt werde. Die Evangelischen hätten damit einen wichtigen Bestandteil ihrer Lehre selbst preisgegeben; so bereitwillig Melanchthon auf die ganze Befreiung von der äußeren Herrschaft der Hierarchie verzichten wollte, wie er in seiner Todesangst vor dem angeblich schon gezückten Schwert des Kaisers sogar noch härteren Bedingungen sich gebeugt hätte, es gab doch eine Grenze, über welche hinaus ihm auch seine Confessionsgenossen zu folgen sich weigerten. „Wir haben es bisher standhaft abgeschlagen," schreibt sein getreuer Brenz; „möge der Herr uns standhaft erhalten!" Trotzdem bemühte sich Melanchthon in einer engeren Commission von sechs Mitgliedern, die einen allerletzten Einigungsversuch unternahm, noch einmal für seine Lieblingsidee einer Herstellung des Episkopats. Aber immer mächtiger erschollen inzwischen die Warnungsrufe, welche Luther, längst „des Reichstags müde", aus seinem Koburger Asyl an die Freunde und an die Fürsten richtete. So unbedingt er den guten Willen Melanchthons anerkennt, so klar durchschaut er jene klügelnde „Philosophie" des „Junker Philippiche", deren bald kleinmütige bald optimistische Berechnungen keine einfache Größe der Anschauung, keine Kraft zum Entschluß mehr aufkommen ließen. „Ihr habt," schreibt Luther an Spalatin, „ein Wunderwerk begonnen, nämlich die Vereinigung zwischen dem Papst und dem Luther. Aber der Papst wird nicht wollen und Luther lehnt ab. Wenn ihr es beiden zum Trotz fertig bringt, dann werde ich Eurem Beispiel folgen und Christus mit Belial versöhnen." Die Jurisdiktion der Bischöfe, meint er, würde wohl keine andere sein als die des „Meister Hansen", d. h. des Henkers. Er kann sich gegenüber den wälschen Kunstgriffen des Papstes und seines Legaten eines deutschen Kraftworts nicht erwehren. „Frei ist Luther," damit tröstet er sich für den Fall, daß die Augsburger Freunde etwas wider das Evangelium zugeben sollten; „frei ist wohl auch der Makedonier. Seid tapfer und handelt männlich."

Der Makedonier ist in den Briefen der Wittenberger Landgraf Philipp. Seine und Kurfürst Johanns Festigkeit hat doch in Wahrheit gut gemacht,

was Melanchthon und Genossen zu verderben sich mühten; „unsere Fürsten,“ schreibt einmal Brenz, „sind standhaft im Bekenntniß des Evangeliums, und wenn ich ihre Standhaftigkeit betrachte, so steigt mir die Schamröte ins Gesicht, daß wir geringen Leute uns so sehr vor kaiserlicher Majestät fürchten“. Es machte gewaltigen Eindruck, als der Landgraf am 6. August heimlich Augsburg verließ, ohne die kaiserliche Erlaubniß zur Abreise erhalten zu haben; unmittelbar vorher hatte er dem Kaiser ins Gesicht gesagt, er werde bei dem übergebenen Bekenntniß bestehen, und sollte er Leib und Leben drüber lassen. „Halt an, frommer Ackermann, halt an,“ so ermunterte Zwingli seinen fürstlichen Bundesgenossen, der ihm Hoffnung auf einen Feldzug machte, sobald wieder „die Blümlein hervorstechen“ würden. Und so grundverschieden der Kurfürst von Sachsen von dem leidenschaftlichen Landgrafen war, an Entschlossenheit in Sachen des Evangeliums gab er ihm kaum etwas nach. Wohl fürchtete man auf protestantischer Seite eine Zeitlang, Melanchthon werde ihn verführen, aber der alte Herr, der sich Luthers kleinen Katechismus eigenhändig abschrieb, würde, obgleich er nicht wie der Landgraf in religiösen Fragen ein eignes Urteil zu haben wagte, sicherlich niemals ohne die Zustimmung seines Doktor Martinus zu einer Entscheidung über die Zukunft des Evangeliums geschritten sein. Für ihn lag die Sache trotz aller „Fechterstreiche“ seiner Theologen sehr einfach; „es sind,“ sagte er, „zwei Wege, Gott verläugnen, oder die Welt; denk ein jeder, welches am Besten sei“. Luther meinte später, der heilige Geist selber habe den friedfertigen Fürsten zu Augsburg in einen Helden verwandelt. Melanchthon freilich fand es unbegreiflich, daß die protestantischen Fürsten „in seltsamer Nachlässigkeit und in einer gewissen stummen Entrüstung“ es verabsäumten zu Gunsten des Friedens dem Kaiser und den gemäßigten Katholischen den Hof zu machen. An Drohungen ließ man es auch den Fürsten selbst gegenüber nicht fehlen; der cholerische Joachim von Brandenburg soll einmal geäußert haben, wenn Kursachsen die neue Lehre nicht aufgeben wolle, werde der Kaiser ihm und seinen Anhängern nach Landen und Leuten, Leib und Leben, Ehr und Gut, auch Weibern und Kindern trachten. Aber es war eben das Übertriebene der gegnerischen Forderungen, was auch die friedlichsten unter den Protestanten zum Widerstand herausforderte. Der Kaiser meinte, da sie seiner Befürwortung eines Concils sich anschlossen, ihnen bis zu dessen Eröffnung Rückkehr zum alten Glauben zumuten zu dürfen, während sie natürlich die Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes im Auge hatten. Noch zogen sich die Verhandlungen durch die größere Hälfte des September; Kursachsen zeigte sich nicht abgeneigt dem Kaiser bis zum Concil die Verwaltung der eingezogenen Klöster heimzustellen, aber von katholischer Seite wurde diese Nachgiebigkeit sofort mit weiteren Forderungen, z. B. Herstellung der alten kirchlichen Meßfeier, beantwortet. Bis zuletzt hoffte trotzdem Melanchthon mit seiner Lieblingsidee einer ausdrücklichen Preisgabe der Sakramentirer den Ausgleich ermöglichen zu können, aber schließlich traten der Kaiser und die katholische Majorität am 22. September mit einem Ent-

wurf des Reichsabschieds hervor, welcher den durch die Bibel gründlich widerlegten Protestanten Bedenkzeit bis zum 15. April gewährte, ob sie betreffs der noch unverglichenen Punkte sich bis zum Concil der Kirche fügen wollten oder nicht; außerdem sollten sie bis zu diesem Termin nichts Neues in Glaubenssachen veröffentlichen, den altkirchlichen Gottesdienst bei ihren Untertanen nicht hindern oder abstellen, gegen die Wiedertäufer und Sakramentirer mit Kaiser und Reich zusammen vorgehen. Die Protestanten hätten, wie Virck bemerkt, mit der Annahme eines solchen Abschieds — lügenhaft, falsch, listig nennt ihn Spalatin — ihr eignes Todesurteil gesprochen. Sie protestirten vor dem Reichsoberhaupt, wie sie 1529 vor dem Reich protestirt hatten. Der Bruch war vollkommen; mit weinenden Augen, aber unerschüttert nahm Kurfürst Johann Abschied von seinem Kaiser. In Wittenberg erzählte man sich später ein Wort des sächsischen Kanzlers Brück bei der letzten Entscheidung: „Wohlan, kanns nicht anders sein, so wissen wir doch, daß alle Pforten der Hölle wider diese unsere Lehre nichts vermögen"; der Kaiser habe es gehört und gefragt, was denn das sei, Pforten der Hölle.

Karl V. suchte nach dem Weggang der evangelischen Fürsten wenigstens die Städte einzuschüchtern, deren Trennung in Augsburg noch viel weiter gediehen war als das Jahr zuvor in Speier. Ihr alter Grundfehler, das gegenseitige Mißtrauen, hatte durch die confessionelle Spaltung neue Nahrung erhalten, aber z. B. unter den zwinglisch Gesinnten selbst zeigten sich schwer überwindliche Gegensätze, während Nürnberg und Reutlingen ihren Anschluß an das sächsische Bekenntniß eine Zeitlang auch den lutherischen Schwesterstädten verheimlichten. Der Vertreter von Ulm, Besserer, gefiel sich in einer höchst schwankenden und undurchsichtigen Politik; Biberach hatte seinen Gesandten dahin instruirt, sich ganz nach dem Muster Ulms entweder auf die katholische oder auf die lutherische oder auch zwinglische Seite zu schlagen. Memmingen schien gewillt trotz des Abfalls größerer Städte stets ein „Bethlehem" des Evangeliums zu bleiben; Nördlingen dagegen stand unter der Leitung des charakterlosen Predigers Billicanus, welcher damals in Augsburg vor Campeggi und einem Mainzer Inquisitor seine neugläubigen Irrtümer abschwor. Man hätte denken sollen, daß gegenüber solcher Zersplitterung die nicht gesparten kaiserlichen Machtworte durchschlagen würden; Karl V. ließ sich vernehmen, es gehöre die Faust dazu, und eifrige Zwischenträger warnten davor solche Reden als leere Drohungen aufzufassen; Landgraf Philipp selbst glaubte vorübergehend an einen bevorstehenden Angriff. Trotzdem fand eine Reihe von Städten endlich doch den Mut zu offenem Widerstand; neben Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg, die sich zu den Nürnbergern hielten, Frankfurt, Ulm, Hall und zum unwilligen Erstaunen des Kaisers Augsburg selbst. Der Entschluß dieser Stadt, welche Karl V. in ihren Mauern und den alten Todfeind Baiern vor den Toren hatte, war auch für die Evangelischen eine Überraschung und Ermutigung. In Ulm aber entschied gegen den Abschied vor allem die große Majorität der Zünfte, nachdem der Bürgermeister Kraft für den Fall der

Ablehnung Sterben und Verderben, Zerstörung der Stadt, Raub von Weib und Kind, für den Fall der Einwilligung wider das Gewissen Gottes Zorn und ewige Verdammniß den Versammelten vor Augen gestellt hatte. Alle die großen süddeutschen Reichsstädte waren somit der fürstlichen Opposition beigetreten. Es blieb dem Kaiser kaum etwas anderes übrig als nun seinerseits in dem am 19. November publizirten Reichsabschied die äußerste Schroffheit walten zu lassen, weit mehr als in jenem früheren Entwurf. Das Wormser Edikt sollte gehandhabt, die geistliche Jurisdiktion vollkommen hergestellt, die Kirchengüter restaurirt, beziehungsweise in ihrem Bestand erhalten werden. Das Reichskammergericht ward auf den Abschied verpflichtet.

So schloß dieser Augsburger Tag mit einer Kriegserklärung von Kaiser und Reich gegen die protestirenden Stände. Wenn der Abschied wirklich in Kraft trat, dann fand sich nirgends mehr ein Anhalt für die Behauptung, daß der einzelne Reichsstand mit seinen kirchlichen Änderungen auf dem Boden des Rechts stehe und sein Verfahren vor kaiserlicher Majestät verantworten könne. Aber eine andere Frage ist es, ob der Kaiser wirklich daran dachte gegen die Ungehorsamen sogleich das Schwert zu ziehen. Wir sind keineswegs in der Lage die wahren Absichten des schweigsamen Herrn zu erraten, doch entspricht die Annahme, daß er nicht ungern den endgültigen Entschluß hinauszögerte, am meisten seiner Sinnesart, welcher jedes rasche Vorwärtsgehen unsympathisch und jeder Aufschub willkommen war. Es war diese Eigentümlichkeit Karls V. neben der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben und Interessen der größte Vorteil für die Gegner, nicht zuletzt auch für die deutschen Protestanten. Und wer könnte läugnen, daß neben der deutschen Reformation und der Erhebung Ferdinands zum römischen König auch andere brennende Fragen die Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch nahmen und vor jedem entscheidenden Schritt sorgfältige Prüfung forderten? Unabläßig drohte die Gefahr eines neuen türkischen Angriffs und im Zusammenhang damit stehen Karls vergebliche Bemühungen mit seinem alten Gegner König Franz, der im Sommer 1530 endlich seine Söhne zurückerhalten und des Kaisers Schwester Eleonora heimgeführt hatte, in ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zu treten; man verhandelte über die schon beim Friedensschluß angeregte engere Familienverbindung, aber die Rückkehr des spanischen Emigranten und französischen Agenten Rincon aus Konstantinopel, so manche Bewegung der unzufriedenen Elemente in Italien, der ärgerliche Ehehandel Heinrichs VIII., das alles gab dem Verdacht gegen Frankreich immer wieder Nahrung. Ein Gesandter König Ferdinands hörte in Rom, eifriger als jemals denke Franz I. an die Erwerbung von Mailand; sein Anerbieten die Leitung des Seekriegs gegen die Osmanen zu übernehmen erregte das größte Mißtrauen. Es gab noch eine Sache, die dem Kaiser ganz besonders am Herzen lag und doch ohne Zustimmung Frankreichs sich nicht durchführen ließ. Das allgemeine Concil, nach seiner Überzeugung im jetzigen Augenblick notwendiger als zu irgend einer Zeit, stieß natürlich in Rom auf einen zwar verhüllten, aber desto zäheren

Widerstand. Man hat wohl behauptet, Clemens VII. habe wegen seiner illegitimen Herkunft oder aus andern persönlichen Gründen das Concil gefürchtet, aber eine solche Abneigung lag doch überhaupt in der Natur des Papsttums, wie es sich neuerdings entwickelt hatte, trotz der nicht ungünstigen Erfahrungen mit der letzten Kirchenversammlung. „Die Florentiner und lateranensischen Erinnerungen," sagt Maurenbrecher, „kamen gegen die bösen Reminiszenzen von Basel nicht auf." Unbequem sind und bleiben parlamentarische Institutionen auch im besten Fall für jede absolutistisch angelegte Gewalt. So verabscheute Clemens, nach Loaysa's Bericht, schon das bloße Wort Concil wie den Namen des bösen Feindes und wurde, als er den festen Willen des Kaisers erkannte, mehr und mehr auf die Seite Frankreichs getrieben, dessen Abneigung gegen das kaiserliche Projekt bald offen hervortrat. Nichts ist drastischer als die Argumentation, womit Karls ehemaliger Beichtvater, jetzt Cardinal Loaysa für den Notfall die einfache Duldung der Ketzerei empfiehlt. Er ist überzeugt, „daß diese Ketzer nicht anders kurirt werden können wie alle früheren, seit Christus gestorben ist, geheilt wurden," nämlich mit Gewalt. Aber da augenblicklich die Türkengefahr weit dringlicher erscheint, rät er dem Kaiser immer wieder sie zunächst Ketzer und Bestien sein zu lassen und trotzdem mit ihnen Arm in Arm zu gehen; Karl soll sich damit begnügen, daß sie ihm dienen und treu sind, „mögen sie auch gegen Gott schlimmer als Teufel sein"; er soll sich nicht darum kümmern, daß ihre Seelen zur Hölle fahren, sondern nur ihre Leiber zum Gehorsam gegen sich bekehren. Papst Clemens selbst hatte, während Campeggi den Kaiser zum Krieg zu treiben suchte, bereits die früher verworfene Möglichkeit von Zugeständnissen an die Protestanten ins Auge gefaßt; einer seiner Vertrauten erklärte im November 1530 Priesterehe und Laienkelch für zulässig. Man hielt also eine solche Niederlage der kirchlichen Prinzipien immer noch für erträglicher als das fatale Concil.

Neben diesen Schwierigkeiten, welche sich aus der Weltlage ergaben, war doch auch das Verhältniß des Kaisers zu den katholischen Reichsständen nicht derart, daß sie ihm etwa insgesammt in einen Religionskrieg zu folgen bereit waren. Wie die Weltlichen auf dem Reichstag ihre alten Beschwerden gegen Rom und die Geistlichen wieder hervorgesucht und Campeggi's Entsetzen über eine solche „Rebellion" im eigenen Lager erregt hatten, so zeigte sich neben den nichts weniger als kriegerischen Neigungen der Bischöfe auch der Antagonismus der Baiern gegen Habsburg einer Kriegspolitik ungünstig, für welche doch eigentlich nur Kurbrandenburg und Georg von Sachsen rechten Eifer zeigten. Herzog Ludwig von Baiern näherte sich in Augsburg den Sachsen, um mit ihnen gegen die Wahl Ferdinands zum römischen König zu arbeiten. Diese Wahl, für welche die sämmtlichen Kurfürsten außer Sachsen mit den bekannten Mitteln gewonnen wurden, fand am 5. Januar 1531 in Köln statt; Frankfurt war nicht nur wegen der dort auftretenden Pest, sondern auch mit Rücksicht auf seine Ketzerei der ihm zustehenden Ehre nicht würdig befunden



König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder.

Nach dem Kupferstiche von Bartel Beham (1496—1540).

worden. Noch zu Augsburg hatte Karl seinem Bruder endlich die feierliche Belehnung mit den österreichischen Landen, Würtemberg eingeschlossen, erteilt; er wollte recht nachdrücklich dem Reich zum Bewußtsein bringen, daß, wie er einmal an Ferdinand schrieb, „wir beide ein und dasselbe sind". Nur für gewisse wichtige Fälle, wie für die Erteilung von Fahnenlehen, Bestimmungen über die Monopole, Erklärung der Reichsacht und Bündnisse, behielt sich der Kaiser eine Mitentscheidung vor. Kursachsens Protest gegen die Königswahl, durch den jungen Herzog Johann Friedrich zu Köln getan, hatte keinen unmittelbaren Erfolg. Schon vorher war der Ausschluß des Ketzers von der Wahlhandlung in Beratung gezogen und von Clemens VII. für diesen Fall eine Bulle zur Verfügung gestellt worden, welche dem Ketzer die Kurstimme absprach, aber man zog es vor, von der zugleich übersandten zweiten Bulle des gefälligen Papstes Gebrauch zu machen, worin Johanns Zulassung zur Wahl gutgeheißen wurde. Nachdem der neue König sich in seiner Wahlkapitulation auf den Augsburger Abschied verpflichtet und mit den fünf Kurfürsten ein Defensivbündniß auf zehn Jahre geschlossen hatte, wobei auch die etwaige Züchtigung eines Aufrührigen wegen der Wahl nicht vergessen war, erwog man gelegentlich der Krönung zu Aachen im kaiserlichen Staatsrat den Vorschlag eines weiteren Bündnisses mit allen katholischen Reichsständen, „nicht allein um einem Angriff zu begegnen, sondern um den Abgewichenen zuvorzukommen".

Aber die „Abgewichenen" waren diesmal die Rascheren. Wir kennen die Kriegslust des Landgrafen, seine Verbindung mit Heinrich von Braunschweig zu Gunsten des Würtembergers (S. 614); auch mit Leonhard von Eck hatte er längst angeknüpft, denn so feindlich man sich in der religiösen Frage gegenüber stand, um so leichter trafen die Protestanten mit den Baiern in dem von letzteren gehegten Herzenswunsch zusammen, „wie man die Wahl umstoßen und dem König Ferdinand Irrung tun möchte, damit er einigen Gewalt im Reich nicht erlange". Wichtiger jedoch als diese erst später wirksamen Velleitäten war die Lossagung Kursachsens von dem bisher festgehaltenen Grundsatz des leidenden Gehorsams. Das entscheidende Wort hatte eigentlich Luther schon in Koburg gesprochen; „wird ein Krieg draus," so schreibt er an Jonas (20. Sept. 1530), „so werde er draus; wir haben gnug gebeten und getan". Damals war Butzer eben unterwegs, um trotz der schlimmen Augsburger Erfahrungen im persönlichen Zusammensein mit dem großen Wittenberger doch noch an das Ziel eines Ausgleichs zu gelangen. Luther hatte den unermüdlichen Vermittler zu Marburg als einen „durchtriebenen Schlingel" begrüßt, aber Butzer brachte es trotzdem in Koburg fertig, in dem Gegner, der ihm sagte, er würde für die Beendigung des Zwiespalts gern dreimal sterben, wenigstens den Glauben an die Möglichkeit einer Vereinigung zu erwecken; freilich bemerkte er den Seinigen, man müsse der Sache eine Gestalt geben, als habe Luther nichts nachgelassen. Bald darauf trat zu Augsburg der von Kurfürst Johann zurückgelassene Graf Albrecht von Mansfeld in vertrauliche Verhandlung mit den Straßburgern behufs einer Wiederaufnahme des vordem in Schmalkalden

gescheiterten Bündnißprojekts (S. 611); was die Sachsen damals von den Oberländern getrennt hatte, deren Verbindung mit den Schweizern sollte jetzt im Gegenteil dem evangelischen Bund zu Gute kommen und man erörterte bereits, wie die norddeutschen Fürsten ihren städtischen Verbündeten mit Reiterei, diese wiederum den andern mit Fußvolk aushelfen könnten. Wie hatten doch die Augsburger Vorgänge den Lutheranern ihre Bedenklichkeiten so plötzlich ausgetrieben! Vor allem ging Luther selbst wenn auch nur ungern zu jener Ansicht der sächsischen Juristen über, deren Argumente ihn noch im vorigen Jahr ganz kalt gelassen hatten. Er ließ sich von ihnen belehren, daß der Kaiser kein Monarch im vollen Sinn des Wortes sei, daß er den Reichsständen in ähnlicher Weise gegenüberstehe wie die altrömischen Consuln dem Senat, der Doge von Venedig dem Rat oder der Bischof seinem Kapitel; noch weniger vermochte er natürlich ihrer Anwendung rein privatrechtlicher, prozessualischer Normen auf staatsrechtliche Fragen wirksam zu begegnen. Wohl riet er seinem Kurfürsten an der Wahl Ferdinands lieber teilzunehmen und der Kriegslust des Landgrafen keinen Vorschub zu leisten, aber er fügt den Seufzer bei: „ach Herr Gott, ich bin in solchen Weltsachen zu kindisch". Und deutlich genug erkennt man die Einwirkung eines Briefes, in welchem eben der Landgraf dem Reformator die Rechtmäßigkeit eines Kampfs gegen den Kaiser auseinandergesetzt hatte, in Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen wider den Augsburger Reichsabschied". Zwar ist ihm immer noch „Carolus das edel Blut ein Schaf unter Wölfen," aber die Verteidigung gegen die papistischen Bluthunde erlaubte Notwehr. Wie der Landgraf in jenem Brief erinnert auch er an das Beispiel der alttestamentlichen Helden und der Husiten, an Judas Makkabaeus und Zizka. „So laß fröhlich hergehen," ruft er mit dem Feuer der ersten Reformationsjahre, „und aufs Ärgst geraten, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselbe Gottes Zorn verhängen will." Trotzig bezeichnet er sich als den „deutschen Propheten, meinen Papisten und Eseln zu Lust und Gefallen".

Noch vor der Wahl König Ferdinands wurde auf einer Versammlung protestantischer Herren und Städteboten zu Schmalkalden (22. — 31. Dez. 1530) der evangelische Bund geschlossen, und zwar unter Zugrundlegung des hessisch-schweizerischen Burgrechtsentwurfs von 1529. Es war entscheidend, daß in dieser auf sechs Jahre eingegangenen Vereinigung der Kaiser nicht mehr ausgenommen wurde. Wohl hieß es, der Bund solle „nicht wider den Kaiser noch sonst jemand gerichtet," d. h. nicht offensiv sein, aber der eigentliche Zweck des Bundes, die Verteidigungspflicht gegen jeden Angriff, der gegen eines seiner Glieder wegen des göttlichen Worts, evangelischer Lehre oder des Glaubens ausdrücklich oder auch unter anderem Vorwand unternommen wird, kennt keinerlei Ausnahme. Der erste Abschluß erfolgte zwischen Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, den Städten Magdeburg und Bremen. Von der Tapferkeit Sachsens, welche die Oberländer nicht genug rühmen konnten, stach die ängstliche Haltung des Markgrafen Georg

und der Nürnberger ab, die sich inzwischen wieder bei ihren Theologen Rats erholt hatten; „es gibt," schrieb Butzer an Zwingli, „manche sonst treffliche und wahrhaft fromme Leute, die aus übertriebener Scheu vor unverstandenen göttlichen Worten mehr als nötig ihren Gelehrten nachgeben". Auch die Oberländer traten übrigens nicht sofort bei, da ihnen in Schmalkalden von lutherischer Seite die Beseitigung der ärgerlichen Ungleichheit der Kirchengebräuche als Vorbedingung gesetzt wurde. Man kann sagen, daß die unentbehrliche Ergänzung des schmalkaldischen Bündnisses von dem Ausgang des Kampfes abhing, welchen die norddeutschen Lutheraner mit Zwingli um die schwäbischen Reichsstädte führen mußten. Denn während jetzt Kursachsen selbst die Beiziehung der Schweizer wünschte und ihnen die Hand bot, falls sie die Tetrapolitana (S. 621) annehmen würden, während Luther, Melanchthon und Jonas ihrem Kurfürsten eine Concordia in Aussicht stellten, blieb Zwingli bei seiner früher geäußerten Meinung, man könne sich mit den Lutheranern nur in der Weise verbinden, wie diese selbst mit den Papisten gegen den Türken zusammenhielten. Er erklärte das lutherische Abendmahl für eine „fast mehr als papistische Messe" und verwarf Butzers „jämmerlich erfochtene Einigung", worauf Butzer jede weitere Erörterung mit ihm über diese Sache abbrach. Ganz in Zwinglis Sinn entschied ein Tag der schweizerischen Burgrechtsstädte zu Basel (Febr. 1531) gegen die Annahme des deutschen Bündnisses. Fast gleichzeitig protestirte eine zu Memmingen tagende Versammlung schwäbischer Ratsboten und Geistlicher gegen jene von den Lutheranern angeregte Gleichförmigkeit der „christlichen Ceremonien", welche, in der alten Kirche unbekannt, erst durch Karl den Großen dem Papst zu Gefallen aufgebracht worden sei. Trotzdem gelang es Butzer und seinen Gesinnungsgenossen, die Verbindung mit den norddeutschen Fürsten dadurch zu ermöglichen, daß man den vorhandenen dogmatischen Gegensatz vor der Welt „kräftig verheimlichte" und namentlich den Wittenbergern selbst hinter einer formalen Annäherung an ihre Abendmahlslehre verbarg. Sogar Melanchthon, für welchen jetzt auch der Landgraf nicht mehr der „Makedonier", sondern der „Heraklide" war, überwand seinen bisherigen Abscheu vor dem „geschminkten und verlogenen Synkretismus" soweit, einen freundlichen Brief an den Straßburger Vermitter zu schreiben; es half nichts, daß die Nürnberger dem „fast listigen Männlein, dem Buzerlein" nach wie vor das tiefste Mißtrauen widmeten. Die erste offizielle, sozusagen die Gründungsurkunde des schmalkaldischen Bundes, welche von Kursachsen am 27. Febr. 1531 ausgefertigt wurde, führt neben den schon oben genannten Teilnehmern nicht nur den Kurprinzen Johann Friedrich und die Herzoge Philipp, Otto und Franz von Braunschweig auf, sondern auch die oberländischen Städte Straßburg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Isny und die Hansestadt Lübeck, obwohl dieselben den Bundesbrief erst später besiegelten. Noch ehe es geschah, bekundete eine zweite Versammlung zu Schmalkalden (Ende März/Anfang April) das zwischen den Fürsten und den Oberländern her=

gestellte gute Einvernehmen; der sächsische Gesandte Minckwitz sprach gegen die Städte den Wunsch aus, die Einigung Luthers und Butzers über das Sakrament möge durch alle Prädikanten gleichförmig dem Volke angezeigt und „in alle Welt verbreitet" werden. Auf einem weiteren Bundestag zu Frankfurt (Juni) traten dann Braunschweig und Göttingen bei, im Winter darauf Goslar und Eimbeck. Wenn aber die ausschließliche Verbindung von glaubensverwandten Herren und Städten diese neue Anwendung des im Reich längst geübten Einigungsprinzips von früheren ähnlichen Bündnissen unterscheidet, so treten doch gleich im Anfang Combinationen hinzu, welche den Zweck verfolgen auch die Hülfe katholischer Mächte in und außerhalb des Reichs auf Grund gewisser gemeinsamer Interessen der evangelischen Sache zuzuwenden. Man wendet sich mit Protest gegen den Augsburger Abschied und unter Berufung auf ein freies Concil an Frankreich und England; Franz I. erklärt sich mit Freuden bereit zu dem traditionellen „Schutz der deutschen Freiheit". Im August 1531 trifft Leonhard von Eck mit dem Landgrafen in Gießen zusammen. Es ist die nämliche skrupellose Politik, wie sie uns in jenen hessisch-schweizerischen Projekten von 1529 entgegentritt.

Freilich machte sich auch im schmalkaldischen Bund von vornherein der Antagonismus zwischen einem vorwärtsdrängenden und einem bedächtig zurückhaltenden Element bemerklich; mit dem Verhältniß zwischen Zürich und Bern läßt sich in gewissem Sinn die Stellung des Landgrafen zu Kursachsen vergleichen. Philipp war ganz Feuer und Flamme, als der Bund wirklich zu Stande kam; er dachte seinen Lieblingsplan, die Zurückführung Ulrichs von Würtemberg, sofort zu verwirklichen, als im Frühjahr 1531 die Nachricht von einem neuen Angriff der Türken eintraf; kein Geringerer als der mächtige Renegat Gritti (S. 596) hatte ihm bereits ein Bündniß mit dem Sultan und Zápolya gegen Ferdinand angetragen. Auf die Baiern meinte Philipp sicher zählen zu dürfen; sie müßten doch, schreibt er einmal an Eck, auch nicht Wilde sein, „wollt Ihr gern König werden und Euern Willen haben". Aber am sächsischen Hof wies man den unchristlichen Gedanken einer Ausnützung der Türkennot mit Entrüstung zurück, um so mehr als die Besorgniß vor einem gewaltsamen Vorgehen des Kaisers sich allmählich gemindert hatte. Karl V. bemühte sich im Gegenteil seit dem Frühjahr 1531 auf irgend welche Weise einen vorläufigen Vergleich mit den Protestanten zu erreichen, indem er die Vermittlungsversuche des Mainzer und des Pfälzer Kurfürsten zuließ und für den Herbst einen Reichstag ausschrieb. Nach längerem Zögern gewährte er sogar eine von den Protestanten dringend geforderte und auch von König Ferdinand befürwortete Concession. Kraft des Augsburger Abschieds hatte nämlich das Reichskammergericht sozusagen den Rechtskrieg gegen die Ketzer eröffnet, indem es eine Reihe von Prozessen auf Rückgabe des säkularisirten Kirchenguts und Herstellung der beseitigten geistlichen Jurisdiktion einleitete. Die Einstellung dieser den Protestanten sehr lästigen Prozesse gewährte Karl unter dem 8. Juli wenigstens für die nächste Zeit, bis zum

Reichstag. Was er von seinem nach Deutschland abgefertigten Rat Cornelius Schepper vernahm, konnte ihn nur noch mehr in den friedlichen Absichten bestärken, zu welchen vielleicht mehr als alles andere die immer drohenderen Nachrichten über die Haltung Frankreichs beitrugen. Geistliche Fürsten wie Philipp von Speier und Christoph Stadion von Augsburg empfahlen auf das Wärmste die Duldung mindestens der Priesterehe und des Laienkelchs. Stadion meinte, wenn man nur die Lutheraner habe, dann werde man die Zwinglischen leicht zur Ruhe bringen; Schepper wagte zu hoffen, Melanchthon und Jonas würden sich vielleicht durch ihn selbst gewinnen lassen. Und es steht allerdings außer Zweifel, daß in Sachsen jene Neigung zu einem schweizerischen Bündniß wieder völlig verflogen war. Dem Landgrafen, der immer noch an der Verbindung mit Zwingli festhielt und den Anschluß der Schweizer an den Bund, eventuell sogar um den Preis eines Austritts der Sachsen plante, glückte es nicht auf und nach dem Frankfurter Tag gegen die sächsische Abneigung durchzudringen; er klagte am 30. Juli, das sei die Folge einer vom Kaiser erteilten freundlichen Antwort. Dagegen schien trotz des schmalkaldischen Bundes die Losreißung der süddeutschen Städte von dem konfessionellen Machtgebiet der Wittenberger im Jahr 1531 so gut wie unvermeidlich zu sein. Denn unaufhaltsam eroberte unter der Aegide Straßburgs der Zwinglianismus die schwäbischen Städte. Schon vor jener Memminger Synode, welche u. a. auf Einführung einer Kirchenzucht drang, hatten die Reutlinger ihre Altäre und Bilder beseitigt; im Sommer folgte das mächtige Ulm, wo unter der persönlichen Leitung von Butzer, Blarer und Oekolampadius die „Zerstörung des Antichrist“ mit dem nämlichen Vandalismus wie in Zürich durchgeführt und im Münster sogar Syrlins berühmte Schnitzereien verstümmelt und die beiden Orgeln zertrümmert wurden. Von Ulm zogen jene drei Reformatoren nach Biberach, um ihren Feldzug wider „Götzen und Meß“ mit Erfolg fortzusetzen. Blarer, von Butzer als „Apostel des Schwabenlandes, soweit das Constanzer Bistum reicht“, bezeichnet, besorgte noch die Umgestaltung des Kirchenwesens zu Eßlingen im gleichen Sinn. Inzwischen siegte der „Butzerismus“ auch in dem lange von religiösen Gegensätzen zerrissenen Augsburg über das Luthertum, dessen Hauptvertreter weichen mußten und durch Straßburger Prädikanten ersetzt wurden. Kursachsen selbst half durch seine wieder erwachte Schroffheit die Oberländer in die Arme der Schweizer treiben. „Es war,“ sagt Escher, „für Zwingli ein Augenblick, wie er sich kaum wieder so günstig darbieten mochte; als reife Frucht schien ihm mühelos in den Schoß zu fallen, was durch seine Weigerung im Februar anscheinend ferner als je gerückt worden war.“

Aber Zwinglis Macht war nicht mehr die alte. Statt nach dem Wunsch seiner Getreuen „oberster Vogt der ganzen Eidgenossenschaft“ zu werden, sah er in Zürich selbst seine Herrschaft, die eine Zeitlang eine fast unumschränkte genannt werden konnte, durch eine stets wachsende Opposition ernstlich bedroht. Abgesehen von dem nie ganz unterdrückten Widerstand der aristokratischen

Elemente regte sich auch unter den Reformirten eine republikanische Unzufriedenheit über diese Ausnahmestellung des einen Mannes. Unter dem Regiment Zwinglis und seiner „heimlicheren Heimlichen" schienen die Volksabstimmungen ganz verschwinden zu sollen. Die Mißerfolge seiner groß angelegten evangelischen Aktionspolitik konnten die Verstimmung nur mehren und Bern war ohnedies keineswegs gewillt die Rolle zu spielen, welche Zwingli ihm gern zugewiesen hätte, nämlich mit Zürich zusammen die Eidgenossenschaft zu leiten, „wie zwei Ochsen am Wagen". So drückt er sich in einem Programm über die Neugestaltung der Eidgenossenschaft aus, worin er von seinem theokratischen Standpunkt aus, um die katholischen ländlichen Kantone ihres bisherigen Einflusses zu berauben, bis zu der modernen Idee einer starken nach dem Verhältniß der Volkszahl einzurichtenden Bundesgewalt fortschreitet; er schätzt das Verhältniß von Zürich und Bern zu den Urkantonen wie sechs zu eins und spricht es geradezu aus, wer nicht Herr sein könne, dem sei es billig, daß er Knecht sei. Aber statt der von ihm geforderten Eintracht brachte die schwere Krisis des Jahres 1531 vielmehr eine eifersüchtige Entfremdung zwischen den beiden Städten zu Tage; „jeder Teil," urteilt Vadian, „fürchtete, der andere würde ihm zu mächtig." Nicht ohne Schuld der Züricher Politik erwuchs damals aus dem sogenannten „Müsserkrieg" der Anlaß zu einer Katastrophe, welcher die ganze schweizerische Reformation dem Untergang nahe brachte. Ein mailändischer Abenteurer, der Kastellan von Musso, hatte sich von seinem den Comersee beherrschenden Felsenneſt aus eine Art von Tyrannis im Stil der früheren Condottieren gegründet und als er seine Feindseligkeiten gegen die bündnerischen Nachbarn bis zur Ermordung eines ihrer Gesandten trieb und ins Veltlin einfiel, gingen die Bündner als Zugewandte der Eidgenossenschaft diese um Hülfe an. Da der „Müsser" längst für einen kaiserlichen Parteigänger galt und die Weigerung der katholischen Kantone am Krieg gegen ihn teilzunehmen mit mehrfach einlaufenden Warnungen vor kriegerischen Absichten des Kaisers zusammentraf, stempelte Zürich einen Handel, der nach Ansicht der meisten Kantone „den Glauben nicht um ein Haar berührte," zum Anfang der von Karl V. geplanten antievangelischen Reaktion und die fünf Orte zu Mitverschworenen Habsburgs. Ehe jedoch der Feldzug schweizerischer und mailändischer Streitkräfte gegen den Kastellan mit dem Zusammenbruch seiner ganzen Herrschaft geendet hatte, war in der Schweiz die blutige Entscheidung gefallen, zu welcher die fünf Orte durch eine von den Städten des Burgrechts gegen sie verhängte Proviantsperre geradezu herausgefordert wurden. Zwingli hatte diese gehässige Maßregel dringend, aber vergebens widerraten; das Gefühl seiner dahinschwindenden Autorität veranlaßte ihn im Juli die Enthebung von seinen Ämtern nachzusuchen und obwohl er den Bitten der Züricher bei ihnen zu bleiben nachgab, war es doch mit seiner vormaligen freudigen und entscheidenden Teilnahme an der politischen Arbeit völlig vorbei. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen das Begehren der schwäbischen Städte nach einem engeren Anschluß an die Glieder des Burgrechts bei diesen kein rechtes

Entgegenkommen fand, daß Zürich nur widerwillig auf eine von Hessen vorgeschlagene Verhandlung über die würtembergische Sache einging. Um so entschlossener zeigten sich die fünf Orte, durch die Abschneidung aller Zufuhr auf das Äußerste gereizt, aber nicht gedemütigt. Ihre Hülfegesuche beim Papst und den habsburgischen Brüdern, bei Mailand und Savoien erzielten keinen nennenswerten Erfolg; da unternahmen sie den Angriff auf eigne Faust. Gleichzeitig mit der Kriegserklärung setzte sich am 9. Oktober ihre Vorhut in Marsch.

Die Züricher, völlig überrascht, hatten nur etwa 1200 Mann bei Kappel stehen, als die Hauptmacht der Feinde, 8000 Mann stark, am 11. Oktober von Zug heranrückte. Das Hauptpanner der Stadt, um welches sich in der Eile anderthalbtausend Mann gesammelt hatten, stieß zu der kleinen Vorhut, während die Gegner, von der Schwäche der Züricher nichts ahnend, sich bis dahin auf den Geschützkampf beschränkt hatten. Als aber ein Kundschafter der fünf Orte die geringe Zahl der „Ketzer und Kelchdiebe" entdeckte, da war die Entscheidung nicht länger zweifelhaft, zumal die Züricher versäumt hatten sich den Rückzug zu sichern. Sie wurden trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit von der Übermacht erdrückt. Unter den „Wägsten und Besten", die es verschmähten ihr Heil in der Flucht zu suchen, war Zwingli selbst. Er hatte als Feldprediger den Auszug mitgemacht und mitten im Gewühl Stand gehalten; zweimal lag er schon zu Boden und erhob sich wieder, als er zum dritten Mal getroffen zusammenbrach. Noch lebend fand man ihn auf der Walstatt; als er die Aufforderung zu beichten verneinte, gab ihm ein Söldnerhauptmann von Unterwalden den Todesstoß. Seinen Leichnam verurteilte ein feindliches Kriegsgericht zu Vierteilung und Verbrennung. So starb Zwingli gleich so manchem von den Helden des alten Bundes und der antiken Welt für seinen Gott und seine Stadt. Ihm war das Los beschieden, das er vor Zeiten als das schönste gepriesen hatte:

„Wann eerlich nieman hinnen ruckt,
dann der in tapfrer that verzuckt."

Auch dem größten Sohn der Schweiz war die Tragik des geschichtlichen Heldentums nicht erspart worden. Man hat mit gutem Grund auf die zahlreichen und schreienden Widersprüche zwischen einer fast modernen Freiheit des Gedankens und einer oft abstoßenden Härte der Praxis bei Zwingli hingewiesen. In ihm begegnen sich Renaissance und Reformation, Humanität und Theokratie, Liebe zur Eidgenossenschaft und zum göttlichen Wort. Für seine Person wußte er den Ausgleich solcher Gegensätze in einer höheren Einheit wohl zu schaffen; wie in seinem Himmel zwar nicht der römische Papst, wohl aber Sokrates und Aristides, Cato und Scipio, Herakles und Theseus ihren Platz finden sollten, so lebte er der festen Überzeugung, daß es unmöglich die Eidgenossenschaft schädigen könne, wenn das Wort Gottes aufgerichtet werde. Aber daß der Versuch, einem theokratischen Ideal die Wirklichkeit dienstbar zu

machen, zu den schwersten Verwicklungen und Enttäuschungen führte, darüber konnten ihn die Erfahrungen seiner letzten Zeit nicht in Zweifel lassen. Er hat die Mitschuld an der Katastrophe in edelster Weise gesühnt. Aber Zwinglis Fall trug doch auch wieder dazu bei, dem Gefecht bei Kappel einen entscheidenden Charakter zu verleihen, welcher weit über seine rein militärische Bedeutung hinausging. Denn während von einer völligen Vernichtung der Züricher Macht keineswegs die Rede war, die Stadt vielmehr wenige Tage später 12 000 Mann beisammen hatte, war sowohl in Zürich als außerhalb der moralische Eindruck jenes verhängnißvollen Tages ein gewaltiger. Die Kriegführung der Evangelischen gewann durch ihre Vereinigung mit den Berner Streitkräften nicht an innerem Halt; nach einer zweiten wirklich schmählichen Niederlage in der Nähe von Zug bequemten sie sich zum Frieden, der mit Zürich am 16. November, mit Bern acht Tage später geschlossen die Aufhebung des evangelischen Burgrechts und den Schutz katholischer Minderheiten in den gemeinen Herrschaften aussprach, im Übrigen jedoch den Grundsatz der Parität der beiden Bekenntnisse aufrecht erhielt: freilich wurde dabei ausdrücklich der alte Glaube als der „wahre christliche" bezeichnet. In einer Reihe von gemeinen Herrschaften und freien Ämtern wurde der katholische Kultus gewaltsam hergestellt, die Evangelischen verjagt, manche getötet. Diese Reaktion erstreckte sich auch auf St. Gallen, wo nur die Stadt und die Landschaft Toggenburg sich beim evangelischen Bekenntniß behaupteten, und auf Solothurn, während in Glarus sich beide Parteien zunächst noch friedlich vertrugen. Die Evangelisirung der Eidgenossenschaft, wie sie Zwingli vorgeschwebt hatte, war gründlich gescheitert, die religiöse Spaltung der Schweiz eine unabänderliche Tatsache geworden.

Denn an eine völlige Restauration der alten Kirche wagten doch die Besonnenen unter den Siegern auch nicht zu denken. Wie Zwingli vergebens auf französische Hülfe gerechnet hatte, so sahen sich die fünf Orte tatsächlich auf ihre eigne Kraft angewiesen und die ernstlichen Bemühungen König Ferdinands, seinen Bruder zur Ausnützung des Siegs der Schweizer Katholischen zu veranlassen, blieben so gut wie erfolglos; umsonst wies er mehr als einmal darauf hin, daß die Interessen nicht allein des Glaubens, sondern auch des Hauses Österreich-Burgund den Kaiser als „Haupt und Körper der christlichen Religion" dazu aufforderten, diese unvergleichliche Gelegenheit zu ergreifen, um dem Glaubensstreit ein Ende und sich zum Herrn von Deutschland zu machen. Karl V. beschränkte sich darauf, die fünf Orte mit Subsidien zu unterstützen, wozu auch der Papst, seinerseits voll Angst vor einem möglichen Sieg und Romzug der Reformirten, sich entschloß. Ferdinands Ansicht, die deutschen Evangelischen würden ohne die Schweiz, welche ihr Haupt und ihre Stärke sei, schwach und ohnmächtig bleiben, scheint man am Kaiserhof nicht geteilt zu haben; es herrschte hier vielmehr das Bestreben, die deutschen Protestanten von einer Teilnahme am schweizerischen Religionskrieg abzuhalten, in welchem man bei dem unverkennbaren bösen Willen Frankreichs und der

Angriffslust des Sultans eine schwere Gefahr zu sehen glaubte. Überhaupt war Karls V. Politik kaum jemals vorsichtiger als in diesen Jahren, in welchen, wie Ranke sich ausdrückt, das Schicksal ihm eine Zeitlang freie Hand ließ, um die religiöse Irrung auf eine oder die andere Weise zu beseitigen. Die Verhandlungen mit den Führern des schmalkaldischen Bundes wurden durch die Grafen von Nassau und Nuenar unermüdlich fortgesetzt, ohne daß man sich näher kam. Kurfürst Johann wollte ohne Religionsfrieden von der Türkenhülfe nichts wissen und machte sogar sein Erscheinen auf dem Reichstag von einer Reihe von Bedingungen abhängig, unter welchen neben der Forderung der freien Predigt das freie Geleite für Luther, dessen Rat er nicht entbehren könne, dem Kaiser wohl ganz besonders „exorbitant und schamlos" vorkommen mochte. Nicht auf eine fernere Diskussion über die brennenden Fragen, sondern auf Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zwischen beiden Parteien bis zum Concil hatten es die Protestanten abgesehen; sie ließen sich von diesem Standpunkt nicht mehr verdrängen.

Während der Kaiser sehr bedächtig die Einleitungen zu einer noch in weitem Feld liegenden Vereinigung der katholischen Stände traf, vollzog sich der Ausbau des protestantischen Bündnisses unter dem Eindruck und den Nachwirkungen der Schweizer Katastrophe. Luther konnte seine Befriedigung über den Untergang Zwinglis, der wie ein Mörder gestorben sei, nicht zurückhalten; nach wie vor stellte er den großen Gegner mit einem Karlstadt und Münzer auf gleiche Stufe. Die Schlacht von Kappel war ihm ein Gottesurteil, Zwingli ein Verdammter, falls ihn nicht Gott extra regulam selig gemacht habe, und der Sieg der katholischen Schweizer nur deshalb „nicht fast fröhlich noch solches großes Ruhms wert," weil sie den Irrtum der Sakramentirer doch noch hatten bestehen lassen. Dagegen erkannte er darin einen wesentlichen Vorteil, daß durch diese Ereignisse der Landgraf, Straßburg und andere deutsche Evangelische von den Schweizern losgerissen worden seien. Überhaupt betrachtete er den Vorkämpfer des deutschen Protestantismus neuerdings mit andern Augen; „ich lobe den Landgrafen," sagte er einmal im vertrauten Kreis, „weil er uns nicht zu Rate zieht wie früher, sondern denkt: Predig, Luther, so will ich die Weil sehen, daß man Pferd sattle". Philipp hatte Straßburg zur sofortigen gemeinsamen Unterstützung der Züricher im Fall der Not aufgefordert und auch nach dem Frieden in Zürich eine Hülfe von 4000 Mann anbieten lassen, „wo sie gedächten sich zu rächen und sich ihrer Schäden und gelittenen schmählichen (im Konzept „schändlichen!") Handlungen zu erholen". Die Antwort der Züricher zeigte aber dem Landgrafen zur Genüge, daß sie überhaupt nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollten. Übrigens glaubte er damals sich selbst von habsburgischer Seite ernstlich bedroht, während bei der endgültigen Organisation des schmalkaldischen Bundes die Eifersucht Kursachsens auf Hessen zu einer dauernden Schädigung der gemeinsamen Interessen führte. Denn als eine solche muß es bezeichnet werden, daß auf dem von den Fürsten, Grafen und Hansestädten gehaltenen

Tag zu Nordhausen der ursprüngliche Plan die oberste militärische Leitung einem Hauptmann zu übertragen zu Fall gebracht wurde, nachdem die Sachsen, um nur die eigentlich selbstverständliche Ernennung des Landgrafen zu umgehen, den ganz unkriegerischen und politisch unbewanderten Fürsten von Anhalt vorgeschlagen hatten. Der Nordhäuser Entwurf vom 6. Dez., welcher bei den Verhandlungen in Frankfurt (19.—27. Dez.) zu Grunde gelegt wurde, teilte die Hauptmannschaft für den Fall einer „eilenden Hülfe" zwischen dem Kurprinzen Johann Friedrich und dem Landgrafen, während bei einem längeren Krieg zum obersten Hauptmann einer von den drei Fürsten Sachsen, Hessen und Lüneburg gewählt werden sollte. Für gewöhnlich wechselte die Stellung eines „regierenden" Hauptmanns halbjährig zwischen Sachsen und Hessen; derselbe hatte eventuell den Kriegsrat einzuberufen, von dessen neun Stimmen je zwei Sachsen, Hessen, den oberländischen und den niederländischen Städten, eine den übrigen Fürsten und Grafen zusammen zustand, mit der Klausel, daß der jeweilig regierende Hauptmann immer nur einen Kriegsrat stellen und bei Stimmengleichheit den Stichentscheid geben durfte. Im Fall eines Kriegs auf norddeutschem Gebiet sollte Sachsen die Leitung haben und Hessen seine Streitkräfte dem Mithauptmann zuschicken; bei einem Krieg in Hessen oder Süddeutschland trat das Umgekehrte ein. Die eilende Hülfe war auf 2000 Reiter und 10000 zu Fuß veranschlagt, der Sold für zwei Monate auf 140000 Gulden, wovon die Fürsten und Städte je die Hälfte erlegen sollten. Bei der Fixirung und Verteilung der Geldbeiträge machten sich die alten Gegensätze zwischen Fürsten und Städten einerseits, zwischen oberdeutschen und niederdeutschen Städten andererseits sehr bemerklich; es bedurfte noch mehr als einer Versammlung, um diese Fragen ins Gleiche zu bringen. Außerdem hatten die Oberländer immer noch mit den confessionellen Bedenken zu kämpfen, welche hauptsächlich durch die nicht im Bunde befindlichen Nürnberger und Markgräfischen bei den Sachsen aufs Neue erregt wurden; erst die Erklärung Straßburgs und anderer Städte, daß sie die sächsische Confession neben der Tetrapolitana als mit dieser übereinstimmend annehmen und die Lehre vom Abendmahl, wie sie in der Confession enthalten sei, nicht verneinen wollten, machte den Quälereien vorläufig ein Ende.

Seit der Kappeler Schlacht war der lutherische Charakter des schmalkaldischen Bundes und das Übergewicht des fürstlichen Elements über das städtische ein für allemal entschieden. Wir dürfen, wenn wir gerecht urteilen wollen, die Schuld an dieser Trennung der deutschen von den schweizerischen Evangelischen doch nicht ausschließlich den Lutheranern aufbürden; Sachsen selbst hatte ja auch einmal den Zwinglischen vergebens die Hand geboten. Aber das ist unbestreitbar, daß schon damals und weit mehr noch später die eigentümliche Halbheit jener lutherischen Reichsfürsten, welche den bewaffneten Schutz des Evangeliums mit einer loyalen Haltung gegen den Kaiser vereinigen zu können glaubten, dem deutschen Protestantismus den Stempel einer gewissen Engherzigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der außerdeutschen Ent-

wicklung der Reformation aufgedrückt hat. Es wäre sehr verkehrt, dieses Wesen aus einer lebendigen nationalen Gesinnung abzuleiten, da es vielmehr teils einem starren Confessionalismus teils einer unverkennbaren Angst vor der Staatsgefährlichkeit angeblich „schwärmerischer" Lehren entstammt. Allen religiösen Transaktionen hat Luther selbst den Krieg erklärt in seinem nur allzusehr befolgten Wort: „Verflucht sei die Liebe bis in den Abgrund der Hölle, die erhalten wird mit Schaden und Nachteil der Lehre, der billig alles zumal weichen muß, sei es Liebe, Apostel, Engel vom Himmel und alles, was sein mag." Das spätere traurige Schicksal der deutschen Reformation liegt in diesem Fluch. Man weigerte sich die Zwinglischen als Brüder anzuerkennen, aber man trug kein Bedenken die angebahnten Beziehungen zum Ausland eifrig weiter zu pflegen. Denn der schmalkaldische Bund gehörte nun doch einmal seiner Natur nach in die Reihe der antikaiserlichen Mächte; als eine entstehende Macht begann er in der großen europäischen Politik mitzuzählen. Schon hoffte Heinrich VIII. den Kaiser durch die Gegnerschaft eines Kurfürsten von Sachsen ernstlich bedroht zu sehen. Karl hatte die Frist der ruhigen Jahre ungenützt verstreichen lassen; statt sich unterwerfen zu lassen, war der deutsche Protestantismus endlich zu politischem Bewußtsein erwacht, während von allen Seiten die alten Gegner Habsburgs sich zu neuem Angriff rüsteten.

V. Die Glanzperiode des deutschen Protestantismus.

Die bewegten Jahre, welche zwischen der Gründung und dem beginnenden Niedergang des schmalkaldischen Bundes liegen, zeigen uns die deutsche Reformation im entschiedenen Vordringen. Sie trotzt dem Kaiser und den Katholischen gewisse rechtliche Zugeständnisse ab; sie erweitert ihr Gebiet teils auf friedlichem Weg teils durch die Gewalt der Waffen; sie überwindet noch einmal die von der Revolution, vom evangelischen Radikalismus drohende Gefahr. Und zugleich eröffnen sich ihr bedeutende Aussichten in die Zukunft mit dem Fall des Papsttums in Skandinavien und England. Ohne ihre Bundesorganisation hätte sie sich nicht zu behaupten, geschweige denn die Gunst der Weltlage zu weiteren Eroberungen auszunutzen vermocht; nichts beleuchtet vielleicht schärfer die Veränderung, wie sie durch das unabweisbare Eindringen politischer Erwägungen und Motive in den Anschauungen der evangelischen Deutschen vor sich ging, als der Einfluß, welchen solche Rücksichten zeitweilig sogar auf einen Luther geübt haben. Freilich ließen sich der alte Mangel an politischer Schulung und der lähmende Druck enger staatlicher Verhältnisse dadurch nicht aufwiegen; so geläufig und natürlich die Technik des politischen Kampfs jedem kleinen Dynasten oder Stadtrat Italiens war, so unbeholfen standen diese deutschen Fürsten und Republiken dem weltumspannenden Getriebe kaiserlicher Staatskunst gegenüber. Ihre Rettung lag einmal darin, daß ihnen selbst in schwerer Bedrängniß oder auch Versuchung der sittliche Kern der Reformation, das Heiligtum des erweckten Gewissens doch niemals ganz verloren ging. Aber ein solcher innerer Halt würde freilich allein nicht genügt haben die Unzulänglichkeit ihrer Machtmittel wett zu machen, wenn nicht die zahlreichen Gegner des Hauses Habsburg Karl V. noch anderthalb Jahrzehnte lang an einer gründlichen Abrechnung mit der deutschen Ketzerei gehindert hätten. Wir kennen bereits die überraschende Zusammensetzung einer europäischen Opposition, in welcher nicht nur höchst verschiedenartige, sondern auch geradezu todfeindliche Elemente eine teils gesuchte teils ungesuchte Vereinigung fanden. Wir kennen bereits die Verdienste des Papsttums und der Pforte um die Erhaltung der deutschen Reformation. Ein Schreiben vom Augsburger Reichstag spricht sich gelegentlich der Gerüchte von einem neuen Einfall der Osmanen ganz unumwunden hierüber aus. „Wohlan, der Türk muß uns Evangelischen Fried schaffen. Sie sind uns sonst zum Teil so feind, daß uns auch unser Herrgott selbst kaum verteidigen kunt.“

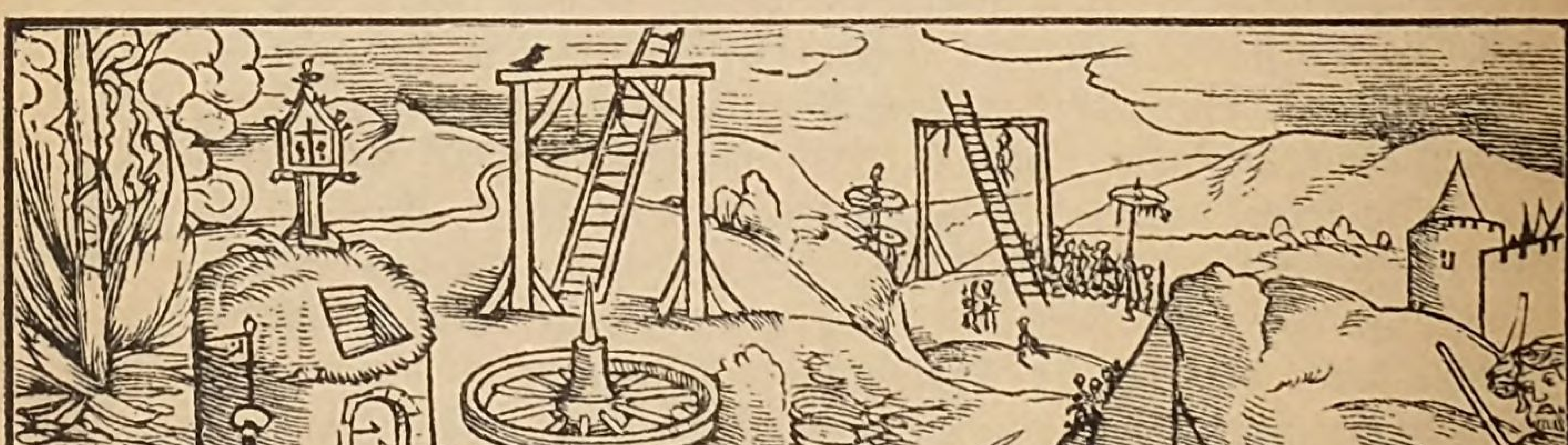
Darauf war ja mit Sicherheit zu rechnen, daß Suleiman versuchen würde die Mißerfolge seines letzten Feldzugs gegen Ferdinand auszugleichen und wenigstens ganz Ungarn in einen türkischen Vasallenstaat zu verwandeln. „Zápolya, schrieb der Großwesir an König Ferdinand, „ist auf sein Antlitz niedergefallen vor dem Kaiser (dem Sultan); er betrachtet sich daher als einen Sklaven des Kaisers". Alle Bemühungen Ferdinands, sich mit der Pforte über einen Frieden zu verständigen, selbst sein Angebot eines jährlichen Tributs fruchtete nichts; verächtlich wies der Großwesir die ihm angetragene Pension zurück und die Gesandten, welche ihrerseits auf die völlige Räumung Ungarns nicht eingehen durften, schieden mit dem Eindruck, „daß Gott der Allmächtig aus Hungern ein Christen und Türken Freithof machen wollte". Karl V. hatte wirklich alle Ursache, trotzdem eine Erneuerung der Friedensversuche bei seinem Bruder auf das Dringendste zu befürworten, da man „von den christlichen Fürsten mehr Feindschaft als Unterstützung zu gewärtigen" habe. Außer Ungarn und Deutschland schien auch Süditalien bedroht, während die Venezianer trotz der gelegentlichen Versicherung, sie würden im Notfall zeigen, daß sie Christen seien, keineswegs gewillt waren ihren syrischen und ägyptischen Handel durch einen Bruch mit der Pforte zu gefährden. „So verworfen der König von Frankreich ist," schrieb Loaysa an einen Vertrauten des Kaisers, „lieber möchte ich ihn zum Verbündeten haben als diese Krämer, denen mehr an vier Zollbreit Land gelegen ist als an Gott." Und doch kann man sagen, daß eben die französische Politik damals in erster Linie den Kaiser zu seiner Scheu vor jedem weit aussehenden Unternehmen, zu seinem Wunsch nach einem türkischen Frieden, schließlich zu einem Vergleich mit den deutschen Ketzern veranlaßt hat. Franz I. wußte die Tatkraft seines Gegners auf sehr geschickte Weise durch die fortwährende Angst vor einem Schlag zu lähmen, der in Wirklichkeit nicht geführt worden ist. Einige Nachrichten über die noch keineswegs klargelegte französische Politik weisen darauf hin, daß der König im Jahr 1532 am Liebsten den Sultan selbst von einem Feldzug gegen Ferdinand abgehalten und seinen eignen Angriff auf den Kaiser mit einem Vorgehen Zápolyas in Ungarn und der deutschen Gegner Habsburgs im Reich combinirt hätte. Die Concilsfrage lag ohnedies, wie er sich rühmte, ganz in seiner Hand; bereits hatte er sich über die Verbindung seines zweiten Sohns Heinrich und der päpstlichen Nichte Katharina von Medici mit Clemens VII. verständigt, welchen sich der Kaiser durch die Bestätigung des Herzogs von Ferrara im Besitz von Modena und Reggio (21. April 1531) vielleicht eben so sehr entfremdet hatte wie durch seine hartnäckige Forderung des Concils. Inzwischen war in Deutschland aus jener Annäherung zwischen Baiern und Hessen ein förmliches Bündnis der Wittelsbacher Herzoge und der schmalkaldischen Bundesfürsten gegen König Ferdinand (Saalfeld 24. Okt. 1531) geworden, wobei sogar die eventuelle Entscheidung der deutschen Religionsirrung auf einer Versammlung der Reichsstände wieder ins Auge gefaßt wurde. Der große Plan von 1529 schien eben in dem Augenblick von Zwinglis Tod Gestalt und Leben zu gewinnen;

bairische und hessische Unterhändler gingen nach Frankreich und England, Philipp wandte sich an den König Friedrich von Dänemark, in dessen Gefangenschaft damals der vertriebene Christian II., des Kaisers Schwager, gefallen war, an den Herzog Karl von Geldern, Habsburgs alten Todfeind; man plante die Beiziehung der Schweizer, des Herzogs von Lothringen, der Venezianer. In diesem Treiben suchte und fand auch Zápolya die ihm gebührende Stelle; er trug seinen „liebsten Brüdern und Freunden" den Baiernherzogen ein Bündniß an, kraft dessen im Fall eines österreichischen Angriffs auf Baiern der Türke zu einem Einfall in Kärnten und Kroatien veranlaßt und die Hälfte seiner Eroberungen zwischen Zápolya und den Herzogen geteilt werden, im Fall eines türkischen Feldzugs gegen das Reich Baiern vor Verwüstung gesichert bleiben sollte. Weder Zápolya noch der Sultan und die übrigen Bundesgenossen sollten ohne Zustimmung Baierns Waffenstillstand oder Frieden schließen. Es war die rechte Gelegenheit für verdächtige Persönlichkeiten wie für den Landfriedensbrecher Nickel von Minckwitz, der mit türkischer Beglaubigung nach Baiern ging, oder für den Intriganten Laski, der zugleich als Agent Zápolyas und des eigentlich auch nach der ungarischen Krone lüsternen Polenkönigs auftrat und sich nicht allein bei Hessen, Sachsen, Baiern, Frankreich, sondern auch scheinbar als Friedensbote, in Wahrheit als Spion am Hof König Ferdinands einzunisten suchte. „Nun wissen E. L.," schrieb Herzog Wilhelm von Baiern an den Landgrafen, „daß unsre Praktiken der mehrer Teil auf König Johannsen (Zápolya) steht, und wo derselbe vertrieben würde oder Nachteil leiden sollte, daß unser aller Vorhaben zum mehrern Teil auch gefallen wäre." Es war freilich leeres Gerücht, wenn man verbreitete, Sachsen habe einen Gesandten an den Sultan abgefertigt, aber tatsächlich rechnete Suleiman bei seinem Unternehmen gegen die Habsburger ganz bestimmt auf eine zwischen Frankreich, England, Zápolya, Sachsen, Hessen und andern Reichsfürsten bestehende antikaiserliche Verbindung. Die Baiern suchten wirklich nicht nur auf dem Regensburger Reichstag, sondern auch durch ihre Anhänger in Böhmen jede Unterstützung Ferdinands gegen die Türken zu hintertreiben. Und am 26. Mai 1532 kam im Kloster Scheyern ein förmliches Bündniß zwischen Frankreich, Sachsen, Hessen und Baiern zu Stande; man habe, ließ Philipp den Baiern vorstellen, die schönste Gelegenheit, während des türkischen Einfalls, unter dem Schein als wolle man sich hiegegen rüsten, die Rückführung des Würtembergers und die Erwerbung der römischen Krone für Baiern „mit halber Arbeit" durchzusetzen. Zugleich hielt sich aber der Landgraf, falls Baiern zurückziehe, die Möglichkeit offen, durch Vermittlung Granvela's seinen Frieden mit dem Kaiser und Ferdinand zu machen; „Sankt Johann mit dem goldnen Mund" sollte weder bei Eck noch bei Granvela gespart werden Welches Recht hatten doch deutsche Politiker, die mit solchen Mitteln arbeiteten, über wälsche Hinterlist zu jammern und die alte Treue und Redlichkeit ihrer Nation im Mund zu führen!

Mit zwingender Gewalt sah sich der Kaiser dahin gedrängt, um irgend

einen Preis Verständigung mit den Protestanten zu suchen. Das war es, weshalb König Franz den Sultan von einem österreichischen Feldzug abhalten wollte; das suchten auch vor allem die Baiern zu verhüten, nachdem ihr Vorschlag den Kaiser sammt dem Regensburger Reichstag mit Truppen einzuschließen und so „zu gutem Bericht zu bringen," bei Kursachsen keinen Beifall gefunden hatte. Es kennzeichnet die seltsame Verschiebung der Parteiverhältnisse im Reich, daß der Landgraf sich die Möglichkeit einer antikaiserlichen oder kaiserlichen Politik bis zuletzt zu wahren suchte, daß zugleich Eck die Katholischen gegen seine neuen protestantischen Verbündeten hetzte und die vom Kaiser widerwillig genug gewährten Zugeständnisse in der religiösen Frage als einen Verrat am Glauben brandmarkte. Aber Karl V. konnte um so weniger Bedenken tragen den ihm von Loaysa längst empfohlenen Weg zu beschreiten, da man in der Curie neuerdings von den deutschen Ketzern mit auffallender Milde sprach; ganz abgesehen von den angeblichen Unterwerfungsabsichten der Lutheraner, womit man entweder sich selbst täuschen ließ oder die Vertreter des Kaisers zu täuschen strebte, war Papst Clemens schon im Sommer 1531 mit dem Cardinal Cajetan dahin übereingekommen, daß man den Deutschen äußersten Falls eine Umwandlung der nicht gegen göttliches Recht verstoßenden Übertretungen in läßliche Sünden sowie den Laienkelch und die Priesterehe zugestehen könnte, und im Frühjahr 1532 fanden sogar die mit der Prüfung der augsburgischen Confession betrauten römischen Theologen, „daß vieles darin ganz katholisch und anderes so sei, daß man es wohl so stellen könne, daß es nicht gegen den Glauben wäre". Von Seiten Roms hatte also, zur größten Bestürzung des päpstlichen Nuntius Aleander, der Kaiser ziemlich freie Hand für seine Verhandlungen mit den Protestanten, welche durch die früheren Vermittler Mainz und Pfalz erst in Schweinfurt und dann in Nürnberg fortgesetzt wurden, obwohl die schmalkaldischen Fürsten persönlich dem am 17. April 1532 eröffneten Regensburger Reichstag fern blieben. Hoch genug spannten die Protestanten ihre Forderungen; sie wollten die Aufnahme nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch aller künftigen Bekenner ihrer Confession in den Frieden gesichert und außerdem jede Verfolgung der Lutheraner in den katholischen Gebieten abgestellt haben. Luther selbst riet seinem Kurfürsten zur Nachgiebigkeit, indem er die erste Forderung als unerreichbar, die zweite als unbillig charakterisirte. Schon regte sich in der Meinungsverschiedenheit über den ersten Punkt der alte Gegensatz der straffen Lutheraner Sachsen, Brandenburg und Nürnberg zu Hessen und den Oberländern, welche den Ausschluß künftiger Glaubensgenossen als eine Beschimpfung der Religion und einen Verrat der Kinder Gottes an ihresgleichen bekämpften. Der Kaiser, an welchen sich schließlich die Vermittler um Entscheidung wandten, sah sich inzwischen auf dem Reichstag auch den Katholischen gegenüber in einer sehr mißlichen Lage. Von Anfang an hatten die Stände gegen das Reichsoberhaupt, welches von Ende Februar bis Mitte April warten mußte, um den auf 6. Januar ausgeschriebenen Tag überhaupt eröffnen zu

DEs allerdurchleuchtig-
sten großmechtigstē vn-
d überwindtlichsten Key-
ser Karls des fünfften: vnnd des
heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ord-
nung/auff den Reichßtägen zu Augspurgk
vnd Regenspurgk/iñ jaren dreissig/vñ
zwey vnd dreisssig gehalten/auff-
gericht vnd beschlossen.



Cum gratia et priuilegio Imperiali.

Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Karls V. peinlicher Gerichtsordnung; 1532.

können, einen scharfen Ton angeschlagen, ihm die Mängel seiner kaiserlichen Verwaltung, die Unverschämtheiten seiner Spanier vorgerückt. Jetzt verlangten die Katholischen in beinahe drohender Sprache Aufrechthaltung des Augsburger Abschieds und baldige Einberufung des Concils, im Notfall, wenn der Papst länger zögere, sogar eines Nationalconcils „aus kaiserlicher Gewalt". So gerieten sie bei aller Leidenschaft gegen die Protestanten selbst in eine halb protestirende Stellung zu Kaiser und Papst. „Der Kaiser und die Stände," schreibt der Vertreter der Stadt Frankfurt, „libelliren gegen einander." Hätte man aber allen Ernstes an einen innern Krieg in Deutschland denken können, während der Sultan bereits seit Monaten im Vorrücken war? Karl scheint eine Zeitlang die Besorgniß gehegt zu haben, daß die Protestanten wirklich den Türkenkrieg benutzen würden, um gegen ihn und die Katholischen zu den Waffen zu greifen, ein Verdacht, den sogar Aleander für grundlos erklärte, wie denn auch z. B. die Ulmer, von Kursachsen nicht zu reden, der Ansicht waren, man müsse selbst beim Scheitern der Friedensverhandlungen gegen den Türken seine Pflicht tun. Gerade die Hülfe der protestantischen Städte war ja kaum zu entbehren, wollte man die nötige Artillerie zusammenbringen. So entschloß sich Karl seine Einwilligung zu dem Religionsfrieden zu geben, welcher am 23. Juli zu Nürnberg abgeschlossen und von Mainz, Pfalz und dem Kurprinzen Johann Friedrich besiegelt wurde; der Landgraf, dessen Gesandte allein die Annahme verweigerten, gab erst ein paar Wochen später seinen Widerstand auf. Bis zum allgemeinen Concil, welches womöglich binnen Jahresfrist zusammentreten sollte, oder andernfalls bis zum nächsten Reichstag sollte zwischen dem Kaiser und allen Ständen des Reichs Friede gehalten werden; außerdem — und darauf kam es den Protestanten ganz besonders an — wollte der Kaiser bis dahin alle Kammergerichtsprozesse der Religion wegen gegen Sachsen und dessen „Mitgewandte", wie man sich ausdrückte, suspendiren. Doch mußte die letztere „Versicherung" geheim gehalten werden, um die Katholischen nicht „unlustig" zu machen, und überdies enthielt sie die ihren Wert abschwächende Klausel, daß die Protestanten in jedem einzelnen Fall erst beim Kaiser oder seinem Statthalter um Einstellung der Prozesse einkommen sollten.

Trotzdem darf dieser sogenannte erste Religionsfriede als ein bedeutsamer Erfolg der Protestanten bezeichnet werden. Der Kaiser, der bisher der hartnäckigste Vertreter altkirchlicher Unerbittlichkeit gegen jede Duldung der Ketzerei in ihrem gegenwärtigen Bestand gewesen war, hatte der Not gehorcht und sich wenigstens zu einer zeitweiligen förmlichen Anerkennung der religiösen Neuerung verstanden, obwohl seine innerste Überzeugung sich dagegen sträuben mußte diesen Rebellen gegen Gott und das Reich auch nur den Schein eines rechtlich geschützten Daseins einzuräumen. Er hatte noch einen weiten und blutigen Weg zu machen, bis ihm die Unabwendbarkeit eines dauernden Religionsfriedens klar werden sollte, wie er bereits im Jahr 1532 einem römischen Cardinal und Berater des Kaisers vorschwebte. Loaysa hatte kurz vor den



„Römischer Kaiserlicher vnd Künigklicher Mayestat zu Hungern vnd Behem Fußknecht.“
Facsimile einer Gruppe aus Hans Tirols Holzschnitt: Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erbländern durch Kaiser Karl V. zu Augsburg 5. Sept. 1530.



„Römischer Kaiserlicher vnd Künigklicher Mayestat zu Hungern vnd Behem Fußknecht."

Facsimile einer Gruppe aus Hans Tirols Holzschnitt: Belehnung König Ferdinands I. mit den österreichischen Erbländern durch Kaiser Karl V. zu Augsburg 5. Sept. 1530.

Nürnberger Abmachungen den Vorschlag gewagt, man solle sich dahin einigen, daß bis zum Concil jeder nach seinem Brauch leben dürfe und, falls durch Schuld des Papstes das Concil binnen drei Jahren nicht zu Stande komme, die Ketzer von da an frei und ohne Besorgniß vor Fürsten und Reichstagen bei ihrem Glauben bleiben könnten. Karl V. mochte freilich glauben, mit dem Zugeständniß von 1532 schon sehr weit gegangen zu sein. Aber seinen nächsten Zweck, den Reichskrieg gegen den Türken, hatte er doch erreicht. Das war der heilige Krieg, den er, wie ihn Loaysa erinnert, „im Schlafen und Wachen mehr als irgend etwas in der Welt gewünscht" hatte. Vor dem längst erwarteten Entscheidungskampf zwischen den beiden Kaisern des Abendlandes und des Morgenlandes mußten im Augenblick alle andern Wünsche und Klagen verstummen.

„Der König von Spanien rühmt sich schon seit lange, er wolle gegen die Türken. Ich aber führe mit Gottes Hülfe meine Heerschaaren gegen ihn; wenn er Mut hat, so erwarte er mich im Feld, und es wird geschehen, was Gott wohlgefällt. Will er mich nicht erwarten, so schicke er meiner kaiserlichen Majestät Tribut." So lautete Suleimans Bescheid an König Ferdinand, dessen Gesandte vergebens ein letztes Angebot ihres Herrn überbracht hatten, wonach Ungarn dem Zápolya auf Lebzeiten überlassen werden und nach seinem Tod an Österreich zurückfallen sollte. Mit echt türkischer Brutalität und Ruhmredigkeit empfing sie der Großwesir; er unterließ nicht zu fragen, ob denn der Kaiser mit dem Martin Luther Frieden gemacht habe. Suleiman, der seinen goldenen Tron und die von venezianischen Händen gearbeitete Kaiserkrone mit sich führte, hatte diesen Feldzug gründlich vorbereitet und prahlerisch angekündigt; schon ein Jahr zuvor dröhnte bei Stambul Land und Meer vom Geschützdonner, „als wäre der jüngste Tag gekommen", wenn der Großherr ausfuhr seine Kriegsflotte zu besichtigen. Aber auch auf christlicher Seite war ein Heer zusammengebracht, wie man es seit lange nicht gesehen hatte, etwa 80 000 Mann an Truppen des Kaisers, König Ferdinands und des Reichs; Campeggi freute sich über die schönen Compagnien, welche er Tag für Tag durch Regensburg nach Osten marschiren sah. Am Frühesten waren die Nürnberger auf dem Platz; sie stellten freiwillig fast das Doppelte des Anschlags, während z. B. Straßburg das ihm auferlegte Kontingent nicht einmal vollzählig schickte. Der Kaiser selbst, arg heruntergebracht durch einen Rotlauf am Bein und einen der Gichtanfälle, von welchen er bereits seit Jahren zu leiden hatte, stärkte sich in den Bädern von Abach für den Feldzug; er zeigte sich in seinen Reden kaum minder zuversichtlich als sein türkischer Mitbewerber um die Weltherrschaft. Suleimans Stolz erlitt aber diesmal eine noch weit empfindlichere Niederlage als seinerzeit vor Wien. An den Mauern des westungarischen Städtchens Güns, welches von etwa 700 Mann unter dem Kroaten Nikolaus Jurisitsch verteidigt wurde, scheiterten alle Belagerungs-

künste und Stürme der ungeheuern türkischen Übermacht; seit dem 7. August lagen die Osmanen vor dem trotzigen kleinen Nest und als am 28. beim letzten großen Sturm die Angreifer schon Herren der Mauer waren, da wichen sie plötzlich mitten im Sieg, erschüttert und irre gemacht durch das furchtbare Geschrei, welches aus den Reihen der verzweifelnden Einwohnerschaft sich erhob. Der Sultan schenkte dem feindlichen Befehlshaber, den der Großwesir mit allen Ehren behandelte, die Stadt mit allem was darin war, und zog unter Hinterlassung einer Schutzwache ab; nicht eine Stunde länger, schrieb Jurisitsch an Ferdinand, hätten sie sich halten können. Es schien den Türken doch nicht eben darauf anzukommen sich mit der Hauptmacht des Kaisers im Feld zu messen; während gegen Wien nur die leichten Reiter dirigirt und der größte Teil derselben im Wienerwald durch die deutschen Truppen aufgerieben wurde, erschien Suleiman vor Graz, um seinen Rückzug zu maskiren, den er unter furchtbaren Verwüstungen durch Krain und Kroatien nahm. Die türkische Geschichtschreibung hat nachmals den schimpflichen Ausgang eines so großsprecherisch begonnenen Kriegs damit zu beschönigen gesucht, daß Suleiman geglaubt habe, den Kaiser, diese Nachteule, welche ihm nicht Stand halten wollte, in den Schlupfwinkeln der Gebirge aufsuchen zu müssen. Die Belagerung von Gran durch Gritti ward aufgehoben. Vollends zur See erlagen die Osmanen dem sieggewohnten Andrea Doria, der ihre Flotte aus dem ionischen Meer vertrieb und eine Anzahl von festen Plätzen in Morea gewann. Man erzählte sich ein angebliches Wort Suleimans, er fürchte nicht die Macht, aber den Glücksstern des Kaisers, in dessen Hand durch Gottes Fügung vordem der Papst und der König von Frankreich gefallen seien.



Schärtlin von Burtenbach.
Medaille.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münzcabinet.

Am 24. September hatte der oberste Feldhauptmann des Reichs, Pfalzgraf Friedrich, in Wien dem Kaiser die erbeuteten türkischen Fahnen zu Füßen gelegt. Mit der Hälfte des vorhandenen Kriegsvolks, meinte der tapfere Schärtlin von Burtenbach, hätte man Ungarn erobern können. Es erschien dem Zeitgenossen ganz unbegreiflich, daß Karl von jeder kräftigen Verfolgung des so leicht errungenen Sieges absah, um sich sofort nach Italien auf den Weg zu machen; kurz vorher hatte man ihn noch in vollem Harnisch das Roß tummeln sehen, ihn beteuern hören, daß er den türkischen Hund aus der Welt schaffen, daß niemand ihn von der persönlichen Teilnahme am Kampf abhalten werde. Schon über die bisherige Langsamkeit einer Kriegführung, die Schärtlin unhöflich genug mit dem bedächtigen Vorrücken eines wieder=

käuenden Ochsen von einer Weide zur andern vergleicht, war man vielfach stutzig geworden; manche mochten sich die Frage des mönchischen Annalisten Kilian Leib vorlegen, ob die großen Häupter, deren Wink die Welt regiere oder wenigstens regieren solle, in der Tat mit solcher Weisheit begabt seien, wie er und seinesgleichen sie bei ihnen voraussetzten. Man kann sich die Verzweiflung König Ferdinands denken, als sein kaiserlicher Bruder, statt mit dem Aufgebot aller Energie Ungarn dem Zápolya zu entreißen, nicht rasch genug das Heer verlassen konnte, um nach Italien zu eilen. Ferdinand begleitete ihn eine Strecke weit, um, wie er seiner Schwester Maria schrieb, noch Geschäfte mit ihm zu erledigen; „ihr werdet wissen, daß man immer die Abschließung der meisten Geschäfte bis zuletzt aufspart". Freilich hätte die Zuchtlosigkeit des stattlichen Christenheers eine Fortsetzung des Feldzugs sehr erschwert; während die deutschen Kontingente sich weigerten jenseits der Reichsgrenze in Ungarn zu dienen, waren die Spanier und Italiener von Anfang an der Schrecken nicht des Feindes, mit dem sie wenig zu tun bekamen, sondern der von ihnen passirten deutschen Gebiete. Die Italiener, welche der Kaiser seinem Bruder zurücklassen wollte, traten eigenmächtig den Heimweg an und verübten dabei „schändliche und enorme Dinge" ganz im türkischen Stil. Mit berechtigter Bitterkeit wendet Ferdinand in einem Brief an seine Schwester das Sprichwort an: „Das ist spanische Hülfe".

Karl war anderer Meinung. Er empfand den unerwarteten Rückzug Suleimans, den Ferdinand für die schmerzlichste Erfahrung seines Lebens erklärte, wie eine Erlösung. Auch er eröffnete sich der staatsklugen Schwester Maria; „ich muß den Papst befriedigen, alles übrige hat noch Zeit". So ließ er das große und erreichbare Ziel im Stich, um dem Schattenbild des Concils und einer Verständigung mit dem Papst nachzujagen, zwei Dingen, die sich am allerwenigsten vereinigen ließen. Clemens VII. hielt mit seiner Unzufriedenheit über den Entschluß des Kaisers nicht zurück; wie froh war er gewesen, ihn drüben in Ungarn, in einem allem Anschein nach langwierigen Krieg zu wissen! Nur gezwungen ging er zu einer Zusammenkunft, auf welcher Karl eine neue Sicherung der italienischen Verhältnisse, die Losreißung des Papstes von Frankreich und die Berufung des Concils zu erreichen dachte. Aber keines von diesen Zielen verwirklichte sich während der Monate, welche die beiden Häupter der Christenheit zusammen in Bologna verlebten, denn weder der geheime Vertrag, der zwischen beiden am 24. Febr. 1533 zu Stande kam, noch ein Defensivbündniß des Kaisers mit den italienischen Staaten, von welchem nur Venedig sich ausschloß, vermochten die Tatsache zu beseitigen, daß der Papst das Concil sogut wie abgelehnt hatte und im Begriff stand seine Beziehungen zu Frankreich endgültig zu befestigen, wie auch fast alle andern italienischen Fürsten und Republiken mehr oder weniger auf die französische Seite neigten oder mindestens der kaiserlichen Bevormundung herzlich müde waren. Die wahre Gesinnung Clemens' VII. trat doch eigentlich bereits in jenem seltsamen Vorschlag einer Teilung Italiens

hervor, den er im Mai 1532 an Ferdinand gelangen ließ; dieser sollte Ungarn dem Zápolya abtreten und dafür den Venezianern einen Teil ihres Gebiets abnehmen, während Franz I. mit Stücken von Mailand und Piemont abgefunden werden und eventuell mit dem Kaiser zusammen Venedig selbst erobern könnte; diese wichtige Stadt dürfe freilich weder an Ferdinand noch an Frankreich fallen, sondern etwa an den Johanniterorden. Überall kommt der Wunsch des Papstes zum Vorschein, dem König von Frankreich wieder zu einer Stellung in Italien zu verhelfen und die ausschließliche Vorherrschaft Spaniens zu beseitigen; wie ein französischer Gesandter es formulirt, daß der König in Mailand, der Kaiser in Neapel herrschen solle. Die Zusammenkunft Heinrichs VIII. mit Franz I. in Boulogne und Calais, welche im Okt. 1532 mit dem üblichen wahnsinnigen Prachtaufwand abgehalten wurde, hatte vielleicht dazu beigetragen den Kaiser vom Türkenkrieg weg nach Italien zu ziehen, obwohl sie keineswegs zu bedeutenden Resultaten führte; Anna Boleyn, neuerdings Markgräfin von Pembroke, begleitete ihren königlichen Geliebten und mußte zwar auf einen Empfang durch Margaretha von Navarra verzichten, genoß jedoch die Ehre eines langen politischen Gesprächs mit König Franz, welchen sie nach einer Bemerkung des kaiserlichen Gesandten Chapuis besser bediente als Wolsey, ohne dafür 25000 Dukaten jährlich zu verlangen.

Weit folgenreicher gestaltete sich die Zusammenkunft zwischen Franz I. und Clemens VII.; Karl V., der die unangenehme Aussicht auf dieses Ereigniß von Bologna mitfortnahm, hatte vergebens dem Papst seine Ansicht, daß nichts Gutes daraus zu erwarten sei, offen kundgetan. Es kennzeichnet die Stimmung des französischen Hofes, daß der kaiserliche Gesandte in London von seinem französischen Kollegen das beleidigende Gerücht zu hören bekam, der Kaiser habe dem Sultan eine Teilung der Weltherrschaft und gemeinsame Unterwerfung anderer christlicher Fürsten angeboten. Höchst merkwürdig bleibt doch immer die Tatsache, daß selbst die schwersten Proben, welche der päpstlichen Politik in ihrer franzosenfreundlichen Tendenz auferlegt wurden, nichts über die rein mediceische Berechnung Clemens' VII. vermochten. „An diesem Hof," schrieb Chapuis an Karl V., „gibt es auf Seiten des Königs wie der Königin keinen einzigen Herrn, der nicht öffentlich sagte, daß Se. Heiligkeit Ew. Mt. verraten wird." Man sollte denken, daß Heinrichs VIII. brutales Vorgehen in dem Ehescheidungshandel das Verhältniß zwischen dem Papst und dem erklärten Freund Englands Franz I. ernstlich hätte trüben müssen. Die Ehe zwischen Heinrich und seiner Mätresse, deren Schwangerschaft kein längeres Zögern mehr gestattete, war im Jan. 1533 insgeheim durch einen gefälligen Priester eingesegnet worden; die Indiskretion Annas selbst sorgte dafür, daß ihre Umgebung bald über das Geheimniß ins Klare kam, und nachdem sie bereits im April mit königlichen Ehren unter Trompetenschall zur Messe gegangen war, folgte am 1. Juni die feierliche Krönung in Westminster, nicht ohne boshafte Demonstrationen von Seiten der trotzigen

hanseatischen Kaufleute, wie auch die Masse des englischen Volks treu zu der verstoßenen Königin Katharina hielt. Ohne weitere Rücksicht auf den in Rom schwebenden Prozeß hatte Heinrich durch den neuen Erzbischof von York Cranmer seine Ehe mit der Spanierin für null und nichtig erklären lassen; kurz darauf appellirte er vor dem nämlichen Erzbischof vom Papst an ein allgemeines Concil. Der Papst konnte nicht anders als seinerseits ein solches Vorgehen für nichtig erklären und das nicht rechtmäßig vermählte Paar sowie den rebellischen Prälaten mit der Exkommunikation bedrohen, falls nicht alles binnen sechs Wochen rückgängig gemacht sei (11. Juli). Schon hatte der König in der Hitze des Streits sich die stärksten Ausfälle gegen den Papst erlaubt, im Gespräch mit Chapuis die Sitte des Fußküssens und die Ansprüche des Papsttums auf die Oberhoheit über alle weltlichen Reiche scharf kritisirt, dem Nuntius, der ihn an sein literarisches Eintreten für den heiligen Stuhl erinnerte, entgegnet, er sei bei näherem Studium dieser Frage gerade auf das Gegenteil seiner früheren Behauptungen gekommen, obwohl, fügte er bei, der Papst immer noch Gelegenheit habe, ihn zu seiner alten Ansicht zurückzubringen. War es schon für Franz I. keineswegs leicht, sich über dieses wachsende Mißverhältniß zwischen England und Rom wegzusetzen, so darf man sich doppelt über das Verfahren eines Papstes wundern, der trotzdem an seinem Gegensatz zum Kaiser und an seiner Verbindung mit Frankreich festhielt. Denn eben sein vielbesprochenes Zusammensein mit Franz in Marseille (Okt./Nov. 1533) wurde durch die englische Frage arg gestört; es machte doch einen tiefen Eindruck auf Clemens, daß ein englischer Abgesandter es ungestraft wagen konnte, ihm, dem Gast des französischen Königs, Heinrichs VIII. Appellation an ein Concil in aller Form zu insinuiren. Aber die überaus ehrenvolle Vermählung seiner Nichte mit dem jungen Heinrich von Orleans ließ den Mediceer darüber wegsehen, daß Franz den geforderten offenen Bruch mit England vermied und auch nachher noch seine Bemühungen um einen gütlichen Vergleich zwischen Rom und Heinrich VIII. fortsetzte. Wie hätte es aber dem Papst verborgen sein sollen, daß eine Verbindung mit Frankreich gegen den Kaiser ihn zugleich in eine gewisse Fühlung mit den deutschen Bundesgenossen Franz' I., mit den Protestanten bringen mußte? Die Frage, ob wirklich in Marseille die bevorstehende Schilderhebung des Landgrafen zu Gunsten Ulrichs von Würtemberg zur Sprache gekommen sei, läßt sich allerdings nicht mit voller Sicherheit beantworten, doch hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, wenn verschiedene italienische Zeitgenossen berichten, daß Franz seinem Gast die Eventualität eines in Deutschland beginnenden und dann nach Italien zu spielenden Kriegs gegen die habsburgischen Brüder annehmbar gemacht habe. Jedenfalls konnte sich Clemens, dieser „alte Fuchs", nicht darüber täuschen, daß die von ihm eingeschlagene Richtung notwendig zu einer politischen Interessengemeinschaft mit den deutschen Ketzern führte. Kein Wunder, daß eine so mißtrauische Natur nach den Erfahrungen der Marseiller Reise wieder in die quälendste Un-

sicherheit verfiel. Im Februar fand ihn der französische Gesandte, Bischof du Bellay, bereits wieder als „einen Gefangenen des Kaisers", während die Mehrzahl der Cardinäle um ihn „Crucifige schreien wie die schönsten kleinen Teufel". Der Bischof fügt bei: „Ich bin eigentlich kein Papist, aber meiner Treu, es tut mir äußerst leid, ihn in solcher Verlegenheit zu sehen." Wie erstaunte aber der mitleidige Franzose, als nach einem siebenstündigen Consistorium am 23. März 1534 das endgültige Urteil zu Gunsten der Königin Katharina und gegen Heinrich VIII. gefällt wurde! Er war nicht der einzige, den die unaufhörlichen Schwankungen dieser päpstlichen Politik verwirrt haben.

Als Karl V. wieder in seine spanische Abgeschiedenheit zurückkehrte, hatte sich die Weltlage so günstig als möglich für die Protestanten gestaltet. Niemals dürfen wir vergessen, wie sehr die Erhaltung der deutschen Reformation von dem wechselnden Spiel rein politischer Verhältnisse abhängig war; daß aber gerade die beiden Mächte, die recht eigentlich von Amts wegen gemeinsam die Ausrottung der Ketzerei hätten besorgen müssen, daß Kaiser und Papst vielmehr immer von Neuem, wie Ranke sagt, in „eine Art von Eifersucht, die zugleich geistlicher und politischer Natur war," gerieten, ist und bleibt gewiß in dieser Fülle von auswärtigen Verwicklungen und Einflüssen der hervorstechendste Zug. So blieben natürlich die von beiden offiziell eingeleiteten Schritte zur Vorbereitung eines Concils resultatlos; dem Nuntius Rangone, der nach Deutschland ging, gab der Kaiser einen vornehmen Niederländer mehr zur Überwachung als zur Unterstützung mit und nicht allein die protestantischen, sondern auch manche katholische Fürsten zeigten nichts weniger als besonderen Eifer für den baldigen Zusammentritt des angekündigten Concils. Als ein freies und unparteiisches konnten es die Protestanten nach dem Laut der Ankündigung selbst nicht betrachten; sie stellten für ihr Erscheinen die Bedingung, daß es in Deutschland stattfinden und sie nicht gebunden sein sollten, Entscheidungen desselben wider die Schrift anzunehmen. Luther, der sich den Papst Clemens als einen Religionsspötter, rohen Raufbold und erprobten Giftmischer vorstellte und Katharina von Medici für seine uneheliche Tochter hielt, glaubte überhaupt nicht an das Zustandekommen eines Concils. Eben so wenig vermochte er sich mit den erasmischen Vereinigungstendenzen wirklich zu befreunden, wie sie eben damals unter persönlicher Einwirkung des Meisters einen kurzen Aufschwung nahmen. Luther faßte sein uns längst bekanntes Urteil über Erasmus in die Worte zusammen: „Erasmus, Feind aller Religion und sonderlicher Widersacher Christi, eines Epikurus und Lucianus vollkommenes Exemplar." An und für sich mochte der Waffenstillstand zwischen den Parteien, welchen der Religionsfriede von 1532 darstellte, für ein neues Hervortreten der alten Vermittlungsvorschläge günstig erscheinen, aber der Gegensatz wurzelte doch bereits zu tief, als daß er durch das von Erasmus veröffentlichte Friedensprogramm oder durch die

Disputation, welche Herzog Georg 1534 zwischen dem Erasmianer Julius Pflug und Melanchthon zu Leipzig veranstaltete, hätte überwunden werden können. Es handelte sich ja keineswegs allein um Abstellung dieses oder jenes Mißbrauchs oder um streitige Dogmen, sondern unter dieser Hülle um zwei grundverschiedene Weltanschauungen und nicht zuletzt um sehr greifbare politische und wirtschaftliche Interessen. Mochte eine Zeitlang in Jülich-Cleve unter der Ägide des selbstherrlichen Herzogs Johann III. die erasmische Neutralität zwischen Papsttum und Luthertum zur Norm des kirchlichen Lebens und zur willkommenen Stütze eines „territorialen Papismus" erhoben werden, die clevischen Kirchengesetze von 1532 und 1533 schlugen sehr gegen den Willen ihrer Urheber doch nur die Brücke für das Eindringen und Vordringen des Protestantismus. Noch war die Zeit des Kampfes, nicht des Friedens. Von Seiten der katholischen Reichsstände wurde der Kampf damals nur mit halber Kraft geführt. Der schwäbische Bund, das vormals gefürchtete Werkzeug habsburgischer Herrschaftsgelüste und katholischer Reaktion, ging sichtlich dem Verfall entgegen, seit eine Reihe von Bundesstädten dem Evangelium zugefallen war; vollends jene Einigung, welche drei rheinische Kurfürsten, Mainz, Trier und Pfalz, im November 1532 mit Hessen abschlossen, verfolgte geradezu den Zweck, den schwäbischen Bund durch den Austritt dieser Fürsten zu sprengen. Und wie hätten die süddeutschen Städte auf die Dauer gleichzeitig dem schwäbischen und dem schmalkaldischen Bund angehören können? Im Mai 1533 taten sich Nürnberg, Ulm und Augsburg in einem Sonderbündniß zur Wahrung ihrer Gewissensfreiheit zusammen. Was aber die Auflösung des schwäbischen Bundes auf dem Augsburger Tag (Dez. 1533, Jan. 1534) hauptsächlich veranlaßte, war die sogleich näher zu berührende würtembergische Sache. Jenes katholische Defensivbündniß, welches Kurbrandenburg, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich von Braunschweig im November 1533 zu Halle eingingen, konnte weder als Ersatz für den schwäbischen Bund noch als ausreichendes Gegengewicht gegen die Schmalkaldener gelten. Wohl setzte das Kammergericht, ohne sich durch den Religionsfrieden stören zu lassen, seinen Rechtskrieg gegen die Protestanten fort, gegen Straßburg, Nürnberg, Magdeburg und andere Städte, gegen Ernst von Lüneburg und Markgraf Georg; obwohl der Kaiser am 8. November 1532 wirklich die Suspendirung aller Prozesse in Religionssachen befohlen hatte, half er sich gegenüber den protestantischen Beschwerden mit der Ausrede, er könne keine allgemein gültige Erläuterung darüber geben, was Religionssachen seien. Endlich schritten die evangelischen Stände (30. Jan. 1534) zu einer förmlichen Rekusation des offenbar parteiischen Kammergerichtes, nicht wie Hessen und Straßburg vorschlugen für alle Prozesse, sondern nur für solche, welche sich auf Religionssachen bezogen. Ranke weist mit vollem Recht darauf hin, daß bei der Abwesenheit des Kaisers, der Auflösung des früheren Reichsregiments und der Weigerung verschiedener Stände Ferdinands römische Königswürde anzuerkennen, diese Verwerfung des obersten Gerichtshofs eigentlich die einzige In-

stitution anfocht, in welcher noch die staatliche Einheit des Reichs zum Ausdruck kam. Aber dieses Gericht hatte in der Tat eben mit seiner formalen Wahrung des Rechts in einer Zeit, deren Bedürfnisse rechtliche Neugestaltungen gebieterisch verlangten, Partei ergriffen.

Es ist ausschließlich der Energie des Landgrafen Philipp zu danken, daß der deutsche Protestantismus aus einer unfraglich günstigen Lage einen unmittelbaren Vorteil zog. Denn Kursachsen, durch seinen Rang und seine territoriale Macht das natürliche Haupt der Evangelischen, beharrte auch unter dem Sohn und Nachfolger des am 16. August 1532 verstorbenen Kurfürsten Johann bei seiner hergebrachten Abneigung gegen jede Politik, die über die Grenzen einer aufgezwungenen Verteidigung hinausging. Johann Friedrich, nur ein Jahr älter als der Landgraf, war schon in seiner höchst schwerfälligen äußeren Erscheinung das rechte Gegenstück zu dem beweglichen hessischen Fürsten, ein Typus jener Generation von evangelischen Herren, welche am Liebsten ihre Zeit ganz zwischen theologischen Liebhabereien, Jagden und Saufgelagen geteilt hätten. Von Jugend auf ein unbedingter Verehrer seines Doktor Martinus, machte er sich eine besondere Freude daraus, als regierender Kurfürst freundlichen Verkehr mit ihm zu pflegen, aber die tiefere Wirkung solcher Eindrücke scheint doch erst später hervorgetreten zu sein, als ein großes Unglück selbst diese triviale Natur zu einer gewissen Läuterung brachte. Denn Johann Friedrich, der weder zum Kriegsmann noch zum Politiker das Zeug hatte, arbeitete zwar nach Luthers Ausdruck „wie ein Esel", doch ohne höhere Gesichtspunkte zu kennen als die, welche ihm die Tradition des territorialen Fürstentums, ein starker Rest von reichstreuer Gesinnung und eine weitgehende Abhängigkeit von theologischen Bedenken darboten. Es läßt sich denken, daß gleich die ersten Bemühungen des Landgrafen, den friedliebenden und hartköpfigen Herrn zum Genossen seiner Aktionspolitik zu machen, auf unüberwindlichen Widerstand stießen. Die rohe Weise des höfischen Verkehrs jener Zeit drückt Philipp recht deutlich in einem Schreiben aus, worin er seinem Freund „Utz" von Würtemberg über eine Zusammenkunft mit Sachsen berichtet. „Ich hab sehr hart getrunken zu Weimar, aber den Platz behalten, hab allein den Kurfürsten hinweggetrunken, daß er vor mit Not zur Tür müssen gehen und speien. Item hab aber recht büßt drum, daß ich noch nicht gesund, sondern all krank." Wie damals so mancher militärische Erfolg an der elenden Geldgier deutscher Landsknechte gescheitert ist, so hat das wüste Leben der deutschen Fürsten mehr als einmal einen häßlichen Strich durch ihre politischen Rechnungen gemacht; gerade bei Philipp ist diese schlimme Erfahrung nicht ausgeblieben. In der würtembergischen Sache aber war er Feuer und Flamme, zumal seit der junge Herzog Christoph seiner halben Gefangenschaft am kaiserlichen Hof entronnen war, eben als man ihn nach Spanien hatte mitnehmen wollen. Ulrichs unschuldiger Sohn, welchen eine gewissenlose Politik für die Sünden des geächteten Vaters büßen ließ (S. 329 f.), erschien nach einer abenteuerlichen Flucht im Herbst 1532 bei seinen bairischen Oheimen und

ein Jahr später auf dem schwäbischen Bundestag zu Augsburg, um dort in Gegenwart und mit warmer Unterstützung eines französischen Gesandten zunächst eine Entschädigung im Würtembergischen als sein gutes Recht zu fordern; seinen Anspruch auf das ganze Herzogtum hatte er bereits vorher unter Protest gegen die Verträge von 1520 in einer „Ansuchung" an die Bundesstände, die doch sonst niemals unschuldige Kinder beleidigt hätten, geltend gemacht. Daß auch Zápolya sich für ihn beim Bund verwendete, zeigt den lebendigen Zusammenhang aller antihabsburgischen Kräfte; rechneten doch die Baiernherzoge, während sie selbst jede unmittelbare Unterstützung zu vermeiden wußten, sogar auf türkische Subsidien für den würtembergischen Krieg, welchen der Landgraf in der Tat großenteils mit fremdem Geld geführt hat. Die Zurückhaltung der Baiern, die eben jetzt wieder Fühlung mit dem Kaiser und Ferdinand suchten, erklärt sich daraus, daß sie im schroffsten Gegensatz zu den Zielen des Landgrafen zwar Würtemberg ihrem Neffen Christoph unter Wahrung des katholischen Glaubens verschaffen, den Ketzer Ulrich aber um jeden Preis ausgeschlossen sehen wollten. Philipp hatte mit nicht geringer Geschicklichkeit seine bairischen Beziehungen bis zu dem Augenblick festgehalten, wo sie durch seine Verständigung mit Frankreich überflüssig wurden, und einen so geriebenen Praktiker wie den Kanzler Eck hinters Licht geführt; seinem Freund Ulrich empfahl er einmal dringend, den Baiern gewisse drückende Zugeständnisse einzuräumen mit dem Vorbehalt, daß ein erzwungener Eid Gott leid sei. So wußte er auch bei seiner Zusammenkunft mit Franz I. zu Bar-le-Duc (Jan. 1534) dessen Hülfe zu gewinnen, ohne sich irgendwie auf Verpflichtungen einzulassen, die über die Restitution Ulrichs von Würtemberg hinausgingen. Der Verkauf der Grafschaft Mömpelgard nebst einigen Herrschaften an Frankreich auf Wiederlösung sollte dazu dienen, die französischen Subsidien in der viel zu hoch angegebenen Pfandsumme zu verstecken. Weitere Zusicherungen kamen von England, von dem Dänenkönig Christian III., von Lüneburg, von katholischen Reichsfürsten, wie dem Bischof von Münster, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Erzbischof von Trier. Kurpfalz versprach dem König Ferdinand nur zum Schein helfen zu wollen; selbst Joachim von Brandenburg äußerte seine Zustimmung zu dem hessischen Unternehmen und meinte, von den Kurfürsten habe Ferdinand keine Hülfe zu erwarten. Seltsam sticht von diesem Verhalten der meisten größeren katholischen Fürsten die hartnäckige Opposition Kursachsens ab; Luther und Melanchthon hatten bei jener Weimarer Zusammenkunft mit ihren Abmahnungen dem Landgrafen die Zornröte ins Gesicht getrieben, aber trotzdem verfolgte Melanchthon, fast scheint es durch astrologische Gründe beeinflußt, das kühne Vorgehen seines „Namensvetters" mit unverkennbarer Sympathie.

Daß in Würtemberg selbst die Rückkehr des alten Landesherrn, der Fall des „spanischen" Regiments sehnlich gewünscht wurde, war kein Geheimniß, obwohl die Regierung sich alle Mühe gegeben hatte, jede Erinnerung an den Geächteten auszulöschen; da ein Verbot ergangen war, von ihm zu sprechen,

fragte ein höhnendes Lied, ob einer auch das Land räumen müsse, wenn ihm vom Herzog Ulrich träume. Mit der ständischen Oligarchie war Österreich



Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen.
Kupferstich, 1543, von Georg Pencz (1500—1550).

in ein gutes Einvernehmen gelangt, nicht so mit dem treuen schwäbischen Volk, dessen Pietät den ehemaligen „Henker von Würtemberg" längst in

„Herzog Ulrich den Frommen“, in einen „gütigen Mann“ verwandelt hatte. Nur mit Mühe, zum Teil mit Gewalt brachte Ferdinands Statthalter, Pfalzgraf Philipp, ein kleines Heer, etwa 9000 Mann und 400 Pferde, zusammen; es hieß, manche von den Knechten hätten geäußert, ihre Spieße würden den Landgrafen und Herzog Ulrich nicht stechen. Am 12. April erschien das Manifest der beiden Angreifer; am 23. brachen sie zusammen von Kassel auf und kaum waren sie an der Spitze einer Streitmacht von vielleicht 20 000 Knechten und 4000 Reitern ins Würtembergische eingedrungen, als nach wenigen Tagen die Entscheidung fiel. In der Nähe von Laufen, auf dem linken Neckarufer traf der tapfere Statthalter den weit überlegenen Feind; als er nach einem ersten Zusammenstoß am 12. Mai schwer verwundet seine Truppen verlassen mußte, kam es Tags darauf gar nicht mehr zu einem ernsthaften Gefecht, sondern zu einem Rückzug der Königlichen, bei welchem nur einzelne Abteilungen der beiden Heere überhaupt an einander gerieten, worauf es nach dem Bericht eines Augenzeugen bald „still worden und ein großer Staub nach dem Asberg gesehen worden“. Von einer Schlacht kann nicht geredet werden, aber der leichte Erfolg dieser Tage übertraf doch die Wirkung so mancher langwierigen und blutigen Kriegsarbeit. Anfang Juni waren den Gegnern die letzten festen Plätze, Asberg und Hohenneifen entrissen, das Land gewonnen. Eine wahre Flut von Siegesliedern feierte die beiden Befreier, vor allem den heimgekehrten natürlichen Herrn; „wider ihn,“ heißt es in einer Sammlung solcher poetischen Kundgebungen, „habens auch gesungen, konnt aber dessen keins bekummen“. Luther selbst war von seiner Abneigung gegen das Unternehmen des Landgrafen völlig geheilt; „Gott,“ schrieb er, „ist offenbar in dieser Sache und hat wider alles Erwarten unsere Angst in Frieden verkehrt“.

Man begreift nicht recht, warum der Kaiser von seinen mißglückten Verhandlungen mit dem Papst weg nach Spanien ging, um die nichts weniger als gesicherten Zustände Deutschlands und Italiens wieder sich selbst zu überlassen, warum ferner König Ferdinand in Böhmen blieb, statt selbst nach dem bedrohten Würtemberg zu eilen. Der Papst war dem Gesandten Ferdinands gegenüber, der ihn um Hülfe anging, wohl befugt zu der zornigen Frage, warum denn der Kaiser gar keine Vorkehrungen getroffen habe; er weigerte jede Unterstützung, solange nichts gegen die katholische Kirche geschehe. „Diese ganze bösartige Praktik,“ ließ Ferdinand seinem Bruder sagen, „kommt von Frankreich und England; wollte Gott, daß sie nicht aus einer Anstiftung des Papstes kommt!“ Er sah sich völlig isolirt und glaubte allen Ernstes an das Gerücht, der Landgraf wolle ihm die römische Krone entweder für sich oder zu Gunsten des Dauphin oder des Herzogs Wilhelm von Baiern entreißen und mit Hülfe der Wiedertäufer eine große Volkserhebung gegen den Kaiser hervorrufen. Die Besorgniß, daß der würtembergische Zug nur die Einleitung zu einem europäischen Krieg gegen Habsburg bilden solle, war allerdings keineswegs aus der Luft gegriffen, denn zwischen Baiern und Frankreich war bereits vor einem Jahr die Eventualität eines gleichzeitigen Angriffs auf

Würtemberg, die österreichischen Erblande und Böhmen, die Niederlande, Italien und Spanien zur Sprache gekommen und Franz zeigte sich äußerst ungehalten darüber, daß der Landgraf mitten in seinem Siegeslauf Halt gemacht habe. Aber Philipp begehrte, wie er nach dem Fall des Asberg schrieb, „weder Aufruhr oder französisch zu werden oder andere Leute zu bekriegen"; er wußte wohl, daß eine Fortsetzung des Kriegs nicht allein mit Ferdinand, sondern mit dem Kaiser selbst durchgefochten werden mußte und ihn rasch genug in die jetzige Lage des von allen verlassenen Ferdinand bringen konnte. „Eile," schrieb er seiner Schwester Elisabeth, der Schwiegertochter Georgs von Sachsen, „daß wir den Frieden erlangen und die Sach ohn mein Schuld nit weiter greife." Wirklich hatte diese sehr lebenslustige und intrigante Frau einen nicht unwesentlichen Anteil an dem Vertrag, der unter Vermittlung von Kursachsen, Mainz und Herzog Georg am 29. Juni in der böhmischen Stadt Kadan abgeschlossen wurde. Würtemberg ward an Ulrich zurückgegeben, aber als österreichisches Afterlehen, welches beim Aussterben des würtembergischen Mannsstamms wieder an Österreich kommen sollte. Diese Klausel verstieß gegen das geltende Reichsrecht und war für Ulrich eine harte Zumutung, aber dafür gab Ferdinand die ursprünglich geforderte Aufrechthaltung des Katholizismus in Würtemberg preis; nur die nicht zum Lande gehörigen Herren und Äbte sollte Ulrich bei ihrer Religion belassen. Aber der Kadaner Vertrag beschränkte sich keineswegs auf die würtembergische Sache; während Kursachsen und seine „Zugewandten" Ferdinands römische Königswürde endlich anerkannten, sanktionirte Ferdinand von Neuem die Beobachtung des Nürnberger Religionsfriedens und vor allem die völlige Einstellung jener vielberufenen Kammergerichtsprozesse (S. 654), wogegen freilich Sakramentirer, Wiedertäufer und andere unchristliche Sekten ausdrücklich von jeder Duldung ausgeschlossen bleiben sollten. Mit gutem Grund fanden die Straßburger und übrigen Oberländer diese letztere Bestimmung trotz der beruhigenden Versicherungen des Landgrafen gefährlich, zumal das Kammergericht gerade ihnen gegenüber jene vom König befohlene Suspendirung der Prozesse nicht eintreten ließ. Von einem vollen und endgültigen Sieg der Evangelischen war also keineswegs die Rede, aber die Kühnheit und Schlagfertigkeit des Landgrafen hinterließ doch allenthalben im Reich einen gewaltigen Eindruck; „tausend Bücher Luthers," meinte der Renegat Witzel, „hätten ihrer Sache nicht solchen Vorteil gebracht".

Es war ein häßliches Nachspiel, daß zwischen Philipp, der wirklich keinen nennenswerten Vorteil für sich gesucht oder gefunden hatte, und seinem Schützling Ulrich die alte Freundschaft sich in Unfrieden verkehrte. Der Herzog, der bereits über die hessische Forderung einer Rückerstattung der Kriegskosten stark erbittert war, glaubte seit dem Vertrag von Kadan vollends von jeder Pflicht der Dankbarkeit entbunden zu sein und schämte sich nicht, seinem Retter vorzuwerfen, er habe den Zug nicht aus Freundschaft und der guten Sache wegen unternommen, sondern nur aus Furcht selbst angegriffen zu werden. Eck suchte nach seiner Weise zu schüren, um, wie er sagte, „dem lutherischen

Schelmen recht unter das Leder zu kommen", d. h. um den törichten Fürsten wieder aus dem Land zu bringen und die von ihm zu erwartende Reformation zu vereiteln. Denn Ulrichs religiöse Wandlung war in der Tat keine äußerliche gewesen; dazu kam ein durch die Jahre des Exils keineswegs abgeschwächtes Bewußtsein fürstlicher Machtvollkommenheit, welches ihn die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse ohne Beiziehung des Landtags und mit rücksichtsloser Energie durchführen ließ. Diese würtembergische Reformation ist einmal dadurch merkwürdig, daß Ulrich, durch persönliche Neigung mehr mit Zwingli und dessen Gesinnungsgenossen verbunden, nicht ohne Schwierigkeit ein Zusammenwirken des hessischen Lutheraners Schnepf mit dem Oberländer Ambrosius Blarer erreichte; sie verglichen sich über eine eucharistische Formel und über eine örtliche Teilung ihres Wirkungskreises. Es war doch bezeichnend, daß auf dem sogenannten „Götzentag" zu Urach (1537) Blarer die Entfernung aller Bilder durchsetzte, gegen Schnepf und Johannes Brenz, welcher zu ihren Gunsten anführte, man dulde ja auch auf Kirchplätzen in Gegenwart der jungen Gesellen „lebendige Götzen, die Jungfrauen". Außerdem tritt aber in Würtemberg der früher gezeichnete Charakter des neuen Landeskirchentums besonders kräftig hervor. Ungerecht ist der Vorwurf, Ulrich habe das eingezogene Kirchengut verschleudert; er verwendete es allerdings nicht ausschließlich für kirchliche oder caritative, sondern abgesehen von der Dotirung der Schulen auf für rein staatliche Zwecke, wie für Festungsbauten oder zur Deckung seiner Verbindlichkeiten gegen den schmalkaldischen Bund. Hatte er ja doch sogar die rückständigen Forderungen des schwäbischen Bundes an König Ferdinand, d. h. einen Teil der Kriegskosten, welche vormals aus seiner eigenen Vertreibung erwachsen waren, zu tilgen übernommen! Außerdem hatte bereits die österreichische Regierung die Steuerkraft des würtembergischen Klerus für staatliche Zwecke wiederholt und gründlich in Anspruch genommen. Aber mit besonderer Schärfe machte seit der Reformation der Staat seine polizeilichen Befugnisse auf kirchlichem Gebiet geltend; die herzoglichen Vögte mußten nicht nur den Lebenswandel, sondern auch die Lehre der Geistlichen überwachen und in Stuttgart wurde z. B. 1536 die Unterlassung des Predigtbesuchs an Sonn- und Feiertagen mit Geld- oder Turmstrafen belegt, mit gleicher Strafe der Besuch der Messe an andern Orten. Das stürmische und eigenwillige Wesen des Herzogs, der den „wilden Mann" von ehedem noch nicht ganz ausgezogen hatte, drückte ja auch auf seine nächsten persönlichen Beziehungen; wie er seinen Freund in der Not den Landgrafen eine Zeitlang von sich stieß und dafür dem politischen Halsabschneider Eck sein Herz ausschüttete, so trieb er seinen eignen Sohn, als Katholiken und gefährlichen Prätendenten, aus dem Land an den französischen Hof, wo der edle und begabte Prinz, kaum aus seiner früheren Heimatlosigkeit befreit, acht Jahre in einem neuen wenngleich freundlicheren Exil zubringen mußte. Denn dahin zog doch immer wieder alle diese evangelischen Reichsstände die Unsicherheit ihrer Lage, daß sie wohl oder übel mit den Feinden Habsburgs, vor allem mit Frankreich in

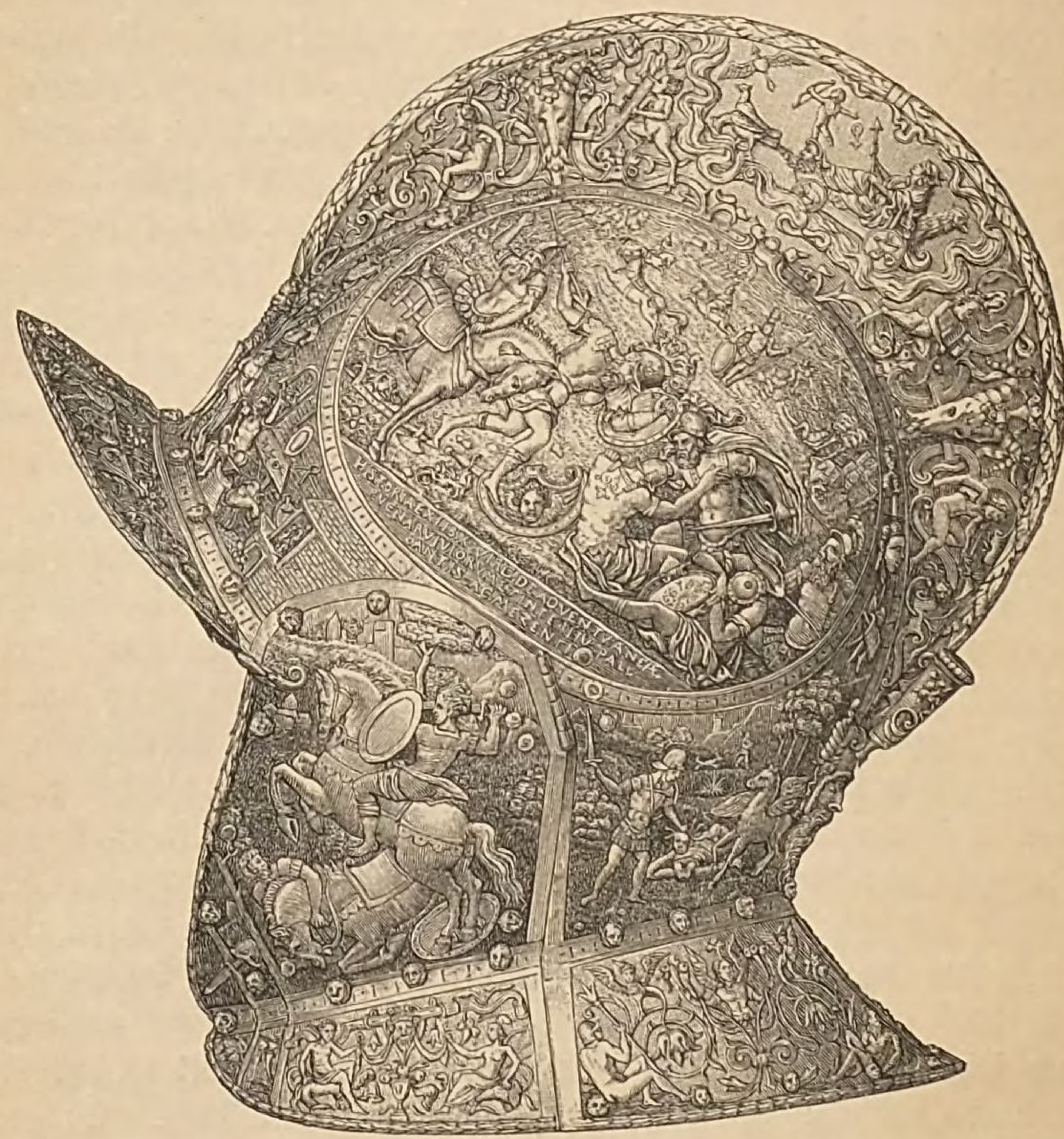


Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Angriff auf Goletta. Carton im k. k. Belvedere zu Wien; Tapisserie danach im königl. Palast zu Madrid.
Von Jan Cornelis Vermeyen (um 1500–1559), Hofmaler des Kaisers; als Ingenieur und Zeichner Begleiter desselben nach Tunis.

enger Fühlung zu bleiben suchten, um sich in ihrem „Staat und Reputation" zu erhalten.

So gern aber Karl V. den deutschen Rebellen eine Züchtigung zugedacht hätte, sein Blick wurde rasch genug wieder durch andere Gefahren abgelenkt. Er glich in diesen Jahren wirklich, wie Droysen sagt, „einem Fechter, der von mehreren zugleich angegriffen in geschickten Wendungen bald den bald jenen ein wenig zurückwirft, um gegen den dritten und vierten einen Augenblick freie Hand zu haben, aber keinen hat er Muße ganz zu beseitigen". Wir werden auf seine Verwicklung in den Kampf um die dänische Krone zurückgreifen; noch dringender als diese Frage erschien die Abwehr neuer türkischer Angriffe. Sie kamen nicht aus dem Hauptquartier des Gegners; Suleiman hatte 1533 seinen Frieden mit Ferdinand gemacht, um den längst geplanten Kampf gegen Persien zu eröffnen und seine siegreichen Fahnen in Tebris und Bagdad aufzupflanzen. Aber inzwischen hatte weniger der „Khalif von Rom" selbst als sein abendländischer Bundesgenosse, der „Bey des Landes Frankreich", dafür gesorgt, daß die türkischen Waffen auch in Europa nicht zur Ruhe kamen. Der französische Gesandte, welcher vom Sultan eine Million Dukaten für einen Feldzug gegen den Kaiser verlangen sollte, erreichte freilich den in Persien kämpfenden Großherrn erst im Frühjahr 1535. Einstweilen entsprach es jedenfalls einem Wunsch Franz' I., daß bereits im Sommer 1534 eine türkische Flotte von mehr als 300 Schiffen an den süditalienischen Küsten erschien, Neapel in Schrecken setzte, hier und dort mordete, plünderte und Gefangene wegschleppte. Sie stand unter dem Befehl des sogenannten „Königs von Algier" Chaireddin Barbarossa, eines aus Mytilene stammenden Seeräubers, der vordem mit seinem Bruder zusammen sich einen Teil der nordafrikanischen Küste unterworfen hatte und jetzt den von Stambul unabhängigen Herrscher von Tunis Muley Hassan verjagte. Bald darauf sah man einen Abgesandten des Korsarenfürsten am französischen Hoflager. In Spanien und Italien herrschte Angst und Entrüstung; der Kaiser beschloß alles an die Vernichtung des frechen Angreifers zu setzen und kümmerte sich nicht darum, daß man sein Unternehmen mit Besorgniß oder Schadenfreude als ein höchst gewagtes Abenteuer betrachtete. Sogar seine Schwester Maria wollte die seltsame Kunde gar nicht glauben; Frankreich und England trafen Verabredungen, um nach seiner voraussichtlichen Niederlage über den geschwächten Gegner herzufallen. Niemals vielleicht ging Karl mit solch freudiger Zuversicht einer kriegerischen Entscheidung entgegen; als der Fähnrich seines Feldhauptmanns Christus zog er im Juni 1535 über Meer, ganz von den Ideen der Kreuzfahrer erfüllt, die ja in Spanien noch lebendiger waren als irgendwo. Unter etwa 400 Fahrzeugen zählte man gegen 80 große Kriegsschiffe, wovon allein 24 Andrea und Antonio Doria, 10 der Papst gestellt hatte. Am 14. Juli fiel Goletta; am 20. stieß das kaiserliche Heer, höchstens 26 000 Mann stark, auf die doppelte Streitmacht, welche Chaireddin trotz der gegen ihn herrschenden Mißstimmung zusammengebracht hatte. „Wir starben vor Hitze," berichtet der Kaiser selbst, aber um so wütender

fochten seine halbverschmachteten Truppen um den Besitz der Brunnen, welche ihnen die Feinde vergebens streitig machten. Trotzdem kamen auch nach diesem Sieg noch bange Augenblicke vor den gewaltigen Mauern von Tunis; es war ein unverhoffter Glücksfall, daß statt des erwarteten neuen Angriffs der Muhamedaner die in der Stadt befindlichen Christensklaven sich selbst befreiten und den Chaireddin verjagten. Die eindringenden Soldaten des



Sturmhaube Karls V.

Deutsche Arbeit aus der besten Renaissancezeit. Wien, Artillerie-Arsenal.
Aus einem Stück Eisen getrieben, nur die Backenstücke angesetzt. Mit Darstellungen von Scenen aus der Aeneide.

Kaisers schändeten diesen Triumph der christlichen Sache durch ein fürchterliches Gemetzel, welches an die Taten der alten Kreuzritter in dem erstürmten Jerusalem gemahnte, und während man Tausenden christlicher Gefangener die Fesseln abnahm, wurden dafür Tausende von Muhamedanern zu Sklaven gemacht. Karl V. genöß zum ersten Mal das volle Hochgefühl des Siegs: nicht wie ehedem hatten andere seine Arbeit getan, er selbst hatte allen Gefahren und Mühen des Kriegs unter afrikanischer Julisonne, an der Spitze eines schon halb verzweifelten Heers Trotz geboten. Kein Wunder,



Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Kampf bei einem Ausfall der Türken aus dem belagerten Goletta. Carton im k. k. Belvedere zu Wien; Tapisserie danach im königl. Palast zu Madrid.

Von Jan Cornelis Vermeyen (um 1500—1559), Hofmaler des Kaisers; als Ingenieur und Zeichner Begleiter desselben nach Tunis.

daß seine Gichtanfälle wiederkehrten, aber, schrieb er der Schwester, „Gott hat mir gute Pflaster gegeben, um mich ganz zu heilen". Und doch ist eben in diesen Tagen des Glanzes zum ersten Mal der Gedanke in seinem Gemüt aufgetaucht, sich aller Herrlichkeit zu entäußern und ins Kloster zu gehen. In dem früh Gealterten regte sich das mütterliche Blut.

Während des tunesischen Feldzugs war auch in Westfalen und in Dänemark die blutige Entscheidung gefallen; fast zu gleicher Zeit brachen der Gottesstaat der Wiedertäufer und die Macht der Lübecker Demokratie zusammen, unter tatkräftiger Mitwirkung des protestantischen Fürstentums, auch des Landgrafen, welchem man sehr mit Unrecht mehr als einmal die Neigung zu einem Bündniß mit demokratischen Elementen zugetraut hatte. Eben damals sehen wir ihn vielmehr bereits in eine Bahn einlenken, deren Verfolgung ihn allmählich bis hart an den Verrat seiner evangelischen Sache führen sollte. Die Erfahrungen des würtembergischen Kriegs, die grollende Absonderung Kursachsens, die Undankbarkeit des Würtembergers, die hinterlistige bairische Politik hatten doch einen Stachel in ihm zurückgelassen; schon am 19. Juli 1534 schrieb er seiner Schwester, er wünsche nichts lebhafter als aus dem evangelischen Bund ganz heraus zu kommen und mit dem Kaiser in Frieden zu leben. Mit vollem Recht bezeichnet Lenz die Reise, welche Philipp im Frühjahr 1535 nach Wien unternahm, als seinen „verhängnißvollsten Schritt". Er kam mit Heinrich von Braunschweig und dem brandenburgischen Kurprinzen und betrachtete es als eine Pflicht der Höflichkeit auf königlichem Gebiet die Fasten zu beobachten; die Aufnahme war höchst zuvorkommend und den Ergebenheitsversicherungen Philipps entsprachen die Aussichten, welche man ihm auf kaiserliche Gnade und auf ein Commando in Ungarn eröffnete. Seine eigentlichen Herzenswünsche gingen auf einen Erbvertrag mit Karl und Ferdinand und überdies auf eine Familienverbindung, während er die offene Unterstützung des Kaisers gegen Frankreich zunächst doch noch ablehnte. Das Wertvollste für Habsburg waren seine rückhaltlosen Klagen über den Kurfürsten Johann Friedrich, auf den freilich, wie er einem kaiserlichen Abgesandten andeutete, nicht mehr so viel ankomme, „nachdem ich von ihm abgefallen bin". Daß Ferdinand selbst von dem Landgrafen mehr hielt als vom Kurfürsten, dürfen wir jener Schwester Philipps wohl glauben, die übrigens wie beim Vertrag von Kadan so auch diesmal ihren Bruder nach Kräften zur Verständigung mit Habsburg getrieben hatte. Bald traf sogar ein freundlicher Brief vom Kaiserhof in Hessen ein. Dem bairischen Kanzler, welcher trotz der zwischen seinen Herzogen und Ferdinand getroffenen Linzer Übereinkunft dem seltsamen Projekt einer engeren Verbindung Baierns mit Frankreich und den oberländischen Städten nachgegangen war, kam diese Wendung der hessischen Politik höchst ungelegen, obwohl der Landgraf beruhigende

Erklärungen abgab, während bald darauf auch Herzog Ulrich in Wien eintraf, um sich Belehnung und kaiserliche Amnestie zu holen. Aber auch Kursachsen entschloß sich im November zur gleichen Reise. Johann Friedrich war in Wien nicht allein durch den Landgrafen verklagt, sondern durch einige katholische Fürsten, vor allem seinen Vetter Georg in ein noch viel schlimmeres Licht gesetzt worden, als strebe er nach der dänischen oder deutschen Königskrone; man legte dem ebenso ängstlichen wie hochmütigen Herrn die Absicht unter sich als Vorkämpfer der evangelischen Wahrheit an die Spitze einer großen Volkserhebung zu stellen. Schon zu Kadan hatte er den König Ferdinand mit ausgesuchter Ehrfurcht begrüßt; jetzt knüpfte sich an seine Belehnung mit der sächsischen Kur ein näheres persönliches Verhältniß zum König, der aber trotzdem die vom Kurfürsten gewünschte Ausdehnung des Nürnberger Religionsfriedens auf nicht in demselben aufgeführte Reichsstände verweigerte. Diese guten Beziehungen protestantischer Fürsten zu Ferdinand, der bisher noch mehr als der Kaiser für ihren unversöhnlichen Feind gegolten hatte, treffen zusammen mit den stets wachsenden evangelischen Neigungen des österreichischen Adels. Schon 1523 hatte Luther an einen Herrn von Staremberg geschrieben; jetzt fanden sich gerade unter den Vertrauten des Königs lutherisch gesinnte Herren wie Rogendorf oder der höchst einflußreiche Steirer Johann Hofmann von Grünbühel, welcher hauptsächlich jenen Verkehr mit den protestantischen Fürsten vermittelte. Der kaiserliche Gesandte meinte, es gebe am Hof wenig Leute, an welchen man nicht einen Geruch der neuen Lehre spüre; Johann Faber (vgl. S. 592), seit 1530 Bischof von Wien, versicherte den venezianischen Gesandten, die Mehrheit des Adels und des Volks sei ketzerisch; „wäre nicht der König und ich, sie würden alle Lutheraner sein, wenn nicht etwas Schlimmeres".

Vor dem Religionsfrieden hatte Aleander gerühmt, er finde Deutschland lange nicht mehr so unzugänglich wie zur Zeit des Wormser Reichstags. Zwei Jahre später wußte Vergerio nicht genug zu klagen; der längst vorhandene Haß gegen den päpstlichen Namen habe eine solche Höhe erreicht, daß eine weitere Steigerung undenkbar erscheine. Am Hof König Ferdinands sagte man ihm geradezu, es bedürfte nur eines Winkes, um ganz Deutschland gegen Rom in Harnisch zu bringen; selbst die Weiber und Kinder wünschten nichts sehnlicher als das Verderben der Kirche. Aber nicht allein in Ferdinands Umgebung bekamen Vertreter der Curie solche Reden zu hören. Aleander erzählt von einer Komödie, die im Winter 1531 der portugiesische Gesandte zu Brüssel vor ihm und den vornehmsten Herren des kaiserlichen Hofs aufführen ließ. Dem Namen nach sollte es ein Jubelfest der Liebe sein, aber von Anfang bis zu Ende drängten sich die Ausfälle gegen Rom und den Papst und noch dazu hatte sich einer der Darsteller ein wirkliches Cardinalsbarett aus dem Haus des römischen Legaten selbst verschafft; „alle lachten derart, daß die Welt in Jubel aufgelöst schien, und ich, dem das Herz blutete, glaubte mitten in Sachsen zu sein, Luther zu hören oder mich in



Papst Paul III.
Nach dem Kupferstiche von F. Hulsius.

den Gräueln der Plünderung Roms zu befinden." Viele von den Hofleuten, meint Aleander, wagten allerdings nicht offen von Luther zu reden, fänden aber einen gewissen Ersatz darin den Erasmus bis in den Himmel zu erheben. Es war ohne Zweifel ein Glück für die römische Kirche, als Clemens VII., eben wieder im Begriff die französische Freundschaft mit der kaiserlichen zu vertauschen, am 25. September 1534 starb. Nicht als wäre sein Nachfolger etwa persönlich hoch über ihm gestanden. Der Cardinal Alessandro Farnese, der nach kurzem Conclave am 13. Oktober gewählt als Paul III. den Stuhl Petri bestieg, war ein rechter Zögling der italienischen Renaissance, emporgekommen unter Alexander VI., dem Geliebten seiner Schwester Julia, Erbauer des schönsten Palastes von Rom; bekannt ist das vernichtende Urteil eines venezianischen Staatsmanns, S. Heiligkeit habe soviel Zärtlichkeit für seine leiblichen Nachkommen, „daß es beinahe unmöglich wäre, das gleiche Gefühl in irgend einem Menschen der Welt stärker ausgesprochen zu finden". Aber dieser Meister des Nepotismus, der sofort zwei Enkel von 14 und 16 Jahren mit dem Cardinalspurpur bekleidete, war doch einsichtsvoll genug, um die Notwendigkeit einer katholischen Reformation zu würdigen. Er hatte den Mut, als Papst dem Concil das Wort zu reden, wie er es als Cardinal getan hatte. Freilich stieß diese bei einem Papst so unwahrscheinliche Concilsfreundlichkeit vielfach auf tiefes Mißtrauen; daß aber Paul entschlossen war, vor allem mit einer Reform der kirchlichen Regierung selbst Ernst zu machen, zeigten seine Cardinalsernennungen in den Jahren 1535 und 1536, welche Männer wie den Bischof du Bellay von Paris, den Auditor Ghinucci, den Venezianer Contarini, den Engländer Pole u. a. in das heilige Collegium brachten. Eine solche Fülle von geistiger und sittlicher Tüchtigkeit hatte die arg verwilderte Curie schon sehr lange nicht mehr vereinigt gesehen; von einem italienischen Autor wird eben diese Maßregel Pauls III. den Lutheranern vorgehalten, als Beweis dafür, daß der Papst nicht der Antichrist sei. Damals ist nun wirklich ein päpstlicher Nuntius, eben dieser Apologet Vergerio, mit Luther zusammengetroffen. Vergerio sollte gegen ein deutsches Nationalconcil wirken und bei den Reichsfürsten, auch bei den Protestanten die Teilnahme an dem allgemeinen Concil betreiben. Natürlich gingen die Protestanten von der Forderung eines in ihrem Sinne freien und christlichen, in Deutschland tagenden Concils nicht ab; Johann Friedrich ließ dem päpstlichen Gesandten sagen, der eigentliche Nutzen einer solchen Versammlung liege ja überhaupt nur darin, daß bei dieser Gelegenheit die übrigen Nationen mit der evangelischen Wahrheit bekannt gemacht würden. So hatte auch Luther dem Nuntius zu Wittenberg erklärt: „Wir bedürfen jetzt des Concils nicht mehr, wohl aber die Christenheit, damit die, welche die Wahrheit und ihre eigenen Irrtümer noch nicht unterscheiden gelernt haben, die Wahrheit erkennen mögen." Luther und Bugenhagen waren von Vergerio zur Tafel geladen worden und der Italiener, der sichs zur Aufgabe machte das ganze Gebahren des großen Gegners zu studiren, wunderte sich nicht wenig, als die „Bestie"

in einer Art von eleganter Kleidung, mit Atlasärmeln, Pelzwerk, Kette und Ringen vor ihm auftrat. Luther hatte vorher seinem Barbier gesagt, er wolle recht jung aussehen und die römischen Herren tüchtig ärgern. Beides gelang ihm vollkommen und Vergerio, welchem in den glühenden und rollenden Augen des Gefürchteten etwas Satanisches zu lauern schien, war ganz entsetzt über die mit Kraft geparte Leidenschaft dieses Plebejers, denn man kann sich denken, wie wenig Luthers derbe Züge und rücksichtslose Reden dem italienischen Aristokraten zusagten. Als der Nuntius ihm einmal allzu große Anmaßung vorwarf, da brauste er auf: „Dieser Zorn meines Mundes," rief er, „ist nicht mein Zorn, sondern Gottes Zorn."

Von den verschiedensten Seiten sahen sich die deutschen Protestanten damals umworben. Während ihre Führer mit Österreich Fühlung fanden und Rom selber sich herabließ zu verhandeln, wo es längst gesprochen hatte, hüllte Franz I. seine politischen Annäherungsversuche in ein religiöses Gewand. Man begreift die freudige Aufregung, welche sich des Wittenberger Reformatorenkreises bemächtigte, als im Sommer 1535 königliche Einladungsschreiben an Melanchthon und Butzer ergingen. Die bisherige Geschichte der evangelischen Bewegung in Frankreich mußte freilich zur Vorsicht mahnen. Wohl hatte sich, durch den Humanismus vorbereitet, in den höheren Schichten der Nation ein lebhaftes Interesse für die deutsche Reformation entwickelt; während die Pariser theologische Fakultät, oft genug die Schützerin gallikanischer Unabhängigkeit gegen Rom, der deutschen Ketzerei von Anfang an den Krieg erklärte, fanden sich Männer erasmischer Richtung und Freunde eines mystischen Subjektivismus in einer mehr oder minder vorsichtigen Opposition zusammen, deren geistiges Haupt, der ehrwürdige Jaques Lefèvre aus Etaples, schon längst durch seine selbstständige Bibelexegese den Verdacht der Glaubenswächter in der Sorbonne erregt hatte. Wilhelm Briçonnet, Bischof von Meaux, bot ihm und andern Anhängern des Evangeliums ein Asyl in Meaux. Eine glänzende Zukunft schien sich diesen Bestrebungen zu eröffnen, als am königlichen Hofe selbst sich entschiedene Sympathien ihnen zuwandten. Vor allem war es Franz I. geistreiche Schwester Margaretha, welche mit ihrer ganzen Herzenswärme daran arbeitete auch die Mutter und den vergötterten Bruder in den „ersehnten Hafen" der neuen Lehre zu bringen. Wirklich vermerkt Luise von Savoyen einmal in ihrem Tagebuch, im Dez. 1522 hätten ihr Sohn und sie durch die Gnade des heiligen Geistes begonnen die Heuchler zu durchschauen. Franz I. entriß damals mehr als einen verdammten Ketzer dem Scheiterhaufen, wie er überhaupt bei seinem äußerst geringen religiösen Interesse niemals zum Fanatiker geworden ist. Ebenso wenig konnte aber bei ihm von einem ernsthaften Eingehen auf die evangelische Weltanschauung die Rede sein. Während er in wahrhaft großartiger Weise für den Aufschwung der Wissenschaften, zumal der Philologie sorgte — das Collège royal von 1529, die Universitäten von Bordeaux und Nîmes sind seine Schöpfung —, während er das Französische zur Staatssprache erhob und die Wunderlichkeiten seiner

heimischen Poeten und italienischen Künstler mit verständnißvoller Milde beurteilte, machten ihn politische Rücksichten zum blutigen Unterdrücker der Evangelischen in Frankreich. Sehr tief war seine Hinneigung zu ihnen nie gewesen und die Frivolität, die ihn umgab und für deren Meister er gelten durfte, hatte mit jener herben Gottseligkeit nichts gemein, wie sie gerade bei seinen Untertanen unter dem Zusammenwirken des nationalen Temperaments und des steigenden Druckes sich entwickelte.

Wie Margaretha so übte eine Zeit lang Anne de Pisseleu (S. 549), die als Herzogin von Étampes die lange Reihe von berühmten Maitressen des französischen Königshofes eröffnet, ihren Einfluß zu Gunsten der Verfolgten. Aber nichts konnte schärfer mit der Sittenstrenge der abwechselnd geschonten und bekämpften Evangelischen kontrastiren als die Schamlosigkeit, womit Franz I. sein leichtfertiges Leben zur Schau stellte; bei dem Feste, welches die Stadt Paris zu Ehren der eben von ihm heimgeführten Königin Eleonore gab, fand er ein Vergnügen darin, Stunden lang am offenen Fenster, vor allem Volk, mit seiner Geliebten zu scherzen. Das war gallische Art und ein echter Gallier ist auch jener wunderliche Poet, welcher das Lachen für die unterscheidende Gabe des Menschen erklärt und einen unerschöpflichen Reichtum an Geist und Schmutz wider die „Misanthropen und Lachfeinde" jeder Art aufgeboten hat. François Rabelais, vom Schönheitskultus der italienischen Renaissance ebenso weit entfernt wie vom sittlichen Ernst der deutschen Reformation, spiegelt wie kein Anderer das Wesen einer Generation, die durch keine unbequeme Leidenschaft im Lebensgenuß gestört sein wollte, und zeigt sich auch darin als echter Franzose, daß er mit all seinem tollen Übermut eine gute Dosis Nüchternheit verbindet. Der Freigeist, dessen Mut nur „bis zum Scheiterhaufen exclusive" ging, der vor den französischen Ketzerrichtern nicht etwa in Deutschland oder Genf, sondern in Rom Deckung suchte, konnte unmöglich mit der weltfeindlichen Richtung der französischen Reformirten sympathisiren; neben den Papstanbetern hat er die Papstspötter verhöhnt und als Geschöpfe der „Antinatur" erscheinen ihm nicht nur seine eignen Standesgenossen, die Mönche, sondern auch die „besessenen Calvine". Man begreift, daß König Franz dem lachenden Philosophen trotz seiner Ausfälle auf Kirche und Staat nicht gram werden mochte; ist doch Margaretha selbst, die, seit 1527 mit Heinrich von Navarra vermählt, dem verfolgten Evangelium in ihrem Miniaturkönigreich eine Freistätte eröffnete, die Verfasserin nicht nur frommer Gedichte, sondern auch recht schlüpfriger Novellen. Und ihr Hoflager zu Pau und Nerac war keineswegs ein ausschließlicher Sammelplatz für bedrängte Anhänger der Reformation; in der schützenden Nähe der „zehnten Muse und vierten Grazie" finden wir neben einem Lefèvre den Skeptiker Des Periers und ein paar quietistische Mystiker, die Calvin in seinem Genf nicht geduldet hätte. „In Nerac und Pau," sagt Lotheissen, „konnte jeder nach seiner Idee selig werden, durfte jeder in seiner besonderen Kapelle beten," wie das Rabelais von seiner idealen Abtei Thélème, dem glückseligen Sitz der



Franz I. von Frankreich inmitten seiner Familie.

Miniature im Gebetbuche Franz I. Berlin, kgl. Kupferstich-Cabinet. (Hamilton-Erwerbung.)

Schönheit und geistigen Freiheit, rühmt. Weit stärker als in der deutschen Reformation trieb die religiöse Bewegung in Frankreich freigeistische Elemente hervor, Männer, welche im Anschluß an die antike Philosophie sich jedem Offenbarungsglauben entfremdeten und zum schweren Ärgerniß sowohl der Altkirchlichen als der Evangelischen dem freien Gedanken das Wort redeten, ohne zur einen oder andern Partei zu schwören. Lyon war eine Zeitlang das Hauptquartier solcher „Atheisten" und „Epikureer", wie man sie nannte. Hier trafen sich Rabelais und der gefeierte Dichter Clément Marot, die sich mit großer Gewandtheit das Martyrium vom Leib zu halten wußten, Etienne Dolet, der edle Cato christianus, welcher aus dem Studium des Lukrez den glühendsten Haß gegen alle religiöse Verfolgung geschöpft hatte und trotz königlicher Gunst seinem Schicksal nicht entging, Des Periers, der Verfasser der lukianisch angehauchten „Weltglocke", der zum Selbstmord getrieben wurde, der Spanier Servede, damals bereits durch ein paar Schriften gegen die Dreieinigkeit (1531/32) das Entsetzen aller katholischen und protestantischen Theologen, während er, nicht zufrieden mit bahnbrechenden medizinischen Arbeiten, von seinem Beruf zur Herstellung des echten Christentums sich immer fester überzeugt hielt. Aber fast alle diese Freidenker sind als Spätlinge der von der Reformation überholten humanistischen Bewegung und zugleich als Vorläufer kommender religiöser Indifferenz zu betrachten und wurzeln deshalb eigentlich nicht völlig in ihrer Zeit, deren Signatur vielmehr eine zunehmende Unduldsamkeit ist. Wir erinnern uns, mit welcher Begierde in Deutschland das Evangelium vom gemeinen Mann ergriffen wurde; in Frankreich war eine so allgemeine und tiefgehende Gährung offenbar nicht vorhanden und in Folge dessen kam es allerdings hier und dort zu einer Teilnahme der niederen Klassen an der Bewegung, wie z. B. der Wollkämmer Johann Leclerc in Meaux und in Metz als Prediger und Bilderstümer nicht ohne Erfolg auftrat, aber die große Mehrheit der Nation betrachtete, soweit unsere sehr lückenhafte Kenntniß zu urteilen gestattet, solche Erscheinungen eher mit Widerwillen und die Regierung, an und für sich ungleich stärker als die staatlichen Gewalten in Deutschland, hatte bei ihrer Bekämpfung der Ketzerei keineswegs mit einer gefährlichen Stimmung der Masse zu rechnen. So begannen, nachdem der ängstliche Mystiker Briçonnet seine Schützlinge aus Meaux fortgetrieben und selbst um Sendung von Inquisitoren gebeten hatte, jene furchtbaren Verfolgungen, unter welchen die evangelische Partei zwar nicht erlag, aber dafür in einen immer schärferen Gegensatz zum katholischen und monarchischen Frankreich hineingedrängt wurde. Die endlose Reihe französischer Märtyrer des Evangeliums beginnt mit Johann Leclerc; schon in Meaux wurde er 1523 drei Tage nacheinander mit Ruten gepeitscht und dann gebrandmarkt, weil er eine Schrift gegen den Ablaß und den römischen Antichrist an die Türe der Kathedrale angeschlagen hatte, und als er im Jahre darauf zu Metz „vom Geist Gottes getrieben" die „Götzen" zerbrach, bot die beleidigte Kirche alle Schrecken der Criminaljustiz gegen den Frevler auf, dem man die rechte Hand

abhieb und mit glühenden Zangen die Nase ausriß und Arme und Brust zerfleischte, ehe man ihn dem Scheiterhaufen übergab. Der stürmische Glaubenseifer und die stoische Todesverachtung des Opfers sind für die französische Reformation nicht minder charakteristisch als die raffinirte Grausamkeit der Verfolger. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Südfranzosen führte Wilhelm Farel, der Freund eines Lefèvre und rechte Vorläufer Calvins, in Mömpelgard und in der Westschweiz den heiligen Krieg gegen die Bilder, Ceremonien und Prozessionen; es schreckte ihn nicht, daß er mehr als ein Mal nahe daran war, unter den Mißhandlungen fanatischer Priester und Weiber sein Leben zu lassen. Gerade das zelotische Gebahren mancher Reformirten, die Verstümmelung eines Madonnenbildes in Paris, das Anschlagen herausfordernder Plakate, wirkte ganz besonders abstoßend auf den König, dessen Haltung gegen die Evangelischen übrigens zwischen Strenge und Nachsicht wechselte, bis eben jene Plakate im Oktober 1534 ihn ein für allemal zum geschworenen Gegner der Reformirten machten. Die scheußliche Erfindung eines Pariser Juristen, mittelst deren die Ketzer längere Zeit hindurch über dem Feuer auf und abgezogen wurden, war ganz nach dem Herzen eines Volks, welches nach dem Bericht eines Zeitgenossen die Verurteilten noch inmitten ihrer Qualen umtobte und verfluchte. Und trotzdem fürchtete man die Redegewalt mancher der zum Tode Geführten; man schnitt ihnen vorher die Zunge aus.

Eben die Grausamkeit dieser Verfolgungen galt in den Augen Melanchthons und auch Luthers als ein wesentliches Motiv dafür, daß man jene Einladung Franz' I. nicht von der Hand weisen dürfe. Schon im Jahre 1534 hatte Melanchthon nicht nur an die Königin von Navarra geschrieben, sondern bereits ein Gutachten über die Beilegung des Religionsstreits für Frankreich verfaßt, in welchem er nach seiner eignen vertraulichen Erklärung den Schein weitgehender Nachgiebigkeit auf sich nahm, um die katholischen Franzosen nicht von vornherein abzustoßen. Ganz abgesehen von der Beichte, einer gewissen Verehrung der Heiligen, den meisten Ceremonien wollte er auch die hierarchische Verfassung der Kirche gerne gelten lassen; fand er doch die „Monarchie" des Papstes für die Erhaltung der Glaubenseinheit vorteilhaft und Bischöfe, meinte er, müßte man geradezu schaffen, wenn es keine solchen gäbe. Daß er kein Freund einer „barbarischen Freiheit" sei, zeigte auch sein scharfes Urteil über die Urheber jener verhängnißvollen Plakate, „fanatische gefährliche Menschen, die nur absurde Meinungen behaupten". Kurz, auf jede Weise suchte Melanchthon, der bereits soweit ging, die französische Nation als die erste unter allen und ihr Königreich als das Haupt der Christenheit zu bezeichnen, sich in seine neue große Aufgabe einzuleben, während Butzer und Hedio ihre Ratschläge für Franz I. in ähnlichem Sinn abgaben. Schon zitterte Heinrich VIII., damals mit seinem Plan einer nordischen Liga beschäftigt, vor der Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen den deutschen Protestanten und dem römischen Stuhl. Aber die kursächsische Politik durfte sich nicht in so

auffälliger Weise mit Frankreich kompromittiren, wenn sie ihr Ziel einer Annäherung an Habsburg erreichen wollte; in der schroffsten Weise versagte Johann Friedrich seinem Professor die Erlaubniß zur französischen Reise. Eigenhändig setzte er seinem Kanzler Brück auseinander, Melanchthon könnte „mit seiner großen Weisheit" mehr zugestehen, als Luther und den übrigen Theologen annehmbar wäre, und die französischen Unterhändler, die mehr erasmisch als evangelisch seien, würden seine bekannte „Wankelmütigkeit" nur auszubeuten trachten. Während so das Eingreifen Wittenbergs in die Entwicklung der französischen Reformation unterbleiben mußte, arbeitete in Basel ein junger Franzose, erst seit wenigen Jahren für das Evangelium gewonnen, an einer Verteidigung seiner Glaubensgenossen und ihrer Lehre, welche Franz I. selbst gewidmet mit ganz anderer Energie als alle die Apologien und irenischen Vorschläge eines Melanchthon die Wahrheit und den endlichen Sieg der sogenannten neuen Religion verkündigte. Mit 26 Jahren war Johann Calvin vollkommen reif und gerüstet für die große Mission, die kurz darauf, im Jahr 1536 mit der Unwiderstehlichkeit eines göttlichen Befehls ihn für immer der Stille seines Gelehrtendaseins entriß.

Daran war nun nicht zu denken, daß Franz I. auf dem Bundestag der Schmalkaldener im Dezember 1535, den er beschickte, ihre Unterstützung für die bevorstehende Erneuerung seines Kriegs gegen den Kaiser gewonnen hätte. Auch das Anerbieten Heinrichs VIII., dem Bund beizutreten, stieß vor allem bei Kursachsen auf starken Widerstand, obwohl hier die Aussicht auf eine nicht allein politische, sondern auch religiöse Verständigung weit näher lag als bei Frankreich. Denn Heinrich war in seiner Erbitterung über die Ungefälligkeit der Curie in der Tat zum völligen Bruch mit Rom gelangt und zum Schöpfer einer Staatskirche geworden, die nach einem scharfen, aber wahren Urteil Scherr's „niemals im Stande gewesen ist, die Spuren ihres unsaubern Ursprungs auszutilgen". Eine Überfülle von Gewaltsamkeit und Verlogenheit kennzeichnet die Entwicklung der englischen Reformation und es ist ganz unmöglich, bei ihren ersten Fortschritten den Despoten, der sie gemacht hat, und den schmählichen Liebeshandel, der zum Anlaß einer Kirchentrennung wurde, zu vergessen. Hinter den feierlichen Erklärungen von König und Parlament taucht immer wieder die Gestalt jener ehrgeizigen und boshaften Kokette auf, obwohl freilich auch sie bald genug sich den zahlreichen Opfern eines unbarmherzigen persönlichen Regiments beigesellen mußte. Übrigens war gerade in England vielleicht mehr als irgendwo der Weg zum Staatskirchentum längst geebnet und Heinrichs Streben nach voller Suprematie, durch einen ehemaligen Gehülfen Wolseys, den geriebenen Juristen und Finanzmann Thomas Cromwell genährt, fand beim englischen Klerus keinen nachhaltigen Widerstand. Hatte im Jahre 1531 die Convocation der Geistlichkeit den König noch mit der Klausel „insoweit es nach Christi Gesetz erlaubt sei" für den alleinigen Souverän und Protektor der Kirchen von England erklärt, so wußte die Krone mit Unterstützung des Parlaments in kurzer Zeit diese letzte schwache Schutz-

mehr einer rein geistlichen Gewalt zu beseitigen. Heinrich selbst wurde durch die eigentümliche Verflechtung seiner persönlichen Neigungen mit dem alten Kampf zwischen Kirche und Staat immer weiter fortgerissen; er fand es empörend, daß der Fürst sich einem Geschöpf wie dem Papst unterwerfen solle, den Gott vielmehr ihm unterworfen habe. Man wagte zu behaupten, des Königs Majestät habe ebenso gut für das Seelenheil wie für das leibliche Wohl seiner Untertanen zu sorgen und könne durch sein Parlament die Gesetzgebung auf diese beiden Gebiete ausdehnen. Der Defensor Pacis, die kühnste Apologie der Staatsallmacht, welche das Mittelalter hervorgebracht hatte, wurde der Vergessenheit entrissen und in englischer Übersetzung veröffentlicht. Als die rechte Hand des reformirenden Königs erscheint Thomas Cranmer, seit 1533 Erzbischof von Canterbury (S. 652), ein gewiegter geistlicher Diplomat und zugleich heimlicher Freund des Evangeliums, wie er auch insgeheim verheiratet war. Damals entfaltete er die ganze Schmiegsamkeit seiner Natur, um als englischer „Gegenpapst" dem neuen System wie der neuen Ehe seines Herrn die kirchliche Weihe zu verschaffen und dabei unter der Hand in die politische Umgestaltung der englischen Kirche auch das eine und andere Element evangelischer Lehre einzuschmuggeln. Nachdem schon im Februar 1533 ein Gesetz die päpstliche Jurisdiktion und jede Appellation nach Rom für England aufgehoben hatte, beantwortete Heinrich die päpstliche Bannbulle durch die Suprematsakte vom 18. November 1534, welche den König zum „obersten Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott" erhob. Mit ganz anderer Wucht als im protestantischen Deutschland machte sich hier die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt fühlbar, zumal ja die neue Ordnung der Tronfolge auf das Innigste mit der kirchlichen Umgestaltung zusammenhing. Man muß die Festigkeit bewundern, womit nicht nur die verstoßene Königin Katharina, sondern auch ihre Tochter Maria, ungebeugt durch alle Unwürdigkeiten der Gegner, ihr gutes Recht behaupteten. Anna Boleyn hatte sich geschworen, das stolze „spanische Blut" zu demütigen; es genügte ihr nicht, daß Mutter und Tochter mit dem Tode bedroht wurden, sie scheint wirklich daran gedacht zu haben, die trotzige junge Prinzessin in Abwesenheit Heinrichs hinrichten zu lassen, und drängte den König immer wieder zur schärfsten Anwendung der Gesetze gegen die beiden Verräterinnen. Kein Wunder, daß Katharinas Tod (8. Januar 1536) dem Gift ihrer Feindin zugeschrieben wurde. Heinrich VIII. feierte das Ereigniß, indem er von Kopf zu Füßen gelb gekleidet, mit einer weißen Feder am Barett vor dem Hof erschien und seiner Freude den anstößigsten Ausdruck gab. Aber in Wahrheit stand fast die ganze Nation auf der Seite des Rechts und die freche Überhebung Annas, die selbst ihren Oheim den Herzog von Norfolk „schlechter als einen Hund" behandelte, war nicht dazu angetan, die wachsende Abneigung gegen ihren Gemahl zu vermindern. Die Rebellion war nicht nur in Irland, auch in England vor der Türe; man hoffte geradezu auf das Eingreifen des Kaisers. Unter diesem Abscheu gegen das neue System hatte natürlich auch

die reformatorische Richtung zu leiden, für deren „Urheberin und Hauptamme“ der kaiserliche Gesandte Anna Boleyn erklärte.

In solcher Lage suchte Heinrich VIII. einen Rückhalt am schmalkadischen Bund. Auch er hatte mit Melanchthon angeknüpft, der dem königlichen Gegner Luthers eine neue Auflage seiner loci communes (S. 369) widmete und sehr gern nach England gegangen wäre. Aber die Auseinandersetzungen der englischen Abgesandten mit den Wittenbergern wollten zu keinem Schluß kommen; Luther trat namentlich mit großer Entschiedenheit für die Sache der verstoßenen Königin ein, wie er ja schon 1531 mit Melanchthon sich dahin ausgesprochen hatte, der König dürfe seine Ehe nicht auflösen, sondern eher noch eine zweite Frau neben der ersten nehmen, da die Polygamie nicht durch göttliches Recht verboten sei. Die Unmenschlichkeit vollends, womit Heinrich jeden Widerstand gegen seinen souveränen Willen niederbrach, machte allmählich auch auf das protestantische Deutschland Eindruck. Zunächst hatte freilich die Härte der neugeschaffenen Gesetze nur hervorragende Vertreter des englischen Katholizismus getroffen: im Frühjahr 1535 büßte eine Anzahl ehrwürdiger Klostergeistlicher die Anhänglichkeit an den verpönten päpstlichen Namen mit martervoller Hinrichtung und kurz darauf fielen die Häupter des greisen Bischofs Fisher von Rochester und des edeln Thomas More, der nach Wolseys Sturz einige Jahre das große Siegel geführt hatte. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß More erst durch jene Schrift des Königs gegen Luther zur Überzeugung von einem göttlichen Ursprung des päpstlichen Primats gekommen war. Daß Paul III. den bereits angeklagten Bischof zum Cardinal erhob, daß Franz I. für sein Leben bat, besiegelte den Untergang der beiden Männer, die es verschmähten sich durch Annahme der Successions- und Suprematsakte zu retten. Fisher war der eifrigsten einer im Polemisiren gegen Luther gewesen und More ein Todfeind aller Ketzer, aber trotzdem erschien ihre Hinrichtung auch in protestantischen Kreisen als Justizmord und in Deutschland hieß es sogar, sie hätten für ihre evangelische Gesinnung geblutet. Das Entsetzen steigerte sich, als man von der Enthauptung der Königin Anna Boleyn erfuhr. Das Herz ihres Gemahls hatte sich längst neuen Reizen zugewendet und der Umstand, daß ihr am 7. September 1533 geborenes Kind nicht der prophezeite Sohn, sondern eine Tochter war, entschied ihr Schicksal, obwohl sie noch Jahre lang den Kampf nicht aufgab und zuletzt sogar von Seiten ihres alten Feindes, des Kaisers, eine gewisse Unterstützung fand. Cromwell verfolgte seinerseits das gleiche Ziel einer Verbindung mit Karl V., aber eine merkwürdige Verkettung von Umständen brachte ihn dazu, mit allen Mitteln nicht eine Scheidung seines Herrn von der „Konkubine“, sondern ihren Tod herbeizuführen. Auch jene unliebsame Antwort der Wittenberger Theologen hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß der König sich für eine gewaltsame Lösung der Schwierigkeiten gewinnen ließ, in welche ihn seine längst verflogene Leidenschaft für Anna gebracht hatte. Auf Grund unbedachtsamer Äußerungen, wie sie an diesem frivolen Hof alltäglich waren, wurde sie der ehelichen Untreue angeklagt

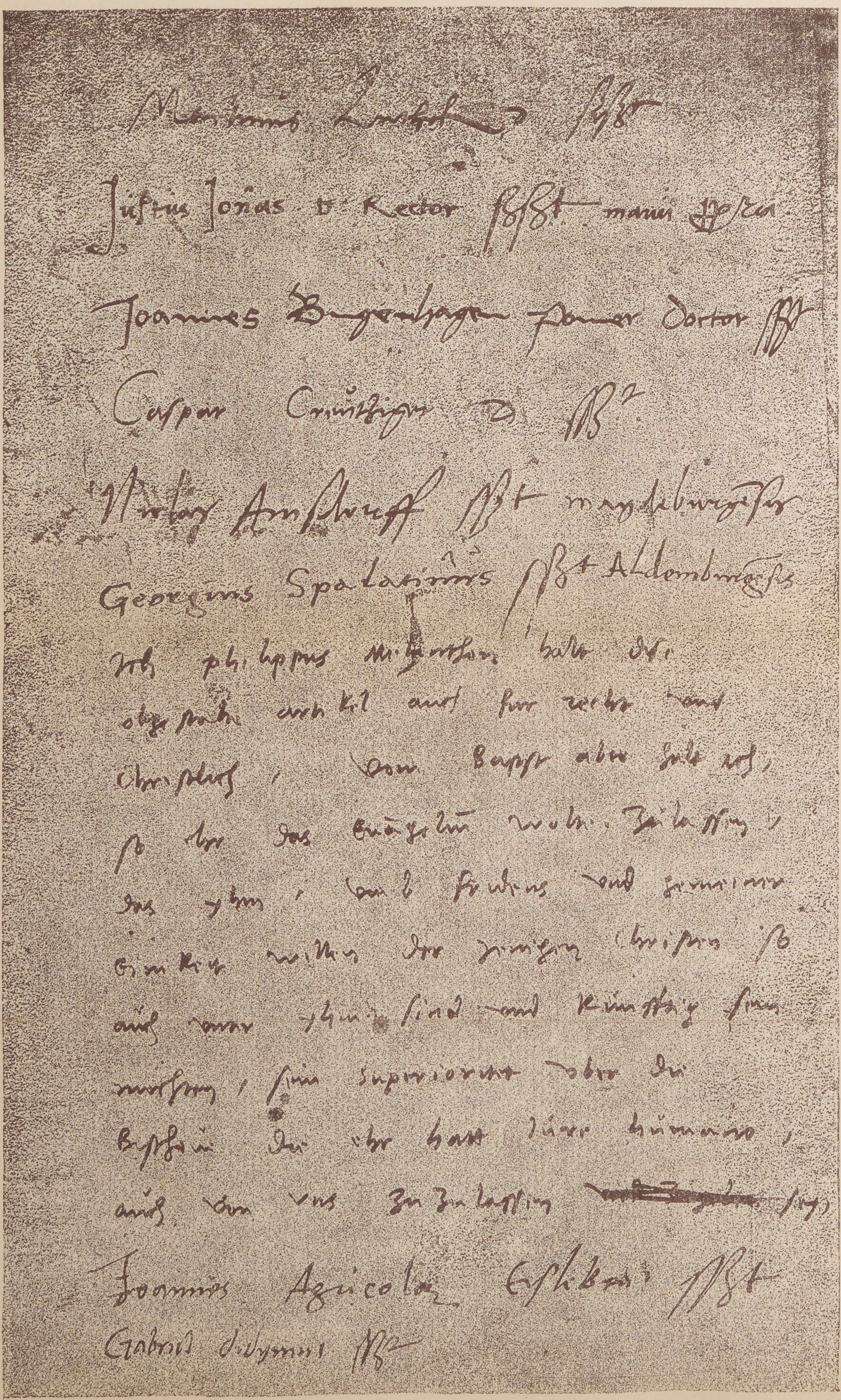
und nach einem kurzen Prozeß, dessen erste Opfer ihr Bruder und ihre angeblichen Liebhaber waren, starb „Königin Ohnekopf", wie sie in einem Anfall von Galgenhumor sich selbst nannte, am 19. Mai 1536 durch das Schwert des Henkers. Ihre Ehe war von einem Gerichtshof unter Cranmers Vorsitz wegen der früheren illegitimen Verbindung des Königs mit ihrer Schwester (S. 554) für nichtig erklärt worden. Denn kein Rest von Schamgefühl war diesem brutalen Despoten geblieben, der die Beschimpfung seiner eignen Ehre wie den schrecklichen Ausgang des einst geliebten Weibes mit der gleichen widerlichen Heiterkeit hinnahm, und die stets gefügigen Werkzeuge waren seiner vollkommen würdig. Am Tag nach der Hinrichtung erfolgte die Verlobung, kurz darauf die Vermählung des Königs mit Jane Seymour.

Selbst so eifrige Vertreter eines deutsch-englischen Bündnisses wie die Straßburger wurden stutzig, als Heinrich „das zweite Weib" richten ließ, von deren Sympathien für das Evangelium man gehört hatte. Überhaupt war in diesen Jahren der vorwaltende Einfluß Kursachsens einer festen Verbindung des deutschen Protestantismus mit dem Ausland hinderlich, obwohl die häufigen Sendungen und Anerbietungen fremder Mächte den verbündeten Reichsfürsten schmeicheln und einen höheren Begriff von ihrem politischen Wert beibringen mußten. Aber Johann Friedrich wahrte sich sogar dem schmalkaldischen Bund gegenüber eine so kühle Haltung, daß man ihm wohl die Absicht zutrauen durfte, denselben nicht über das Jahr 1537 hinaus zu verlängern, sondern lieber „zergehen zu lassen". Im Grunde war ihm das Bundesverhältniß zu den süddeutschen „Sakramentirern" nicht minder unangenehm als der Anschluß an außerdeutsche Staaten und die Auseinandersetzungen zwischen den lutherischen und oberländischen Theologen gewannen damals wieder eine höhere politische Bedeutung. Die Ansicht, daß ohne genaue Übereinstimmung in allen grundlegenden Dogmen eine wahre Interessengemeinschaft und sozusagen Treu und Glauben auch in weltlichen Angelegenheiten nicht bestehen könnten, hatte sich seit einer schärferen Trennung der kirchlichen Parteien in vielen Köpfen festgesetzt; nur mit Kaiser und Reich machte man allenfalls in Folge ererbter Pietät eine Ausnahme. Von jenen Mitteln aber, mit welchen Heinrich VIII. seine Theologen und sonstigen Berater zahm zu machen pflegte, wußte man damals in Deutschland noch nichts. Wer hätte sich auch unterfangen wollen, einen Luther durch Drohungen zum Verleugnen seiner Überzeugung zu bestimmen? Der Reformator gab bereitwillig zu, daß die Einigung der Evangelischen gegenüber „den Mördern und Bluthunden, den Papisten" dringend zu wünschen sei, und dennoch trieb ihn sein Gewissen, die entgegenkommenden Erklärungen der Oberländer wieder und wieder mit dem tiefsten Mißtrauen zu prüfen. Amsdorf, mit gewohnter Schärfe, erklärte einmal das Vorgeben der Straßburger, mit Luther übereinzustimmen, für eine ganz schändliche Lüge. Bei den Oberländern und Schweizern rief dieser Anspruch Wittenbergs auf eine Art von oberster Instanz in Glaubenssachen eine sehr erklärliche Verstimmung hervor, die zu

gleichem Mißtrauen und zu den härtesten Urteilen zumal über Luther führte. Seit den Jahren der Apostel, meinte Zwinglis Freund Leo Judä, der schweizerische Bibelübersetzer, habe niemand von den heiligsten Dingen so schmählich, lächerlich und irreligiös geredet wie Luther; „wenn wir uns nicht von vornherein wehren, was anders ist von diesem Mann zu erwarten als ein neuer Papst, der nach seinem Belieben alles bestimmt und wieder abändert, diesen dem Teufel zuweist, jenen mit dem Himmel begnadigt?" Es gehörte der unermüdliche gute Wille und die große Geschicklichkeit eines Butzer dazu, um wenigstens das Ärgste, eine förmliche Trennung der deutschen Protestanten, eine Zerreißung des schmalkaldischen Bundes in zwei konfessionell unversöhnliche Hälften zu verhüten. Und Melanchthon, seinerzeit der schroffste Widersacher aller Vermittlung, erscheint nun gerade in der entscheidenden Frage den Oberländern näher gerückt; wie er in der Fortentwicklung seiner dogmatischen Arbeiten z. B. zu einer Abkehr von der früheren strengen Prädestinationslehre gekommen war, so hatte noch auf dem Augsburger Reichstag eine Schrift des Oekolampadius, welche in der Kirche der ersten drei Jahrhunderte verschiedene Auffassungen der Eucharistie nachwies, großen Eindruck auf ihn gemacht und schon im April 1531 schrieb er an Butzer, er hoffe auf eine Concordie, denn das heftige Streiten zwischen Luther und Zwingli habe ihm nie gefallen; „es wäre besser für die ganze Sache, wenn wir diese tragischen Kämpfe nach und nach aufhören ließen". Freilich war er nicht der Mann dazu, mit seiner abweichenden Ansicht gegen Luther selbst offen hervorzutreten; so ging er auch zu einem Gespräch mit Butzer, welches im Dezember 1534 zu Kassel stattfand, nur als „Überbringer einer fremden Ansicht", da Luther schroffer als jemals darauf bestand, daß beim Abendmahl in und mit dem Brot der Leib Christi wahrhaftig gegessen und „mit den Zähnen zerbissen werde". Nach der Rückkehr von Kassel geriet dafür Melanchthon bei seinem Freund in den Verdacht fast zwinglischer Meinung. Es geschah gegen die Warnungen Melanchthons, der eine Verschärfung der Gegensätze als die notwendige Folge weiterer Zusammenkünfte ansah, daß im Mai 1536 unter Führung Butzers eine stattliche Vertretung der Oberländer zu Wittenberg eintraf, um mit Luther selbst zu verhandeln. Die Schweizer, die kurz vorher (März 1536) in einem zu Basel vereinbarten Bekenntniß Zwinglis Abendmahlslehre allerdings etwas modifizirt hatten, ohne jedoch eine stoffliche Gegenwart des Leibes Christi zuzugestehen, lehnten die von Straßburg ergangene Einladung zur Teilnahme an den Verhandlungen ab. Luther aber zeigte sich diesmal weit zugänglicher als je zuvor, obwohl er anfangs durch eine eben erschienene nachgelassene Schrift Zwinglis wieder stutzig gemacht worden war. Den schwierigsten Punkt bildete die Frage, ob im Abendmahl nicht nur die Unwürdigen, sondern auch die Gottlosen, d. h. die völlig Ungläubigen den Leib Christi empfingen. Letzteres vermochten die Oberländer nicht einzuräumen; trotzdem entschloß sich Luther mit den Seinigen, unter welchen übrigens die Heißsporne wie Amsdorf und Osiander fehlten

allen ferneren Streit über diesen Artikel fallen zu lassen und die andern als ihre „lieben Brüder im Herrn" anzunehmen. Butzer und Capito konnten sich der Tränen nicht enthalten, als ihnen durch den Mund des Gefürchteten selbst diese Friedensbotschaft verkündet wurde. Und doch leitete die am 29. Mai unterzeichnete Concordie nicht den wirklichen Frieden ein, sondern nur eine Waffenruhe. Denn einmal wurde sie ausdrücklich als für die Obrigkeiten nicht bindend, als provisorisch bezeichnet und dann war in dem eucharistischen Artikel der Vereinbarung jener Streit wegen der Gottlosen doch nur totgeschwiegen, nicht ausgetragen worden. Luther meinte freilich, man solle auf beiden Seiten das früher Vorgefallene begraben und einen Stein darauf legen. Aber wenn unter seinen eignen Anhängern mißbilligende Stimmen laut wurden, so begrüßte man in Süddeutschland die Wittenberger „Zwangsartikel" mit unverhüllter Antipathie und manche von den schwäbischen Städten, voran Ulm, entschlossen sich nur zögernd und mit Vorbehalt zur Annahme, während Constanz bei seiner Ablehnung beharrte. Noch weniger gelang es natürlich die Schweizer, deren Confession Luther gelesen und nicht ungünstig beurteilt hatte, für eine förmliche Annahme der Concordie zu gewinnen; eine Versammlung zu Basel im November 1536 äußerte im Ganzen ihre Billigung und die Hoffnung, daß ein Anfang der Einigung gemacht sei, blieb aber bei dem etwas ausführlicher wiederholten eignen Bekenntniß. Es war immerhin eine gewisse Errungenschaft, daß Luther selbst jetzt mit den Schweizern freundlich und friedlich verkehrte und, auch ohne daß man sich verständigte, die Losung gegenseitigen Vertrauens ausgab; man solle sich, schrieb er ihnen, immer des Besten zu einander versehen, „bis das trübe Wasser hierin sich setze". Er mochte es für große Selbstüberwindung halten, daß er in einem Brief an Zwinglis Nachfolger, Bullinger, erklärte, er habe seinen Gegner seit ihrem persönlichen Zusammensein zu Marburg für einen trefflichen Mann gehalten; auch vor seinen Freunden sprach er von den Schweizern als von frommen Leuten, mit denen man eine Zeitlang Nachsicht haben müsse, bis man sie gewinne. In Wahrheit dachten die Schweizer niemals daran, die Einigung um den Preis einer dogmatischen Unterwerfung unter Wittenberg zu erkaufen.

Trotzdem war schon diese notdürftige Verhüllung des vorhandenen Zwiespalts für die Haltung und das Ansehen des deutschen Protestantismus von unverkennbarem Vorteil. Eben jetzt trat an den schmalkaldischen Bund die Notwendigkeit heran, sowohl der Concilsfrage als dem Kaiser gegenüber ganz offen Stellung zu nehmen. Am 2. Juni 1536 hatte Paul III. das Concil ausgeschrieben; es sollte den 23. Mai des folgenden Jahres in Mantua zusammentreten. Absichtlich war die frühere Klausel, daß es frei sein solle „nach dem alten Herkommen der römischen Kirche", weggeblieben; auch um kaiserliches Geleite für die Lutheraner verwendete sich der Papst. Aber daß die Ausrottung der neuerdings entstandenen Ketzereien und in einer etwas später erlassenen Bulle über die Reformation der Curie noch deutlicher die Ausrottung der verderblichen lutherischen Ketzerei als ein Hauptziel angekündigt


Martinus Luther subscripsit

Justus Jonas D. Rector subscripsit manu propria

Joannes Bugenhagen Pomer Doctor subscripsit

Caspar Creutziger D. subscripsit

Niclaus Amsdorff subscripsit Magdeburgensis

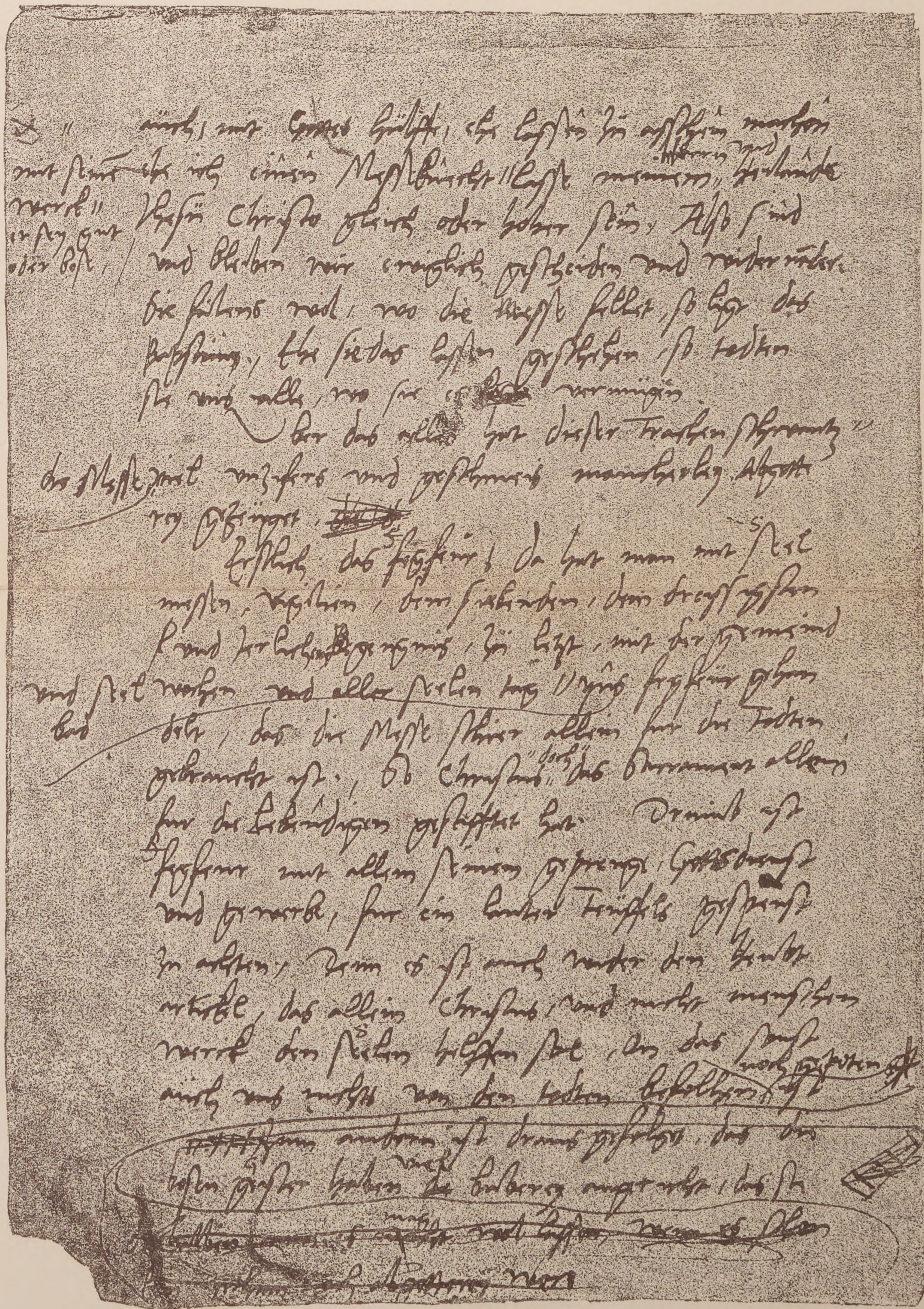
Georgius Spalatinus subscripsit Aldenburgensis

Ich Philippus Melanthon halte die obgestelte artikel auch fur recht und christlich, vom Bapst aber halt ich, so er das Evangelium wolte zulassen, das yhm, umb friedens und gemeiner Einikeit willen der jhenigen Christen so auch unter yhm sind und künfftig sein mochten, sein superioritet uber die Bischove die er hat jure humano, auch von uns zuzulassen sey.

Joannes Agricola Eisleben subscripsit

Gabriel Didymus subscripsit

Facsimile der ersten Seite der Unterschriften von Luthers Originalentwurf der Schmalkaldischen Artikel; (1537).
Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.



Facsimile (Rückseite von Blatt 4) aus Luthers eigenhändig geschriebenem Originalentwurf der Schmalkaldischen Artikel; vom Jahre 1537. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

wurde, lautete nicht eben einladend für die deutschen Protestanten. Trotzdem erhoben sich unter ihnen verschiedene Stimmen für die Beschickung des Concils; Melanchthon und Luther selbst sprachen sich in einem Gutachten dahin aus, daß der Papst allerdings das Recht habe die Kirchenversammlung zu berufen und die Ladung vor ihr Gericht zu erlassen. Johann Friedrich beruhigte sich dabei nicht; er kam vielmehr auf den Gedanken, daß Luther und seine „Nebenbischöfe" ein Gegenconcil etwa nach Augsburg ausschreiben und die Glieder des schmalkaldischen Bundes zum Schutz desselben mindestens 18 000 Mann aufbringen sollten. Schon erwog man ernsthaft, wie man es dem Papst mitteilen, wieviel Pferde man dem Gefolge des Kaisers und der fremden Könige zulassen wolle. Dagegen erklärten sich nun allerdings wieder die Theologen, aber sie befürworteten doch die Gegenwehr der Obrigkeiten, falls das Concil gegen die Evangelischen einen Prozeß einleiten würde, und Luther fügte noch bei, er wolle „auch dazu tun mit Beten, auch, wo es sein soll, mit der Faust". So scharf als möglich formulirte er in den Artikeln, welche er im Auftrag des Kurfürsten als vor einem Concil und vor Gottes Gericht zu behauptende zusammenstellte, sein Urteil über die päpstliche Messe als den „größten und schrecklichsten Gräuel", den „Drachenschwanz", aus welchem das sonstige abgötterische „Ungeziefer und Geschmeiß" hervorgegangen sei. Ein wahrhaft christliches, nicht auf göttlichen Ursprung pochendes Papsttum erklärt er für unmöglich, den Papst für den Antichrist. Melanchthon konnte sich nicht versagen, hier seine abweichende Meinung geltend zu machen, wonach dem Papst, falls er das Evangelium zuließe, die Superiorität über die Bischöfe auch von den Evangelischen eingeräumt werden sollte. Es ist höchst bezeichnend, wie er auf dem Tag zu Schmalkalden, nach welchem jene Artikel benannt werden, dem Landgrafen sein Leid klagte, daß Luther den Papisten so gar nichts nachgeben wolle, wie er außerdem auch die schroffere Fassung der Abendmahlslehre als gegen die Concordie verstoßend bedauerte. Diese Wendung der schmalkaldischen Artikel gegen die Oberländer, die deshalb auch nicht unterzeichneten, führte Melanchthon auf Bugenhagen zurück, „dann der sei ein heftiger Mann und ein grober Pommer". Entscheidend war aber doch zunächst die offene Kriegserklärung gegen das Papsttum, denn für eine solche und keineswegs für eine mögliche Grundlage conciliarer Verhandlung muß diese von Luther „als für sein Testament" ausgearbeitete Bekenntnißschrift gelten. Der päpstliche Legat Vorstius bekam die Folgen dieser Stimmung zu spüren, als er sich auf die Versammlung zu Schmalkalden (Febr./März 1537) wagte. Johann Friedrich gab ihm Audienz, weigerte sich jedoch die Schreiben des Papstes entgegenzunehmen; die übrigen Fürsten verbaten sich seinen Besuch. Melanchthon fand die Art und Weise, wie der Legat und der kaiserliche Orator behandelt wurden, „pöbelhaft". Allerdings nahmen die protestirenden Stände gegenüber den Zumutungen, welche Karl V. durch den Vicekanzler Matthias Held an sie gelangen ließ, kein Blatt vor den Mund. Neben der Teilnahme am Concil forderte der Kaiser von den Protestanten strikte Ein-

schränkung auf den Nürnberger Religionsfrieden und Anerkennung des Kammergerichts als der Behörde, welche darüber zu entscheiden habe, was Religionssache sei und was nicht. Die Protestanten hätten mit einem Zugeständniß dieser Forderung sich selber die politische Existenz abgesprochen, auf welcher doch die Gegenwart und Zukunft ihres Evangeliums recht eigentlich ruhte. Zudem erregte die Persönlichkeit und das Gebahren des kaiserlichen Abgesandten den Verdacht, als handle er mehr nach eigner Eingebung als nach dem Willen seines Herrn, dessen Instruktion vorzulegen er sich weigerte. Und eine geheime Instruktion des Kaisers faßt auch wirklich, im Gegensatz zu dem schroffen Auftreten Helds, die Möglichkeit einer dauernden Versicherung der Evangelischen vor gewaltsamer Unterdrückung, ja sogar eines Nationalconcils ins Auge. Der kaiserliche Vicekanzler und frühere Beisitzer des Kammergerichts war seinerseits mit der ganzen Hartnäckigkeit des Juristen entschlossen den Kampf gegen die Ketzer und Verächter des Rechts auf das Nachdrücklichste zu führen; „unsere Fürsten," warnte einer seiner Freunde selbst den Straßburger Sturm, „haben deutsche Köpfe, aber dies Männlein hat einen italienischen Kopf." Ein Doppelbündniß aller Katholischen, die Süddeutschen unter Ferdinands Führung, die Norddeutschen unter dem Kaiser und durch dessen Niederlande verstärkt, das war sein Gedanke; er unternahm einen vergeblichen Versuch die Stadt Nürnberg herüberzuziehen, aber man durfte sich weiterer Intriguen von ihm versehen. Die Protestanten ihrerseits hatten längst die praktische Wertlosigkeit des Nürnberger Friedens erkannt und seine Schranken durchbrochen, indem sie auf der Versammlung im Dezember 1535 nicht nur den schmalkaldischen Bund um zehn Jahre verlängerten, sondern auch beschlossen, allen Ständen, welche sich zur Augsburger Confession halten würden, die Aufnahme zu gewähren. Daraufhin waren Würtemberg, Pommern, Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hannover, Kempten beigetreten; man sah sich veranlaßt, den Bundesrat durch vier neue Stimmen, je zwei fürstliche und städtische, zu verstärken. Jetzt blieb ihnen nichts übrig als gegenüber dem zu ihren Ungunsten sprechenden Buchstaben des Rechts, wie es der kaiserliche Abgesandte geltend machte, den Vorwurf der Rechtsverletzung zurückzugeben, indem sie das Kammergericht für parteiisch erklärten und seinen Urteilen und Exekutionen ihr Gewissen entgegensetzten. Mit der unentbehrlichen Logik aller Parteien, bei welchen der scheinbare Kampf ums Recht in Wirklichkeit zu einem Kampf um die Macht geworden ist, erklärten sie ihre eignen Eingriffe in das Eigentum und die Befugnisse der Geistlichen für recht und billig, jeden Versuch gerichtlicher Verfolgung für offenbare Gewalt, da bei Mönchen und Pfaffen als „gottlosen Verführern" überhaupt von einem rechtmäßigen Besitz nicht die Rede sein könne. Wir sehen, es ist die alte Theorie Wiclifs und der Husiten, welche dem von Gott Abgefallenen auch die Rechtsfähigkeit abspricht (S. 123 ff.); seine Herrschaft ist verwirkt, sein vormaliges Gut für ihn fremdes Gut. Denn, so schließen die Protestirenden, „wenn die göttliche Wahrheit hervorbricht, so muß ihr aller Besitz, Gebrauch, Gewohnheit und Verjährung weichen". Das

war Revolution ebenso gut wie die Forderungen der aufständischen Bauern. Ohne Revolution hat sich aber noch keine große Bewegung zu behaupten vermocht.

Je mehr die Reichsgewalt an Autorität einbüßt, desto straffer werden in den einzelnen Territorien die Zügel der Regierung angezogen. „Die Anhänger der Augsburger Confession erklären, daß sie dem Kaiser und König, der höchsten Obrigkeit, in Sachen des Glaubens den oft geforderten Gehorsam zu leisten nicht schuldig seien, aber von ihren Bürgern fordern sie einen solchen Gehorsam." So charakterisiren Bischof und Kapitel von Augsburg das Verfahren des städtischen Rats, der im Jan. 1537 kraft seiner souveränen Gewalt, seiner „rechten wahren Obrigkeit" den katholischen Kultus abgeschafft und die Geistlichkeit ihrer privilegirten Stellung entkleidet, Widerspenstigen das Verlassen der Stadt binnen acht Tagen auferlegt und jede Mißachtung dieser Neuordnung mit Strafe an Leib, Ehre und Gut bedroht hatte. Man fühlte sich, wie das Butzer in einer seiner Schriften ausführt, wirklich von jeder Verpflichtung enthoben, bei kirchlichen und staatlichen Änderungen innerhalb des Territoriums die „oberen Oberen" überhaupt noch zu fragen. „Wir sehen und greifen," sagt ebenfalls Butzer, „wie wundergnädiglich Gott durch kaiserliche Majestät mit und gegen uns fährt. Dennoch lassen wir uns das Gegenteil träumen. Wer hat uns doch noch gebissen?" Später noch meint er, vom Kaiser habe man ungefähr ebenso wahrscheinlich Krieg zu besorgen, „als vom König aus Calicuten".

Es kann nicht genug wiederholt werden, welchen Vorteil die deutschen Protestanten aus den immer neuen Verwicklungen der kaiserlichen Weltpolitik ziehen durften und welcher Schaden ihnen aus ihrer gründlich falschen Beurteilung des Kaisers erwachsen ist.

Karl V. hatte nach seinem tunesischen Sieg von künftigen Unternehmungen gegen Algier oder gegen Konstantinopel selbst gesprochen. Aber während seiner Rückreise starb (1. Nov. 1535) der schon lange kränkelnde Franz Sforza, dem der Kaiser erst vor Kurzem seine blutjunge Nichte Christina von Dänemark vermählt hatte. Franz I. war bereits vorher mit dem Anspruch hervorgetreten, daß abgesehen von Genua und Asti nach Sforza's Tod das ganze Herzogtum Mailand an ihn fallen solle. Während man noch über den Ausweg verhandelte, ob Mailand dem dritten oder dem zweiten Sohn des Königs übertragen werden könnte, schritt Franz zum Angriff, indem er im März 1536 plötzlich Savoien besetzte; er stützte sich auf angebliche Erbansprüche seiner Mutter, welche von ihrem Stiefbruder dem regierenden Herzog Karl widerrechtlich mißachtet worden seien, aber in Wahrheit handelte es sich für ihn darum sich den Zugang nach Italien zu sichern und einen dem Kaiser verschwägerten und anhängenden Fürsten unschädlich zu machen. Daß er bei

dieser Gelegenheit nicht sogleich die Stadt Genf einsteckte, war nur der Raschheit zu danken, womit schon im Januar die Berner ihm zuvorkamen; sie nahmen die Stadt und Nordsavoien ein und erneuerten ihr Burgrecht mit Genf. In seiner Entrüstung verlor der Kaiser die gewohnte Selbstbeherrschung; im Saal der Consistorien zu Rom hielt er die längste Rede seines Lebens, mit entblößtem Haupt, vor Papst und Cardinälen und in Gegenwart des französischen und venezianischen Gesandten. Er wollte dem Papst, wie er sagte, Rechenschaft ablegen von seinem ganzen Leben und von allem, was zwischen ihm und Frankreich sich ereignet hatte; schließlich kam er auf jenen Vorschlag eines Zweikampfs (S. 552) zurück, welchen Franz und er etwa auf einer Insel oder einer Schiffsbrücke ausfechten könnten. Dabei sah er in einen Zettel, um nichts Wichtiges zu vergessen. Aber was konnte Karl von einem Papst erwarten, dessen zudringliche Wünsche nach fürstlicher Ausstattung seines Sohnes nicht befriedigt wurden, der bereits mit Frankreich verhandelt hatte, um Mailand für einen seiner Enkel zu erhalten? Paul III., von dessen Sippschaft man sich am spanischen Hof des Schlimmsten versah, überhäufte gegenüber einem venezianischen Gesandten den Kaiser mit Vorwürfen: er trage die Schuld am Verlust Englands wie an dem Wachstum der deutschen Ketzerei, die er auf dem Wormser Reichstag hätte vernichten müssen; er dränge den Papst Franz I. wegen seines Einverständnisses mit den Türken zu exkommunizieren und damit Frankreich von der Christenheit zu scheiden. Wirklich hatte Franz mit der Pforte nicht nur einen Friedens- und Handelsvertrag abgeschlossen, worin dem Papst, England und Schottland der Beitritt offen gehalten werde, sondern im Sommer 1536 erschienen bereits französische Schiffe mit der türkischen Flotte vereinigt an den italienischen Küsten. Man fürchtete für das nächste Jahr eine Erneuerung des Angriffs im großen Stil; der Papst glaubte sich in Rom nicht mehr sicher. Diese offen zugestandene Verbindung des allerchristlichen Königs mit dem Erbfeind der Christenheit bezeichnet eben Ranke als einen „militärisch-politischen Protestantismus", als einen ganz unzweifelhaften Fortschritt auf politischem Gebiet; „vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwicklung des neuen Europa beigetragen haben, die wirksamste ist die Idee einer vollkommen selbständigen von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt."

Das weit verbreitete Gefühl von der Verwerflichkeit eines solchen türkischen Bündnisses ist nachmals doch nicht ohne Einfluß auf die Politik Franz' I. gewesen. Zunächst aber galt es für ihn jedes verfügbare Mittel zu ergreifen, um sich in der verteidigenden Stellung zu behaupten, in welche das siegreiche Vordringen des Kaisers den Angreifer zurückwarf. Den Abmahnungen seiner Räte zum Trotz entschloß sich Karl zu einer Invasion in Südfrankreich, nachdem er Piemonts mit leichter Mühe Herr geworden war. Aber mit barbarischer Erbarmungslosigkeit hatte die französische Regierung selbst die gesegneten Gefilde der Provence in eine Wüste verwandelt; Feldfrüchte und Vorräte, Brunnen, Backöfen und Mühlen waren zerstört, die Mehrzahl der

Städte entfestigt und ausgeräumt, die unglücklichen Bewohner in die wenigen zur Verteidigung bestimmten Plätze oder in die Wälder und Gebirge getrieben worden. Hunger und Seuche lichteten die Reihen des schönen kaiserlichen Heeres, während Franz I., statt dem Gegner die ersehnte Schlacht zu bieten, seine Streitkräfte in ein paar schwer angreifbaren Lagern bei Avignon und Valence zusammenhielt. Der plötzliche Tod des Dauphin Franz erfüllte die öffentliche Meinung Frankreichs mit doppeltem Haß gegen Karl V.; ein italienischer Edelmann, welchem die Folter das Geständniß eines Giftmords entriß, nannte zwei der kaiserlichen Heerführer als seine Anstifter. Am 23. September verließen die Trümmer des Invasionsheeres den französischen Boden; Karl, der nur durch Zufall den ihm zugedachten Kugeln verzweifelter Bauern entging, hatte den längst beschlossenen Rückzug durch eine Scheinbewegung gegen Marseille maskirt und begab sich im Spätherbst wieder nach Spanien. Noch vor diesem verunglückten südfranzösischen Unternehmen war die kaiserliche Invasion im Norden vor dem trefflich verteidigten Péronne zum Stehen und zum Scheitern gebracht worden. Zu Tausenden waren die deutschen Landsknechte unter Frankreichs Fahnen geeilt; der junge Christoph von Würtemberg, der in der Besatzung von Marseille und später in Italien dem König diente, berichtete voll Genugtuung über die Verluste „unserer Widerwärtigen“. Mit dem vollen Übermut des Siegers ließ Franz I. seinen Gegner „Karl von Österreich“ vor dem Pairshof und dem Pariser Parlament der Felonie und Rebellion schuldig erklären und ihm die Grafschaften Flandern, Artois und Charolois absprechen. Aber obwohl er und sein Feldherr Montmorenci im Frühjahr 1537 eine Reihe von niederländischen Plätzen einnahmen und durch Sengen und Brennen, vor allem aber durch die Niedermetzelung aller Einwohner des Städtchens S. Venant Schrecken verbreiteten, wichen sie doch vor den ersten Anzeichen eines ernstlichen Widerstands. Weder in den Niederlanden, wo es bereits im Juli zur Waffenruhe kam, noch in Norditalien, wo die Franzosen die Oberhand hatten, fiel die eigentliche Entscheidung. Es kam vielmehr auf das Eingreifen der Türken an; diese aber richteten ihren Hauptstoß nicht gegen Süditalien, wo sich Chaireddin Barbarossa auf einen Streifzug in Apulien beschränkte, sondern gegen die Besitzungen der Republik Venedig, die nun wohl oder übel aus ihrer mühsam behaupteten Neutralität heraustreten mußte. Corfu hielt tapfer Stand, dagegen büßten die Inseln des ägeischen Meeres, vor allem Aegina; „wir kamen vorbei,“ berichtet der französische Flottenführer, der hinter den osmanischen Verbündeten hersegelte, „und fanden dort keinen Menschen“, denn was nicht umgebracht war, befand sich auf der Fahrt zum Sklavenmarkt. Im Oktober wurde der Feldhauptmann König Ferdinands, Hans Katzianer, bei Essek aufs Haupt geschlagen. Nicht mit Unrecht warf einmal Ferdinand dem Nuntius Morone vor, der angeblich neutrale Papst liefere mit seinem dem Franzosenkönig bewilligten Zehnten mittelbar Subsidien für die Türken. Aber die bloße Berührung mit dieser unheimlichen Macht des Islam schien bei den Christen, ob Freund oder Feind, die schlechtesten

Regungen zu entfesseln; hatte doch vordem ein Gesandter der habsburgischen Brüder in Stambul auf den Großadmiral Barbarossa einen Mordanschlag angezettelt, während jetzt der Vicekönig von Sizilien mit dem Gefürchteten in geheime Verhandlung trat, um ihn vom kaiserlichen Gebiet abzulenken. Katzianer, wegen jener Niederlage in Haft genommen, entfloh und wurde wegen verräterischer Verbindung mit den Osmanen vom Grafen Nikolaus von Zrinyi auf die hinterlistigste Weise ermordet. Auch die Liga, welche Kaiser und Papst mit Venedig gegen den Türken geschlossen hatten, zeigte den angeblichen Eifer Karls V. für die Sache der Christenheit in einem recht eigentümlichen Licht; sein Admiral Doria tat alles, um wiederholt im Augenblick des Siegs die schwer bedrohte gegnerische Flotte entkommen zu lassen, und nachgerade blickte immer deutlicher die Lust des Kaisers durch, aus der Notlage Venedigs für sich selbst Gewinn zu ziehen.

Inzwischen führten teils die fortgesetzten Vermittlungsversuche des Papstes teils die Erschöpfung der beiden Hauptgegner Karl und Franz zu dem zehnjährigen Waffenstillstand von Nizza (18. Juli 1538). Paul III. hatte sich beim Kaiser im Voraus bezahlt gemacht; Alessandro de Medici, der Gemahl einer natürlichen Tochter Karls V., war im Januar 1537 von seinem Vetter Lorenzino umgebracht worden und nun sah sich Karl veranlaßt, dem Enkel des Papstes Ottavio Farnese nicht allein die Wittwe des Ermordeten zu vermählen, sondern auch die Markgrafschaft Novara zu übertragen. Es war ein seltsamer Kongreß, als der Papst in einem Kloster vor Nizza, der König in einem benachbarten Dorf seinen Sitz aufschlug und der Kaiser an Bord seiner Galere blieb. Die beiden Todfeinde verhandelten getrennt mit dem Papst, ohne sich zu sehen. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als sie einige Wochen später (14.—17. Juli) in Aigues-Mortes zusammentrafen und wie mit einem Schlag in Freunde und Brüder verwandelt schienen. In Zukunft, äußerte sich Franz I. unmittelbar nachher, solle zwischen seinen Angelegenheiten und denen des Kaisers kein Unterschied mehr sein. Mit dem verabredeten Türkenkrieg hatte es freilich gute Wege; noch weniger war daran zu denken, daß sich Karl für den französischen Vorschlag einer Teilung Englands zwischen dem Kaiser, Frankreich und Schottland hätte gewinnen lassen. Dagegen verständigte man sich über ein gemeinsames Vorgehen bei den deutschen „Abgewichenen", natürlich nicht ohne die Mitwirkung des Papstes in Aussicht zu nehmen. Die Absicht des Kaisers ging auf einen „freundlichen Vergleich" und er ermächtigte seinen Bruder ausdrücklich, ihnen einige Zugeständnisse zu machen, „welche das Wesentliche unsers Glaubens nicht antasten und nicht religiös anstößig sind". Dem päpstlichen Legaten, welcher deshalb nach Deutschland geeilt war, erklärte König Ferdinand im gleichem Sinn, es sei besser einen Finger zu opfern als den Arm, und besser den Arm, als den ganzen Körper.

Trotz dieser auf einen friedlichen Ausgleich des großen Streits gerichteten Tendenzen schien eben damals der deutsche Religionskrieg unmittelbar bevorzustehen. Es war das Verdienst des unermüdlichen Agitators Held, daß am 10. Juni 1538 wirklich ein katholischer Gegenbund zu Nürnberg gegründet wurde; mit dem Kaiser und dem König verbanden sich Mainz, Salzburg, Baiern, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich der Jüngere von Braunschweig zur Aufrechthaltung des Nürnberger Religionsfriedens, wobei der defensive Charakter der Vereinigung betont, jede Teilnahme fremder Mächte abgelehnt und sogar der Beitritt lutherischer Reichsstände in Aussicht genommen wurde. Die Organisation mit ihrer Zweiteilung war der schmalkaldischen nachgebildet. Allerdings fanden Held und andere Vertreter des neuen Bundes die Stimmung am Kaiserhof keineswegs so kriegerisch wie sie gewünscht hätten. Aber schon das wachsende gegenseitige Mißtrauen zwischen den beiden Parteien schien zu genügen, um heute oder morgen irgend eine der unvermeidlichen Reibungen zum Kriegsfall zu steigern. So weigerte z. B. Heinrich der Jüngere seinem ehemaligen Freund, dem Landgrafen, der zu einem schmalkaldischen Bundestag nach Braunschweig ritt, das freie Geleite und ließ, als Philipp trotzdem an Wolfenbüttel vorbeizog, das Geschütz auf ihn abfeuern. Freilich bekundete eben der Braunschweiger Tag durch das persönliche Erscheinen und den Beitritt des Königs von Dänemark (April 1538) die immer noch zunehmende Bedeutung der Schmalkaldener. Im Reich vollends schien der Anfall zumal von ganz Norddeutschland an die neue Lehre nur noch eine Frage der Zeit; Heinrich von Sachsen, der Bruder Georgs, dessen Schwiegertochter die verwittwete Herzogin Elisabeth von Rochlitz (S. 659) ließen sich in den Bund aufnehmen und nachdem der unversöhnlichste Gegner der Reformation, Kurfürst Joachim, 1535 gestorben war, vermochten weder die eidlichen Verpflichtungen, die er seinen Söhnen abgenommen hatte, noch die Verbindlichkeit jenes hallischen Bündnisses (S. 654) für die Nachkommen das Gefürchtete dauernd zu verhindern. Der junge Kurfürst Joachim II., der schon früher für einen heimlichen Anhänger des Evangeliums galt, wartete zwar noch Jahre lang, bis er zur Gründung seiner eigentümlich schillernden Landeskirche schritt, aber er fehlte unter den Mitgliedern des heiligen Nürnberger Bunds und verlegte sich eifrig aufs Vermitteln zwischen den Parteien, während sein Bruder Markgraf Hans von Küstrin schon 1537 offen auf die evangelische Seite und das Jahr darauf in den schmalkaldischen Bund trat. Zugleich begann die Schwester der Markgrafen, Herzog Erichs Gemahlin Elisabeth, mit der Evangelisirung des Fürstentums Calenberg; der Herzog war weitherzig genug, die Frau, die ihm seinen Glauben nicht anfechte, auch in ihrem Glauben „ungehindert und unbetrübet" zu lassen. Georg von Sachsen verlor im Januar 1537 seinen älteren Sohn Johann, der einen ganz persönlichen Groll gegen Luther gehegt hatte; der zweite, Herzog Friedrich, war schwachsinnig. Fast hatte es den Anschein, als wolle Georg selbst in seinen alten Tagen noch einmal seinen Ruf eines „rechten

Pfaffenfeindes“ bewähren, wenigstens zeigte er sich damals, wie das sonderbare Gespräch zwischen ein paar sächsischen Räten, Melanchthon und Butzer und dem Renegaten Witzel zu Leipzig (Januar 1539) beweist, einer nationalen Entscheidung der religiösen Frage und sogar gewissen Zugeständnissen wie der Priesterehe nicht abgeneigt. Aber auf beiden Seiten drängten die Männer der Aktion zum Losschlagen, hier Heinrich von Braunschweig, dort der Landgraf. Herzog Heinrich erging sich in einer Fülle von Verdächtigungen gegen Philipp, der selbst König werden und dieses Ziel durch einen Bundschuh erreichen wolle. Verschiedene seiner Briefe, u. a. mit der Bemerkung, Philipp könne des Nachts kaum mehr schlafen und werde noch toll werden, fielen dem Landgrafen in die Hand. Die Achtserklärung des Kammergerichts gegen die Stadt Minden schien den Krieg unvermeidlich zu machen; Franz I., welchem Sachsen und Hessen schon im Februar 1538 ein Schutzbündniß angetragen hatten, gab vor und nach seiner Zusammenkunft mit Karl V. den Evangelischen die beruhigendsten Versicherungen und auch mit England standen sie wieder in diplomatischem Verkehr. Dänemark war Bundesglied. Vor allem aber trat eben jetzt jene Frage in den Vordergrund, welche zu einem rechten Prüfstein für die schmalkaldische Politik werden sollte. „Für alle Opposition im Reiche,“ sagt Ranke, „für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die clevische.“



Silbermünze
von Kurfürst Joachim II. von Brandenburg
und seiner Gemahlin Hedwig von Polen.

Umschrift der Vorderseite: IOACHIM · D(ei) · G(ratia) · MAR · BRAN · ELEC · Z(= etc.); am Halse des Brustbildes die Jahreszahl 1537. Umschrift der Rückseite: HEDWIG · G(eborene) · A(us) · K(öniglichem) · S(tamme) · Z(u) · PO(len) MAR · BRAN · 1537. Am Armabschnitt die Altersangabe AE(tas) 24.
Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

Wir kennen die eigentümliche Unsicherheit, in welcher sich die staatlichen Verhältnisse am Niederrhein schon seit längerer Zeit befanden. Die Anwartschaft des gesamten sächsischen Hauses auf das Herzogtum Jülich hatte nicht gehindert, daß der Schwiegersohn des letzten Herzogs, Johann von Cleve, von dem Nachbarland Besitz ergriff (S. 190 f.), aber wenigstens die Ernestiner wußten ihren Ansprüchen eine neue rechtliche Grundlage zu verschaffen, indem ihnen bei dem Ehevertrag zwischen dem Kurprinzen Johann Friedrich und Sibylla, der ältesten Tochter jenes Herzogs Johann (1526), die Nachfolge für den Fall zugesichert wurde, daß der jülich-clevische Mannsstamm aussterben sollte. Nun gewann aber sowohl die Stellung Jülichs am Niederrhein als seine Verbindung mit Kursachsen eine erhöhte Bedeutung, als Johanns einziger Sohn Wilhelm im Jahr 1538 nach dem Tode des Herzogs Karl, jenes alten Todfeindes der Habsburger (S. 180), die Herrschaft von Geldern und Zütphen an sich nahm. Es geschah dies kraft eines Vertrags mit den geldrischen Ständen, welche die Absicht ihres Herzogs die Lande an Frankreich

zu bringen vereitelt hatten, aber auch durchaus nicht geneigt waren wieder burgundisch, d. h. kaiserlich zu werden. Auf der andern Seite konnte die kaiserliche Politik, naturgemäß auf Abrundung ihres niederländischen Machtgebiets und auf Schwächung der fürstlichen Nachbarn bedacht, unmöglich zugestehen, daß nicht allein die Trennung der nördlichsten niederländischen Provinzen von den südlichen durch den Keil der dazwischen geschobenen geldrischen Lande fortdauerte, sondern zugleich Jülich sich zu einer wirklich bedrohlichen Bedeutung erhob. Denn Herzog Wilhelm, der nach dem im Februar 1539 erfolgten Tod seines Vaters dessen gesammtes Erbe mit dem neuen Besitz vereinigte, suchte außerdem mit den Schmalkaldenern in Bündniß zu treten, während er zugleich sich Heinrich VIII. näherte; auch in den niederländischen Unruhen gegen die kaiserliche Regierung glaubte man seine Einwirkung zu erkennen. Und es fehlte nicht an der Aussicht, den jungen Fürsten für das Evangelium zu gewinnen, nachdem noch unter seinem Vorgänger in Jülich-Cleve nicht nur eine musterhafte Organisation des Hofs und der Verwaltung, sondern auch eine Rom gegenüber äußerst selbständige Landeskirche geschaffen worden war (S. 654). Konrad von Heresbach, der Freund eines Erasmus und Melanchthon, hatte die Erziehung des Herzogs Wilhelm geleitet, der bereits als dreizehnjähriger Knabe mit Erasmus korrespondiren mußte. Schon erwog man auf Seiten des deutschen Protestantismus, ob man Jülich nicht auch ohne förmliches Bekenntniß zum Evangelium aufnehmen und verteidigen solle. Mit vollem Recht weist Lenz darauf hin, wie diese Aussichten Kursachsens am Niederrhein, welche über die einst von Friedrich dem Weisen eingenommene Stellung weit hinausgingen, selbst in Johann Friedrichs schwerfällige Politik ein gewisses Leben brachten. Wie der Kurfürst war jetzt auch Luther kriegerisch gesinnt. Zieht der Kaiser, so führte er damals aus, gegen die Evangelischen das Schwert, dann ist er überhaupt nicht mehr Kaiser, sondern ein Söldner und Bandit des Papstes; „wenn er sich dem päpstlichen oder türkischen Kriegsvolk beigesellt, dann mag er auch ein Geschick erwarten, wie es solcher Verworfenheit zukommt."

In Wirklichkeit dachte der Kaiser vielmehr, zur großen Unzufriedenheit eines Held und seiner Gesinnungsgenossen, auf Wahrung des friedlichen Verhältnisses zu den deutschen Protestanten. Der im Februar 1538 zwischen Ferdinand und Zápolya geschlossene Vertrag von Großwardein, der den Habsburgern den Anfall von ganz Ungarn nach dem Tod des Gegenkönigs zusagte, hatte in Ungarn wie in Konstantinopel böses Blut gemacht. Im Sommer des gleichen Jahres verjagte Suleiman den Fürsten von der Moldau, der mit Ferdinand in Verkehr getreten war; bald darauf erlag die Flotte des Kaisers, des Papstes und der Venezianer den Osmanen bei Maura und Zápolya gewann die Hand einer Tochter des Polenkönigs, der geradezu für einen Freund der Pforte gelten durfte. Man erwartete für das nächste Jahr einen gewaltigen Angriff der mit den Tataren vereinigten türkischen Macht auf Ungarn. In solcher Lage mußten sowohl der Kaiser als Ferdinand das

Anerbieten des Kurfürsten von Brandenburg zur Vermittlung mit den Schmalkaldischen willkommen heißen. Karl V. ließ sich durch seinen Rat Johann von Weze, vormals in Diensten Christians II. von Dänemark und Erzbischof von Lund, jetzt Bischof von Constanz, bei den Verhandlungen vertreten, welche zu Frankfurt unter sehr ungünstigen Auspizien eröffnet wurden. Aber obwohl anfangs die Protestanten entschlossen schienen, „des Gegenteils Backenstreich" nicht abzuwarten, und obwohl sie ihre Forderungen sehr hoch spannten, gelang es doch den Unterhändlern Brandenburg und Pfalz zwischen ihnen und dem Bevollmächtigten des Kaisers ein Compromiß zu Stande zu bringen, welches auf päpstlicher Seite allerdings große Entrüstung hervorrief, aber in Wahrheit durchaus nicht als ein ernsthafter Gewinn für die Evangelischen betrachtet werden kann. Der Frankfurter Anstand vom 19. April 1539 versprach den jetzigen Anhängern der Augsburger Confession Sicherheit vor Angriffen und Prozessen der Religion wegen für fünfzehn oder achtzehn Monate, falls der Kaiser ihre Bedingungen, nämlich Ausdehnung des Nürnberger Friedens auf künftige Anhänger der Confession und Einstellung aller neuen Aufnahmen nicht nur für den schmalkaldischen, sondern auch für den Nürnberger Bund, bewilligen würde; andernfalls sollte der Anstand nur für sechs Monate gelten, wobei eben jene einseitige Verpflichtung der Schmalkaldener, keine weiteren Mitglieder aufzunehmen, einen entschiedenen Nachteil auf ihrer Seite darstellte. Über Religionsvergleichung sollte auf einem Tag zu Nürnberg, nach dem Antrag der Protestanten ohne Teilnahme des Papstes, gehandelt, die Frage der Türkenhülfe auf einer Versammlung der Stände zu Worms durch Mehrheit entschieden werden. Da eine kaiserliche Bewilligung jener evangelischen Klauseln nicht erfolgte, war der ganze mühsam erhandelte Vergleich nur von sehr kurzer Dauer. Man begreift, daß die eifrigen Katholiken wie die klar blickenden Protestanten gleich unzufrieden waren. So führte die verabredete Wormser Versammlung zu einer völligen Ablehnung der Türkenhülfe; man forderte Beratung derselben auf einem förmlichen Reichstag. „Wir haben," schrieb Butzer an den Landgrafen, „wahrlich mit dieser Handlung zu Frankfurt gar viel frommer Leut schwerlich geärgert durch Annehmung der Conditionen; — dann wahrlich das Niemand hat sehen können, daß einiger Krieg (von Seiten der Katholischen) vorhanden gewesen; und ob er schon vorhanden gewesen, so muß man auf die Hülf des Herren trauen — und dann auch mit dem so unevangelischen Halten."

Dieser letzte Vorwurf bezieht sich nicht allein auf die gewöhnliche Übung deutscher Fürsten, bei solchen Versammlungen ihren Körper, wie Mykonius aus Frankfurt schreibt, in dem besten Rheinwein zu baden und fast zu ersäufen. Ein erbärmlicher Grund hatte eben den Landgrafen mit einem Mal so friedlich gestimmt, daß er auch Kursachsen von allen Kriegsgedanken abzubringen suchte. Er bekam einen furchtbaren Anfall von Syphilis und verzweifelte daran überhaupt ins Feld ziehen zu können; im Sommer wollte er geradezu die Bundeshauptmannschaft wegen seiner „Leibsschwachheit" nieder-

Ferdinannd von Gots Gnaden R
zů allen zeiten Merer des

Lieben Getrewen Wir ſetzen in kainen zweifel Jr Gebot
en Jarn/vnnd derſelben Redem beſonnder bey Euch vnnd anndern Stennden d
wider ſtand/dem Erbveindt Gemainer Criſtenheit dem Tůrcken/durch vnnſere Rete vnd C
ſůchen vnd hanndlen haben laſſen/Auff welche hanndlung/vnd beſchehen anſůchen/ſich gle
em Reichs tag zů Regenſpurg angeſchlagen vnd beſchloſſen worden/gehorſamlich bewillige
Glaubens ſach/zwiſchen gemainen des heiligen Reichs Stennden/kain vergleichung gem
ung in Laiſtung der Turcken hilff/nit einlaſſen möchten/So haben etliche auf ainen Gemai
zigen Particular hilffen/vnd ſonnderlichen wo die Proteſtierenden Jr gebůrnus in ſolhe Tu
treglich ſein wůrde. Dieweil aber biſher aus meterlay anſehlichen vnd beweglichen vrſach
halten werden mögen/Vnnd doch die Rott vnd das obligen Gemeiner Criſtenhait/vnd ſond
tilgung vnd verderbung/des Chriſtlichen Namens/auch dero Lannd vnd Leüt nit aufgebo
für verfarn/ſein Granitz gegen Teutſcher Nation/yelenger ye mer erweytert/das Chriſtlic
lichen vorhabens iſt/noch diſes Jar/das Künigreych hungern/vnd furter Teutſche Natio
Römiſch Kayſerlich May. ꝛc. Vnnſer Lieber Brůder vnd herr/aus gnedigem vnd Vätterl
Kayſerlichem gemůt/zů Gemainer Criſtenhait/vnnd vorab Teutſcher Nation tregt/beweg
ogen in Bayrn/Vnnd Joachim Margraffen zů Brandenburg zů Stettin Pomern der Caſſ
Des heiligen Rö. Reichs Ertztruchſaſſn vnd Ertz Camrer vnnſere/Lieben Schwager Oh
halber/gůtliche hanndlung phlegen zelaſſen/Damit als dann vmb ſouil mer vnnd ſtatlicher
dann ſolches die hoch vnd vnuermeidlich notturfft erfordert/in das werck gebracht werde
tag zů Franckfurt dahin gepracht/das mit den Proteſtierennden ain Fridlicher Anſtannd/au
Das Sy ſich zů der Eyllenden Turcken hilff/wie die alls obſteet auff dem Reichſtag zů Re
machen wellen/wie dann ſolhes der abſchid zů Franckfurt gemacht ferer mit bringt. Vnd
lieber ſehen wolten/das zů volkomner berait machung ſolcher notwendigen Turcken hilff/
en Reichs obligen/daran auch nit wenig ſonnder trefflich vnnd vill gelegen/neben Richtigm
Dieweil aber ſolches die zeit keins wegs erleiden mag/vmb deſwillen/das es ſo ſpat im Jar
ſchaffen in Kurtz beſorgen můß/So iſt darumb vnd zů notturfftiger furdrung der Sachen
en/daſelbshin die Proteſtierenden mit volmechtigem Gwalt ſchicken vnnd Ordnnen werd
vnd wölchermaſs dieſelb mit der notturfft in das werckh gebracht/vnd gelaiſt werden ſo
en der Kay. May. vnd fur vns ſelbs vnnſere Rate vnd Comiſſari mit notturfftigem Beuell
en yetz gedachter Kay. May. Euch ſolhen Tag hiemit verkundt vnnd zůw
Ernnſtlich begerend Jr wellet zů furdrung diſes lobwirdigen Chriſtliche
ſolchen Tag mit volkomnem Gwalt vnnd Beuelh verordnen vnnd ſchickhen/die angez
Richtigkait zebringen vnd in ſolchem one wider hinderſich bringen Entlich zeſlieſſen helfen
ſehen wellen/ſolhes Jr Gemainer Chriſtenhait/vnnd furnemlich Teutſche
werden/ſambt dem das ſolches Euch vnnd gemainer Stat
Geben auf vnnſern Kü. Schloß zů Prag den XXX. tag Apprillis Anno im XXXIX. Vn

Ferdinand

Mandat Kaiſer Ferdinands I. für die Stadt Wimpfen betreffs Beſchickung des am Sonntag
abzuhaltenden Reichstages. Prag, 30.

Römischer Künig
Reichs.

in güter gedechtnus/wie vnd welcher massen wir in den zwayen nechsten verschin-
des heiligen Römischen Reichs/von wegen Erlanngung ainer Eylennden hilff/zü
Comissari/auch außgegangne schreiben/mit allem Embssigem fleyß vnnd Ernnst an-
leich wol/etliche aus den Stenden/der Eyllenden Turggen hilff wie die auff Jungst
get/Etlich aber haben jr Entschuldigung dahin gestelt/Dieweil in der Religion vnd
macht/vnd Sy des Fridens nit versichert wären/das Sy sich on die selb versicher-
ainen Reichs tag oder versamblung aller Reichs Stende gewaigert/nach dem die ain-
Turcken hilff nit laissten/gegen des Turcken grossen Macht/Vnerschießlich vnd vnfur
chen/wie offenbar vnd wissenlich ist/kain Reichstag oder Gemeine versamblung ge-
derlich Teutscher Nation/von wegen bemelte Turcken vorhaben vnd furnemen/züuer
ort/Besonder gedachter Turck/mit seiner Tyranney gegen der Christenhait für vnnd
lich Plüt vnerbarmlich vergossen/Vnd das Er wie alle kundschafften lauten/des ennt
tion züuberziehen/vnd in sein Tiranische gehorsam zebringen. So ist demnach die
rlichem mitleiden/so sein Lieb vnnd Kay. May. aus angebornnem Cristenlichem vnd
gt worden/durch die hochgebornnen Ludwigen Phaltzgraffen bey Rein/vnd hertz-
Cassuben vnd Wennden hertzogen/Burggrafen zü Nurmberg vnd Fursten zü Rugen/
Ohaim vnd Chürfursten/mit den Protestierenden Stennden/der Strittigen Religion
von Gemainen Reichs Stennden/die zü Regenspurg bewilligt Turggen hilff/wie
moge/Welche hanndlung von bemelten beden Churfursten auf Jungst gehaltnem
auf Funffzehen monet lanng gemacht/vnd von den Protestierenden bewilligt worden/
Regenspurg angeschlagen worden/neben andern des heiligen Reichs Stennden gefast
Vnd wie wol die Rö. Kay. M. vnd wir von derselbenn wegen/auch fur vnns selbs/vil
/ain Gemainer Reichs tag außgeschriben vnd gehalten/auff das in anndern des heilig
machung berurter Turcken hilff einsehung gethan/vnnd gehanndlt werden mochte/
Jar ist/vnnd man sich des Turcken Ein vnd vber Zugs/nach außweisung der Kundt-
en auff Sontag Trinitatis schieristen ain Tag geen Wormbs angesetzt vnd furgenom
rden/neben anndern des heiligen Reichs Stennden die Eyllennd Turcken hilff/wie
solle/zuberatslagen/vnnd entlich zubeschliessen/Alls wir dann auff solchen tag/in Nam
lh vnd Jnstruction abferttigen werden/ Darauff so wellen wir anstat/vnd in Nam
ssen gemacht haben/Von Jrer Lieb vnnd Kay. May. wegen gnedigklichen vnnd
en wercks vnnd furnemens/Gemeiner Christenhait zü wolfart vnd Erhaltung/auf
zaigt hoch nottwenndig Turggen hilff/in wurckhliche volziehung/vnnd gewisse
en/wie Wir Vnns dann zu ~~Nürb~~ gantz/vngezweifelt vertrössten/vnd ver-
her Nation zü wolfert vnnd gütem aus Christlichem gemüt/genaigt vnd willig sein/
~~Wimpfen~~/zu Trost sicherhait vnd Lanng wiriger Erhaltung geraicht/
Vnnsrer Reiche das Romischen im Neunten vnd der anndern im Dreyzehennden.

tag Trinitatis (1. Juni) 1539 in Worms wegen der Türkengefahr
30. April 1539.

[illegible]

legen. Aber auch davon abgesehen hatten die fortgesetzten Berührungen mit der kaiserlichen Diplomatie auf Philipps Haltung ungünstig eingewirkt. Der ehrgeizige Fürst schmeichelte sich mit dem Gedanken einen Granvela „an der Hand zu behalten", während er selbst den erprobten Meistern einer weitausblickenden und skrupellosen Staatskunst als Anfänger gegenüberstand und Lehrgeld zahlen mußte. Es war namentlich die kluge Königin Maria, welche seine Hoffnungen auf eine große kriegerische Rolle im Dienst des Kaisers zu nähren wußte; sie riet ihrem Bruder, „die Zeit zu nützen, bis Ihr Mittel und Gelegenheit habt anders aufzutreten". Wohl rühmte sich der Landgraf einmal vor einem kaiserlichen Rat, er habe überall seine Freunde und Wissenschaft von den geheimsten Dingen. Aber man braucht nur die kindliche Naivetät anzusehen, womit diese evangelische Diplomatie vorgeht, um sich von ihrer völligen Unschädlichkeit zu überzeugen. Wie harmlos denkt sich Landgraf Philipp z. B. die Rolle eines ständigen Gesandten am Kaiserhof, der nach seiner Ansicht den Schmalkaldenern „viel Mißtrauens und Unkostens" ersparen könnte! Mit welchen Augen mußte Heinrich VIII. die deutschen Gesandten betrachten, die ihm ins Gesicht den Rat erteilten, sich bei den Parlamentsverhandlungen über die Sakramente und die Priesterehe doch ja von der evangelischen Wahrheit leiten zu lassen! Bei der Erwägung schmalkaldischer Politiker über die Frage, ob und wieweit man Granvela trauen dürfe, war der Straßburger Sturm, so bereitwillig er das „sanfte Gemüt" des kaiserlichen Staatsmanns anerkannte, doch gleich Butzer der Ansicht, es habe keinen Zweck demselben eine eingehende Auseinandersetzung über die religiösen Fragen zuzustellen; denn einmal werde er kaum Zeit finden sie zu lesen und dann sei er nicht fähig sie zu würdigen, denn schon aus dem Umstand, daß er seinen Sohn nicht gehindert habe Bischof zu werden, sei „zu vermuten, daß er der Erkenntniß Gottes mangelt". Mit welch handgreiflichen Schmeicheleien dagegen Granvela auf Philipp zu wirken verstand, zeigt der Brief eines hessischen Gesandten vom Kaiserhof; „ich weiß nicht", so läßt dieser den Minister über den Landgrafen sich äußern, „ob es von Gott also versehen oder ob mich sein Gestalt dahin gereizt, alsbald da ich ihn zu Augsburg ansah, gewann ich zu ihm eine herzliche Liebe und Gefallen und dachte, wenn Du dem Fürsten Deines Vermögens dienen kannst, so wolltest Du es gern tun". Eben darauf hin meinte der Landgraf, man müsse diesen trefflichen Mann, der bisher ohne jede Bestechung die Sachen der Evangelischen so sehr gefördert habe, „zu Freund und an der Hand behalten"! Man begreift die überlegene Geringschätzung, womit Karl V. und seine Ratgeber auf solche Gegner herabsahen. Erst allmählich machten sie doch auch in Deutschland Schule, wie sie zu ihrer Überraschung erfahren sollten.

Erfreulich hebt sich von dieser Unbeholfenheit einer in großen Verhältnissen nicht heimischen Politik die zielbewußte Klarheit ab, womit der einflußreichste Berater des Landgrafen, Martin Butzer, wenigstens die Aufgaben einer protestantischen Staatskunst festgestellt hat. Zwar findet sich auch bei

ihm gelegentlich die weit verbreitete Verkennung von Karls V. wahrer Natur, aber doch nur vorübergehend; mehr und mehr ahnte er die Gefahr, die dem Evangelium von diesem „tiefen melancholischen Kopf" d. h. von der bedächtig abwägenden und unermüdlich planenden Sinnesart des Kaisers drohte. Um so entschiedener huldigte er jener kaiserfeindlichen, partikularistischen Richtung, welche damals im Interesse nicht nur des territorialen Staats, sondern des ganzen evangelischen Deutschland, also der Mehrheit unserer Nation lag; „es hat Gott," äußert er in einer Denkschrift vom Anfang 1540, „auch deutscher Nation gegeben, daß sie die Monarchen, da einer seines Gefallens, ohne Verbindung an die Gesetze und Räte der Stände regiere, nie hat dulden mögen." Mit einer Unbefangenheit, die dem Theologen besonders hoch anzurechnen ist, behandelt er die Frage auswärtiger und katholischer Bundesgenossenschaften, freilich immer im Hinblick auf den Schutz und die mögliche Ausbreitung des Evangeliums. Keiner hat so konsequent wie er die für den deutschen Protestantismus notwendige Verbindung mit Heinrich VIII. und dem Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve befürwortet; „wo auch England oder Jülich beschädigt würde," schreibt er dem Landgrafen, „wären wir alle desto schwächer." Die Evangelisirung des Reichs, die ihm als letztes Ziel vorschwebt, wünschte er in Form einer friedlichen Säkularisation der geistlichen Fürstentümer vollzogen zu sehen. In der Tat schien nachmals der deutsche Protestantismus auf diesem Weg zur Herrschaft über die ganze Nation gelangen zu sollen, bis ihm die Gegenreformation, von dem Bewußtsein erfüllt, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein des deutschen Katholizismus handle, den Weg verlegte. Nicht nur die politische Einsicht Butzers tritt übrigens durch seinen erst neuerdings veröffentlichten Briefwechsel mit dem Landgrafen in das hellste Licht; auch der Freimut, womit er den fürstlichen Freund an seine oft arg vernachlässigten Regentenpflichten mahnt, müßte ihm unsere volle Achtung sichern, hätte nicht gerade dieses vertraute Verhältniß zum Landgrafen zu einer Prüfung geführt, welche Butzer eben so schlecht bestanden hat, wie die großen Wittenberger.

Vorerst erschienen, obwohl der Frankfurter Anstand hier und dort, in England wie in Baiern das Ansehen der Schmalkaldener etwas herabdrückte, zu Beginn der vierziger Jahre die Aussichten des Protestantismus glänzender als je zuvor. Noch im Jahr 1539 hatte die Reformation im albertinischen Sachsen und in Kurbrandenburg gesiegt. Mit wahrhaft verzweifelten Mitteln suchte der alte Herzog Georg dem drohenden Zusammenbrechen seines Lebenswerks zu steuern. Einer nach dem andern waren ihm seine Söhne weggestorben, bis auch der letzte, geistig und körperlich verkrüppelt, noch vor dem Vater, der ihn der Natur trotzend eben vermählt hatte, ins Grab sank. Vergebens machte Georg testamentarisch das Erbrecht seines Bruders Heinrich von der Bedingung abhängig, daß Heinrich und dessen Söhne wieder katholisch werden und dem Nürnberger Bund beitreten müßten; andernfalls sollte der Kaiser das Herzogtum als erledigtes Reichslehen einziehen und



Rüstung Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen.
Stahl, mit Gold eingelegt. Dresden, königl. histor. Museum.

dem König Ferdinand übertragen. Dagegen waren die Schmalkaldener entschlossen, die Nachfolge Heinrichs nötigenfalls mit gewaffneter Hand durchzusetzen, aber als Georg am 17. April 1539 starb, vollzog sich der Übergang seiner Lande an die neue evangelische Herrschaft ohne ernstlichen Widerstand. Luther, der nicht ohne Genugtuung seinen grimmigen Widersacher verdorren sah wie den verfluchten Feigenbaum, konnte jetzt ein früher gesprochenes Wort erfüllen und in Leipzig die Kanzel besteigen. Ohne die Landstände zu fragen, setzten Heinrich und seine Räte sofort die Evangelisirung des Herzogtums ins Werk, unterstützt von den in der Bevölkerung längst vorhandenen Sympathien, welche alle Repressivmaßregeln Georgs nicht auszurotten vermocht hatten. Unmittelbar darauf folgte der offene Abfall Kurfürst Joachims II. von der alten Kirche. Nachdem sein Bruder vorangegangen war, empfing er selbst am 1. Nov. 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, der ebenfalls seit Jahren dem Evangelium geneigt war, wie auch Bürgerschaft und Rat von Berlin und Cölln bereits um die Gestattung der evangelischen Communion nachgesucht hatten. Die Abhängigkeit der Bistümer vom Landesherrn (S. 88) ließ einen ernstlichen Widerstand bei den Bischöfen von Lebus und Havelberg nicht aufkommen; ohne Zuziehung der Stände publizirte Joachim 1540 seine neue Kirchenordnung, welche ihn zum summus episcopus im vollen Sinn des Wortes machte, wie etwa Heinrich VIII. in England an der Spitze seiner Staatskirche stand. Er berief sich auf das Beispiel der alten israelitischen Könige. Äußerlich blieb der Zusammenhang mit der alten Kirche noch ängstlicher gewahrt als im lutherischen Gottesdienst, aber Luther selbst, der Joachims geistlichen Berater und Hofprediger, Johann Agricola, für einen Hanswurst erklärte, riet doch den brandenburgischen Geistlichen betreffs der Ceremonien sich allen Wünschen des Kurfürsten anzubequemen; wenn derselbe an einer Chorkappe nicht genug hätte, sollten sie deren drei anziehen, und wenn ihm an einer Prozession nicht genüge, siebenmal herumgehen, wie Josua um Jericho. „Und hat Euer Herr, der Markgraf," fügte er spottend hinzu, „ja Lust dazu, mögen Ihre kf. Gn. vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn tat." Joachim hob wohl mit Selbstgefühl hervor, daß seine Kirche eben so wenig wittenbergisch sei wie römisch; tatsächlich sollte diese Halbheit ihm dem Kaiser gegenüber eine bevorzugte Stellung außerhalb der protestantischen Opposition schaffen. Der Machtzuwachs, welchen die Neuerung dem Landesfürsten erwarb, wurde freilich dadurch wieder aufgewogen, daß ihn gleichzeitig eine ungeheure Schuldenlast weit mehr als bisher von den Ständen abhängig machte; da weder die Juden noch die Goldmacherkünste der Alchymisten Rat schaffen konnten, mußte der Hof sich wohl oder übel damit zufrieden geben, daß die Landschaft, welche die notwendig gewordenen Steuern nicht nur bewilligte, sondern auch selbst erhob und durch ihre eigenen Kassen verwaltete, „den Strick in der Hand

behielt". Es ist kein erfreuliches Schauspiel, diese luxuriösen geldbedürftigen Herren — Herzog Heinrich war ein ebenso schlechter Haushalter wie Kurfürst Joachim — ihre Hände nach dem Kirchengut ausstrecken und trotzdem Schulden auf Schulden häufen zu sehen. Dabei fehlte es nicht an überflüssigen Roheiten, womit man die Abstellung des altkirchlichen Wesens begleitete; wenn Landgraf Philipp in Marburg eigenhändig unter cynischen Scherzreden die Gebeine der heiligen Elisabeth aus ihrem Sarg reißt, so charakterisirt dieser Vor-



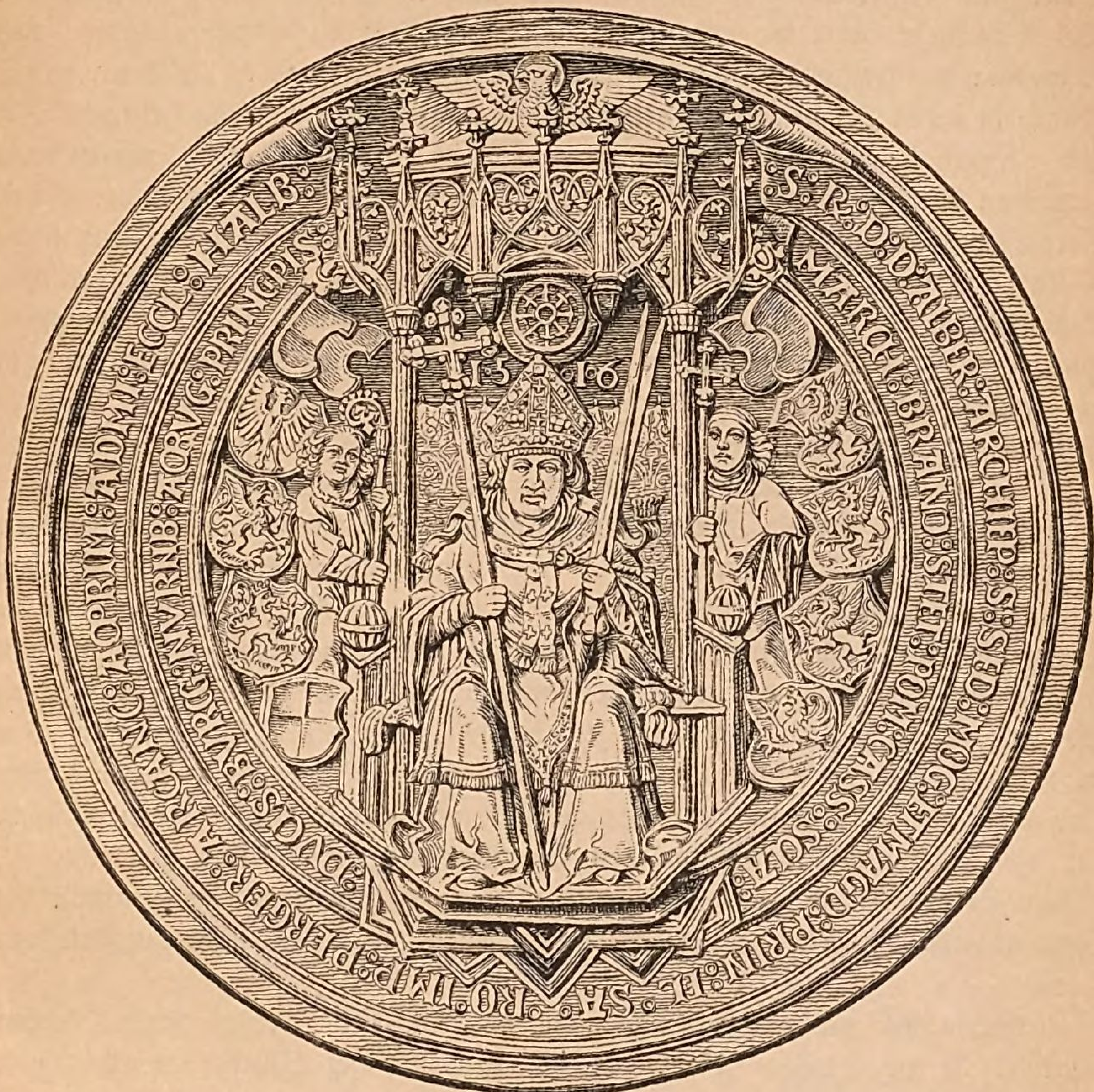
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg.
Umschrift: IOACHIMVS II DEI G. MARCHIO BRAN. SACRI RO. IMP. ARCHICAMERARIVS ET PRINCEPS ELECTOR ZC AN. MDLX. In der linken Hand das Kurscepter.
Speckstein-Modell. Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

gang leider die Art und Weise seiner meisten deutschen Standesgenossen. Die Verwilderung stieg höher und höher; es ist vielleicht das schlagendste Zeugniß für Luthers Werk, daß es unter solchen Händen doch nicht völlig verkümmerte, daß sein sittlicher Gehalt selbst diese seine ersten Beschützer manchmal über ihre persönliche Unzulänglichkeit oder Unwürdigkeit hinauszuheben vermochte.

Freilich, der ungeheuern Aufgabe, ein evangelisches Reich oder doch, wie Lenz andeutet, „die deutschen protestantischen Generalstaaten" zu gründen, waren die schmalkaldischen Fürsten und Staatsmänner nicht gewachsen. Eben zu Beginn der vierziger Jahre zeigte sich ihnen die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft

auf einer Seite, nach welcher viele Evangelische schon in den Anfängen der Bewegung erwartungsvoll geblickt hatten. Der deutsche Episkopat verschloß sich nicht länger der Erkenntniß, daß die vom Kaiser drohende Gefahr im Grunde nicht minder zu fürchten sei als die Säkularisationsgelüste der Protestanten. In dem Schicksal des Bistums Utrecht, welches Karl V. eben jetzt eingezogen hatte, lag eine um so ernsthaftere Warnung, als schon seit Jahren die niederländische Regierung darauf hinarbeitete die hohen Stifter des westlichen und nordwestlichen Deutschland zunächst in Form einer engeren Verbindung unter die volle Oberhoheit des Kaisers zu bringen. Man ließ mit Köln und Münster verhandeln, aber auch Bremen und Osnabrück schienen ins Auge gefaßt zu sein. Es war doch lange her, daß die deutschen Bistümer und Abteien sozusagen das „Kammergut" des Königs gebildet hatten; jetzt dachten die geistlichen Fürsten mit Schrecken an die näher liegenden Verhältnisse der spanischen Kirche. Eine solche Umgestaltung hätte über kurz oder lang auch der fröhlich gedeihenden Halbsouveränetät der weltlichen Reichsstände ein Ende gemacht. Schon sah der Sachse Carlowitz den „großen Adler" seine Flügel über das ganze Reich ausbreiten; dies zu verhindern war ja, seitdem die bairischen Hoffnungen auf die Krone zerronnen waren, ein Hauptziel für die Politik des Kanzlers Leonhard von Eck und selbst Butzer konnte sich bei allem Mißtrauen gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, als habe „Gott Baiern zu seinem Instrument dazu verordnet, daß andrer Leute Tyrannei im Reich nicht zu viel wachse". Im Nov. 1539 ließ der Erzbischof von Trier an den Landgrafen den Vorschlag einer Fürstenversammlung gelangen, welche ausdrücklich mit der Gefahr eines kaiserlich-päpstlichen Religionskriegs motivirt wurde; die Fürsten sollten nach Triers Meinung selbst ohne völlige Verständigung über die trennenden religiösen Fragen sich gegenseitig vor Gewalt schützen, „als ob sie einerlei Glaubens wären". Was der Glaubensstreit getrennt hatte, das schien sich auf dem gemeinsamen Boden der „Freiheit deutscher Nation", d. h. der fürstlichen Libertät wieder zusammenfinden zu sollen. Und konnte nicht vielleicht auch auf diesem Weg eine nationale Vergleichung in der Religion angebahnt werden, für deren Zustandekommen die Reichsgewalt bisher nicht zu sorgen vermocht hatte? Unwiderstehlich schien selbst ohne eine solche Vergleichung die Evangelisirung der geistlichen Territorien fortzuschreiten. In Livland betrachtete der neue Erzbischof von Riga, ein Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, die Einholung der päpstlichen Confirmation, zu welcher er sich trotz Luthers Abraten verstand, nur noch als eine „Mummerei". Der Schweriner Bischof, Herzog Magnus von Mecklenburg, schaffte selbst in Bützow den Gräuel der „gotteslästerlichen papistischen Messe" ab. Sogar der Cardinal Albrecht von Mainz, seit längerer Zeit einer der entschiedensten Gegner der Reformation, geriet wieder ins Wanken, als ihm die Stände von Magdeburg und Halberstadt einen Teil seiner drückenden Schuldenlast abnahmen; was er in diesen Stiftern zum Dank nicht gerade bewilligte, aber ruhig geschehen ließ, die

evangelische Neuordnung des Kirchenwesens, das erlaubte sich seine bisherige Residenzstadt Halle mit Gewalt, so daß er fortan seinen Sitz in Aschaffenburg aufschlug.



Prachtsiegel des Erzbischofs Albrecht von Mainz.

Umschrift: S(igillum) : R(everendissimi) : D(omini) : D(omini) : ALBER(ti) : ARCHIEP(iscopi): S(ancte) : SED(is) : MOG(untinensis) : ET : MAGD(eburgensis) : PRIN(cipis) : EL(ecti) : SA(cri) : RO(mani) : IM(perii) : PER GER(maniam) : ARCHICANC(ellarii) : AC : PRIM(atis) : ADMI(nistratoris) : ECCL(esie) : HALB(erstadensis) : MARCH(ionis) : BRAND(enburgensis) : HET(tinensis) : POM(eraniae) : CASS(ubiae) : SCLA(viae) : CLUCIS, BURG(gravii) : NURNB(urgensis) : AC RUG(iae) : PRINCIPIS :

Originalgröße. Berlin, königl. Geh. Staatsarchiv.

Ein höchst merkwürdiges Bild gewährt doch die Gesammtlage des Protestantismus in diesen entscheidenden Jahren. Norddeutschland bekam damals zuerst, wie Ranke sagt, sein „eigentümliches welthistorisches Gepräge", indem es zur wahren Heimat der deutschen Reformation wurde. Aber auch im deutschen Süden hatte sich in sehr zahlreichen, allerdings meist kleinen Gebieten die neue Lehre behauptet, und weder Österreich noch selbst Baiern

hätten für unbedingt sicheres Besitztum der alten Kirche gelten dürfen. Neben den absolutistischen Tendenzen des evangelischen Fürstentums tritt zugleich, oft genug siegreich, das ständische Element, vor allem der im Kleinen säkularisirende und regierende Adel hervor. Aber auch in Skandinavien, in Schweden und Dänemark führt die endgültige Befestigung der Reformation dahin, daß Königtum und Aristokratie sich nach Besiegung der Hierarchie in die Beute teilen. Einzig in seiner Art ist dagegen jener Staatskatholizismus, wie ihn Heinrich VIII. mit eiserner Gewalt den Engländern aufzwang, trotz der noch festgehaltenen römischen Dogmen immerhin der Anfang nationaler Unabhängigkeit von Rom. Vergessen wir nicht, daß in der nämlichen Zeit Calvin seine theokratische Diktatur in Genf aufgerichtet hat; hier verband sich die Idee des evangelischen Gottesstaats auf das Engste mit republikanischen Formen und Gewöhnungen, aber wenn dies auch bereits in Zürich und unter den Anhängern Zwinglis der Fall gewesen war, so verkörperte doch erst der Protestantismus Calvins völlig und unerbittlich jenen „andern Geist", den Luther von sich gewiesen hatte. Denn das republikanische Element, wie es in den süddeutschen Städten immer noch eine Art von Mittelglied zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation darstellte, konnte neben dem evangelischen Fürstentum offenbar nur eine untergeordnete Rolle spielen. Und dieses Reichsfürstentum, evangelisch oder katholisch, geriet ganz regelmäßig unter den lähmenden Bann von Furcht und Ehrerbietung, sobald der Kaiser sich nur wieder zu rühren begann. Es war schon vermöge der Halbheit seiner politischen Existenz unfähig in großen Augenblicken einheitlich und groß zu handeln; die Pietät gegen Kaiser und Reich besaß keineswegs Kraft genug, um irgend welche Opferwilligkeit für die Interessen der Gesammtheit hervorzurufen, wohl aber vermochte sie, indem sie der ohnehin vorhandenen Tatenscheu entgegenkam, im Ernstfall die Revolutionsgedanken zu vertreiben, mit welchen man doch nicht aufhörte, zu spielen.

Weder der große Fürstentag noch die Aufstellung eines Heeres gegen Karl V. ist zu Stande gekommen; die Unterstützung Jülichs wurde selbst von einem so hervorragenden protestantischen Politiker wie Jakob Sturm bekämpft, und auch der Landgraf rühmte sich bereits, er könnte um den Preis seiner Neutralität „wohl einen gnädigen Kaiser haben". Weder mit Jülich noch mit England trat man in Bündniß und es war keineswegs gerecht, wenn die Schmalkaldener alle Schuld an dieser Unterlassungssünde Heinrich VIII. zuschieben wollten, der mit ihren halben Annäherungsversuchen in der Tat wenig anfangen konnte. Langsam zog der Kaiser heran, um einen Feind nach dem andern zu überwältigen. Ehe wir uns aber der Vorbereitung seines großen Schlags gegen den deutschen Protestantismus zuwenden, müssen wir die letzte demokratische Krisis der deutschen Reformation ins Auge fassen. Denn so verschiedenartig auch die Keime wie die Ziele waren, die in dem gleichzeitigen Hervortreten des wildesten evangelischen Radikalismus und einer hansisch-republikanischen Großmachtspolitik sich offenbarten, so drohten doch

eine Zeitlang diese beiden Bewegungen, die täuferische und die lübische, eben den Norden nicht allein von Deutschland, sondern von Mitteleuropa in ganz unberechenbare Umwälzungen zu verwickeln. Das Reich, die skandinavischen Staaten, die Niederlande, in gewissem Grad auch England fühlten die gewaltige Erschütterung. Welchen Gang würde die Reformation genommen haben, der Gedanke drängt sich fast unwillkürlich auf, wenn Johann von Leyden und Jürgen Wullenweber um ein Jahrzehnt früher, zusammen mit der agrarischen Revolution aufgestanden wären?

VI. Die Wiedertäufer.

Als eine Renaissance des Christentums, als Rückkehr zum Ursprünglichen und Wesenhaften war die deutsche Reformation in die Welt getreten. Gegen die altgeheiligte Rechtsordnung der sichtbaren Kirche hatte sie die noch ältere christliche Freiheit geltend gemacht, an die Stelle des Glaubenszwangs das Recht des Einzelnen zur eignen Schriftforschung, an die Stelle des fest organisirten hierarchischen Gottesstaats die „Versammlung der Herzen in einem Glauben" gesetzt. Wir sahen freilich, wie im Verlauf der Bewegung die Reformatoren vielfach von ihren ursprünglichen Idealen wieder abgedrängt und unter den Eindrücken und Forderungen des Augenblicks selbst zur Kirchenstiftung genöthigt wurden. Aus welchen Ursachen diese Neugründungen einer religiös so tief erregten Zeit kein volles Genüge tun und namentlich die Masse des Volks unmöglich befriedigen konnten, ist bereits hier und da angedeutet worden. Und nicht nur für den Apologeten, auch für den Geschichtschreiber der Reformation gilt Nippolds Warnung vor dem Irrtum, „die große Bewegung als solche mit dem dogmatisch-hierarchischen Niederschlag des allgemeinen Gährungsprozesses zu identifiziren und die baptistischen Ketzer auszustoßen". Niemand wird wohl heutzutage in die frühere Einseitigkeit zurückfallen, welche den gesammten evangelischen Radikalismus des XVI. Jahrhunderts nur nach den entsetzlichen und abstoßenden Erscheinungen des schweizerischen und niederdeutschen Täufertums zu beurteilen unternahm. Weit mehr noch als diese augenfälligsten Äußerungen eines religiösen und sozialen Krankheitszustandes beweist der unversöhnliche Haß, womit nicht nur die alte, sondern auch die evangelische Kirche von Anfang an die „Sekten und Rotten" bekämpft hat, daß wir es mit einem höchst lebenskräftigen und fortpflanzungsfähigen Element zu tun haben. Denn obgleich in Deutschland und den Niederlanden die sogenannten Wiedertäufer teils ausgerottet wurden, teils verkümmerten, brachten die nach England getragenen Keime ihrer Weltanschauung lange nachher reiche Frucht. Wie einst die Lehre Wiclifs nicht in der Heimat, sondern in Böhmen ihre mächtigsten Wirkungen geübt hatte, so erwuchs aus dem Eindringen täuferischer Mystik in England die Bewegung der Independenten. In einer kleinen Schrift des XVII. Jahrhunderts, deren Verfasser sich als einen Soldaten Cromwells bezeichnet, begegnen wir unverkennbaren Anklängen an die Apokalyptik der deutschen Täufer und an die Weissagungen des Abts

Joachim. Manche Ideen haben eine fast unverwüstliche Zähigkeit; sie können viele Geschlechter hindurch ein verborgenes Dasein fristen, um dann plötzlich in einer andern Gestalt, aber mit ihrer alten Kraft wieder ans Licht zu treten.

Denn soviel steht außer allem Zweifel, daß in dem Radikalismus der Reformation, bei den sogenannten Wiedertäufern das uralte asketische Ideal, wie es der Weltanschauung des Mittelalters zu Grunde liegt, noch einmal recht lebendig wird, um die günstige Gelegenheit der kirchlichen Revolution auszunützen und zugleich die reformatorische Versöhnung zwischen Christentum und Welt rückgängig zu machen. Darüber wird sich freilich streiten lassen, inwieweit die Erscheinungsformen dieses evangelischen Radikalismus unter die stets wiederkehrenden Folgen jeder religiösen Gährung zu zählen oder auch einfach aus dem von Luther verkündigten Recht der Schriftforschung abzuleiten sind. Gewisse Symptome, wie z. B. eine gesteigerte Neigung, in ganz alltäglichen Vorgängen das unmittelbare Eingreifen höherer Mächte zu erkennen, oder eine verbreitete Empfänglichkeit für ekstatische Zustände, werden sicherlich in keiner religiös erregten Zeit ausbleiben. Aber neben solchen sozusagen spontanen Äußerungen weist doch die religiöse Erregtheit der Reformationszeit zahlreiche Züge auf, welche uns die Annahme sehr nahe legen, daß jedenfalls auch längst vorhandene geistige Strömungen mitgewirkt und ihrerseits neue Belebung empfangen haben. Ritschl's Hypothese, wonach die wiedertäuferische und in weiterer Entwicklung die pietistische Bewegung ursprünglich aus den Bettelorden und zumal aus den ihnen angegliederten Laien der dritten Regel, den Tertiariern abzuleiten wäre, ist als unhaltbar erkannt; dagegen läßt sich ein Zusammenhang der Wiedertäufer mit den älteren in Deutschland eingebürgerten Ketzereien, vor allem mit Husiten und Waldensern, kaum von der Hand weisen, während ihre enge Verwandtschaft mit der Mystik ganz offen zu Tage liegt. So verschiedenartige Früchte die Mystik in den vergangenen Jahrhunderten hervorgetrieben hatte (S. 120 ff.), so mannigfaltige und scheinbar widerspruchsvolle Erscheinungen weist der evangelische Radikalismus auf, neben spitzfindiger Spekulation Überschwang des Gefühls, neben altchristlicher Todesfreudigkeit wildesten Fanatismus, neben mönchischer Weltentsagung phantastische Weltherrschaftsgedanken. Überraschen kann uns das keineswegs, seit Heinrich von Eicken die untrennbare Zusammengehörigkeit der „Weltverneinung und Weltbeherrschung als der sich gegenseitig bedingenden Forderungen der christlichen Glaubenslehre“ für die Jahrhunderte kirchlicher Hegemonie dargetan hat. Denn obwohl gewisse rationalistische Anwandlungen und zumal antitrinitarische Lehren wie Vorzeichen einer künftigen Zeit innerhalb der täuferischen Bewegung auftauchen, so ist ihr Grundcharakter doch echt mittelalterlich und ihr Lebensideal wirklich mit der von Luther abgeschüttelten „Möncherei“ insofern identisch, als in den Kreisen der Täufer wie in den Klöstern ein im strengsten buchstäblichen Sinn evangelisches Leben, d. h. die Vollkommenheit der Askese angestrebt wurde. Das gleiche Ideal begegnet uns bei den Waldensern und den böhmischen Brüdern, ja

sogar gelegentlich bei Erasmus (S. 238). Und wer vermöchte die urchristliche Herkunft dieses Ideals zu läugnen? Daß es aber in neuer Gestalt die Welt zu erobern trachtete, erklärt sich freilich nicht allein durch das Vorhandensein jener mystisch-ketzerischen Elemente, sondern außerdem durch den Ursprung und Verlauf der Reformation. Nachdem Luther der furchtbar verweltlichten Kirche den Krieg und die Bibel zum Gemeingut aller Christen erklärt hatte, mußten da nicht im Kampf gegen hierarchische Entsittlichung die Worte der Bergpredigt und das Beispiel der ältesten Brüdergemeinde auf viele Herzen mindestens ebenso stark oder auch stärker einwirken als die paulinischen Briefe? Und diese Seligpreisung der Armen und Verfolgten, der Gerechten, Reinen und Friedfertigen gewann eine erhöhte Bedeutung, als man viele von den sogenannten Evangelischen im Vertrauen auf ihren wahren Glauben alles, was ihnen als Werkheiligkeit galt, abtun sah. Mit gutem Grund klagen Luther und die Genossen seines Werks einstimmig über den erschreckenden Verfall des praktischen Christentums, über die stets wachsende Zügellosigkeit und Habsucht ihrer Anhänger; „je länger man das Evangelium predigt," ruft der große Reformator, „je tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffart und Pracht". Die große kirchliche Umwälzung hatte eben in Wahrheit, trotz aller Entrüstung der Theologen und Moralisten, auch ihre wirtschaftliche Seite, und daß gegen die bisherige Übung, Geld und Gut zur Sicherung des Seelenheils bei der Kirche anzulegen, eine sehr starke Reaktion eintrat, kann im Grunde nicht überraschen. Als vollends die deutsche Reformation immer engere Fühlung mit den Obrigkeiten suchte und ihre anfänglichen demokratischen Grundsätze zu Gunsten einer neuen staatskirchlichen Organisation fallen ließ, da mochte sie auch solchen Gemütern, welche sich echtes Christentum ohne die Betätigung sittlicher Vollkommenheit nicht vorstellen konnten, nicht minder antichristlich erscheinen als das Papsttum selbst. Nur eine durchaus falsche Lehre, das war der Eindruck bei vielen mystisch veranlagten Naturen, konnte solche Früchte tragen. „So trat," wie Zur Linden sagt, „an die Stelle des Evangeliums von der Rechtfertigung durch den Glauben das Evangelium von der Nachfolge Jesu."

Wir kennen bereits die ersten Stadien des evangelischen Radikalismus in Deutschland, sein ausgesprochen revolutionäres, husitisches Gebahren in Zwickau, in Allstedt und Mühlhausen (S. 371 ff; 456 ff; 497 f.). Diese Anfänge vermischen sich mit der ungeheuern Strömung der sozialen Revolution, wie sie allerdings nicht ohne mystisch-apokalyptischen Hintergrund, aber doch mit überwiegend weltlichen Tendenzen das südliche und mittlere Deutschland überflutet. Noch hatte die Masse der Bauern ihre Hoffnung auf Luther gesetzt; der Bildhauser Haufe jagte einen Sendling Münzers weg, dessen hochtrabenden Worten ihr Feldprediger entgegentrat. Um so folgenreicher war die meist kurze Wirksamkeit, welche Münzer, Karlstadt und andere „Schwärmer" in einer Reihe von süddeutschen Städten entfalteten. Mehr noch als Nürnberg wurden Augsburg und Straßburg Sammelpunkte einer Sektenbildung,

in welcher bereits die verschiedenen Elemente des entwickelten Täufertums deutlich erkennbar sind, neben dem ängstlichen Biblizismus eines Karlstadt der feste Glaube an die göttliche Inspiration des Einzelnen, an das über alle Schrift erhabene „innere Wort", neben mystischer Weltabgeschiedenheit wilde chiliastische Träume von einer Zukunft voll Blutvergießen und Siegesjubel. Münzer mit seinem „bittern Christus" kann wohl in gewissem Sinn für die beherrschende Persönlichkeit dieser ersten Zeit gelten, doch überragt ihn ganz unverkennbar ein Mann, welchen die Zeitgenossen den Abt oder auch den Papst der Wiedertäufer genannt haben, der Baier Hans Denck (S. 488). An den Schriften der deutschen Mystiker nährte sich dieser feine und sprachlich wohlgeschulte Geist, um dann mit der Kühnheit eines entschiedenen Idealisten auch die äußersten Schlußfolgerungen zu ziehen, bis zur Aufhebung der Gottheit Christi und zur Sündlosigkeit der Wiedergeborenen. Denn im schärfsten Gegensatz zur Prädestinationslehre eines Luther und Zwingli waren Denck und seine Gesinnungsgenossen von der „Freiwilligkeit" des Menschen und von seiner Fähigkeit sich zu Gott zu erheben nicht minder fest überzeugt als die Neuplatoniker der italienischen Renaissance (S. 230; 393; 398). „Das wäre ja ein falscher Gott," eifert der feurige Hubmair, „der da sagt mit dem Munde: komm her! und gedächte heimlich in seinem Herzen: bleib dort! — Ein Fluch ist es, daß man sagt, Gott habe uns unmögliche Dinge geboten." Daß der Glaube an das im Menschen vorhandene „innere Licht" und die Auffassung der Sünde als einer bloßen Negation zur Läugnung der ewigen Verdammniß führen mußte, liegt auf der Hand. Wir sahen, wie Luthers furchtbare Lehre von der göttlichen Gnadenwahl mit einem alten volkstümlichen Determinismus im Einklang steht, aber zugleich war auch die tröstliche Anschauung, daß Gottes Barmherzigkeit schließlich alle Kreaturen, sogar den Teufel zur Seligkeit heimrufen werde, tief eingewurzelt. Mystische und rationalistische Elemente verbinden sich bei den evangelischen Radikalen wie in der humanistischen Philosophie; so wurde einem Denck, Hetzer, Kautz, Hubmair, Bünderlin u. a. Christus aus einem „Abgott" zu einem Lehrer und Vorbild, womit entweder stillschweigend oder auch ausdrücklich das Dogma von der Dreieinigkeit abgethan war. Am Derbsten hat der „frische kühne Hetzer", wie er selber sich nannte, diese Konsequenz verkündigt:

„Ich bin allein der einig Gott,
der ohn gehüllf alle Ding beschaffen hat:
fragstu, wie viel myner sey,
ich bins allein, myner sind nit drey;
sag auch darby on allen wohn,
daß ich glatt nit weiß von keiner person."

Seit Anfang 1525 besaß die Bewegung ein gemeinsames äußeres Kennzeichen in der Wiedertaufe, welche zuerst unter den schweizerischen Radikalen aufkam, um die „Diener, Knechte und Gehorsamen Gottes" zunächst von der Staatskirche Zwingli's, aber auch von jeder andern Kirche zu scheiden und

allen Ernstes als jene oft geträumte Gemeinde der Heiligen zusammenzuschließen. Als Führer finden wir einige Männer von theologischer und humanistischer Bildung, wie den oben erwähnten Thurgauer Ludwig Hetzer und die beiden Züricher Konrad Grebel und Felix Manz, aber um sie schaaren sich die grübelnden und schriftkundigen Handwerker, wie sie überall den eigentlichen Kern der täuferischen Bewegung bilden, und bald genug geht die Propaganda hinaus unter die Bauern, die erkornen Lieblinge aller Volksfreunde in diesen aufgeregten Jahrzehnten. „Zwei geistige Stoffe," sagt Cornelius, „flossen so ineinander: das religiöse Gefühl der Niedrigen und Ungelehrten, die mit der Bibel in der Hand von der Welt sich abwandten, und der Trieb des theologischen Radikalismus, die Kirchensatzungen zu beseitigen." Als einen Dolmetsch zwischen beiden Schichten hat man wohl jenen Georg zubenannt Blaurock bezeichnet, der zuerst von allen die Taufe von Grebel verlangte und empfing. „Es sehe niemand," mahnt Denck in seinem Buch vom Gesetz, „auf die Hohen dieser Welt, es sei in Macht, Kunst oder Reichtum, sondern wem sein Herz gen Himmel steht, der richte es unter sich auf die Verachteten und Kleinen dieser Welt." Welchen Eindruck mußte es machen, wenn ein vornehmer und hochbegabter Mann wie Grebel seine gesellschaftliche Stellung opferte, um als Landesverwiesener hier und dort den kleinen Leuten zu predigen, „in den Winkeln zu mummeln", nannten es die Gegner. Aller Spott, womit man diese umherziehenden Apostel und ihre Jünger überschüttete, vermag die den Reformatoren ärgerliche Tatsache nicht zu verdunkeln, daß die Mehrzahl der Täufer durch äußerlich demütigen und friedfertigen Wandel, Einfachheit des Lebens und strenge Sittenzucht von der wüsten Art vieler sogenannter Evangelischen vorteilhaft abstachen. Nicht nur die Züricher, sondern auch die geistigen Häupter des süddeutschen Täufertums, Denck an der Spitze, suchten die vormals von Storch und Münzer vertretene Tendenz zur Revolution wieder zu beseitigen, namentlich die gefährlichen chiliastischen Vorstellungen möglichst in den Hintergrund zu drängen. Aber es lag eben schon in der scharf betonten Sonderung der „Brüder" von allem, was unter dem Namen Welt verurteilt wurde, nicht nur ein Angriff auf Kirche, Staat und Gesellschaft wie sie bestanden, sondern auch eine schwere Gefahr für die neue Sonderkirche selbst. Denn auf eine solche zielte doch die rasch fortschreitende Ausbreitung von Gemeinden, welche in ihrer Ablehnung gewisser staatlicher und bürgerlicher Pflichten wie in ihrer enthusiastischen Brüderlichkeit wirklich an die Urzeiten des Christentums gemahnten. „Oft reichten," sagt Cornelius, wenige Stunden hin, eine Gemeinde zu gründen;" wie mit Zaubergewalt wirkte die flüchtige und halb geheimnißvolle Erscheinung der schlicht gekleideten und aus vollem Herzen sprechenden Prediger, um so mächtiger, als ihre Wanderschaft mehr und mehr zum Todesweg wurde und die gemeinsamen Liebesmahle mit gutem Grund als Vorbereitung zur Nachfolge des gemarterten und sterbenden Christus gefeiert werden durften. Unerbittlich stießen diese in steter Erwartung des Leidens lebenden Gemeinden alle unreinen Elemente wieder aus; es sollte

niemand in der Kirche sein als solche, die wüßten, „daß sie ohne Sünde wären". Fremd und unfreundlich begegneten die Kinder Gottes den Kindern der Welt. Noch trugen sie keine Waffen; noch bestritten sie der Obrigkeit, unter deren Strafgewalt sie sich widerstandslos beugten, eigentlich nur die Einmischung in religiöse Fragen, wie das auch Luther und die Seinigen anfangs getan hatten. Aber wie bei den alten Christen zeitigte auch bei den Täufern dieser passive Widerstand gegen die Welt Zukunftshoffnungen auf den Sieg der guten Sache, die mit Notwendigkeit wieder chiliastische Gestalt annahmen. Und wie hätten sie sich auf die Dauer vor den alten Revolutionsgedanken verschließen sollen, nachdem ihr Protest gegen die Welt von den „Gottlosen" mit unmenschlicher Verfolgung beantwortet wurde.

Wenn Zwingli zuerst im Kampf mit den Züricher „Spiritösern" zur Gewalt griff, so entspricht das vollkommen der theokratischen Rücksichtslosigkeit, die wir auch sonst an ihm wahrnehmen. Nach den Forschungen Egli's hat erst die Verfolgung bei den Schweizer Sektirern die religiöse Erregtheit bis zu völlig krankhaften Erscheinungen gesteigert und diese konnten wiederum die Obrigkeiten nur in ihrem System der Unterdrückung bestärken. Denn die sozialistischen und kommunistischen Regungen waren doch noch zu unbedeutend, um die überaus scharfen Maßregeln des Züricher Rats zu rechtfertigen. Nach ein paar natürlich fruchtlosen Disputationen wurden auf die Wiedertaufe erst Geldbußen gesetzt, dann aber kam man bei der Hartnäckigkeit mancher Täufer zu dem Beschluß, man wolle sie in den Turm legen und dort ersterben (ursprünglich hieß es noch: und faulen) lassen, Rückfällige aber ohne Gnade ertränken; letztere Strafe ward an Manz wirklich vollzogen. Unter solchen Eindrücken brach nun namentlich in St. Gallen und Appenzell unter den Täufern völliger religiöser Wahnsinn aus. Während jene gefährliche Lehre von der Sündlosigkeit zu muckerischen Verirrungen ganz im Stil älterer pantheistischer Sekten (S. 121 f.) führte, verfielen andere von den Unglücklichen, zumal Frauen, in ekstatische Krämpfe und Zuckungen. Am seltsamsten erschien vielleicht ein bis zum Blödsinn getriebener Biblizismus; um zu werden wie die Kinder, setzten sich Erwachsene nackt auf die Erde und fingen an mit Äpfeln und Tannzapfen zu spielen, oder sie zerrissen und verbrannten auch die Bibel dem Spruch gemäß, daß der Buchstabe töte, wogegen sie unter dem Ruf: „Hier! Hier!" auf ihre Brust wiesen, um den Sitz des lebendig machenden Geistes anzudeuten. Den tiefsten Eindruck hinterließ es, als ein solcher Verrückter seinem eigenen Bruder auf dessen ausdrücklichen Wunsch den Kopf abschlug, auf daß des Vaters Wille geschehe, in gräßlicher Nachahmung von Christi Opfertod. Diese Ausschreitungen, so rasch sie vom Schweizer Boden verschwanden, lieferten natürlich den Obrigkeiten, Juristen und Theologen, evangelischen wie katholischen, die besten Anhaltspunkte dafür, daß man die Täufer als „vom Teufel gerittene" Volksverführer um jeden Preis ausrotten müsse. So begann 1527 durch ganz Süd- und Mitteldeutschland eine Verfolgung, in welcher menschliche Grausamkeit ihre ganze Erfindungskraft aufbot,

um zuletzt doch an dem Heroismus ihrer Opfer zu Schanden zu werden. Herzog Wilhelm von Baiern erließ die überaus einfache Weisung, daß, wer widerrufe, geköpft, wer nicht widerrufe, verbrannt werden solle. Auf einen kaiserlichen Erlaß vom Jan. 1528 folgte der Reichsabschied von 1529 mit der Bestimmung, daß alle erwachsenen Täufer ohne Untersuchung durch den geistlichen Richter zum Tode verurteilt werden sollten, wie schon vorher der schwäbische Bund eigne Streifschaaren ausgesandt hatte sie ohne Urteil und Recht zu töten. Vergebens sträubte sich der einzige Landgraf Philipp dagegen jemanden nur des Glaubens halber mit dem Schwert richten zu lassen; während man sich in Hessen mit Einkerkerung begnügte, fielen in Kursachsen die Köpfe der Sektirer, unter ausdrücklicher Zustimmung Luthers, der sogar die ergreifende Todesverachtung der armen Leute als teuflische Verstocktheit brandmarkte. Auch der Umstand, daß sie heimlich einherschlichen und nicht wie die ordentlichen Prediger öffentlich auftraten, mußte ihm für ein „gewisses Zeichen des Teufels" gelten. Es gereicht den Straßburger Predigern zur Ehre, daß sie wenigstens eine Zeitlang diese Anschauung zurückwiesen, daß selbst ein Kirchenmann wie Butzer zugestand, daß ohne Zweifel „liebe Kinder Gottes unter denen Leuten sind". Am Nächsten kam ihnen Capito, dessen mystische Richtung sich bis zum „innern Wort" und zum Chiliasmus verstieg. Doch gab auch er schließlich seine Zustimmung, als unter Butzers Führung Prediger und Rat zu Straßburg dem bisher üppig wuchernden Sektenwesen durch strenge Maßregeln ein Ende machten. Butzer hatte an den Verhören, wobei man auch zur Folter schritt, „eine grimmige Freude"! Am Schärfsten wurde aber der Kampf gegen die „Brüder" in den Alpenländern und in den übrigen Territorien König Ferdinands geführt; man schätzte schon nach den ersten Jahren die Zahl der Hinrichtungen in Ensisheim auf sechshundert, in Tirol und Görz auf tausend. In Mähren, wo Balthasar Hubmair (S. 466) Nikolsburg zu einem Mittelpunkt der Bewegung umschuf, wehrten sich auch nach der Hinrichtung dieses hervorragenden Führers (1528) noch lange Zeit die großen Grundherren gegen die Abschaffung der überaus fleißigen und friedlichen Täufer und erst nach dem schmalkaldischen Krieg vermochte Ferdinand eine Austreibung im großen Stil durchzusetzen. Wahrhaft herzbewegend ist die Geduld und Frömmigkeit, welche sich in den Schriften und Liedern der gleich wilden Tieren gehetzten „Kinder Gottes" ausspricht; „wir bitten dich auch," heißt es in einem Gebet des zu Schwaz gefolterten und enthaupteten Hans Schlaffer, „für alle unsere Feinde, Du wollest ihnen verzeihen, denn sie wissen nicht, was sie tun". Als Bluttaufe oder Brandopfer bezeichnen sie wohl den Ausgang ihrer Märtyrer; Knaben und Mädchen trotzten allen Schrecknissen des Kerkers und der Richtstatt und es mochte wohl manchen Zuschauer tief bewegen, als zu Bruck an der Mur die jüngste von drei zum Ertränken geführten Schwestern das Wasser anlachte, statt sich zu entsetzen. Freilich trieb solche Leidensfreudigkeit die Peiniger bis zum Äußersten, wie auch schon das Gefängniß jeden nicht felsenfesten Willen hätte brechen müssen.

Wir lesen von einem in Österreich eingesperrten Bruder, „dem haben sie beide Schenkel in ein Stock so hart geklemmt, daß sie ihm gefault, also daß die Mäus seine Zehen von Füßen ihm vor seinen Augen hinweggetragen haben". Auch der Satan, der in mancherlei Gestalt die armen Dulder in ihren Turmhöhlen heimsuchte, ließ es an Beängstigungen nicht fehlen. Aber die furchtbaren Schilderungen dieser Qualen, von welchen die Chroniken wie die Poesien der Täufer erfüllt sind, wirkten auf die Glaubensgenossen nur erhebend; es war ja ihre Heldengeschichte, eine stets wachsende Reihe von Triumphen, und das Martyrium bewährte wie immer seine ansteckende Kraft. „Der grausam wütend Drach," heißt es in einem Schreiben des Tiroler Blutzeugen Jakob Huter, „hat seinen Schlund und Rachen weit aufgetan, will das Weib, das mit der Sonnen angetan ist, verschlucken, welche ist die Gemein und die Braut unsres Herrn Jesus Christi."

Es waren die altgewohnten apokalyptischen Bilder und Ideen, welche in der Not dieser Verfolgungszeit mit einer ganz neuen Gewalt sich der Gemüter bemächtigten. Sie waren seit den Tagen Münzers keineswegs ganz verloren gegangen; zumal der drohende Einbruch Suleimans hatte die früheren Vorstellungen von dem Türken, der die verderbte Christenheit reformiren und alle Gottlosen, besonders die Obrigkeiten züchtigen solle, wieder in den Vordergrund gedrängt (S. 596). Schon verband sich aber mit solchen Erwartungen der naheliegende Gedanke, daß die Kinder Gottes nicht nur aus dem allgemeinen Umsturz endlich als Sieger hervorgehen, daß sie vielmehr selbst das göttliche Gericht vollstrecken müßten. Es läßt sich denken, wie begierig die äußerlich gebändigten Anhänger der Revolution aufhorchten, wenn die letzten Dinge als unmittelbar bevorstehend angekündigt wurden. Hauptsächlich in Franken und Schwaben rührten sich die täuferischen „Enthusiasten", die von einem unbedingten Verbot des Waffenführens und der Gegenwehr nichts wissen wollten. Lange vor dem münsterischen Gottesreich ließ sich der Kürschner Augustin Bader, der 1530 zu Stuttgart gerichtet wurde, Krone, Insignien und Prachtgewänder für sein künftiges Königtum in Israel anfertigen, und Hans Hut, der seine münzerische Vergangenheit schon in der grauen Kleidung kundgab, blieb trotz der Verbindung mit Denck und andern Gemäßigten bei seiner chiliastischen Predigt: „die Heiligen aber werden fröhlich sein und zweischneidige Schwerter in den Händen haben, auf daß sie Rache tun in den Ländern". Freilich urteilt Cornelius gewiß ganz richtig, daß alle diese Prophezeiungen das Täufertum kaum vor dem Schicksal einer raschen Verkümmerung bewahrt hätten, wenn ihm nicht die noch ungebrochenen demokratischen Kräfte Niederdeutschlands zugeströmt wären. Denn in Süddeutschland kam die Bewegung zu spät; allzu gründlich hatten die Sieger im Bauernkrieg mit der Revolution aufgeräumt. Und dennoch ging von dem oberdeutschen Täufertum jene ungemein folgenreiche Propaganda aus, welche binnen kurzer Zeit in den Niederlanden und in Westfalen das Feuer des Fanatismus bis zu einer nie gesehenen Raserei anfachte. Melchior Hofmann, der Kürschner aus Schwäbisch-

Hall, war wohl der begabteste unter all den bibelkundigen Handwerkern, welche die Reformation in Prediger und Propheten verwandelt hatte. Nachdem er anfangs als begeisterter Apostel des lutherischen Evangeliums in Livland aufgetreten war (S. 390), brachte ihn die immer festere Überzeugung, daß in seinen Deutungen der danielischen Weissagungen und der Apokalypse die rechte „heilige Lehre" enthalten sei, in den schärfsten Gegensatz zu Luther und den Seinigen; vergebens suchte er in Stockholm Boden zu fassen und auch aus Kiel, wo ihn König Friedrich I. als Prediger anstellte, mußte er bald wieder weichen, nachdem er nicht nur einen Amsdorf als „lügenhaften falschen Nasengeist" angegriffen, sondern auch die lutherische Abendmahlslehre bekämpft hatte. Immer tiefer versank der leidenschaftliche und phantasiereiche Mann in seine Grübeleien vom jüngsten Tag, dessen Kommen er mit Ungeduld herbeisehnte und genau zu bestimmen versuchte, während er alle Gegner seiner Anschauungen der ewigen Verdammniß zuwies. Aber zu den Täufern trat er ungeachtet mancher Meinungsverschiedenheiten in das engste Verhältniß; in Straßburg, wo er 1529 zum ersten Mal erschien und 1533 auf seinen eignen Wunsch eingesperrt wurde, umgaben ihn bald begeisterte Anhänger und prophetische Weiber beschäftigten sich mit ihm in ihren Visionen, wie ihn denn eine solche Verzückte bald als singenden weißen Schwan, bald als lachenden Totenkopf zu erblicken glaubte. Straßburg war, nach der Versicherung eines gewissen Jost, den Hofmann mit Jesajas und Jeremias auf gleiche Stufe stellte, dazu bestimmt, das neue Jerusalem im Geist zu werden; aus seinen Mauern, die in alle Welt reichen würden, sollten die 144000 jungfräulichen apostolischen Boten ihren Ausgang nehmen. So redete das Amt der Klarheit, welches Hofmann selbstbewußt dem hoffärtigen Amt der Buchstabischen entgegensetzt; nur wer in voller Gelassenheit die „vierzig Stufen in der Klarheit" hinaufzuklimmen vermochte, durfte sich zu den „Auserwählten" rechnen.

In Straßburg hätte dieses Treiben kaum tiefere Spuren hinterlassen als so manche andere Sektenbildungen, wie sie in alter und neuer Zeit aufgetaucht und wieder abgestorben sind. Hofmann selbst wartete viele Jahre im festen Turmgewahrsam auf den jüngsten Tag, bis der Tod ihn erlöste. Aber dieser süddeutsche Schwärmer hat, von Jugend auf in den Norden verschlagen, in ganz überraschender Weise teils persönlich, teils durch seine Schriften auf das niederländische und niedersächsische Volk gewirkt. Und durch eine ganz unberechenbare Verkettung von Umständen ist sein Gottesreich weder in Straßburg noch in Holland, sondern in Münster verwirklicht worden. Eine Zeitlang schienen allerdings die Niederlande der bevorzugte Sammelplatz für die „Gottseligen und Auserwählten" werden zu sollen. Mit unerbittlicher Strenge war dort freilich die „Lutherie" von den Regierungen verfolgt worden, von Karl von Geldern und dem Bischof von Utrecht nicht minder eifrig als von Karl V., der bereits im Herbst 1520 die Verbrennung von Luthers Schriften angeordnet und 1522 einem weltlichen Inquisitor (an dessen Stelle bald drei geistliche traten) genügende Vollmacht erteilt hatte, gegen die Ketzer

mit allen Mitteln, selbst mit „Außerachtlassung der gewöhnlichen Rechtsformen“ zu verfahren. Hier flammten die ersten Scheiterhaufen für lutherische Bekenner, in Brüssel (1523), in Utrecht, im Haag (1525). Wir kennen bereits die niederländischen Augustiner als Vorkämpfer und Märtyrer des Evangeliums (S. 377); wie in Deutschland fand die neue Lehre unter den höheren städtischen Schichten den zugänglichsten Boden, so daß z. B. in Amsterdam die Rede ging, wer der Obrigkeit gefallen wolle, müsse „lutheren“. Selbst einer der vornehmsten Herren, ein Ravesteyn, wagte an der kaiserlichen Tafel die Bemerkung, seit 400 Jahren sei endlich einmal ein Christ aufgetreten, und den wolle der Papst auf die Seite drängen. Aber ganz anders als im deutschen Reich konnte doch hier in den burgundischen Erblanden Karl V. seinen Willen durchsetzen; nach dem Tode seiner ketzerfeindlichen Tante Margaretha (Dezember 1530) warnte er die neue Statthalterin, seine Schwester Maria vor jeder ferneren Betätigung lutherischer Sympathien, denn er würde Eltern, Geschwister, Weib und Kind für seine ärgsten Feinde halten, wenn sie sich von dieser Sekte anstecken ließen. So gelang es mit Gewalt der „Lutherianen“ und „Sakramentisten“, wie man sie nannte, äußerlich Herr zu werden. Doch eben dieses Verfolgungssystem zeitigte neben den Einwirkungen der niederländischen Bibel und der übersetzten oder einheimischen evangelischen Schriften erst recht eine Sektenbildung, die in tieferen Schichten heimlich beginnend und durch das erhebende Beispiel der Märtyrer gestärkt, allmählich sich weder an der „Lutherie“ noch an der gleichfalls eingedrungenen Lehre Zwinglis genügen ließ. Unter diesen kleinen Leuten, die ihrer bisherigen geistlichen Führer beraubt auf eigne Faust „wie Kinder“ in der Schrift forschten und ganz in biblischen Geschichten, Bildern, Verheißungen lebten, mußte die schwärmerische Predigt begierige Hörer finden. Vom benachbarten deutschen Niederrhein wirkten der Kölner Westerburg (S. 489) und andere evangelische Radikale herüber, aber den entscheidenden Anstoß zur Sammlung der „Bundesgenossen“ gab doch erst die Berührung mit Melchior Hofmann, der 1530 in Ostfriesland den Holländer Jan Trijpmaker (Holzschuhmacher) zum begeisterten Mitarbeiter gewann und wie es scheint bald darauf für kurze Zeit in Amsterdam erschien. Seine „Ordonnanz Gottes“ mit ihrem Kerngedanken eines Bundes zwischen Gott und den rechten Nachfolgern Christi wurde eben so maßgebend für die Organisation des niederländischen Täufertums, wie seine aus Straßburg ertönenden apokalyptischen Orakel die Erwartung der „Melchioriten“ bis zum Fieberhaften steigerten. Als aber Hofmann, der eine von den zwei Zeugen der Offenbarung, sich in Straßburg einsperren ließ, damit das Wort eines ostfriesischen Propheten erfüllt werde, und als dann die großen Dinge, die er angekündigt hatte, nicht eintrafen, da erhob sich unter den furchtbar erregten Niederländern ein andrer Führer, um kraft eigner Inspiration sich für den verheißenen zweiten Zeugen Henoch zu erklären und die von Hofmann gepredigte Zeit der Geduld und Trübsal für beendigt zu erklären. Jan Matthys, Bäcker zu Haarlem, ein Mann von gewaltiger Energie, wußte durch den Ein-

druck seiner Persönlichkeit und durch Androhung des göttlichen Fluchs die holländischen Täufer von nah und fern unter seinen Befehl zu zwingen. Er sandte seine Apostel aus, zu taufen und die Getauften zu den Waffen zu rufen. Denn die Zeit der Bedrängniß der Heiligen war zu Ende, die von Hofmann angekündigte Rache, die Bluttaufe über die Verfolger vor der Tür; das Schwert, welches die Gottlosen gegen das Volk Gottes gezückt hatten, sollte sich gegen ihr eignes Herz kehren.

Dieser Umschlag vom Dulden zum Handeln, von der Feindesliebe zur Vertilgung des Gegners kann nach allem, was vorhergegangen war, nicht überraschen; nahe genug liegen solche Extreme beisammen, wie vor allem die Religionsgeschichte zeigt. Insbesondere ist aber nach Weingartens treffendem Urteil der Chiliasmus „die Form, aus welcher die jedesmaligen Ideale eines Zeitalters und seine am weitesten gehenden Bestrebungen hervorblicken". Und in ganz anderem Sinn als Hofmann waren seine niederländischen Schüler Chiliasten, indem sie weit klarer und bestimmter ihre Erwartung eines irdischen Gottesreichs unter der Herrschaft des wiederkehrenden Christus formulirten. Daß dabei der Spiritualismus des Täufertums zu grobsinnlichen Vorstellungen gelangte und dieses vom Geist und von der Verneinung aller weltlichen Triebe ausgehende Wesen sich zu einem grauenhaften Behagen am Blutigen und Wollüstigen verzerrte, ist nicht zu verwundern. Die Welt des Mittelalters — und aus ihrem Gedankenkreis ist ja die täuferische Bewegung doch herausgewachsen — hat mehr als einmal ähnliche Ausbrüche einer toll gewordenen Askese erlebt, wie sie allerdings in kaum übertroffener Furchtbarkeit die von den Täufern eroberte und beherrschte Stadt Münster aufweist.

Denn als siegreiche Eroberer konnten sich die niederländischen Sendboten in Westfalen betrachten, obwohl in mancher Beziehung der Boden für ihr Gottesreich gerade dort wohl vorbereitet war. Das Jahr 1525 hatte in Münster und Osnabrück Erschütterungen hervorgerufen (S. 489); seither war in einer Reihe von westfälischen Städten wie auch anderwärts das eindringende Evangelium von demokratischen Strömungen getragen und begleitet worden. Man darf dabei nicht übersehen, daß die Jahre von 1529 ab, in welchen diese Bewegungen spielen, eine schwere wirtschaftliche Krisis brachten; damals begann in Folge einer schweren Mißernte, wie Sebastian Franck sagt, erst recht „der Bettlertanz und die gräuliche Teurung", die an einzelnen Orten die Roggenpreise binnen Jahresfrist beinahe auf das Dreifache hinauftrieb, während zugleich die Türkensteuer, in den clevischen Landen z. B. ein Zehntel vom Gesammteinkommen, die Not noch verschärfte. Politische und soziale Momente wirkten mit bei der Evangelisirung von Minden (1529), Herford Lippstadt; in letzterer Stadt schritt man nach dem Eindringen der Evangelischen in den Rat sofort zur Aufteilung der Gemeindegüter und der Habe einzelner Bürger. Auch in Minden wurden die Ratsherren fortan „aus dem Schuhboden und dem Backofen" genommen, während der Führer der Bewegung, der Prediger Cragius, das niedere Volk um sich schaarte und auf völligen Umsturz

hinarbeitete. In Soest, wo schon 1531 die bewaffnete Gemeinde den Rat vorübergehend verjagt hatte, förderte eine erschütternde Szene den Sieg der Reformation; ein evangelischer Weber, der als Friedensbrecher verurteilt vom Henker schlecht getroffen wurde, ihm das Richtschwert entriß, mit der Kraft der Verzweiflung um sein Leben kämpfte, ward durch seinen Tod als „Märtyrer Gottes" den regierenden Altkirchlichen erst recht gefährlich (1533). Aber die folgenreichste religiöse Wandlung vollzog sich in der Bischofsstadt Münster, wo der Prediger Bernhard Rothmann seit 1531 den Angriff auf die alte Kirche eröffnet und die Bürgerschaft den Widerstand des Bischofs mit der Überrumpelung und Verhaftung seiner Räte und Landstände beantwortet hatte. Der Vertrag, zu welchem der Bischof Franz von Waldeck sich 1533 genötigt sah, machte Münster zu einer evangelischen Stadt, ohne jedoch die Bewegung zum Stillstand zu bringen. Denn wie in manchen Städten Norddeutschlands begannen auch sich hier zwinglische Sympathien zu regen; Rothmann, eine ehrgeizige und innerlich kühle Natur, dem allem Anschein nach seine eigene Herrschaft zumeist am Herzen lag, begann mit einer zwinglischen Umgestaltung der münsterischen Kirche, um dann unter dem Einfluß einiger aus Jülich vertriebener Winkelprediger, der sogenannten Wassenberger, dem evangelischen Radikalismus zu verfallen. „Seltsam und wankelbar" erschien seine Lehre den zur Zeit noch regierenden Lutheranern, als er die Kindertaufe verwarf und mit den einwandernden Melchioriten anknüpfte, aber der „arme verdorbene Haufe", der sich um ihn schaarte, vereitelte doch alle Versuche des Rats den geistlichen Revolutionär zum Schweigen zu bringen. Schon im Spätherbst 1533 waren die Evangelischen, die Täufer und der Rest der Katholischen in Waffen gewesen, aber zur wirklichen Entscheidung kam es erst im folgenden Januar, als die Apostel des Propheten Matthys in Münster erschienen, unter ihnen der schöne und redekundige Jan Beuckelßen aus Leyden.

Es war eine unheimliche Stille vor dem Sturm. Tags über begnügten sich die Auserwählten jeden Verkehr und jede Begrüßung mit den Ungläubigen zu meiden; mit der einbrechenden Dämmerung aber sah man sie hin und wieder rennen und unheilverkündende Stimmen wurden laut: „Tut Buße! Gott will Euch strafen. Bessert Euch! Vater, Vater, rotte aus, rotte die Gottlosen!" Am 9. Februar 1534 erhoben sie sich in Waffen, aber die Evangelischen, die in dieser Not sogar mit dem Bischof verhandelten, zeigten sich überlegen und hätten die drohende Gefahr mit einem kräftigen Schlag beseitigen können, wenn nicht teils das trügerische Entgegenkommen der Täufer teils die fast verräterische Friedensliebe des Bürgermeisters Tilbeck zu einem Vertrag auf völlige Glaubensfreiheit geführt hätte. Damit war das Los der Nichttäufer entschieden; „die Angesichter der Christen," heißt es in einer täuferischen Darstellung, „wurden wieder schön vor Farbe; alles auf dem Markt weissagte bis auf die Kinder von sieben Jahren und die Frauen machten wunderliche Sprünge, gleich als wollten sie fortfliegen; die Gottlosen aber sprachen: sie rasen, sie sind voll süßen Weines". Eben in diesem verwirrenden

und furchterregenden Fanatismus lag ihre Kraft; die Frauen zumal waren wie in jeder religiösen Bewegung zuerst bereit sich erschüttern und gewinnen zu lassen. Es bedurfte nur noch der Ankunft des Propheten Matthys, um Münster wirklich in das heißersehnte neue Jerusalem der täuferischen Enthusiasten zu verwandeln. Am Morgen des 27. Februar erhoben ihre bewaffneten Schaaren den Kriegsruf: „Heraus, ihr Gottlosen! Gott will einmal aufwachen und will euch strafen!" Wer sich nicht taufen ließ, wurde ohne Erbarmen in den Schneesturm hinausgetrieben; auf dem Markt standen die Prediger, mit Wassereimern vor sich, die Taufe zu vollziehen, während der Bürgermeister Knipperdollinck und viele andere gen Himmel starrten und schrien: „O Vater! o Vater! gib, gib!"

Was nun folgt, könnte für eine Reihe von Wahnsinnserscheinungen gelten, wenn nicht einmal die unläugbare Verwandtschaft dieses münsterischen Täufertums mit einer herrschenden Geistesrichtung und außerdem der soziale Hintergrund der religiösen Schwärmerei zu vorsichtigem Urteil mahnten. Wir kennen zur Genüge die ungeheure Macht, welche apokalyptische und chiliastische Vorstellungen seit lange besaßen, die tief eingewurzelte Überschätzung ekstatischer und visionärer Zustände, welche durchweg entweder aus göttlicher oder aus teuflischer Einwirkung abgeleitet wurden, die Neigung überhaupt in allen außergewöhnlichen Wahrnehmungen am Himmel wie auf Erden Zeichen und Wunder zu sehen. Erst neuerdings ist durch Hartfelder der vielgestaltige Aberglaube Melanchthons beleuchtet worden, eines Mannes, der nicht allein auf der vollen Höhe der Zeitbildung stand, sondern auch keineswegs mystisch veranlagt war. Luther vollends lebte, wie schon wiederholt berührt wurde, durchaus in der Erwartung des Weltuntergangs, dessen Beginn er eine Zeitlang auf das Jahr 1534 ansetzte und dann 1540 baldigst zu erleben hoffte; „komm, lieber jüngster Tag," schließt er damals einen Brief an seine Frau. Wohl regte sich in ihm die alte Abneigung gegen einen schwärmerischen Mißbrauch solcher Vorstellungen, als sein vormaliger Verehrer Styfel (S. 352) zu Lochau die Wiederkunft des Herrn auf Sonntag den 19. Oktober 1533 morgens acht Uhr ankündigte; mit Predigt und Abendmahl bereitete sich die bebende Gemeinde auf den großen Augenblick vor und manche glaubten in dem Blasen der austreibenden Hirten schon die Posaune des Gerichts zu vernehmen. Luther veranlaßte die Amtsentsetzung des Phantasten, der sich rasch ernüchtern ließ. Im Grunde war es aber doch nur der Gegensatz zu den eschatologischen Neigungen des Täufertums, welcher die lutherische wie die reformirte Kirche zur Verwerfung des echt altchristlichen Chiliasmus als einer „jüdischen" Irrlehre geführt hat. Denn der Menschensohn, der kommen wird in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit, dieses gewaltige Bild der evangelischen Weissagung stand vor Luthers innerem Auge so lebendig, daß seine oft überraschende Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt und namentlich gegen die großen Ereignisse des Tages eben hier, in der festen Überzeugung von der Nähe des Weltendes wurzelt.

Mit altchristlichen Anschauungen und mit dem asketischen Idealismus des Mittelalters hängt nun auch die kommunistische Gestaltung des münsterischen Gottesreichs auf das Engste zusammen. Der allgemein menschliche Sehnsuchtstraum von einem goldenen Zeitalter schuldlosen Daseins und ewigen Frühlings, von einem verlorenen und wiederzufindenden Paradies hatte seit anderthalb Jahrtausenden in der Erlösungslehre des Christentums feste Formen und weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Man glaubte, wie Eicken vortrefflich ausführt, in dem Urzustand des ersten Menschen vor seinem Sündenfall „das ideale Wertmaß aller menschlichen Verhältnisse" gefunden zu haben; „indem man nun in der Nachfolge Christi zu dem sündenreinen Urzustande zurückkehren wollte, mußte man auch zugleich jene erst durch die Sünde eingeführten Einrichtungen zu beseitigen suchen; die Aufhebung von Staat, Ehe, Ständen, Arbeit und Eigentum war also ebenso wie die Verneinung der Sünde das letzte Ziel der Nachfolge Christi". Während aber das Mönchtum diese Weltüberwindung doch nur innerhalb der Klostermauern annähernd zu verwirklichen strebte, ging die radikale Mystik, erhitzt von chiliastischen Phantasien, allen Ernstes daran, die ganze Menschheit, soweit sie nicht als unverbesserlich der Ausrottung verfiel, zu sündloser Glückseligkeit zurückzuführen. In Zeiten sozialer Gährung setzen solche Ideen nicht nur die Köpfe, sondern auch die Fäuste der Massen in Bewegung. So war es zuletzt im Beginn der husitischen Revolution gewesen; die Taboriten hatten Sondereigentum für Todsünde erklärt, unbedingte Gleichheit aller Auserwählten verkündigt, jede Verfeinerung des Lebens verdammt, wenn auch nur eine verschwindende Minderheit sich bis zur letzten Konsequenz des Kommunismus, zur Weibergemeinschaft vorwagte. So verwandelte sich auch in Münster die Gesammtheit der von allen ungläubigen Elementen befreiten Heiligen in eine große kriegerische Familie, denn sowohl das ihnen obliegende Amt der göttlichen Rache als die unverkennbare Notwendigkeit sich vorerst in Verteidigungsstand zu setzen drängten zu militärischer Organisation. Binnen zwei Monaten war, nicht ohne Anwendung der Todesstrafe, erst alles Geld, dann sämmtliches Besitztum der Einwohner zu Händen des Rats und der Propheten eingeliefert; „es ist mein sowohl als dein," belehrte Rothmann die Gläubigen, „und dein sowohl als mein". Die Verwaltung der Nahrungsmittel wurde wie im Kloster oder Feldlager geregelt, die Mahlzeiten gemeinsam abgehalten. Bald verschwand die für das „neue Israel" nicht mehr schickliche Ratsverfassung, um einem Regiment von zwölf Ältesten Platz zu machen, welche bei ihren Sitzungen die Bibel vor sich liegen hatten. Tatsächlich lag die oberste Gewalt in der Hand des Propheten Matthys; unter seiner Führung terrorisirte das eingewanderte niederländische Gesindel die einheimischen Brüder, deren Murren verstummte, als Matthys einen unzufriedenen Schmid vor den Augen des versammelten Volks eigenhändig niedermachte. Dem Bruder, der um irgend eine Sache bat, durfte sie keiner verweigern, wenn er sie entbehren konnte; die Haustüren mußten Tag und Nacht offen stehen, denn auch die häusliche

Absonderung verstieß gegen den Grundsatz, daß alles allen gemeinsam sein solle. Eine völlige Weibergemeinschaft wurde allerdings nicht eingeführt, aber das Gebot der Propheten, daß keine Frau ohne Mann geduldet werden dürfe, rief doch die Einrichtung einer Polygamie hervor, die nicht viel besser war. Wohl erhob sich gegen diese Scheußlichkeiten noch einmal das bessere Gefühl in den einheimischen Brüdern, aber ihr Empörungsversuch wurde blutig unterdrückt und die Verteilung der an Zahl weit stärkeren weiblichen Einwohnerschaft unter die Minderheit der „Herren" nahm ihren Fortgang. Mehr als eine von den Unglücklichen mußte ihren Widerstand gegen den verhaßten Zwang mit dem Leben büßen. Heinrich Gresbeck, einer von den münsterischen Brüdern, hat nachher seine Erlebnisse unter der Zwangsherrschaft der fremden „Bösewichter" aufgezeichnet und ihnen das unfreiwillige Zeugniß ausgestellt, daß doch ungeheuchelter Fanatismus der Grundzug ihres Treibens war. „Alle die Wiedertäufer," erzählt er, „hatten mißgestalte Farbe in ihrem Angesicht und waren bleich gelb unter den Augen, und hatten ein verstörtes Gesicht; man konnte an ihrem Angesicht sehen, welcher ein rechter Wiedertäufer war." Der Tod des Propheten Matthys, der bei einem ihm vom Geist eingegebenen Ausfall mit wenigen Genossen von den feindlichen Landsknechten in Stücke gehauen wurde, der mißglückte Mordanschlag einer schönen jungen Holländerin gegen den Bischof, das sind sprechende Beweise jener furchtbaren Entschlossenheit, wie sie der religiösen und politischen Schwärmerei aller Zeiten eignet. Auch der berüchtigte Nachfolger des Propheten hat dieses Elements nicht ermangelt, obgleich es bei ihm ohne Zweifel stark mit Berechnung und eigennützigen Motiven versetzt ist.

Man muß sich daran erinnern, daß Johann von Leyden als junger Mann, noch in den Zwanzigen sein höchst bewegtes Leben geendet hat. Als Schneider und Schenkwirt, als Kaufmann und als Meistersänger hatte sich der holländische Bauernsohn versucht, ehe die täuferische Bewegung den unruhigen Kopf erfaßte. Mit großer Gewandtheit und Energie wußte er sich an die Stelle des gefallenen Matthys zu drängen, und während nach außen immer noch „Regenten und Gemeine der christlichen Versammlung zu Münster" als Inhaber der Souveränetät erschienen, hatte der oberste Prophet sich bald genug in einen König verwandelt, kraft einer durch den Propheten Dusentschur aus Warendorf verkündigten Offenbarung und mit Zustimmung der übrigen leitenden Persönlichkeiten, ohne das Volk zu befragen. „Johann der Gerechte in dem Stuhl Davids" sollte nicht nur über Münster, sondern über den ganzen Erdkreis herrschen, als „ein König der Gerechtigkeit überall". Echt schneidermäßig war der überladene Prunk, mit welchem der neue Herrscher sich und die Gehülfen seiner Regierung umgab, an die Bühnenherrlichkeit des ehemaligen „Rederykers" und Schauspielers gemahnten die glänzenden Aufzüge, die nunmehr die Straßen der Stadt belebten, aber mit jener Betonung der königlichen Gerechtigkeit ward blutiger Ernst gemacht; um seine Macht zu behaupten, griff Johann von Leyden zu den nämlichen einfachen Mitteln, wie sie die Schreckensmänner des französischen Convents an-



Johann von Leyden.

Nach dem Kupferstich, 1536, von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

zuwenden liebten. Eben die Kühnheit, womit er jenen kommunistischen Grundsätzen zum Trotz in den bevorzugten Genossen seines Glanzes und Wohllebens sich unbedingte Anhänger schuf, der sichere Blick, der ihn sofort zu Bildung

einer berittenen Leibgarde schreiten ließ, der wohlberechnete Wechsel von Herablassung und Unzugänglichkeit, das alles zeigt den geborenen Tyrannen. Macchiavelli hätte hier eine neue und ganz absonderliche Spielart des illegitimen Herrschers studiren können. Unerhört, wunderbar mußte diesem König und seinem Volk, den „wahren Israeliten" ihr ganzes Dasein erscheinen. Zwar die Kirchtürme des neuen Jerusalem waren nicht so leicht, wie die Schwärmer gemeint hatten, dem Boden gleich zu machen, aber die ehemaligen Gotteshäuser, mit Spottnamen belegt, standen verlassen, während der Markt und zumal der Domhof als Berg Zion zum Schauplatz der verzückten Predigten und der seltsamen Hof- und Gerichtsszenen des Gottesstaats wurden. Hier sammelte sich, beim Schall der Posaune des Herrn, das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, um den König in voller Rüstung, die unmäßig hohe Krone auf dem Haupt, anreiten zu sehen; hier wurde Musterung und Scheingefecht gehalten und dann wieder das große Abendmahl, bei welchem König und Königin die Brüder und Schwestern bedienten. Hier verkündigte Johann selbst von einem hohen Stuhl herab, wie Gott ihn abgesetzt habe, worauf Dusentschur kraft göttlichen Befehls ihm das Königtum erneuerte. Hier trug man dem König unter Trompetenschall die Speisen auf, bis nach üppigem Mahl der Täufergeist über ihn kam und er sich einen gefangenen Landsknecht bringen ließ, um ihn vor der ganzen Hoftafel eigenhändig zu köpfen. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den König lag freilich in den unberechenbaren Äußerungen dieses täuferischen Geistes, wie denn der ehemalige Führer der münsterischen Demokratie, Knipperdollinck, eines Tages den Versuch machte, das königliche Regiment zu stürzen, indem er auf offenem Markt wie rasend umherlief, tanzte und schrie, endlich sich für den rechten König erklärte. Johann wußte allerdings solchen Angriffen zunächst mit gleicher Waffe zu begegnen, daß er aber Knipperdollinck in Haft legen ließ und sich dann wieder mit ihm versöhnte, läßt doch die schwache Seite seiner Stellung deutlich erkennen. Er durfte es mit den Leuten nicht verderben, die sich mit gutem Recht rühmen konnten ihn zum König gemacht zu haben.

Bei dem kläglichen Zustand des Reichs und seiner Organe ist es sehr erklärlich, daß der Kampf gegen die kommunistische Revolution beinahe ein Jahr hindurch den unzulänglichen Kräften des Bischofs von Münster überlassen blieb, der anfangs die hessischen Hülfstruppen zurückschickte und trotz finanzieller Unterstützung von Seiten katholischer Mitstände der festen Stadt nicht Herr werden konnte. Zwei große Stürme waren 1534 von den Täufern siegreich abgeschlagen worden und im Oktober sandten sie 28 Apostel aus, nach allen vier Weltgegenden, um die Ankunft des Königs von Zion zu verkündigen. Aber nur die Stadt Warendorf nahm den gebotenen „Frieden" an, während sonst überall die Sendlinge verhaftet und gerichtet wurden, ohne daß, wie Dusentschur gedroht hatte, die Städte sofort versunken wären. Mit Recht erkennt hier Cornelius einen Wendepunkt. Wohl schleppten sich die Verhandlungen der benachbarten Stände und des Reichs über die münsterische



Bernt Knipperdollinck.

Nach dem Kupferstiche, 1536, von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

Frage lange hin, bis der Kreistag zu Koblenz (Dezember 1534) und der Reichstag zu Worms (April 1535) die zur Fortsetzung der Belagerung nötigen Geldmittel bewilligten und zugleich den Oberbefehl über die vor Münster liegenden Truppen dem Grafen Wirich von Dhaun und Falkenstein über=

trugen. Auch fehlte es keineswegs an Bemühungen der Evangelischen, zumal der Reichsstädte, selbst jetzt noch einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Man wollte die unverkennbare Absicht der katholischen Stände, die Stadt nach der Eroberung zur alten Kirche zurückzubringen, auf jede Weise vereiteln und sogar der Bischof schien eine Zeitlang nicht abgeneigt nach dem Wunsch des Landgrafen in Münster das Evangelium zu erhalten. Aber während die Täufer von einer Vermittlung der Reichsstädte nichts wissen mochten, kamen ihre Bemühungen, sich mit den auswärtigen Brüdern in Verbindung zu setzen, zu spät. Zündstoff war genügend vorhanden; in den Niederlanden und am Niederrhein saßen aller Orten kleinere oder größere Gemeinden, die mit Begeisterung von dem neuen Gottesreich vernommen hatten. Rothmanns massenhaft verbreitete Schriften von der Restitution (d. h. der radikalen Reformation) und von der Rache waren durchaus auf die Propaganda zumal unter dem niedern Volk berechnet; im „Harnisch Davids" sollen die Brüder aufstehen, um an Babylon Vergeltung zu üben; „alles, was sie euch getan haben, sollt ihr ihnen wieder tun". Aber man hoffte doch auch auf den freiwilligen Anschluß mancher Fürsten; Gerüchte von der Bekehrung der Könige von Frankreich, England und Schottland drangen an den Hof des „neuen David" und vor allem rechnete man auf den Landgrafen, als einen „freundlichen Gönner der Wahrheit". Er war der einzige unter den deutschen Herren, der Bedenken trug, an den Täufern die Todesstrafe zu vollziehen (S. 702), und König Johann selbst beehrte ihn mit einem zutraulichen Brief, worin er sich der Anrede: „lieber Lips" bediente. Wichtiger als diese aussichtslosen Versuche waren die Projekte eines Zugs zum Entsatz von Münster, die um die Wende des Jahres in den Niederlanden und im Klevischen auftauchten. Amsterdam, der Hauptherd der Schwärmerei, sah damals jene unheimlichen nackten Täufer unter Weherufen durch die winterlichen Gassen springen; sie hatten nach dem Vorgang eines Bürgers, den sie das Kind nannten, plötzlich alle ihre Kleider ins Feuer geworfen. Das „Banner der Gerechtigkeit" flog jedoch nicht hier zuerst, sondern an verschiedenen andern Orten; in Groningen und Leyden wurden schon im Januar, in Westfriesland, bei Deventer, bei Warfum im März 1535 bewaffnete Erhebungen der Täufer unterdrückt. Erst im Mai folgten die Sektirer zu Amsterdam, unter Führung des münsterischen Sendboten Jan van Geel; nach hartem Kampf wurden auch sie überwältigt, die Überlebenden mit ausgesuchter Grausamkeit hingerichtet. Damals war das Schicksal des neuen Jerusalem, in welchem seit Monaten der Hunger wütete, bereits entschieden, aber mit eiserner Faust hielten Johann von Leyden und die Seinigen jede Regung der Unzufriedenheit nieder; zu Dutzenden fielen die Köpfe, während das gemeine Volk sein Leben mit Gras, gesottenem Schuhleder, Pferdehäuten und Kreidewasser zu fristen suchte. Der König selbst zeigte, wie seine Räte einem hessischen Abgesandten erklärten, allerdings Neigung, „der Weltlichkeit abzutreten; sie wären aber so weit kommen, daß sie nicht hinter sich gehen möchten". So wohl

organisirt war die Schreckensherrschaft und so gering die Kampflust der Belagerer, daß erst der Verrat zweier Überläufer, jenes Gresbeck und eines Landsknechts, zu einem Überrumpelungsversuche ermutigte, der, in der Nacht vom 24. Juni unternommen, auch noch beinahe mißglückt wäre. Erst am folgenden Mittag ergaben sich die letzten Verteidiger; jammervoll war der Anblick, den diese gespenstisch abgezehrten Gestalten, diese gleich Totenschädeln grinsenden Gesichter darboten. Der König, sein Statthalter Knipperdollinck und sein Kanzler Krechtinck fielen lebend in die Hände der Gegner und büßten nach langer Gefangenschaft am 22. Januar 1536 auf dem nämlichen Marktplatz, auf welchem der Richtertron des neuen David gestanden hatte. Den namenlosen Qualen einer Hinrichtung durch glühende Zangen setzte Johann von Leyden, noch auf dem Schaffot den Vater anrufend, den stoischen Mut des Fanatikers entgegen. Hoch am Lambertiturm sollten die in eisernen Käfigen befestigten Körper der Gerichteten Jahrhunderte hindurch ein grauenhaftes Wahrzeichen der Stadt Münster bleiben, die trotz aller Bemühungen Hessens und der Reichsstädte fortan für das Evangelium verloren war.

Das enthusiastische Täufertum hatte ausgespielt; fast ganz bedeutungslos waren die kleinen Nachzuckungen, wie sie unter dem Einfluß des 1538 gerichteten „Königs" Battenburg und des muckerischen Glasmalers David Joris namentlich in den Niederlanden auftraten. In Joris († 1556), der es über sich vermochte seine Anhänger, darunter seine Mutter, in den Tod zu schicken und die eigne Person unter falschem Namen und durch scheinbar evangelisch-kirchliche Haltung in Sicherheit zu bringen, gewann die apokalyptische Richtung der Münsterischen noch einmal einen gewissen Mittelpunkt, aber gegen seine Lehre von den drei Weltaltern mit all ihrem Wust von Phantastik und Sinnlichkeit, der dem unreinen Charakter des Mannes entsprach, erhob sich ein siegreicher Kämpfer aus den Reihen der Brüder selbst. Ein Friese, der vormalige Priester Menno Simons († 1561), wurde zum Reiniger und Sammler des schwer geprüften Täufertums, dessen bessere Elemente damals zu friedlichem und bescheidenem Fortleben den Grund legten. Ungleich folgenreicher sollte freilich die schon oben (S. 696) berührte Einbürgerung einer täuferischen Diaspora in England werden. In Deutschland aber war die Kraft des evangelischen Radikalismus für immer gebrochen und auch für jene vereinzelten Anhänger eines mystischen Subjektivismus, die ihre Unabhängigkeit keiner Kirche zum Opfer bringen wollten, kein Boden mehr. Wir dürfen trotzdem nicht unterlassen, ihnen einen Blick zu schenken, denn Männer wie Schwenckfeld und Franck zählten sicherlich eher zu den Besten als zu den Schlechtesten der Nation, mochte sie auch Luthers Unduldsamkeit als Stenckfeld und Dreckhummel dem Spott der Rechtgläubigen preisgeben. Es wäre eine nicht geringe Schande für das Deutschland des XVI. Jahrhunderts, wenn alle die eigenartigen Köpfe, die sich von der alten Kirche lossagten, sich nun auch bedingslos dem Gewaltigen von Wittenberg unterworfen, wenn das Verlangen nach voller geistiger Freiheit und der Abscheu vor jedem Gewissens-

zwang unter dem Druck der eben erst entstandenen neuen Kirche gar keine Stimme mehr gefunden hätten. Der fromme und redselige Mystiker Caspar Schwenckfeld von Ossing († 1561), ein schlesischer Adeliger, der nicht nur von katholischer, sondern auch von evangelischer Seite verfolgt in Süddeutschland von Stadt zu Stadt wanderte, wußte trotzdem einen nicht unbeträchtlichen Anhang von Erbauungslustigen zu werben, indem er der Selbstzufriedenheit vieler evangelischen Geistlichen, die bereits im gelobten Land zu sein wähnten, und der Wertschätzung der äußeren kirchlichen Gnadenmittel die „Empfindlichkeit" des wahren Glaubens entgegensetzte, ein rechter Vorläufer des späteren Pietismus und seines Conventikelwesens. Wie Schwenckfeld sich mehrfach mit den Täufern berührte, so gehört auch Sebastian Franck aus Donauwörth († 1543?), obwohl er mit unübertrefflicher Schärfe die Schwächen des Sektenwesens gegeißelt hat, in den Kreis der radikalen Mystik. Eine seltsame Mischung von tiefsinniger Spekulation und unermüdlicher Polyhistorie verband sich bei diesem „Ritter der Vernunft", wie ihn Hase nennt, mit einem Trieb und Talent zu volkstümlicher Darstellung, die ihn als Schriftsteller einem Luther nahebringen. Als Seifensieder und Buchdrucker hat er sich mühsam durchgeschlagen, um als freier Mann, ohne ein bindendes Amt dem Volke Gottes mitzuteilen, was er vom Herrn habe; die Verfolgung zumal durch lutherische Zeloten blieb natürlich nicht aus und ist wohl begreiflich, wenn wir die schonungslose Wahrheitsliebe in Betracht ziehen, womit dieser höchst pessimistische Kritiker alle Verhältnisse seiner Zeit, auch die Reformation und ihre Helden besprochen hat. Seine Schriften, vor allem die 1531 erschienene „Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibel", sind eine wahre Fundgrube von Beobachtungen, deren Unbefangenheit und Feinheit oft genug überrascht, so oberflächlich auch vielfach seine historischen und geographischen Studien sind. Man hat ihn wohl einen Fanatiker der Unabhängigkeit genannt und dieser Zug, der gerade bei den bedeutenden Menschen der Renaissance nicht selten hervortritt, verleitet ihn zuweilen zu einer quietistischen Unterschätzung der kampferfüllten und tatbedürftigen Gegenwart, aber man kann ihm das hohe Lob nicht versagen, daß der geistreiche Mann, statt seine Gaben in den Dienst einer herrschenden Richtung zu stellen, das harte Los eines Geächteten wählte, um nach bestem Wissen und Gewissen seiner Zeit den Spiegel vorhalten zu können. Und es traf wirklich einen Krebsschaden der deutschen Reformation, wenn er von dem Ersatz des menschlichen durch einen papiernen Papst, der Werkheiligkeit durch die Wortheiligkeit sprach und in den neuen Kirchen weniger Freiheit zu glauben und zu reden fand als unter den Heiden und Türken. „Die Welt," urteilt er einmal, „will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glaube, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben, und nehme man ihr alle Tage einen, sie sucht bald einen andern." Das ist eben für Franck charakteristisch, daß er jede menschliche Autorität grundsätzlich bekämpft, aber doch zugleich als ein notwendiges Übel anerkennt. So verwirft er alle Ceremonien, auch die Sakramente als Judentum, die

dogmatischen Streitigkeiten als Affenspiel, jede Kirchenbildung als parteiisch und sektisch; „ich halte aber mit Petro für meine Brüder alle, die unter allen Völkern Gott suchen". Die Ansicht, „keiner habs gar erraten", mußte zur Forderung unbedingter Duldsamkeit führen, während andererseits Franck trotz seiner theoretischen Angriffe auf Kirche, Staat und Sondereigentum doch jede Revolution verdammt. Im Grunde ist und bleibt eben der wunderliche Heilige der rechte Schüler der mittelalterlichen Mystik, Taulers und der deutschen Theologie, wie auch sein glühender deutscher Patriotismus durch alle Skepsis und Bitterkeit nicht versehrt erscheint. Und dennoch ist Franck schon in Folge seines unverbesserlichen Idealismus ein echter Revolutionär. Aber nicht allein im evangelischen Lager finden wir solche an der Mystik genährte Revolutionäre. Ohne förmlich mit der Kirche zu brechen, hat der geniale Mediziner Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim († 1541), ein Freund der mystischen Ekstase, getreu seinem Wahlspruch: alterius non sit, qui sui esse potest, die beiden Kämpfer Luther und den Papst mit zwei Huren verglichen, die sich schelten und doch beide in gleicher Verdammniß sind. Er erhob sich mit seiner äußerst phantastischen Naturphilosophie über alles dogmatische Gezänke, denn, sagte er, „wer nur ein Gläubiger ist und kein Philosophus, der ist kein Weiser im Glauben; der ist reich, der Gott erkennt in seinen Werken und glaubt aus denen an ihn, nicht wie der Blinde an die Farbe". Platoniker wie Paracelsus war der abenteuernde Wundermann Agrippa von Nettesheim, der, ohne die römische Kirche dem „unüberwindlichen Ketzer" opfern zu wollen, doch mit seiner religiösen Magie der Gotteserkenntniß und Gottesgemeinschaft alle kirchliche Vermittlung bei Seite schob und zugleich die bittersten Angriffe gegen Fürstentum und Adel richtete. An Berührungspunkten zwischen diesen wissenschaftlichen Umstürzlern und dem evangelischen Radikalismus fehlte es keineswegs.

Ranke hat gelegentlich seiner Charakteristik des Paracelsus ein Urteil gefällt, welches er keineswegs nur auf diese eine Person bezogen wissen wollte: sinnvoll, tief, mit seltenen Kenntnissen ausgerüstet, aber viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch, „wie solche (Geister) wohl in der deutschen Nation noch öfter hervorgegangen sind". Mehr als einem sind wir unter den Führern des evangelischen Radikalismus begegnet. Und Ranke erkennt mit seinem umfassenden Blick die innere Verwandtschaft all dieser gährenden Elemente. „Die münzerischen Inspirationen, die sozialistischen Versuche der Wiedertäufer und diese paracelsischen Theorien entsprechen einander sehr gut; vereinigt hätten sie die Welt umgestaltet."

Noch haben wir jedoch eine Bewegung ins Auge zu fassen, deren viel gefürchtete Verbindung mit der täuferischen in der Tat wenigstens zu einem vorübergehenden Sieg der Demokratie über den fürstlichen Staat hätte führen können. Aber wie im großen Bauernkrieg fehlte auch bei der Revolution des niederdeutschen Bürgertums die erste Bedingung jedes politischen Erfolgs, die Einheit des Handelns.

VII. Der Kampf um Dänemark.

Das dritte und vierte Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts brachte eine gründliche Umgestaltung der kirchlichen und politischen Verhältnisse im Norden Europas. Mit der Einführung der Reformation in Skandinavien traf der Todeskampf der hansischen Seeherrschaft zusammen und nicht allein der alte Gegensatz der deutschen Fürsten und Städte, sondern auch die kaiserliche Politik wurde in dieses vielverschlungene Ringen höchst verschiedenartiger Interessen verflochten. Im letzten Grunde dreht sich der große Kampf um die Herrschaft auf der Ostsee, deren wechselnde Herren, Deutsche, Holländer, Engländer, wie Dietrich Schäfer sagt, „einander auch in der Herrschaft über die Meere abgelöst haben". Man hat alle möglichen Ursachen für den Niedergang der Hansa aufzuweisen versucht, aber obwohl bereits zu Ende des XIV. Jahrhunderts die Union der drei skandinavischen Reiche die hansische Macht an der Wurzel bedroht hatte und ein Jahrhundert später, abgesehen von kleineren Angriffen, die norddeutsche Handelspolitik durch die Schließung des Kontors zu Nowgorod eine schwere Niederlage erlitt, so stand und fiel eigentlich doch die Hansa mit ihrer Herrschaft über den Sund, dieses Durchgangstor für den ganzen Seeverkehr zwischen Ost und West. Die Herrschaft des deutschen Kaufmanns über den Sund war aber bedingt durch die politische Abhängigkeit Dänemarks von der Hansa. War diese einmal gebrochen, dann folgte mit Notwendigkeit die längst erstrebte Emanzipation der Niederländer und allmählich auch der Engländer von dem drückenden Joch des deutschen Handelsmonopols, welches ihnen die Ostsee mit ihrem ungeheuern Hinterland sperrte. So kann man sagen, daß die Erledigung und Neuvergebung der dänischen Krone, auf welche damals wie in früheren Zeiten Lübeck die Hand zu legen suchte, eine veränderte Weltstellung nicht nur für Skandinavien und die Hansa, sondern auch für die Niederlande und England mit herbeigeführt hat.

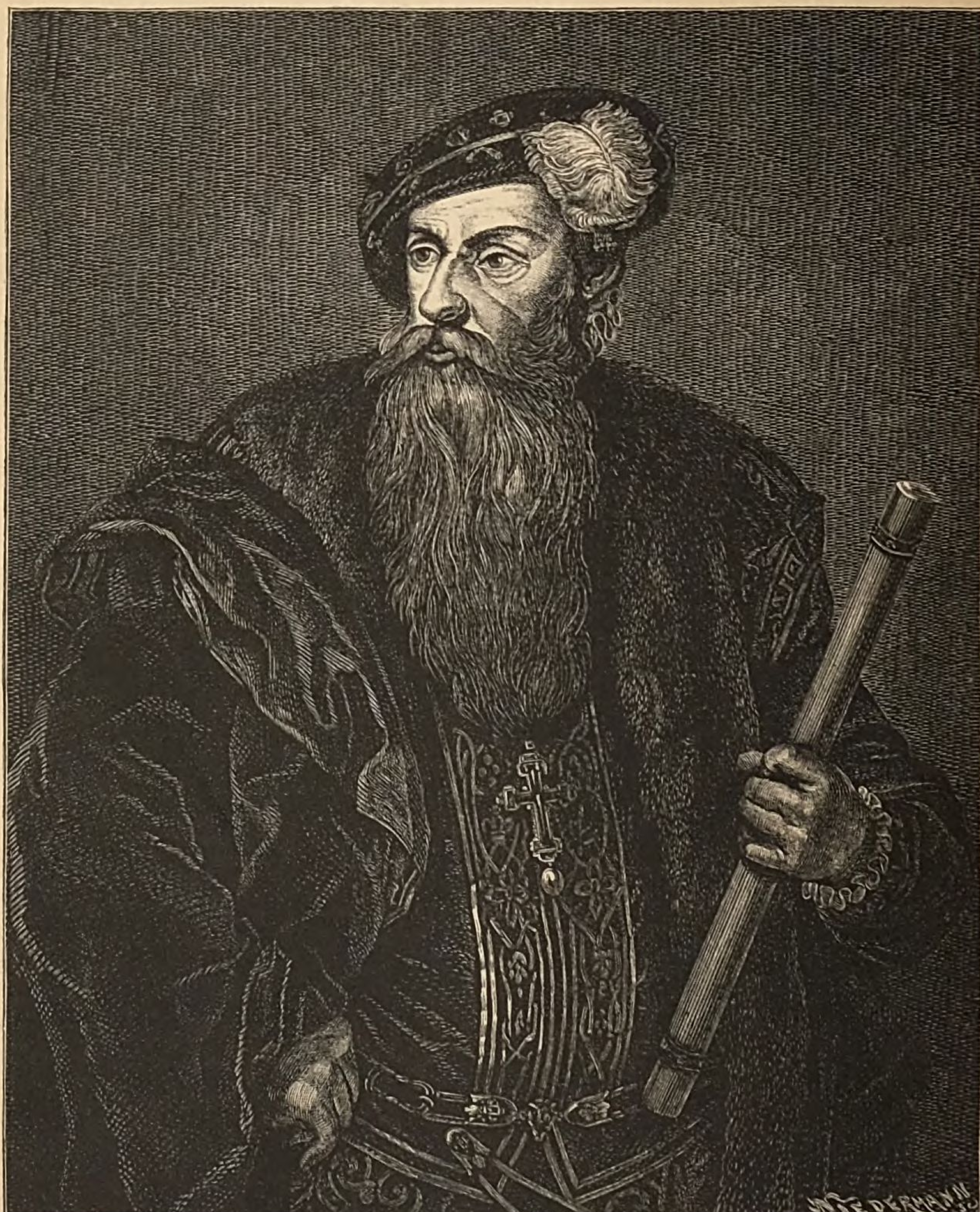
Lübeck war seit langeher die „Königin der Ostsee"; Kaiser Karl IV. hatte einst ihre Bürgermeister als „Herren" angeredet und die Lübecker hielten damals wirklich sowohl in der gesammten Hansa wie unter dem engeren Bund der wendischen Städte das Heft in der Hand. Aber sehr fest war die hansische Organisation nie gewesen und es konnte nicht ausbleiben, daß die westlichen Glieder, voran Köln, dann die Holländer, ihre Interessen ohne weitere Rücksicht

auf die baltische Gruppe zu verfolgen begannen. Schon im XV. Jahrhundert erscheinen die Niederländer, die um jeden Preis ihre Absperrung von der Ostsee zu beseitigen strebten, als natürliche Bundesgenossen Dänemarks; merkantile und nationale Freiheitsbestrebungen fanden sich zusammen, denn gleich unerträglich war der Anspruch der Hansa einen dänischen Tronwechsel von ihrer Zustimmung abhängig zu machen und der starre Egoismus, womit sie jede Schmälerung ihres Monopols und jede Gleichberechtigung anderer abzuweisen suchte. Nicht ein Jota von ihren Privilegien, erklärten einmal die Hansen in England, wollten sie auch nur in Zweifel ziehen lassen; dieselben seien so beschaffen, daß sie weder aufgehoben noch vermindert werden könnten. Und doch war ihr Kontorsystem mit seinem Stapelzwang und Barkauf gegenüber dem wachsenden Streben nach Verkehrserleichterung bereits veraltet, während hier und da sogar die bisher mit Recht gerühmte Zuverlässigkeit des deutschen Kaufmanns schadhaft zu werden begann. Frühzeitig hatte Danzig durch unmittelbaren Verkehr mit England den preußischen Handel der Bevormundung durch die übrigen „Osterlinge" entzogen und seit dem Fall Nowgorods (1494) war die Hegemonie Lübecks vollends gegenüber der östlichen Rivalin, welche den Verkehr von England und Holland bis hinunter an die türkische Grenze vermitttelte, nicht mehr zu behaupten. Um dieselbe Zeit hatte der niederländische Handel, begünstigt durch den Rückhalt einer blühenden Industrie und der immer mehr großstaatlichen burgundischen Politik, seinen Mittelpunkt von Brügge, wo das vormals herrschende hansische Kontor verödete, nach Antwerpen verlegt. Und nun knüpfte sich noch eine für die Hansa höchst verhängnißvolle Verbindung des verhaßten nordischen Unionskönigtums mit der übermächtigen Erbin Burgunds, der habsburgischen Dynastie. Schon der Dänenkönig Hans hatte Lübeck zum Trotz den Niederländern den Sund eröffnet und sein energischer Sohn Christian II., der Schwager Karls V., ging daran, auf Kosten der skandinavischen Aristokratien und der privilegirten deutschen Kaufleute eine wirkliche Monarchie zu schaffen. Nicht verlegen in der Wahl der Mittel förderte er in Dänemark die Reformation, — bekanntlich wollte er Luther und Karlstadt nach Kopenhagen rufen (S. 369 f.) — wogegen er sich zur Niederwerfung des schwedischen Adels unbedenklich geistlicher Hilfe und sogar des päpstlichen Banns bediente. Sein wohlüberlegtes Streben ging zunächst dahin, die Macht der bevorrechteten Stände zu brechen; wie er in Dänemark durch das Evangelium und durch ein neues Gesetzbuch den auf dem Volke lastenden Druck des Klerus und Adels aufzuheben strebte, traf er in Schweden zugleich die Aristokratie und die nationale Abneigung gegen die Union durch das entsetzliche Stockholmer Blutbad (Dezember 1520), das mit seinen zahlreichen Nachspielen viele hunderte von Opfern forderte. Christian verfolgte in dem Bemühen, seine Herrschaft auf die niedern Stände zu gründen, den nämlichen Weg, welchen die von ihm bekämpften schwedischen Reichsvorsteher, die Sturen, eingeschlagen hatten. Ihm schwebte der Glanz und Reichtum des niederländischen Bürgertums vor; Kopenhagen sollte das Centrum

des Verkehrs zwischen Ost- und Westsee werden und der König suchte mit Rußland, mit den Fuggern, mit England Fühlung, während er zugleich eine skandinavische Handelsgesellschaft gründete und den Zollkrieg gegen die Hansen verschärfte. Ein großer Zug geht durch seine Regierung, aber zugleich entfremdete eine abstoßende Mischung von wilder Leidenschaft und berechnender Zweideutigkeit dem königlichen Reformator die Herzen. Seinem Doppelspiel mit Wittenberg und Rom entspricht es vollkommen, wenn der Anwalt des bedrückten dänischen Volkes in seinen Verhandlungen mit Heinrich VIII. wechselseitige Unterstützung gegen den immer wachsenden Trotz der Plebejer für eine Verpflichtung aller Fürsten erklärt. Er hatte dabei freilich seine Todfeinde, die Republikaner der norddeutschen Städte, im Auge.

Eben die Maßlosigkeit Christians schien aber noch einmal für Lübeck günstigere Verhältnisse herbeiführen zu sollen. Mit lübischer Unterstützung vollzog sich die Revolution, welche binnen Kurzem den hochstrebenden Unionskönig zum heimatlosen Flüchtling machte. In Schweden stellte sich ein junger Verwandter der Sturen, Gustav Wasa, an die Spitze der nationalen Bewegung, deren erste Vorkämpfer die trotzigen Bauern von Dalekarlien wurden; in Dänemark waren es Klerus und Adel, die durch den Verlauf der schwedischen Umwälzung ermutigt den Oheim Christians, Herzog Friedrich von Holstein, auf den Tron beriefen. Nachdem Christian II. (April 1523) sein Heil in der Flucht gesucht hatte, war die skandinavische Union ein für allemal abgetan. Wohl tauchten am Hofe seines kaiserlichen Schwagers die weitgehendsten Projekte auf, von einer Umwandlung der drei nordischen Kronen in Reichslehen oder gar in habsburgische Erblande. Aber von einer tatkräftigen Unterstützung konnte damals nicht die Rede sein und namentlich den Niederländern waren ihre Handelsinteressen viel zu wichtig, als daß sie nicht gegen einen vorteilhaften Vertrag mit dem neuen Dänenkönig gern auf jede Unterstützung Christians verzichtet hätten. Während die Lübecker und ihre Genossen bei König Friedrich I. nur noch Gleichberechtigung mit den Niederländern zu behaupten vermochten, schienen allerdings Schweden gegenüber, dessen Armut an Feldfrüchten der deutschen Einfuhr kaum entraten konnte, die Hansen leichtes Spiel zu haben, zumal die Lage des gekrönten Demagogen Gustav Wasa noch keineswegs eine gesicherte war. So erzwangen hier Lübeck, Danzig und ihre Verbündeten das Zugeständniß eines Handelsmonopols, welches alle übrigen fremden Kaufleute von Schweden ausschloß und den Landeskindern selbst die Schiffahrt durch den Sund und Belt, also die Verbindung mit dem Westen entzog.

In diese unfertigen Verhältnisse fiel nun als ein neues Element der Umgestaltung der Reformation. Ganz verschieden, ja entgegengesetzt waren die Ursachen ihres Siegs in den skandinavischen Reichen und in Lübeck. In Dänemark wirkten auf die seltsamste Weise der vertriebene König und sein Nachfolger zusammen, um die unter Christian gelegten Keime zur Entfaltung zu bringen; während Christian im Exil auf Luther den Eindruck machte, daß er nur nach Christo lebe, und im Jahr 1524 die erste dänische Übersetzung



Gustav Wasa.

des neuen Testaments mit seinem Bildniß versehen in die Heimat schickte, hatte auch Friedrich I. trotz seines dem dänischen Klerus und Adel verpfändeten Wortes, daß er die Ketzer am Leben strafen werde, kein Hehl mit den evangelischen Neigungen, wie er sie schon als Herzog hegte. Wir sahen, daß sogar die apokalyptische Richtung eines Hofmann sich zeitweilig seiner Gunst erfreute (S. 704). Im Dänischen ward ein Bauernsohn und ehemaliger Mönch aus Fühnen, Hans Taußen, der in Wittenberg studirt hatte, die Seele der Bewegung; auf dem Tag zu Odense 1527 setzte der König, der überdies den Priestern und Klosterbrüdern die Ehe gestattete, volle Religionsfreiheit für Lutherische wie Katholische bis zum Concil durch. Die finanzielle Seite einer kirchlichen Umgestaltung, die auch in Dänemark



Silberthaler von Gustav Wasa von Schweden.

Auf der Vorderseite Hüftbild des Königs im Harnisch, in der rechten Hand das Schwert, in der linken den Reichsapfel haltend; darunter der Wappenschild mit dem Familienwappen der Wasa, die Garbe, als Herzschild; Umschrift: GOSTAVS : D : G : SVE(corum) GOT(horum) VVAN(dalorum) REX. Auf der Rückseite Christus mit den Wundenmalen, in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuze darauf haltend; Umschrift: SALVATOR · MVNDI · ADIVVA · NOS · 45 (= 1545).
Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

bald genug in den Vordergrund trat, behauptete geradezu die vornehmste Stelle in Schweden, wo Gustav Wasa mit ruhiger Überlegung den einzigen Ausweg ergriff, um seinem ziemlich armseligen Königtum die nötige Stärkung zu schaffen. Nicht als wäre Schweden von der mächtigen Geistesströmung dieser Jahre ganz unberührt geblieben; bedeutende Söhne der Nation wie Olaus Petri, sein Bruder Lorenz, der nachmalige Kanzler Laurentius Andreä gaben sich frühzeitig dem Einfluß des großen Wittenbergers hin. Aber mehr vielleicht als irgendwo war doch hier die Reformation das Werk des Königs, der dabei seine gewaltige Persönlichkeit mit dem gleichen Nachdruck und Erfolg einsetzte wie in dem kühnen echt skandinavischen Abenteuer, welches ihm die Krone eingebracht hatte. Schon 1523 drohte er in einem Schreiben an den Papst mit der Berufung an den obersten Pontifex Christus; ein paar Jahre später schritt er zu der Maßregel, die er durch kräftige „Anleihen" bei den Kirchen und Klöstern vorbereitet hatte, zur Säkularisation. „Not bricht nicht allein Menschen-

gesetz," schrieb er an einen seiner Bischöfe, „sondern auch Gottesgesetz." Er hat selbst einmal unter freiem Himmel zum Volk davon gesprochen, wie man die Taugenichtse, die entarteten Geistlichen von ihren Gütern austreiben müsse wie Gott die ersten Menschen aus dem Paradies. Aber die Meinung des schwedischen Volks war das mit nichten; man schob die wirtschaftliche Mißlage auf das neue Regiment und wiederholt, 1525 und 1527, erhoben sich die freiheitslustigen Dalekarlier, die von jeher gern „eigne Herren" gewesen wären, gegen ihren alten Führer. Gegen den Willen der niederen Klassen ist in Schweden wie in England die römische Kirche gefallen, anders wie in Deutschland, wo der erbitterte gemeine Mann der erste war die Hand wider Rom zu erheben. Nachdem ein paar revolutionäre höhere Geistliche hingerichtet worden waren, erfolgte im Sommer 1527 auf dem Reichstag zu Westerås, wie Weidling sich ausdrückt, der „Staatsstreich", welchen Gustav durch seine wohlberechnete Drohung die Krone niederlegen zu wollen ins Werk setzte. Die Alleinberechtigung des Evangeliums wurde ausgesprochen und die Beute an Kirchengut teilten der König und der Adel, der alle zinsbaren und alle seit 1454 an die Kirche gekommenen zinsfreien Güter zurücknehmen durfte. Die Bischöfe erklärten sich wohl oder übel zufrieden, „wie reich oder arm Seine Gnaden uns haben will".

Welchen Gegensatz zu dieser skandinavischen Entwicklung zeigt das Vordringen der Reformation in den niederdeutschen Städten! Hier verband sich, wie schon mehrfach (S. 386 f.; 706 f.) hervorgehoben wurde, die evangelische Richtung fast regelmäßig mit politischer und sozialer Neuerungslust, während die Obrigkeiten mit der Sache der alten Kirche zugleich ihre eigne verteidigten. Schon bei der Evangelisirung von Braunschweig (1528) kam es zu Unordnungen, die sich nicht allein gegen die alte Kirche, sondern auch gegen die Reichen zu kehren drohten. In Hannover führte die bewaffnete Erhebung der Evangelischen (1533) zur Entsetzung des Rats und bedenklichen Pöbelexzessen. Weit ernsthafter waren aber die revolutionären Erschütterungen in Bremen, wo in den Jahren 1530 bis 1532 die Demokratie ihre Herrschaft durch wilde Schreckensszenen zu befestigen suchte, und vor allem in Lübeck. Während die Hamburger ohne allzu große Störungen 1528 zu einer gleichzeitig politischen und kirchlichen Umgestaltung gelangt waren, suchte die alte Hauptstadt der Hansa ihren aristokratisch-katholischen Charakter so lange zu wahren, bis im Jahr 1529 die finanzielle Lage den Rat nötigte, dem stürmischen Verlangen der Bürgerschaft nach evangelischen Prädikanten zu willfahren. Von Jahr zu Jahr erhoben dann die Männer des Fortschritts immer kühner ihr Haupt; es kam zu Plünderungen nicht nur der Kirchen, sondern auch der Gesellschaftshäuser der Patrizier. Von dieser Strömung ward nun Jürgen Wullenwever allmählich emporgehoben, ein Mann, in welchem sich eine entschieden evangelische und demokratische Gesinnung mit echt althansischem Selbstgefühl verband. Man hat wohl von geistigem Seeklima gesprochen; wie hätten in den stolzen Republiken des norddeutschen Küstengebiets Jahrhunderte der Meeresherrschaft vorübergehen sollen, ohne einen

großartigen Unternehmungsgeist zu erwecken und fortzupflanzen! Eben zu Lübeck trug das hansische Wesen die Gewöhnung an politische Wagnisse in sich. Es ist schwer zu entscheiden, wie viel von den gewaltigen Plänen der dreißiger Jahre auf Wullenwevers persönliche Rechnung zu setzen ist; jedenfalls traten ihm, der im Februar 1533 Bürgermeister wurde, ein paar kühne Genossen an die Seite. Johann Oldendorp, ein geborener Hamburger und bedeutender Jurist, bisher Syndikus der Stadt Rostock, scheint kein Mann von festen Überzeugungen, aber in seinem Ehrgeiz und seinem „unstillen Gemüt" das eigentlich treibende Element in einem demagogischen Triumvirat gewesen zu sein, dessen dritter Teilnehmer, Markus Meyer, ebenfalls aus Hamburg, schon als militärischer Fachmann eine wichtige Stellung einnahm. An ihm, dem ehemaligen Ankerschmied, der die lübischen Truppen gegen den Türken geführt hatte, atmete alles jene derbe Stattlichkeit und Lebensfreude, wie sie dem Jahrhundert und der Heimat der Landsknechte als eine Art von Ideal vor Augen stand. In vollem Harnisch, mit 24 gerüsteten und 12 Schützenpferden, gefolgt von mehreren Wagen mit Frauen und Jungfrauen, so ritt er zu seiner Hochzeit in Lübeck ein. Kurz darauf ließ sich der galante Kriegsmann zu Kopenhagen in festlichem Aufzug, Trommler und Pfeifer voran, nach dem Frauenhaus geleiten. Innere Unwahrscheinlichkeit hat die Angabe Wullenwevers nicht, welche dem Oldendorp täuferische Sympathien und Propaganda zur Last legt, obwohl sie auf der Folter gemacht worden ist. Jedenfalls kam die lübische Demokratie rasch genug auf Bahnen, welche die Bundesgenossenschaft aller irgendwie erreichbaren radikalen Elemente wünschenswert erscheinen ließen.

Lübecks Todfeinde, die Niederländer, hatten nur widerwillig dem verjagten König Christian II. Unterstützung gewährt, als er, durch seinen Rücktritt zum Katholizismus (S. 616) mit Karl V. ausgesöhnt, im Herbst 1531 zur Wiedereroberung seiner Reiche auszog. Dagegen segelten lübische Schiffe an der Seite der dänischen gegen Christian, der sich zunächst in Norwegen festgesetzt hatte, aber unklug genug war sich gegen Zusicherung freier Rückkehr in die Hände der Feinde zu geben; die dänischen Herren führten den Getäuschten, statt zu einer Unterredung mit König Friedrich, nach dem festen Schloß Sonderburg (1532). Bis zu seinem Ende (1544) blieb er in dänischem Gewahrsam. Die Lübecker ernteten aber von dem Bündniß nicht die erhoffte Unterstützung gegen Holland; Schweden kündigte ihnen sogar jenen drückenden Vertrag von 1523 (S. 720). Auch ihre Zugehörigkeit zum schmalkaldischen Bund half ihnen nichts, denn die Mehrzahl der evangelischen Fürsten hatte nicht die geringste Lust mit den Republikanern, die nun überdies ihre alte aristokratische Verfassung gestürzt hatten, gemeinsame Sache zu machen. So sehen wir die lübische Politik mit einem Aufgebot der verwegensten Mittel und verzweifeltsten Bündnißprojekte in den großen Kampf eintreten, welcher durch den Tod Friedrichs I. (April 1533) von den Niederlanden ab nach Dänemark gelenkt wurde. Wullenwever, der im März 1534 einem Versuch

ihn zu stürzen durch Appell an die Gemeinde begegnet und nun erst völlig Herr von Lübeck geworden war, schloß mit den Niederländern Waffenstillstand, um in Erinnerung an die glorreiche Zeit von 1370 das usurpirte Recht seiner Stadt auf die Vergebung der dänischen Krone mit den Waffen zu behaupten. „Wir wissen von Gottes Gnaden," erklären sie einmal, „daß in Dänemark ohne unser Wissen und Willen laut Privilegien und Gerechtigkeiten, die wir haben, kein König mag gewählt werden." Aber auch der Sohn König Friedrichs, Christian von Holstein, und der dänische Reichsrat hatten ihren Frieden mit der burgundischen Regierung gemacht, nicht ohne daß der junge Herzog sich eine kaiserliche Pension zusichern ließ; wertvoller war die Tatsache, daß Karl V., obwohl vom Erzbischof von Lund ermahnt, die skandinavischen Reiche als „Kornkammer und Bollwerk gegen die nordische Barbarei" zum Reich zu schlagen, zunächst von einer Unterstützung seines Schwagers gegen den Holsteiner absah. Christian war eine bedächtige Natur, eben so eifrig lutherisch als gut deutsch, kein Freund der Dänen; er hätte vielleicht eher auf die Nachfolge verzichtet als die Herren vom holsteinschen Adel, die hinter ihm standen, unter ihnen Männer wie der Hofmeister Johann von Rantzau, der schon zu Lebzeiten Friedrichs als der wahre König bezeichnet, als trefflicher Kriegsmann von Karl V. und Franz I. umworben wurde. Nirgends war man weniger geneigt als in diesen Kreisen, die dänische Krone aus der Hand des Lübecker Bürgermeisters zu empfangen. Von Christian abgewiesen richtete Wullenwever an den Kurfürsten von Sachsen die Aufforderung, „zu solchen königlichen Ehren sich gebrauchen zu lassen". Inzwischen hatte übrigens Markus Meyer, zufällig nach England verschlagen, Heinrich VIII., der an seiner Persönlichkeit großes Gefallen fand, ein Bündniß angetragen, bei welchem erst das Protektorat über eine große nordische Vereinigung, dann die Krone Dänemarks selbst dem englischen Ehrgeiz in Aussicht gestellt wurde. Meyer eröffnete dann auf eigene Faust, durch einen gelungenen Handstreich auf eine holsteinische Feste, im Mai 1534 den Krieg, welcher nach ein paar auf lübischer Seite kämpfenden deutschen Herren den Namen Grafenfehde trägt. Denn Wullenwever trug kein Bedenken die Fahne des gefangenen „Bauernkönigs" zu erheben, dessen Verwandter, der eifrig evangelische Graf Christoph von Oldenburg, die Leitung des dänischen Feldzugs übernahm, während gegen den „Tyrannen und Bluthund den König von Schweden" dessen Schwager Graf Johann von Hoya sich gewinnen ließ; vergebens bemühte sich Meyer daneben, dem Sohn des letzten Sture „in des Teufels Namen" die Rolle des Prätendenten aufzunötigen. Denn die Lübecker gaben sich alle Mühe Bundesgenossen an sich zu ziehen, indem sie die skandinavischen Kronen gleichzeitig hier und dort als Köder benützten; jetzt auf Dänemark, dann auf Schweden eröffnete man z. B. auch dem katholischen Herzog Albrecht von Mecklenburg Aussicht. Von dem Anschluß zahlreicher Hansestädte war freilich nicht die Rede; nur Rostock, Wismar und Stralsund hielten zu Lübeck. Dafür hatte man Fühlung mit der dänischen und schwedischen Demokratie; die Bürgermeister von Kopenhagen,

Malmö, Stockholm standen auf Seiten ihrer deutschen Standesgenossen, wie denn von Anfang an in Dänemark, zum Teil auch in Holstein ernsthafte Versuche gemacht wurden den Kampf zu einem Vernichtungskrieg gegen den Adel zu gestalten. In wildem Racheburst erhoben sich die dänischen Bauern gegen ihre alten Bedrücker, die selbst nach dem Urteil von Friedrichs I. deutschem Kanzler ihr Schicksal verdient hatten; sogar eine vornehme Frau ist einmal erbarmungslos erschlagen worden. Viele vom Adel retteten sich durch schleunige Unterwerfung; auf den Inseln, selbst in Schonen empfing Graf Christoph die Huldigung für seinen gefangenen Vetter. Nur auf Fühnen und in Jütland hielt die Aristokratie an Herzog Christian fest, den sie im Juli 1534 zum König wählte.

Aber eben dieser demokratische Zug des kühnen Unternehmens entfremdete den Lübeckern ihre fürstlichen Glaubensgenossen im Reich. Neben dem Herzog Albrecht von Preußen, der sofort die Sache des Holsteiners ergriff, waren die Häupter der Schmalkaldischen wie Philipp von Hessen und Ernst von Lüneburg mit ihren Sympathien ganz auf dieser Seite und entsetzt über „den schwarzbäurischen tyrannischen Rat" der Lübecker; „E. L. glauben nicht," schrieb der Lüneburger an den sächsischen Kurfürsten, „wie die Städte dieser Art die Nasen aufheben". Johann Friedrich, der doch eine Zeitlang begehrlich nach der angebotenen Krone geschielt hatte, lehnte im Herbst endgültig ab. Erinnern wir uns an die Gleichzeitigkeit der münsterischen Bewegung; es war kein Wunder, daß in Norddeutschland Fürstentum und Adel sich einer großen gemeinsamen Gefahr gegenüber zu sehen glaubten. Und doch fehlte den Führern der lübischen Demokratie sowohl der Rückhalt einer wirklich bedeutenden Macht als auch der feste Boden innerhalb ihres eigenen Gemeinwesens. Als im September 1534 Christian III. den Feind im eignen Lager anzugreifen wagte und Lübeck völlig, auch von der Seeseite einschloß, da wütete die Bürgerschaft gegen die bisher gepriesenen Häupter; „wie kommen wir aus den Schulden!" rief ein Spottgedicht dem Wullenwever zu, „schlag nun den Feind vom Tor und krau dich hinterm Ohr." In seltsamer Auskunft vertrugen sich die feindlichen Parteien dahin, auf deutschem Boden Frieden zu machen, dagegen in Dänemark den Krieg fortzuführen. Aber die Tage der demokratischen Machthaber waren gezählt, seit unter dem Druck dieser halben Niederlage die alte Ratsverfassung wieder hergestellt und ihren geflüchteten Gegnern die Rückkehr nach Lübeck gestattet worden war. Noch blickte Wullenwever nach fremder Hülfe aus, aber während Heinrich VIII., der allerdings Subsidien zugestanden hatte, die engere Verbindung vorsichtig hinausschob und durch sehr hochgespannte Forderungen erschwerte, schien die einzige Rettung dieser evangelischen Demokratie nur noch beim Kaiser, bei der niederländischen Regierung zu liegen; Wullenwever zeigte sich bereit, einem kaiserlichen Kandidaten für die dänische Krone, dem ewig vertrösteten Friedrich von der Pfalz, der jetzt wenigstens durch Vermählung mit einer Tochter Christians II. endlich zu einer Frau kam, zur Herrschaft zu verhelfen,

womit dem Katholizismus und dem Haus Habsburg-Burgund, also den gehaßten Niederländern eine dominirende Stellung an der Ostsee eingeräumt worden wäre. Karl V. ist aber eigentlich erst nach dem Ausscheiden Lübecks aus dem Krieg ernstlicher auf den Gedanken dieser pfälzischen Kandidatur eingegangen, zu einer Zeit, in welcher die Entscheidung längst gefallen war. Denn im Juni 1535 siegte fast gleichzeitig die Landmacht Christians III. bei Assens auf Fühnen über die von Hoya geführten Gegner und in der Nähe der Insel seine durch preußische und schwedische Schiffe verstärkte Flotte über die ehemals seegewaltigen Hansen, welche freilich nur durch acht eigne Kriegsschiffe vertreten waren. Ein paar Monate später fiel Wullenwever; als er, zuletzt nur noch auf Unterstützung Englands hoffend, die Stadt verließ, um sich zu einem im Land Hadeln lagernden Landsknechtshaufen zu begeben, geriet er in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Bremen, der ihn seinem Bruder Heinrich von Braunschweig überließ. Nach langwieriger Haft und mehrfacher Folterung wurde er am 24. September 1537 bei Wolfenbüttel enthauptet und gevierteilt. Die schweren gegen ihn erhobenen Anklagen, namentlich daß er beabsichtigt habe, Lübeck an Burgund zu verraten und mit den Wiedertäufern in Verbindung zu treten, sind nicht erwiesen worden, das ganze Verfahren war überhaupt derart, daß man berechtigt ist von einem Justizmord zu reden; „die alten Formen eines Landgerichts," sagt Waitz, „sind vielleicht nie mehr mißbraucht worden." Markus Meyer, der längere Zeit auf einer dänischen Feste sich behauptet hatte, war schon 1536 zur Übergabe genötigt und gerichtet worden.

Damit ist in Deutschland die letzte demokratische Bewegung auf Jahrhunderte hinaus zur Ruhe gebracht. Sie hatte unmögliche Ziele verfolgt und ihr eigentlicher Kern, das Bestreben den gewaltig sich ausdehnenden Welthandel in den alten engen Formen der Vergangenheit festzuhalten, war ein Anachronismus. Wie hätten jene seefahrenden Nationen, deren ozeanische Lage jetzt gleichsam von selbst eine früher nicht geahnte Großartigkeit des Verkehrs zur Entwicklung brachte, nach wie vor die rücksichtslose Beschränkung und Ausbeutung durch die „Osterlinge" der baltischen Küsten ertragen sollen? „Das mittelalterliche Deutschland auf dem Meere", so nennt Dietrich Schäfer die Hansa, und auf allen Gebieten begann damals das Mittelalter zur Rüste zu gehen. Selbst im Besitz politischer Machtfülle hätten die norddeutschen Republiken ihre wirtschaftliche Hegemonie im Ausland nur mit Gewalt noch fristen können. So aber waren sie von dem schwächsten Staatswesen Europas, als dessen Glieder sie zählten, stets sich selbst überlassen worden. Freilich zeigte auch die neue nationale Unabhängigkeit ihrer Gegner, der skandinavischen Reiche, zunächst noch kein sehr ansprechendes Gesicht. Wohl war die altgewohnte Einmischung der Fremden endlich einmal zurückgewiesen worden, aber in Dänemark wie in Schweden gedieh unter dem Schutz des nationalen Königtums eine Adelsherrschaft der schlimmsten Art. Noch zu Anfang der vierziger Jahre erhoben sich die schwedischen Bauern, nicht ohne Mitwirkung

katholischer Geistlicher und österreichischer Umtriebe, gegen das drückende Doppelregiment des geldbedürftigen neuen Staats und der nicht minder habgierigen „Herrenmänner". In Dänemark vollends, wo Christian III. nach seinem Einzug in Kopenhagen die kirchliche Frage durch Verhaftung aller Bischöfe und Konfiskation der geistlichen Güter noch weit gewaltsamer als Gustav Wasa gelöst hatte, begann für die Bauern eine lange Zeit wahrhaft „hündischer Leibeigenschaft". Wie diese kleinen Tyrannen, die dem König keine Steuer zahlten und volle Gerichtshoheit übten, mit der evangelischen Kirche umsprangen, davon zeugt schon die Tatsache, daß auch die Kinder der Prediger leibeigen blieben; wagte doch im Jahr 1570 ein Gutsbesitzer seinen Geistlichen hinrichten zu lassen! Und dennoch war es für die Zukunft der Reformation von der höchsten Bedeutung, daß diese skandinavischen Staaten, kaum von dem wirtschaftlichen Zwang des deutschen Kaufmanns befreit, durch das gleiche Bekenntniß doch wieder mit dem evangelischen Deutschland verbunden wurden. Im Jahr 1537 setzte Bugenhagen dem König Christian III. die Krone aufs Haupt. Ehe noch ein Jahrhundert verflossen war, zogen die Herrscher von Dänemark und Schweden das Schwert für den in Todesnöten liegenden deutschen Protestantismus.

Wie nach einem letzten Rettungsstern hatte die untergehende lübische Demokratie nach der Hülfe Englands ausgeblickt. Ein paar Jahre später haben ihre Gegner, die protestantischen Fürsten, gleichfalls vergebens an einer engeren Verbindung mit dem Inselstaat gearbeitet, dessen Eintritt in die Reihe der evangelischen Mächte eine ganz andere unmittelbare Bedeutung gewonnen hätte als der Sieg der Reformation in Skandinavien. Aber die Kirchenpolitik eines Heinrich VIII. hing doch allzusehr von den Schwankungen der Weltlage und daneben von den augenblicklichen Gelüsten des Herrschers ab, um gleichen Schritt mit der von andern Motiven geleiteten deutschen Reformation zu halten. Eine Zeitlang schien die englische Regierung auf dem besten Weg, durch offizielle Freigabe der in die Landessprache übertragenen Bibel (1535) und durch die Aufstellung von Artikeln, welche zum Teil mit der Augsburger Confession übereinstimmten (1536), sich dem lutherischen Kirchentum zu nähern. Damals erwarb sich der Nachfolger Wolsey's, Thomas Cromwell, den Namen eines „Hammers der Mönche"; mit unbarmherziger Energie setzte dieser Gewaltige, neben welchem Erzbischof Cranmer auch in religiösen Fragen mehr und mehr zurücktrat, die große Säkularisation der Klöster ins Werk. Man hat ausgerechnet, daß 643 Klöster und Convente, 90 Collegien, Tausende von kleineren Stiftungen eingezogen und zerschlagen und daß im Kampf gegen den königlichen Cäsaropapismus 59 Klostergeistliche aufs Schaffot gebracht worden sind. Selbst die Reliquien des heiligen Thomas Becket wanderten ins Feuer, das Gold und die Edelsteine seines Schreins in die königliche Schatzkammer. Aber auch hier mußte wie in Skandinavien die Krone mit dem gierigen Adel teilen; Cromwell selbst, zum Grafen von Essex erhöht, vergaß sich nicht dabei. Wohl erhoben sich 1536 die altgläubigen Bauern

von Nordengland zu Gunsten der Mönche und wider die Ketzereien, doch die bewaffnete „Pilgerfahrt der Gnade" ward rasch unterdrückt und auf beiden Seiten forderte der königliche Fanatismus einer Glaubenseinheit, welche zwischen Rom und Wittenberg die Mitte halten sollte, seine Opfer. Katholiken wurden geköpft, Protestanten verbrannt; die blutigen Artikel von 1539, diese „Peitsche mit sechs Riemen", bedrohten jeden, der sich für utraquistische Communion und Aufhebung des Cölibats, gegen Wandlungslehre und Ohrenbeichte zu erklären wagte. Blutige Spuren bezeichnen die via media anglicana Heinrichs VIII. Cromwell geriet unter die zerstörende Maschinerie seines eigenen Schreckenssystems, als er, um die Verbindung Englands mit den deutschen Protestanten zu festigen, dem verwöhnten Tudor die reizlose Anna von Cleve als vierte Gemahlin zuführte; im Juli 1540 fiel das Haupt des verhaßten Emporkömmlings, welchen all seine Schulung in der modern italienischen Staatsweisheit doch nicht auf die Dauer vor der unberechenbaren Wildheit dieses Herrschers zu schützen vermochte. Als der wahre Schöpfer der anglikanischen Kirche, der in seinem Testament doch auch für Seelenmessen gesorgt hatte, auf Tower Hill endete, trat der deutsche Protestantismus eben in eine entscheidende Krisis. Es sollte sich zeigen, daß er ohne politisch-militärische Anlehnung an das Ausland seinem großen kaiserlichen Gegner nicht mehr furchtbar war.

VIII. Niedergang des schmalkaldischen Bundes.

In der Geschichte der deutschen Reformation scheinen die vierziger Jahre mehr als die vorhergehende Zeit der Vorbereitung des großen Schlags gewidmet zu sein, welchen Karl V. gegen die evangelischen Stände geführt hat. Wohl verhandelt eben damals der Kaiser ganz besonders eifrig mit den Ketzern und neben dem alten Gedanken einer conciliaren Entscheidung suchen die Unionsbestrebungen auf dem kürzeren Weg der Religionsgespräche zum Ziel zu gelangen. Aber das Entgegenkommen des Kaisers ist kein freiwilliges und man gewinnt doch eher den Eindruck, daß er seiner auswärtigen Feinde mit Unterstützung der Protestanten Herr zu werden sucht, um die Betörten, welche selbst die Hindernisse ihrer Züchtigung wegräumen helfen, desto ungestörter verderben zu können. Jedenfalls wird der Schwerpunkt der kaiserlichen Politik mehr als bisher ins Reich verlegt und die Persönlichkeit des Herrschers, der nachgerade sein eigner erster Minister und Heerführer geworden ist, tritt immer stärker hervor. Daß ihm dabei die Gegner selbst in die Hand gearbeitet haben, kann das Verdienst seiner politischen und militärischen Arbeit kaum schmälern, denn auch der genialste Staatsmann würde ohne solche unfreiwillige Hülfe niemals einen vollständigen Sieg erringen.

Nun haben kurz nach dem Frieden von Nizza und dem Frankfurter Anstand sowohl Frankreich als die deutschen Protestanten schwere politische Unterlassungssünden begangen. Im Herbst 1539 machte Heinrich VIII. den französischen Gesandten aufmerksam, daß der Türke dem Kaiser auf dem Nacken sitze, Venedig sich von ihm gekränkt fühle, ganz Italien unzufrieden und wenig Geld in den kaiserlichen Kassen sei. Außerdem war aber die Mißstimmung, die sich in den Niederlanden schon wiederholt gegen die wachsenden Anforderungen der kaiserlichen Kriegspolitik geregt und 1531/32 bereits zu Aufständen in Lüttich und Gent geführt hatte, eben jetzt bei der von jeher trotzigen Bevölkerung von Gent in Revolution umgeschlagen; die Wahrung der städtischen Unabhängigkeit vor den Eingriffen der Regierung trat dabei allmählich zurück gegenüber den Gelüsten der niedersten Schichten, die durch scheußliche Szenen der Volksjustiz verwildert, arbeitslos, von der Stadt verpflegt, auf volle Anarchie und Plünderung aller Besitzenden hinarbeiteten. Schon suchte man die flandrischen Bauern in die Bewegung zu ziehen Welche Verlockung für Franz I., an welchen in der Tat als an den alten

Lehensherrn von Flandern Anerbietungen der Genter gelangt sind. Aber er beeilte sich vielmehr seinem neuen Freund dem Kaiser die Reise durch Frankreich als den kürzesten Weg in die Niederlande vorzuschlagen. Wirklich hatte Karl V. den Mut sich wehrlos in die Hand des Mannes zu geben, dem er vormals unvergeßliche Demütigungen zugefügt hatte, aber ungefährdet und wie im Triumph durchzog er die französischen Städte, die mit Franz I. wetteiferten den hohen Gast nur Glanz und Liebenswürdigkeit sehen zu lassen; in Poitiers brachte man ihm einen goldenen Adler als Ehrengeschenk, in Paris eine riesige Statue des Herkules aus vergoldetem Silber. Wie hätten da die Genter „Kreesers" (Krischer) ernstlich an ferneren Widerstand denken sollen? Nachdem etliche zwanzig Köpfe gefallen waren, sprach Karl das Todesurteil über die Freiheiten seiner Geburtsstadt, deren wirtschaftliche Blüte ohnedies schon seit lange zurückgegangen war. Mit vollem Recht durfte Butzer einmal dem Landgrafen gegenüber vom Kaiser bemerken: „Gent zeiget wohl an, was sein Gnad ist, wenn er mag." Es ist doch nicht wohl möglich, die Vorschläge, welche Karl V. damals Franz I. gemacht hat, für ernstlich gemeint zu halten; sollte er wirklich je daran gedacht haben, seinen kostbarsten Besitz, seine „wahren Indien", die Niederlande mit der Hand seiner Tochter Maria dem Herzog von Orleans zu übergeben? Mit Burgund, sowie mit Geldern und Zütphen zusammen, die man Cleve entreißen mußte, hätten sie gewiß „eines der besten Königreiche der ganzen Christenheit" dargestellt. Franz I. hütete sich jedenfalls diese glänzenden Aussichten, dieses „Schattenbild", wie er sagte, mit einem Verzicht auf seine niederländischen und italienischen Ansprüche und mit der Herausgabe von Savoien und Piemont zu erkaufen. Bald nach jenem freundschaftlichen Zusammensein schien nach den Drohungen des Königs „der größte Krieg, der je zwischen ihnen gewesen", vor der Türe zu sein. Überall, in Italien und Deutschland, an der niederländischen Grenze, in Konstantinopel setzten die französischen Umtriebe gegen Habsburg mit frischen Kräften ein; durch raffinirte Verräterei wurde die Republik Venedig zu einem ungünstigen Frieden mit der Pforte genötigt (Mai 1540). Am deutlichsten sprach aber die Vermählung der jungen Nichte des Königs, Johanna von Navarra, welche Karl V. für den Infanten Philipp begehrt hatte, mit dem Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve (Juli 1540); ein paar Tage später schloß Frankreich mit Jülich ein Schutz- und Trutzbündniß. Karl antwortete mit der Übertragung des vielumstrittenen Herzogtums Mailand auf seinen Sohn. Es war, nach dem Wort eines vornehmen Niederländers, ein Zustand, schlimmer als offener Krieg.

Unmöglich konnte in solcher Lage der Kaiser mit den deutschen Protestanten brechen, so heftige Vorwürfe auch der Papst wegen des Frankfurter Anstands erhoben hatte. Paul III. erklärte den Erzbischof von Lund für bestochen, die Königin-Statthalterin Maria für eine heimliche Gönnerin der Ketzer; er forderte Stärkung des katholischen Bundes (S. 683), Gewalt oder wenigstens Androhung von Gewalt. Manche Stimmen bezichtigten Karl V.

geradezu schismatischer Absichten. Aber der Papst hatte seinen Klagen und Forderungen selbst einen guten Teil der Wirkung entzogen, indem er das vom Kaiser begehrte Concil, nach einem mißglückten Versuch in Vicenza, am 21. Mai 1539 auf unbestimmte Zeit vertagte. Jene Ansicht vom Beruf des Kaisers zur Reformation der Christenheit mußte dadurch aufs Neue in den Kreisen hervortreten, welche von Erasmus und seinen Ideal einer „lieblichen Eintracht der Kirche" angeregt immer noch an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung glaubten und zum Teil den hartnäckigen Streit um dieses oder jenes Dogma überhaupt nicht begreifen konnten. Meist sind es Gelehrte und Politiker, Männer wie Julius Pflug, die Carlowitz, der Exlutheraner und eifrige Ireniker Witzel, der schon bei der katholisirenden brandenburgischen Reformation einen gewissen Einfluß geübt hatte. Diese Männer hatten kein klares Bewußtsein davon, daß es sich eben nicht um die eine oder andere Reform, auch nicht um wissenschaftliche Verständigung handelte, daß hinter den Spitzfindigkeiten der strittigen Dogmen und trotz der zahlreichen theoretischen Berührungspunkte sich zwei grundverschiedene Geistesrichtungen unversöhnlich gegenüberstanden. Sehr mit Unrecht hat man damals und später sich bemüht, einer von beiden Parteien oder gar einzelnen Persönlichkeiten die Fruchtlosigkeit der Religionsgespräche zur Last zu legen, welche seit dem Jahr 1540 vom Kaiser veranstaltet worden sind. Weit merkwürdiger als der Entschluß Karls V., sich dieses Mittels zu bedienen, ist freilich die wenn auch verklausulirte Einwilligung Roms und die Teilnahme päpstlicher Gesandten an Verhandlungen, deren Zulässigkeit von streng kirchlichem Standpunkt aus eigentlich verneint werden mußte. Wir werden auf die gleichzeitige reformatorische Strömung in Italien noch zurückkommen; es ist doch sehr bezeichnend, daß im Frühjahr 1540 der Nuntius Morone sich zwar gegen Religionsgespräche, aber für die unbedingte Notwendigkeit eines Concils als des einzigen Heilmittels erklärt. Besonders schwer mochte aber in den Augen Pauls III. die Gefälligkeit wiegen, womit der Kaiser der päpstlichen Eroberung von Camerino zugesehen und seine dem Enkel Pauls Ottavio vermählte Tochter Margaretha zur Aussöhnung mit dem ihr verhaßten Gatten gezwungen hatte. Nachdem also bereits in Gent gegenüber den Kriegshetzereien des alten Agitators Held die Gesandten der Protestirenden den Kaiser zum Ausschreiben einer „christlichen Vergleichung" nach Speier bewogen hatten, fand im Juni 1540 zunächst dieser nach Hagenau verlegte Tag statt; da aber unter den gesammten Ständen beider Bekenntnisse keine Einigung zu erzielen war, kam es im November wirklich zur Eröffnung einer engeren Versammlung in Worms, bei welcher Granvela den Vorsitz führte. Er und der kaiserliche Rat Naves überboten sich in Liebenswürdigkeiten gegen die Protestanten, aber diese hatten schon vorher ausdrücklich erklärt, daß sie als Richter in den streitigen religiösen Fragen nur „unsern lieben Herrn Jesum Christum" anerkennen würden. Vergebens wies Granvela dem päpstlichen Legaten Campeggi einen keineswegs auszeichnenden Platz an, wie er auch nur beim Namen des Kaisers und nicht

bei dem des Papstes das Haupt entblößte. Die Abneigung der Protestanten fand diesmal gerade in dem ehedem so gefügigen Melanchthon einen Vertreter, der an Schroffheit nichts zu wünschen übrig ließ. Vielleicht ist die persönliche Berührung mit Calvin, der schon dem Hagenauer Tag beigewohnt hatte, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Unter endlosen Streitereien über die Zahl der Beisitzer und alle erdenklichen Förmlichkeiten suchte Morone das ganze Gespräch zu hintertreiben, weil er bei der unsichern Haltung dreier von den elf katholischen Colloquenten, Pfalz, Jülich und Brandenburg, fürchtete, es könnte sich schließlich eine Majorität für die Protestanten ergeben. Schon vorher hatte er über die deutschen Bischöfe bitter geklagt, welche nur im Trinken und Umgang mit Weibern, nicht aber den Ketzern gegenüber Männer seien; er hielt sie für fähig, durch Preisgabe der angeblich unwesentlichen Stücke und Verschiebung der dogmatischen Fragen auf das Concil den Ausgleich zu verkaufen, „und auf diesem Weg wird ganz Deutschland einig werden, aber lutherisch". Kaum hatten zu Worms Melanchthon und Eck ein paar Tage lang disputirt, als ein kaiserliches Schreiben die Fortsetzung der Verhandlungen auf den Reichstag zu Regensburg verlegte, welcher in Gegenwart des Kaisers selbst endlich am 5. April 1541 eröffnet wurde. Man muß sich die Eindrücke gegenwärtig halten, die Karl V. damals empfing, um die Bitterkeit des stolzesten Herrn gegen die deutschen Ketzer zu würdigen; wie hart mochte es ihm werden, fortwährend Rücksicht auf sie zu nehmen, Beleidigungen und Spöttereien zu übersehen und zu überhören, wie sie seinem kaiserlichen und katholischen Gefühl in Regensburg mehr als einmal begegneten. Aber trotzdem und trotz der Wormser Erfahrungen schienen in Regensburg von Anfang an die Aussichten auf einen Vergleich sich eher gebessert zu haben. Tatsächlich sind sich auch, wie man häufig betont hat, die beiden Parteien niemals so nahe gekommen wie hier. Von zwei Seiten hatte man sich entgegengearbeitet. Noch zu Worms hatte der Landgraf — wir werden bald sehen aus welchen Ursachen — vertrauliche Unterhandlungen mit Granvela angeknüpft, in Folge deren ein geheimes Religionsgespräch zwischen Butzer und Capito einerseits, dem kölnischen Kanzler Gropper und dem kaiserlichen Rat Veltwyk andererseits stattfand. Das Ergebniß des Gesprächs, bei welchem die beiden Protestanten die Sorge nicht los wurden, „daß wir nicht dem Teufel dieneten, da wir meinten Christo zu dienen", war ein Reformationsentwurf, der zuerst dem Landgrafen, dann ohne Nennung der Urheber durch den Kurfürsten von Brandenburg an Luther und durch Granvela dem Legaten und den katholischen Theologen mitgeteilt wurde. Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung war so gut wie angenommen, die Gemeinsamkeit überhaupt nach Kräften vorangestellt, die unvereinbaren Gegensätze betreffs der Wandlungslehre und anderer Fragen abgeschwächt. Es bezeichnet nun das weiteste Entgegenkommen, das von katholischer Seite je stattgefunden hat, daß der Cardinallegat Contarini sich nach Vornahme gewisser Änderungen mit dem Entwurf einverstanden erklärte. Contarini's Absendung nach Regensburg war

an und für sich ein Zugeständniß an die Freunde der Union, denn unter den Größen der alten Kirche hatte vielleicht keiner mehr Beruf zum Vermittler und davon abgesehen wich seine Ansicht über die Rechtfertigung schon früher von der orthodoxen Auffassung ab. Mit großer Feierlichkeit, versiegelt, wurde von Granvela jenes „Regensburger Buch" den sechs Theologen vorgelegt, welche der Kaiser zur Führung des Gesprächs ernannt hatte. Es waren die Katholiken Eck, Pflug und Gropper, die Protestanten Melanchthon, Butzer und Pistorius; auch diese Auswahl bezeugte den ernstlichen Wunsch des Kaisers, trotz des drohenden Kriegsgeschreis, welches die Baiernherzoge und Mainz erhoben, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen, denn der polternde Fanatismus eines Eck sah sich in dieser Zusammensetzung ganz isolirt. Selbst Contarini ward einen Augenblick stutzig, da im Ernennungsdekret von seiner Mitwirkung nicht die Rede war. Am 27. April begann das Gespräch, mit Zugrundlegung des vom Kaiser übergebenen Buches; es mochte die Teilnehmer selbst überraschen, daß sie bereits am 2. Mai sich über den fundamentalen Artikel von der Rechtfertigung geeinigt hatten, so wenig unionslustig auch Melanchthon sich zeigte und so widerwillig Eck seine Unterschrift gab. Granvela brachte die Vereinbarung eigenhändig zu Papier. Freilich war am Schluß eine Klausel zu Gunsten der werktätigen Liebe angebracht, welche zur Ergänzung der streng lutherischen Fassung, daß allein der Glaube gerecht mache, dienen sollte, und deshalb mochten Contarini und andere altkirchliche Theologen den Artikel für durchaus katholisch halten, während man in Wittenberg von dem „weitläufigen und geflickten Ding" keineswegs befriedigt war. Dahin ging das Urteil Luthers; er wollte den Artikel nur dann vorläufig dulden, wenn die Katholischen erklärten, bisher anders gelehrt zu haben, und widerriet andernfalls dem Kurfürsten den Besuch des Reichstags, falls er sich nicht „mit dem Teufel selbst vertragen" wolle. Noch entschiedener lehnte Rom trotz aller Bemühungen Contarinis dieses erste Ergebniß der Regensburger Unionsversuche ab. Aleander vertrat die ganz richtige Ansicht, daß, wenn auch die Theologen sich zuletzt in allem einigen sollten, Deutschland sich doch niemals ihrer Vereinbarung unterwerfen würde. In dem gleichen richtigen Gefühl hatte Melanchthon gewünscht, die Sache lieber anfangs scheitern zu sehen als noch weitere Gelegenheiten des unvermeidlichen Bruchs abzuwarten. Was Luther oft genug ausgesprochen hatte und sein Kurfürst mit einer Art von Instinkt unerschütterlich vertrat, die Unmöglichkeit einer Versöhnung zwischen Rom und dem evangelischen Deutschland, ist auf diesem Regensburger Gespräch endgültig besiegelt worden und hierin, nicht in jener fruchtlosen Annäherung, liegt seine wahre Bedeutung. Es ist bezeichnend, daß Johann Friedrich seinen Räten ausführliche Vorsichtsmaßregeln mitgab, um jeden bedenklichen Verkehr Melanchthons mit den Gegnern zu verhindern; sie sollten ihn überhaupt möglichst wenig aus den Augen und aus dem Hause lassen. Aber der ehemalige Fanatiker des Friedens schien wie umgewandelt; vielleicht hat auch diesmal der als Vertreter Straßburgs anwesende Calvin auf ihn

eingewirkt, der in einem pseudonymen Pamphlet „seinem" Deutschland mit einer an Hutten gemahnenden Kraft der Sprache die ewige Trennung von Rom predigte, von dem „System der Gottlosigkeit, der Lüge, der Beraubung, der Wollust".

Vergebens suchten Karl V. und Granvela durch starke Pression auf den Legaten und die Katholischen das Unmögliche doch noch zu erzwingen. Für einen Mann wie Held waren Granvela, Naves und Lund „die drei bösen Geister", welche den Kaiser zur unbefugten Einmischung in Glaubenssachen veranlaßten. Aber das kaiserliche Projekt, die vereinbarten Artikel als gemeinsame Lehre zu verkündigen und in den nicht vereinbarten gegenseitige Duldung bis zum Concil zu üben, stieß auf hartnäckigen Widerstand selbst bei Contarini, obwohl Granvela soweit ging, zu drohen, falls man die Einigung nicht erreiche, werde „in wenigen Tagen ganz Deutschland lutherisch sein". Eine förmliche Gesandtschaft, darunter zwei Fürsten von Anhalt, wurde im Namen Joachims und Georgs von Brandenburg, tatsächlich jedoch auf Wunsch des Kaisers in Sachen dieses Toleranzprojekts an Luther abgefertigt, aber dieser kleidete seine Ablehnung in die Forderung, daß der Kaiser die „reine und klare" Predigt der vereinbarten Artikel, d. h. die Zulassung evangelischer Prediger bei den Katholischen anbefehlen solle. Noch Monate hindurch zogen sich die Verhandlungen des Reichstags, auf welchem der Kaiser mit den Katholischen nicht besser zurecht kam als mit den Protestanten; weder die einen noch die andern vermochte er zufriedenzustellen. Der Reichsabschied erneuerte den Nürnberger Frieden, aber zugleich den Augsburger Abschied bis zu einem allgemeinen oder nationalen, jedenfalls in Deutschland abzuhaltenden Concil oder, falls beide nicht in anderthalb Jahren zu Stande kämen, bis zur Entscheidung eines Reichstags; die Protestanten sollten über die verglichenen Artikel nicht schreiben, niemanden von der andern Seite an sich ziehen, Kammergerichtsprozesse und Achturteile in Religionssachen bis zum Concil oder Reichstag suspendirt bleiben. Aber die Protestanten nötigten durch beharrliche Verweigerung der Türkenhülfe den Kaiser, ihnen am 29. Juli eine geheime Deklaration des Abschieds zu bewilligen, welche den Schutz des geistlichen Besitzes auf sie ausdehnte, die ausschließlich katholische Besetzung des Kammergerichts und die Anwendung des Augsburger Abschieds auf Religionssachen aufhob und den Protestanten die „christliche Reformation" von Klöstern und Stiften gestattete. Am gleichen Tag trat freilich der Kaiser der katholischen Liga bei, aber nicht ehe derselben sozusagen die Zähne ausgebrochen waren; sie war nach Vetters Ausdruck „kaum noch ein Defensivbündniß zu nennen". Bis in die Verlesung des Reichsabschieds setzten sich die ständischen Streitigkeiten und Nörgeleien fort. Von „hispanischer Tyrannei" war vorläufig im Reich noch nichts zu spüren; Karl V. mußte dieser fürstlichen Anarchie, der katholischen wie der protestantischen, noch oftmals gute Miene machen, bis er ans Schwert schlagen und in seiner wahren Gestalt hervortreten konnte.

Aber trotzdem bezeichnet dieser Regensburger Tag einen Triumph der

kaiserlichen Politik, der wertvoller war als die Durchsetzung der Türkenhülfe. Zwei evangelische Fürsten hatten dem Kaiser in der entscheidenden jülichischen Frage und Frankreich gegenüber bindende Zusicherungen gegeben, Kurfürst Joachim, dem hiefür seine Kirchenordnung bis zum Concil garantirt wurde, und Philipp von Hessen. Dieser Verrat des Landgrafen an der protestantischen Sache — denn eine mildere Bezeichnung wäre hier übel angebracht — ist mit allem, was daran hängt, der dunkelste Fleck in der Geschichte der deutschen Reformation, wenn gleich bei dem Hauptschuldigen in ganz eigentümlicher Weise jene erhöhte Empfindlichkeit des Gewissens mitspielt, welche eben zu den bedeutsamsten Kennzeichen der großen religiösen Bewegung zählt. Nichts ist vielleicht lehrreicher als die Verkettung von Motiven zu verfolgen, welche den berufenen Führer des deutschen Protestantismus von privater zu politischer Unsittlichkeit getrieben hat, und gerade darin drückt sich das Verhängniß Deutschlands in jener Zeit am deutlichsten aus, daß der Anschluß eines Reichsfürsten an seinen Kaiser wirklich etwas politisch Unsittliches an sich tragen konnte. Wie verschieden von der Brutalität des englischen oder der Leichtfertigkeit des französischen Königs ist aber doch die fast kindliche Gewissensangst, welche den ebenso aufrichtig frommen als sinnlich unbändigen Landgrafen in Folge seiner Ausschweifungen (S. 686) befällt! Unfähig seiner reizlosen sächsischen Gemahlin, die ihm übrigens sieben Kinder schenkte, die Treue zu halten machte er sich doch die schwersten Vorwürfe und enthielt sich vom Bauernkrieg bis zum Jahr 1540 fast ganz des Abendmahls. Schon 1526 hatte er bei Luther über die Zulässigkeit der Polygamie angefragt, welche in der Antwort zwar widerraten, aber doch für schriftgemäß erklärt wurde. Es entging dem Landgrafen nicht, daß die Wittenberger in ihrem Gutachten über die englische Ehescheidungssache (S. 673) die Polygamie als den am wenigsten bedenklichen Ausweg bezeichnet hatten. Wenn die Reformatoren selber in dieser Frage sich von einem übertriebenen Biblizismus nicht losmachen konnten, wie hätte da der fürstliche Kenner der Schrift nicht das klare Zeugniß des alten und das Schweigen des neuen Testamentes zu Gunsten seiner Wünsche auslegen sollen? Seine Wahl fiel auf Margaretha von der Sale, ein Hoffräulein seiner Schwester der Herzogin von Rochlitz; noch im Jahr 1539 wußte er sich der Zustimmung erst Butzers, dann auch der Wittenberger und des Kurfürsten Johann Friedrich zu versichern und sogar seine Gemahlin gab ihre Einwilligung, während Philipp seine Schwester, deren „heißen Kopf“ er fürchtete, in der unwürdigsten Weise hinters Licht führte. Luther und Melanchthon waren ganz wie Butzer schwach genug, in ihrem Gutachten dem Landgrafen zu willfahren, unter der Bedingung, daß die Sache geheim gehalten werde, da es kein Gesetz, keine allgemein gültige Norm, sondern nur eine Dispensation für diesen besondern Fall sein solle. Daraufhin wurde erst das Fräulein selbst von der Absicht ihres Liebhabers unterrichtet, der übrigens entschlossen war sie im Fall einer Weigerung derart bloszustellen, daß Niemand mehr ihre Hand würde haben

wollen. So fand am 4. März 1540 zu Rotenburg die seltsame Trauung statt, in Gegenwart Butzers, Melanchthons und eines kursächsischen Rats. Luther erhielt ein Fuder Rheinwein zugeschickt, obwohl er eigentlich der Meinung gewesen war, der Landgraf werde ohne förmliche Hochzeit auf einem seiner Schlösser „ein ehrlich Maidlein in heimlicher Ehe halten". Die tiefste Unsittlichkeit bei dem ganzen Handel lag eben in diesem Rat der Theologen die Welt zu belügen und sie kam in ihrer ganzen Häßlichkeit zu Tage, als die Sache, wie sich voraussehen ließ, erst in den höfischen Kreisen und bald allgemein ruchbar wurde. Wagte doch der Prediger Melander, der die Trauung vollzogen hatte, die Bigamie auf der Kanzel zu verteidigen! Melanchthon wurde vor Ärger und Betrübniß krank, während Luther „als ein roher Sachse und ein Bauer", wie er sagte, unerschütterlich dabei blieb, man dürfe und müsse „um Besseres und der christlichen Kirche willen" eine gute starke Lüge nicht scheuen; „das heimliche Ja muß ein öffentliches Nein bleiben". Philipps Angst und Entrüstung reizten ihn nur zu Drohungen; „es ist wahrlich," schrieb er, „nicht um mich zu tun, der ich wohl weiß, mich, wo es zur Feder kommt, herauszudrehen und Ew. Gn. drinnen stecken zu lassen". Der Mann, der ehedem entschlossen war eher sich und die ganze Welt zu opfern als die Wahrheit, kommt jetzt zu einer wirklich frivolen Rechtfertigung seines Abfalls von sich selbst; „ich will tun," schreibt er an Philipp, „mit gutem Gewissen, wie Christus im Evangelio: der Sohn weiß von dem Tage nicht, und wie ein frommer Beichtvater, der soll und muß sagen öffentlich vor Gericht, er wiß nichts darum, was er von heimlicher Beicht gefragt wird". Es ist das nicht besser als wenn Butzer das Recht die Feinde zu betrügen aus dem Beispiel Christi und der Apostel, ja Gottes selbst zu erweisen sich müht; der Landgraf, meint er, solle durch notariellen Kontrakt seine zweite Frau für eine bloße Konkubine erklären lassen, „wie Gott sie seinen lieben Freunden nachgegeben habe". In der furchtbarsten Weise hatte jene schon früher hervorgehobene vergiftende Wirkung religiöser Kämpfe auch die Führer einer Bewegung ergriffen, welche zur Rettung der Gewissen und der Wahrheit zu liebe in die Welt getreten war.

Diese Verläugnung ihres Ursprungs hat sich an der deutschen Reformation bitter genug gerächt. Denn mit dem Zerwürfniß zwischen Kursachsen und Hessen ging ein Riß durch den schmalkaldischen Bund gerade in einem Augenblick, in welchem Einheit und Besonnenheit mehr als je von den protestantischen Politikern gefordert wurde. Es handelte sich um nichts Geringeres als in dem erneuerten europäischen Kampf zwischen Frankreich und Spanien Partei zu ergreifen, und für den klar denkenden Protestanten konnte die Wahl unmöglich zweifelhaft sein. Mochte Franz I. in seinem Reich die Ketzer verfolgen, der große Feind des Evangeliums war und blieb immer der Kaiser, welchen nur die äußerste Not dazu bringen konnte um die Hülfe der deutschen Lutheraner zu werben und dieselbe mit halben Zugeständnissen auf kurzen Termin zu bezahlen. Am kursächsischen Hof hatte man kaum die volle Einsicht

aber doch das richtige Gefühl davon und sehr bezeichnend warnt jenes verhängnißvolle Gutachten Luthers und Melanchthons am Schluß den Landgrafen vor jedem Vertrauen auf den Kaiser, der „ein untreuer, falscher Mann sei und deutscher Art vergessen, den päpstischen, cardinalischen, italischen und sarazenischen Glauben habe". Das Wegbleiben Johann Friedrichs vom Regensburger Reichstag war eine leicht verständliche Demonstration, wie er ja die Gesandten zu Regensburg über seine Abneigung gegen einen Frieden mit dem „mordbrennerischen und abgöttischen Haufen" der Katholischen nicht im Unklaren gelassen hat. Kursachsen wäre zu dem Bündniß bereit gewesen, welches Frankreich in den Jahren 1540 und 1541 den deutschen Protestanten antrug. Dieses Bündniß hätte vielleicht den Fall der habsburgischen Weltmacht und den Sieg des protestantischen Elements in Deutschland bedeutet; es ist höchst charakteristisch, wie der französische Cardinal du Bellay seinen Straßburger Freund Jakob Sturm auf die feste Verstrickung des Satans hinweist. Denn in Straßburg war der eigentliche Mittelpunkt dieser Allianzbestrebungen, welche von Männern wie Butzer, Calvin, ihrem Korrespondenten dem Historiker Sleidanus auf das Eifrigste gefördert wurden. Aber die Doppelehe des Landgrafen machte alles zu nichte. Wir kennen seine längst angeknüpften Beziehungen zu den Kaiserlichen, zur Königin Maria und dem liebenswürdigen Granvela (S. 663; 687). Dennoch trieb ihn erst die schroff abweichende Haltung der Wittenberger und Kursachsens nach dem Bekanntwerden des schmählichen Handels ganz ins kaiserliche Lager. Denn anfangs hatte er dem sächsischen Kurfürsten für seinen Beistand nicht nur Unterstützung Jülichs, sondern auch, für den Fall eines Weltkriegs, „wenn wir Oberhand behielten", die Kaiserkrone in Aussicht gestellt. Als aber Johann Friedrich, entsetzt über den öffentlichen Skandal, jedes Eingeständniß seiner eignen Zustimmung zur Bigamie und im Verlauf eines erregten Briefwechsels sogar jede Hülfe gegenüber einem etwaigen richterlichen Einschreiten des Kaisers verweigerte, da drohte Philipp mit Abfall zum Kaiser; sogar an den Papst dachte er einmal sich um Dispens zu wenden und dabei „ein Gulden drei- oder viertausend nicht anzusehen". Vergebens ließ Butzer nicht ab alle religiösen und politischen Gründe gegen die unnatürliche Verbindung des schmalkaldischen Hauptes mit Karl V. und zu Gunsten des französischen Bündnisses aufzubieten. „Der Hof," schreibt er, „ist der größte Feind aller Freiheit und Gerechtigkeit deutscher Nation; das wissen E. f. Gn. Wo man des Orts sonst Feier hätte, man würde wahrlich an uns arbeiten." Aber die Versprechungen Granvelas, mit welchem Philipp seit Herbst 1540 wieder in eifriger Verhandlung stand, schienen dem betörten Fürsten mehr Sicherheit zu bieten als eine aufrichtige Versöhnung mit Kursachsen und auf dem Regensburger Tag schloß er (13. Juni 1541) seinen Vertrag mit dem Kaiser und dem römischen König, der einem völligen Verzicht auf jede politische Selbständigkeit gleichkam. Gegen Gewährung der Amnestie verpflichtete sich Philipp, mit Frankreich, England und Cleve kein Bündniß einzugehen, ihre Aufnahme in den schmalkaldischen Bund und jede deutsche

Unterstützung Franz' I. zu hindern, auf Verlangen gegen denselben zu dienen, die Nachfolge Ferdinands im Reich anzuerkennen und bei seinen Verbündeten durchzusetzen. Aus dem gefürchteten Kämpfer des Evangeliums war ein Werkzeug der kaiserlichen Politik geworden; Philipps vormalige Befürchtung, daß die Gegner seiner Freiheit nachstellen könnten, hatte sich, wenn auch nicht buchstäblich, erfüllt. Und dabei war noch der junge Albertiner Moritz von Sachsen in diesen Vertrag mit einbezogen worden. Freilich hatte Philipp die Religionssache und den schmalkaldischen Bund ausgenommen, aber er selbst sollte vor einem Angriff wegen der Religion nur dann geschützt sein, wenn nicht „wider alle protestantes ein gemein Krieg bewegt würde".

So war Karl V. einer schweren Sorge enthoben, während sich eben eine große Coalition gegen Habsburg vorbereitete. Der wichtige Platz, welchen die deutschen Protestanten ausfüllen sollten, blieb leer, denn Kursachsen wurde in seinen Bemühungen um das französische Bündniß auch von den übrigen Schmalkaldenern im Stich gelassen. Frankreich hatte freilich zugleich mit den deutschen Katholiken, mit Mainz und Baiern unterhandelt und deren Klagen über den Legaten Contarini in Rom unterstützt. Nach allen Seiten hin suchte die französische Politik dem Kaiser Boden abzugewinnen und es konnte dem König nur den willkommensten Anhaltspunkt zur Verurteilung der kaiserlichen Gegenzüge liefern, als im Juni 1541 zwei französische Gesandte, der alte Unterhändler mit der Pforte Rincon und der nach Venedig bestimmte Fregoso, bei Pavia von spanischen Truppen ermordet wurden. Damals stand Ferdinands ungarische Herrschaft auf dem Spiel und alles schien den Kaiser aufzufordern seine ganze Tatkraft nach Osten zu wenden, „Deutschland selbst in Ungarn zu retten", wie der Vertreter seines Bruders vor dem Reichstag sagte. Denn nach dem Tode Johann Zápolyas (23. Juli 1540) wurde trotz des Großwardeiner Vertrages (S. 685) von einem Teil der Nation der kaum geborene Sohn des Dahingeschiedenen als Nachfolger anerkannt und Suleiman, von Frankreich bearbeitet, beschloß den jungen Prinzen gegen Ferdinand zu halten. An der Spitze der antiösterreichischen Partei stand der „Bruder Georg", ein mönchischer Diplomat kroatischer Herkunft, der schon Zápolyas rechte Hand gewesen und zum Bischof von Großwardein aufgestiegen war. Man wußte zu Regensburg schon im Juni 1541 von großen Vorbereitungen der Türken; trotzdem ging Karl V., der sich nachmals mit ungenügender Kenntniß dieser Vorgänge zu entschuldigen suchte, vom Reichstag weg nach Italien, eben als das von dem alten Roggendorf befehligte Heer seines Bruders aufs Haupt geschlagen wurde und der Sultan selbst (26. August) vor Ofen erschien. Die Königinwittwe Isabella und ihre Partei erfuhren bald genug, daß Suleiman nicht gesonnen war, Ungarn weiterhin andern Händen zu überlassen; es wurde zur türkischen Provinz gemacht und die Ofener Marienkirche in eine Moschee verwandelt. Der Kaiser hatte wirklich allen Grund sich zu stellen, als wisse er nichts von diesen Ereignissen, während er in aller Muße seine Zusammenkunft mit dem Papst, welche die Einberufung des Concils zur Folge hatte,

und sein arg verspätetes Unternehmen gegen Algier in Gang brachte. Kein Wunder, daß Böswillige von einer wohlüberlegten Flucht vor dem Türken sprachen. Als die kaiserliche Flotte in der zweiten Hälfte des Oktober vor Algier erschien, konnte der zur Übergabe aufgeforderte Hassan Aga triumphirend auf die Bundesgenossenschaft des Meeres hinweisen. Stürme und Regenschauer, wie sie der greise Seeheld Doria in fünfzig Jahren nicht erlebt hatte, vernichteten einen großen Teil der Schiffe und minderten zugleich die Schlagfertigkeit der gelandeten Truppen. Karl V. durfte von Glück sagen, daß er Ende November von dem gänzlich mißglückten Zug nach Spanien heimkehren konnte. Es gehören diese beiden nordafrikanischen Expeditionen des Kaisers zu den am schwersten begreiflichen Abschweifungen einer Kriegspolitik, welche im einen wie im andern Fall ihr deutlich gewiesenes Ziel einfach nicht zu sehen scheint. Weit weniger kann es überraschen, daß der vom Reich endlich beschlossene ungarische Krieg im Jahr 1542 ganz erfolglos verlief. Wohl bekamen sogar deutsche Fürsten damals Angst vor der unheimlichen türkischen Nachbarschaft, vor der unmittelbaren Bedrohung Böhmens, aber die Hülfe, welche die Protestanten auf dem Speirer Reichstag 1542 nach einer fünfjährigen Erstreckung des Regensburger Friedstandes und der Suspension der Prozesse (S. 734) bewilligten, sammelte sich so langsam und bekam in der Person des Kurfürsten Joachim II. einen so untüchtigen Feldherrn, daß dieser Feldzug des Reichsheers nach Ungarn nur dem Kriegsruf der Deutschen, nicht aber den Türken gefährlich wurde. Gegen Ende September gelangte man erst bis vor Pesth; ein Versuch der vom Papst geschickten Italiener zu stürmen wurde von den Deutschen gar nicht unterstützt. Es fehlte, wie Ferdinand schrieb, „an dem Gehirn für gute Führung, nicht an Leuten und Sachen". Im nächsten Jahre gewann dagegen Suleiman, der selbst die neue Westgrenze seines Reiches überschritt, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg und Gran, während Ferdinand durch die Unlust seiner böhmischen Truppen und die schlimme Witterung gehindert wieder nichts erreichte. Frankreich hatte inzwischen seine Stellung durch Bündnisse mit Dänemark (1541) und Schweden (1542) verstärkt; im Sommer 1542 begannen auch von seiner Seite die Feindseligkeiten. Zwar waren es nur vorübergehende Erfolge, welche die Franzosen unter Vendome in Artois und unter Orleans, dem zweiten Sohn des Königs, in Luxemburg erzielten, so sehr ihnen auch das Bündniß mit Jülich und dessen durch Dänen und Schweden verstärktes Heer zu statten kamen. Im Süden vollends mußte die Belagerung von Perpignan unverrichteter Dinge wieder aufgehoben werden. Aber im Frühjahr 1543 führte der Sieg des clevischen Führers Martin van Rossem bei Sittard über die Kaiserlichen (24. März) zu einer neuen Überschwemmung der südlichen Niederlande durch französische Streitkräfte und Suleiman, mit französischem und venezianischem Geld unterstützt, erhob sich, nicht ohne die Drohung, Wien solle diesmal mit beiden Händen, nicht bloß mit einem Finger angefaßt werden. Chaireddin Barbarossa nahm mit Hülfe der französischen Flotte Nizza weg; in Marseille durften die

Türken ungescheut Sklavenhandel treiben. Non contra fidem, sed contra Carolum, lautete die Umschrift einer französischen Münze, welche auf einer Seite die Lilien, auf der andern den Halbmond zeigte.

Statt in diesem Weltkrieg ihre ganze Kraft einzusetzen, nützten die deutschen Protestanten die bedrängte Lage des Kaisers und die Abwesenheit jeder ordnungschaffenden Gewalt im Reich, um ungestraft ihre territorialen Händel auszutragen, ganz wie in früheren Zeiten vor der Reichsreform. Kursachsen allein griff wenigstens durch Sendung von Hülfstruppen zu Gunsten Jülichs ein. Aber auch Johann Friedrich suchte vor allem die naheliegenden Ziele kleinstaatlicher Politik zu erreichen und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, die eines größeren Zwecks würdig gewesen wäre. Freilich mußte das Evangelium für diese landesherrliche Annexionslust den Deckmantel hergeben; es macht einen eigentümlichen Eindruck, die Wittenberger Theologen, selbst einen Luther immer mehr und mehr im Schlepptau des von ihnen so oft verurteilten „Hofs" zu sehen, wie sie ihre Ratschläge ändern, sobald der Kurfürst auf seinem Willen beharrt. So geschah es in der Naumburger Sache, als zum ersten Mal das bisher an Klöstern und kleineren Stiften geübte Reformationsrecht auf ein Bistum Anwendung fand, bei welchem allerdings ein Schutzrecht des ernestinischen Hauses, aber keineswegs eine Befugniß des Schutzherrn zur eigenmächtigen Ernennung des Bischofs bestand. Johann Friedrich wagte trotzdem bei der Erledigung dieses Bistums im Jahre 1541 die Wahl des bekannten Irenikers Julius Pflug umzustoßen und, indem er zugleich vom Stift Besitz ergriff, den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus Amsdorf, zum Bischof einzusetzen. Luther selbst, der vergebens den trefflichen Fürsten Georg von Anhalt empfohlen hatte, vollzog die Weihe an seinem alten Freund, „ohne allen Chresem, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was derselben Heiligkeit mehr ist". Nun ging es weiter gegen das Bistum Meißen, über welches beide sächsische Linien zusammen das Schutzrecht besaßen, ein Umstand, der den allzu eifrigen Kurfürsten beinahe in einen Krieg mit seinem energischen jungen Vetter Moritz verwickelte. Denn ohne weitere Vereinbarung mit demselben ließ Johann Friedrich im Frühjahr 1542 zunächst das Collegiatstift Wurzen besetzen und in einem Atem reformiren und mit Verschanzungen versehen. Nicht etwa für den Bischof, sondern für sein eignes verletztes Recht griff Moritz, von Luther als „törichter Bluthund" gebrandmarkt, zu den Waffen; nur mit Mühe führte der Landgraf einen gütlichen Ausgleich herbei, kraft dessen die Streitenden das Bistum einfach unter sich teilten. Meißen selbst fiel an den Albertiner, der inzwischen wie sein Vetter in Naumburg seinerseits in Merseburg dem Kapitel die Zusage abnötigte, keinen Bischof ohne seinen Willen zu wählen. Unmittelbar darauf wurde der letzte namhafte weltliche Fürst, der in Norddeutschland zur alten Kirche hielt, von den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes vergewaltigt. Wir kennen die Spannung zwischen Heinrich von Braunschweig und seinem ehemaligen Freund,

dem Landgrafen (S. 683); seither hatte sich zwischen „Heinz von Wolfenbüttel" und den beiden schmalkaldischen Häuptern ein Wechsel von Schmähschriften entwickelt, der selbst für die keineswegs zartfühlenden Zeitgenossen höchst anstößig war und den Tiefstand der Kultur in den deutschen Hofkreisen des XVI. Jahrhunderts gründlich aufdeckt. Auch Luther hat sich bekanntlich mit seiner Schrift „Wider Hans Worst" (1541) in diesen Federkrieg gemischt, aber keineswegs die Palme der Grobheit davon getragen, so eifrig er auch die erste Niederschrift nach dieser Richtung zu verbessern suchte. Aber wie hätte er die offiziellen Ausschreiben der Fürsten selbst überbieten sollen? Am Besten verstand es der braunschweigische Kanzler, welcher den verfluchten Ehrenschänder, Barabbas, Holofernes, Satanas und andere in einer kursächsischen Schrift gegen seinen Herrn gebrauchte Titel mit Zinsen heimzahlt. In der Gegenschrift erscheint der Kurfürst als der heillose, lügenhaftige, ehr- und schamlose Hans von Sachsen, der ungewaschene, unerfahrene und ungelehrte Bengel von Sachsen, das ungeschickte Eseltier, der verzweifelte Erzbube und Ketzer, der volle trunkene Maulwolf, der Trunkenbolz, der sich mit Köchen und Küchenjungen vollzutrinken pflegt und sich mit Wein und Bier nicht anders als ein Schwein im Kot besudelt, das unförmliche Monstrum oder Wundertier der Natur mit seiner scheußlichen ungeschickten Figur und Ungestalt. Das Schlimmste waren freilich die schweren sittlichen Vorwürfe, womit „Heinz" und „Lips" sich gegenseitig traktiren konnten. Wenn der Welfe den Hessen wegen seiner Bigamie als zweiten König Johann von Münster hinstellt, so zeigte sein eignes Privatleben nicht minder häßliche Flecken. Auch Heinrich hatte sich in ein Hoffräulein verliebt, aber statt auf den wunderlichen Ausweg des Landgrafen zu verfallen, ließ er seine Eva von Trott vor den Augen der Welt sterben. Zu Gandersheim wurde ihr Bild mit allen Ehren bestattet, am Hof beging man Seelmessen und die ahnungslose Herzogin legte Trauer an, während die Mätresse sich auf den Schlössern des Herzogs verborgen hielt und ihm ein Kind nach dem andern schenkte. Man kann sich die Entrüstung seiner Gemahlin, der Familie Trott, der zu Regensburg versammelten Fürsten denken, als diese elende Betrügerei herauskam. Sogar das häufige Vorkommen von Brandstiftungen in Kursachsen wollte man auf Rechnung Heinrichs setzen, freilich auf Grund von Aussagen, welche durch die Folter erpreßt wurden. Den eigentlichen Anlaß zum Krieg boten jedoch die Gewalttätigkeiten, welche sich Heinrich fort und fort gegen die evangelischen Städte Braunschweig und Goslar erlaubte, obwohl die Acht über letztere Stadt suspendirt worden war. Im Juli 1542 überfielen daher Johann Friedrich und der Landgraf den völlig ungerüsteten Gegner, der vergebens in Baiern Hülfe zu finden hoffte, während sein Land mit leichter Mühe — nur Wolfenbüttel widerstand eine Zeitlang — in die Hände der Angreifer fiel. „Alles sei durch Gott geschehen", schrieb Luther, aber in der Nähe betrachtet zeigte dieser braunschweigische Zug die Roheit der damaligen Kriegführung in ihrer abschreckendsten Gestalt und die befreiten

Braunschweiger selbst gaben den schmalkaldischen Landsknechten nichts nach; in ein paar Klöstern nahe der Stadt wurde nicht nur geplündert und Bildersturm gehalten, sondern man verbrauchte Handschriften und Urkunden als Streu für die Pferde, riß Leichen aus den Gräbern und warf sie den Schweinen vor. In der benachbarten Stadt Hildesheim, welche bei dieser Gelegenheit der Reformation und dem schmalkaldischen Bund beitrat, ging es nicht minder wüst her. Das Herzogtum Braunschweig wurde von den Schmalkaldenern in Huldigung und Verwaltung genommen, unter Leitung Bugenhagens evangelisirt, aber die Neuerung führte zunächst bei der Schwäche der provisorischen Regierung nur zu kirchlicher und sittlicher Verwirrung.

Immerhin hätten auch diese fragwürdigen Siege des Protestantismus einen höheren politischen Wert erhalten, wenn man sich nur entschlossen hätte, mit allen Mitteln jene unschätzbare Ergänzung der norddeutschen Reformation zu behaupten, die sich eben jetzt am Niederrhein wie von selbst darzubieten schien. Eine alte Hoffnung der Evangelischen war der Verwirklichung näher als je; einer von den höchsten Prälaten des Reichs, der Erzbischof und Kurfürst von Köln, hatte sich gewinnen lassen. Seit 1515 waltete Graf Hermann von Wied dieses hohen Amtes, ziemlich gut kaiserlich und auch gut katholisch, aber keineswegs ein Fanatiker; er korrespondirte mit Erasmus und unter dem Einfluß Johann Groppers (S. 732 f.) suchte er schon 1536 durch eine „Reformation" wenigstens den schlimmsten kirchlichen Mißbräuchen zu Leibe zu gehen, wobei sogar Groppers offizielles Handbuch für den Klerus in wunderlicher Weise eine fast protestantische Rechtfertigungslehre mit übrigens altkirchlichen Anschauungen zu vereinigen suchte. Seither waren im Verkehr mit protestantischen Herren und Gelehrten, unter den Eindrücken der kaiserlichen Unionsversuche dem Erzbischof seine evangelischen Neigungen zu vollem Bewußtsein gekommen. Er hielt sich an eine Bestimmung des Reichsabschieds von 1541, daß die Geistlichen eine „christliche Ordnung und Reformation" vornehmen sollten; schon trat er in Briefwechsel mit Butzer, der auf sein Drängen, zum Entsetzen des Domkapitels und des behäbigen erasmischen Reformers Gropper, seit Dezember 1542 in Bonn zu predigen anfing. „Der alte Herr," urteilt er über den Kurfürsten, „denkt eher sein Land aufzugeben als diese Sache; ganz und gar sieht er auf Gott." Aber die Lage war nach seiner Schilderung eine schwierige: „reiche Ernte, wenig Arbeiter, viel Feinde". Im Mai 1543 kam Melanchthon; staunend erkannten die Reformatoren, mit welcher Zähigkeit im heiligen Köln die Masse noch an den vielgepriesenen Schätzen ihrer Heiltümer, an Bildern und Prozessionen, an der ganzen „Abgötterei" hing. Dagegen zeigte sich die Mehrheit der weltlichen Stände des Erzstifts einer Reformation geneigt, deren Grundzüge von Butzer und Melanchthon in einem sehr ausführlichen „Bedenken" niedergelegt wurden. Zugleich trat der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, Franz von Waldeck, mit der Neigung, dem Beispiel seines Oberhirten zu folgen, offen hervor; hatte er doch den Zug der Schmalkaldener gegen Braunschweig unterstützt und in

Osnabrück bereits durch Berufung des Lübecker Superintendenten Bonnus mit der Reformation angefangen. Freilich erscheint das Vorhaben des Waldeckers, dessen Lebenswandel von höchst weltlicher Ausgelassenheit war, in einem andern Licht als die ernsthaften Bemühungen des aufrichtig frommen greisen Kurfürsten. Welche Aussichten eröffneten sich dem Protestantismus, da während dieser beginnenden Evangelisirung des deutschen Episkopats Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm! So gut wie ganz Norddeutschland schien auch der Niederrhein für die alte Kirche verloren und indem Jülich durch seine Behauptung von Geldern tief in die eigentlichen Niederlande hinübergriff, warben neben dem Herzog und dem Bischof von Münster die Evangelischen der Reichsstadt Metz um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund. Aber auch aus Süddeutschland kamen



Silbermünze der Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp.

Auf der Vorderseite die Köpfe der beiden Brüder; der vordere ist Otto Heinrich; Umschrift: OTTO · HEN(ricus) · ET · PHILIP · FRATRES · COMITES · PALA · RHE · ET · DVCES · BAIOARIE * Auf der Rückseite ein liegender Panzer, darauf zwei Helme und der Wappenschild; Umschrift: CORAM · DEO · ET · HOMI · CONCORDIA · FRATR PROBATA · EST · MCXXVIII.
Originalgröße. Berlin, königl. Münz-Cabinet.

Zeichen einer immer stärkeren evangelischen Strömung; noch im Jahr 1542 siegte der neue Glaube in Regensburg und bald folgte der freilich arg verschuldete Pfalzgraf Ottheinrich von Neuburg, der schon seit einigen Jahren für das Evangelium gewonnen war. Wir kennen die Stimmung des österreichischen Adels (S. 664); auf dem Landtag von 1541 wurde in einer Eingabe an König Ferdinand die katholische Religion offen als Abgötterei bezeichnet. Selbst von Venedig her drangen die feurigen Bitten italienischer Brüder um geistliche Hülfe und weltlichen Schutz vor Verfolgung nach Wittenberg.

Aber den Führern der deutschen Protestanten fehlte teils das Verständniß teils der kraftvolle Wille, um diese Gunst des Geschicks zu fassen und nutzbar zu machen. Wahrhaftig traurig berührt die Engherzigkeit, womit der alternde Held der Reformation, wieder mehr als je in die unfruchtbare Welt dogmatischer Kämpfe versenkt, alles zurückstößt, was ihm die reine Lehre auch nur

im Geringsten zu trüben scheint. In seinem neuerwachten Zorn über die Sakramentirer rügt er die Abendmahlslehre jenes kölnischen Reformationsbuchs und ihren Verfasser, „das Klappermaul den Butzer" mit seinem „langen und großen Gewäsche"; den Italienern antwortet er spät und kühl und die Aufnahme der Metzer in den Bund widerrät er entschieden, da überhaupt auf fremde Nationen und ihren vorgeblichen Eifer für das Evangelium kein Verlaß sei. Weit verhängnißvoller als dieser mißtrauische Pessimismus Luthers wirkte freilich jener Vertrag des Landgrafen mit dem Haus Habsburg. Wohl wechselten bei Philipp bereits damals hochfliegende Stimmungen, die ihn bis zu Projekten über einen Ausgleich zwischen dem Kaiser und Frankreich, über die Verwandlung des Papstes in einen unschädlichen „Aufseher und Bischof von Rom" führten, und dann wieder die immer deutlichere Ahnung, daß die schönen Worte Granvelas, das große Kommando gegen Frankreich und andere Versprechungen sich als nichtig erweisen würden. Schon begann in den Augen des Kaisers und Granvelas eine jüngere Generation von Reichsfürsten mehr Gnade zu finden als die Zeugen der vergangenen großen Tage der Reformation, welchen ihre Gewissensbedenken doch niemals ganz auszutreiben waren. Es ist bezeichnend, mit welchem Eifer Granvela jetzt auf die Gewinnung des Herzogs Moritz von Sachsen ausging, der freilich noch einen allzuhohen Preis stellte. Immerhin hielten die Evangelischen auf dem Nürnberger Reichstag von 1543 wenn auch vergebens ihre Forderung aufrecht, daß die Regensburger Deklaration (S. 734) in den Abschied kommen solle, und weigerten, als dies nicht durchzusetzen war, die Türkenhülfe. Aber die Aufnahme Jülichs in den schmalkaldischen Bund unterblieb; als man zu einem Bundestag auch den Herzog Moritz, den Markgrafen Albrecht und die Nürnberger einlud, kamen nur abschlägige Antworten. Auf die im Bund befindlichen Städte war die äußerst städtefeindliche Haltung der Fürsten auf dem Regensburger Reichstag nicht ohne Einfluß geblieben; der Gegensatz dieser beiden Elemente trat gelegentlich des braunschweigischen Kriegs scharf genug hervor. Ein venezianischer Beobachter glaubte hierin eine derartige Schwäche des protestantischen Deutschland zu erkennen, daß nach seiner Meinung der Kaiser nur energisch aufzutreten brauchte, um seinen Willen durchzusetzen. Auch unter den Schmalkaldenern selbst konnte man ein Gefühl des Niedergangs nicht unterdrücken; „es ist gut," sagen einmal mit Recht die Frankfurter, „daß unsere Widerwärtigen nicht wissen, wie gar vieles bei uns uneins und verworren; — das ganze Haus bei uns ist morsch geworden." Johann Friedrich aber suchte sich nach dem Beispiel seines Doktor Martinus mit der Hoffnung zu trösten, daß offenbar die Erfüllung der danielischen Weissagung vor der Türe sei und Gott doch über alle Vernunft sein Wort bis ans Ende der Welt erhalten werde.

Wie gelähmt erwarteten die deutschen Protestanten den heranziehenden Kaiser, der sich in der Tat nichts Besseres hätte wünschen können. Mit Heinrich VIII., der seine unelegante clevische Gemahlin längst wieder verstoßen hatte, war im Februar 1543 ein neues geheimes Bündniß gegen „Franz den

Alliirten des Türken" geschlossen worden, worin sich Karl V. Burgund und Pikardie, Heinrich die Normandie, Guienne und die französische Krone als Siegespreis des gemeinsamen Kriegs vorbehielt. Es war charakteristisch, daß sich die beiden Kontrahenten verpflichteten kein englisches Buch in Deutschland und kein deutsches in England drucken zu lassen. Und wie der rechte Kämpe der katholischen Kirche erschien Karl in Deutschland, trotz seines gespannten Verhältnisses zu Paul III., welcher die Rolle des Unparteiischen zu spielen suchte und bei der Zusammenkunft in Busseto dem Kaiser die Überlassung Mailands an die Farnese gegen eine stattliche Summe Gelds vorschlug. Damals empfahl der spanische Gesandte in Venedig dem Kaiser das Nämliche, was Landgraf Philipp im Kopf hatte: „man könnte der Welt keine größere Wohltat erweisen als wenn man das Papsttum auf seinen ursprünglichen Stand zurückbrächte". Karl V. äußerte wohl einmal in seiner Erregung, alles müsse türkisch werden, er wolle aber der letzte sein. Zunächst fand er freilich, als Wilhelm von Baiern von der Bedrängniß Ungarns sprach, dafür sollten die Deutschen sorgen; er habe andere Türken zu bekämpfen. Die Vermittelungsversuche der deutschen Fürsten hatten bei dem Herzog von Jülich, der auf seine siegreichen Waffen, seine Festungen und die Hülfe Frankreichs baute, keinen Erfolg. Im Sommer 1543 erschien der Kaiser auf deutschem Boden, an der Spitze von 8000 Spaniern und Italienern; bald waren seine Streitkräfte auf 40 000 Mann gewachsen. Der ruhige und unzugängliche Herr von ehedem war kaum wiederzuerkennen, als er in seiner Prunkrüstung die Musterung hielt, selbst kommandirte, in deutscher Sprache Weisungen gab. „Alles war kaiserlich," berichtet Butzer, „Reden und Handlungen, Blick und Haltung, selbst die Freigebigkeit." Man fühlt ihm den schweren Seufzer nach, wenn er urteilt: „viel vermöchte der Kaiser, wenn er ein deutscher Kaiser und ein Knecht Christi sein wollte". Südfrankreich und vor allem Tunis und Algier hatten den Fürsten zum erprobten Kriegsmann gemacht, der sich jetzt von seinem zehnten Gichtanfall erhob, um ins Feld zu ziehen. Auch in Sachen der Religion fand damals Butzer den Kaiser, dessen Unionsbestrebungen ihn vor zwei Jahren fast gerührt hatten, sehr verändert, durch und durch spanisch. Täglich hörte er dreimal die Messe; endlos lag er auf den Knien den Rosenkranz zu beten, kurz er erging sich nach Butzers Urteil „in abergläubischen Tändeleien, wie sie für alte Weiber gut sind". Man halte neben diesen von katholischer Devotion erfüllten Feldherrn den clevischen Hauptmann van Rossem, der seine Landsknechte im Federbarett und geschlitzten Wams den Holländern das Evangelium predigen läßt. Beim Hinabzug des kaiserlichen Heeres wurden die lutherischen Prädikanten bedeutet sich nicht blicken zu lassen. In wenig mehr als zwei Wochen war der eigentliche Feldzug vorüber; Düren, der stärkste Platz des Herzogs, hatte nach kurzer Beschießung alle Gräuel einer spanischen Erstürmung durchgemacht. Am 6. September warf sich Wilhelm in Venloo dem Sieger zu Füßen; er trat Geldern und Zütphen ab, löste seine Verbindungen mit Frankreich und Dänemark und versprach in seinem Land alle

kirchlichen Neuerungen rückgängig zu machen. Es war eine unmittelbare Folge dieser Ereignisse, daß die kölnische Reformation doch etwas ins Stocken geriet. Aber das wichtigste Ergebniß dieses Kriegs darf man gewiß mit Varrentrapp in der Aufklärung des Kaisers über die Schwäche und politische Unfähigkeit der deutschen Ketzer sehen. „Die Beobachtung dessen, was sich hier zutrug," heißt es in Karls Denkwürdigkeiten, „öffnete die Augen des Kaisers und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß es ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, mit Gewalt einen solchen Hochmut zu bändigen, sondern daß ihm dies sehr leicht erschien, wenn er es unter geeigneten Zeitumständen und mit passenden Mitteln unternähme."



Medaille mit dem Bildniß Karls V. 1541. Silber. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: CAROL · V · ROM · IMP · AVG · HISP · REX · CATHOL · DVX · AVST · ETC · Im Felde das Brustbild des Kaisers rechtshin mit dem goldenen Vließ. Umschrift der Rückseite: QVOD · IN · CELIS · SOL · HOC · IN · TERRA · CAESAR · EST · MDXLI. Im Felde die Säulen des Herkules im Meere, daneben PLVS VLTRA, Abzeichen und Wahlspruch Karls V. Süddeutsche Arbeit. Berlin, königl. Münz-Cabinet

Noch waren diese passenden Zeitumstände nicht so rasch herbeizuführen als der Kaiser wünschte und seine Gegner fürchteten. Butzer hält im Winter 1543 den Untergang Deutschlands und den Ruin Europas für unvermeidlich und in Kürze bevorstehend. Eine katholische Stimme urteilt gleichfalls, daß bei der augenblicklichen Angst und Zerfahrenheit der deutschen Protestanten der Kaiser die Ordnung herstellen könnte, ohne auch nur das Schwert zu ziehen, aber die Katholischen seien ebenso uneinig und der Kaiser, „durch häufige Krankheit in seiner Willenskraft gelähmt", von Verrätern umgeben. Tatsächlich konnte Karl, dessen Herbstfeldzug gegen die Franzosen vor dem festen Landrecy zum Stehen gekommen war, trotz der englischen Hülfe und seines Vertrags mit König Christian III. von Dänemark die deutschen Protestanten noch keineswegs entbehren. Im Gegenteil, eben in der nächsten Zeit sehen wir ihn nach dieser Seite Zugeständnisse machen, die sich allein aus der Absicht erklären lassen sie bei erster Gelegenheit wieder zurückzunehmen. Während Karl V. mit dem unverkennbar französisch gesinnten Papst beinahe bis zum

offenen Bruch kam, sicherte er sich neben der Unterstützung des schismatischen England die Hülfe der deutschen Ketzer gegen ihre natürliche Schutzmacht Frankreich. Wie atmeten die Protestanten auf, als statt des gefürchteten Religionskriegs vielmehr die kaiserlichen Minister den freundlichsten Ton anschlugen und nicht ohne salbungsvolle Wendungen vom Gotteswort versicherten, ihr Herr werde den Religionsvergleich durchsetzen, es sei dem Papst lieb oder leid. Auf dem Reichstag zu Speier (Februar 1544), welchen die Reichsfürsten zahlreicher als seit langer Zeit besuchten, fanden sich auch Kursachsen und Hessen ein. Johann Friedrich trug dem Kaiser das Schwert vor, wurde mit einer langen vertraulichen Unterredung beehrt, erhielt sogar die Aussicht auf Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer Tochter des römischen Königs. Der Landgraf mag mit schwerem Herzen nach Speier gegangen sein, nachdem ihm kurz vorher ein Wort des Kaisers zugetragen worden war, binnen Jahresfrist denke er Hessen und dessen Verbündete zu unterwerfen. Karl V. bemühte sich ihm gnädig zu begegnen, aber seine bedauernde Erklärung, daß er den Landgrafen in diesem französischen Krieg nicht verwenden könne, seine Vertröstung auf den Türkenkrieg zeigte doch deutlich genug, was es mit dem lang ersehnten und schon 1542 nicht erhaltenen kaiserlichen Oberkommando Philipps eigentlich für eine Bewandtniß habe. Der Landgraf, meinte Butzer, folgt dem schlechten Weg gegen sein besseres Wissen. Freilich waren die militärischen und finanziellen Ergebnisse des Reichstags sehr geringfügig, aber es konnte doch als ein Erfolg der kaiserlichen Politik bezeichnet werden, daß wenigstens keiner von den Ständen sich offen für Frankreich zu erklären wagte. Die Reichshülfe wurde gegen Türken und Franzosen bewilligt, denn Karl versprach allerdings nach Beendigung des französischen Kriegs gegen die Türken zu ziehen, aber mit der Klausel, daß der Zug zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Reichs dienen und überhaupt in seinem Vermögen stehen müsse. Überdies forderten die Protestanten einen hohen Kaufpreis; im Abschied vom Juni 1544 wurde, wie Janssen sagt, „der katholische Standpunkt nahezu aufgegeben“. Bei der Unsicherheit des allgemeinen Concils versprach der Kaiser bis zum nächsten Reichstag eine christliche Reformation entwerfen zu lassen und dann auf Grund derselben sowie ständischer Entwürfe die Religionsverhältnisse im Reich bis zum Concil zu regeln. Außer der Suspension der Achten und Prozesse gegen die Protestanten sowie des Augsburger Abschieds sollte bei der Besetzung des Kammergerichts in Zukunft die Verschiedenheit der Religion nicht mehr berücksichtigt werden. Die geistlichen Güter blieben den Protestanten überlassen; ihre Verträge über dieselben wurden anerkannt. „Ein leidlicher Friede für die Religion,“ urteilte Butzer, „den aber Christus allein aufrechthalten kann.“ Denn der Kaiser mißbilligte gewiß, wie Druffel ausführt, innerlich ein Verfahren, das er nur durch seine zwingende Notlage vor sich selbst zu rechtfertigen vermochte.

Der französische Feldzug, der schon vor dem Speirer Abschied eröffnet worden war, nahm einen keineswegs glänzenden Verlauf, so großartig auch

die kaiserlich-englische Verabredung eines gleichzeitigen Vormarsches auf Paris lautete. Von vornherein fehlte, wie vormals zu Wolseys Zeiten, auch diesmal jedes wirkliche Vertrauen zwischen den verbündeten Mächten; vergebens suchte Heinrich VIII. dem Kaiser die persönliche Teilnahme am Zug auszureden und über den kaiserlichen Angriffsplan ins Klare zu kommen. Er selbst beschränkte sich auf die Belagerung und Einnahme von Boulogne, während er sich zugleich beeilte Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Inzwischen hatten die Kaiserlichen unter Gonzaga sich vor dem kleinen, aber festen S. Dizier an der oberen Marne verbissen; langsam rückte ihr oberster Kriegsherr nach, bei dessen Einritt zu Metz zwei fürstliche Reiterobersten evangelischer Confession, Herzog Moritz und Markgraf Albrecht, voranzogen. Am Kaiserhof hatte man erzählt, König Franz finde keine Ruhe mehr und denke nur noch an Gefangenschaft, Verlust der Krone und Tod. Aber so ernsthaft die Lage Frankreichs erschien, die alte Taktik der Verteidigung ohne Schlacht bewährte sich auch diesmal. Denn in dem Marsch des Kaisers auf Paris darf man wohl nach dem Urteil eines italienischen Zeitgenossen eine bloße Demonstration sehen; bei Chateau Thierry verließ Karls Armee, deren zuchtlose Horden nur noch zur Bewachung ihres immer mehr anschwellenden Gepäcks dazusein schienen, das Marnetal, um nach Norden abzuschwenken. Soissons ergab sich und wurde trotz kaiserlicher Zusicherung von den Deutschen völlig ausgeplündert. Wenige Tage später erfolgte bereits der Abschluß des Friedens zu Crépy (17. September 1544), dessen Bestimmungen hüben wie drüben den Nichteingeweihten höchst überraschend vorkamen; auf kaiserlicher Seite hieß es, solche Bedingungen hätte Franz I. stellen können, wenn er so nahe bei Madrid gewesen wäre wie Karl bei Paris. Man griff auf den älteren Gedanken eines dynastischen Ausgleichs zurück; Orleans, der zweite Sohn des Königs, sollte entweder als Gemahl der Tochter des Kaisers die Niederlande oder mit der Hand einer Tochter Ferdinands Mailand erhalten, während Franz I. unter Verzicht auf seine italienischen und niederländischen Ansprüche Piemont herauszugeben versprach. Wichtiger als die Zusage eines französischen Hülfsheers gegen die Türken waren die Abmachungen über die Religionssache, welche in einem geheimen Vertrag, soviel wir sehen können, dahin näher bestimmt wurden, daß beide Fürsten mit oder ohne Zustimmung des Papstes das allgemeine Concil veranstalten und dessen Beschlüsse mit Gewalt durchsetzen sollten; auch verzichtete Franz I. auf das Eingehen neuer Bündnisse, zumal mit den Protestanten.

Damit trat nicht allein die Möglichkeit eines Religionskriegs, sondern auch die Frage des Concils und das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst wieder stärker in den Vordergrund. Nichts ist vielleicht in der wechselvollen Geschichte dieser Jahre merkwürdiger als die eigentümlichen Verwicklungen, welche unmittelbar vor und nach dem schmalkaldischen Krieg die beiden Häupter der katholischen Christenheit einer Erneuerung des in den zwanziger Jahren geführten offenen Kampfes nahebrachten.

Nur flüchtig können wir hier die Tatsache berühren, daß auch in Italien unter der Einwirkung der deutschen Reformation eine Kräftigung und Vertiefung des religiösen Lebens eingetreten war, daß an der Curie selbst seit den Tagen Clemens' VII. der Gedanke der Reform Wurzel gefaßt hatte. Im Jahr 1540 entwirft einer der begabtesten römischen Diplomaten, der damalige Bischof Morone, ein für das Papsttum düsteres Zukunftsbild: wie leicht können Deutschland und England das begonnene Werk vollenden, sich vereinigen, Polen, Ungarn, Frankreich, vielleicht sogar die habsburgischen Brüder selbst mit sich fortreißen, was dann auch in Spanien und einem großen Teil Italiens dem neuen Glauben zum Sieg verhelfen würde. Aber selbst ohne die von der Ketzerei drohende Gefahr, meint er, müßte der Papst endlich wieder ein „wahres Concil" abhalten, um die zahllos vorhandenen Mißbräuche zu beseitigen und die „entstellte Religion herzustellen". Er hätte damals die Hauptstadt seiner eignen Diöcese als den Sitz einer evangelischen Gemeinde anführen können, an welche Luther im Jahre 1541 schrieb. Morone selbst war ja von der religiösen Erregung seiner Zeit tief ergriffen und hat ihre wechselnde Schicksale miterlebt, die Begeisterung der guten wie die Ernüchterung und die Todesangst der schlimmen Jahre.

Denn die italienische Reformation, wie sie eine zeitlang in den gebildeten Kreisen blühte und zu wachsen schien, unterscheidet sich dadurch wesentlich von der kirchlichen Umwälzung in Deutschland, daß bei ihr der ungeheure Widerhall in der Nation ausblieb. Nicht darin möchte ich ihr Haupthinderniß erblicken, daß die höhere Gesellschaft, die Geistesaristokratie ihr wenig Empfänglichkeit entgegengebracht hätte; sie bewegt sich ja hauptsächlich in dieser vornehmen Atmosphäre und die Zeiten, in welchen die Skepsis der Renaissance in Italien ihre Triumphe gefeiert hatte, waren bereits vorbei, als über dem dahinsterbenden Humanismus sich ein neues Interesse an religiösen und kirchlichen Dingen erhob. Aber zum Sieg einer religiösen Bewegung gehört entweder der Anschluß der staatlichen Gewalten oder die elementare Kraft der Massen und beides fehlte der italienischen Reformation. Warum die Regierungen sich ihrer nicht bedienten, bedarf kaum der Erörterung, ein Volk aber, welches in heiligem oder auch unheiligem Zorn die Priesterherrschaft zertrümmert hätte, gab es eben nicht; Jahrhunderte von politischen Kämpfen hatten die demokratischen Elemente Italiens sozusagen zerrieben und die bevorzugte moderne Staatsform der Tyrannis in den Beherrschten oft nur noch Abstumpfung oder Verschwörungstrieb übrig gelassen. In der Heimat des Papsttums eine friedliche, nicht revolutionäre Umgestaltung der Kirche herbeizuführen, das war einfach unmöglich, für eine Revolution aber mangelten die Vorbedingungen. Drei verschiedene Strömungen lassen sich zur Zeit der Reformation im religiösen Leben Italiens unterscheiden, wenn wir von der Stagnation des unverbesserlichen Curialismus absehen. Einmal war der Platonismus der Renaissance noch keineswegs erstorben; es kann doch nicht genug betont werden, daß aus diesen Keimen, nicht ohne eine fruchtbare Nachwirkung des

phantasievollen Deutschen Cusanus (S. 206), die moderne Philosophie herausgewachsen ist. Wenn die kirchlichen Kreise schaudernd das Vorhandensein von Atheisten und Epikureern erwähnen, so liegt darin insofern ein Kern von Wahrheit, als ein materialistischer Zug gerade diesen halbdichterischen Erzeugnissen italienischer Spekulation eignet und z. B. ganz besonders stark bei Giordano Bruno, dem Verehrer des Lucrez, hervortritt. Es sollte noch lange währen, bis die Freidenker der Kirche ernsthaft gefährlich wurden; im XVI. Jahrhundert richtete sich die Aufmerksamkeit natürlich weit mehr auf jene Analogien und unmittelbaren Ableger der deutschen Reformation, wie sie namentlich im Venezianischen sich schon frühzeitig bemerklich machten. Formulirte doch Pietro Speziali in Cittadella schon um 1512 die Grundzüge einer Rechtfertigungslehre, welche freilich unbemerkt der Gedankenarbeit Luthers vorgriff; dreißig Jahre später faßte ihn die Inquisition, als er eben sein Werk vollendet und dem Kaiser gewidmet hatte. Daneben wurden schon zu Beginn der zwanziger Jahre Schriften Luthers und Melanchthons zu Venedig in italienischer Übersetzung gedruckt; das Büchlein von der Freiheit des Christenmenschen schmuggelte man unter dem Namen des Cardinals Fregoso ein, Zwinglis Werke unter einem andern Pseudonym. Französische Einflüsse schufen dem Evangelium eine Freistätte am Hof zu Ferrara, wo die Herzogin Renata, Ludwigs XII. Tochter, mit dem Glanz der Renaissancekultur ernste Frömmigkeit verband und ihren Landsmann Calvin nicht nur beherbergte, sondern auch zum Freund und Lehrer gewann. Und ganz protestantisch ist nach Benraths Urteil vollends jene religiöse Bewegung in Neapel, die sich an die Namen des edeln Spaniers Juan Valdés (S. 547), des Florentiners Vermigli und des gewaltigsten Kapuzinerpredigers, des Sienesen Bernardino Ochino knüpft. Aus diesem Kreis ist das berühmte Buch des Benedetto di Mantova „von der Wohltat Jesu Christi des Gekreuzigten" hervorgegangen, welches 1542 in Venedig gedruckt ohne ausgesprochene Polemik gegen Rom die paulinische Gnadenlehre popularisirte und auch von reformfreundlichen Cardinälen verbreitet, sogar unentgeltlich verteilt wurde. Als Schülerin des Valdés und Ochino führte die schönste Frau Italiens, Julia Gonzaga, eine Art von evangelischem Klosterleben; selbst neapolitanische Adelige haben nachmals auf dem Schaffot und im Exil die tiefen Einwirkungen dieser kurzen Blütezeit bezeugt, welche der Reformation in Italien beschieden war. Welche eigentümliche Entwicklungsfähigkeit ihr innewohnte, das geht auch daraus hervor, daß die Neigung zu Rationalismus und Skepsis, wie sie im „alten Land des Zweifels" heimisch ist, Männer wie Ochino und die beiden Sozzini weit über die Grenzen des herrschenden Dogmatismus hinausgeführt hat; in der theologischen Entwicklung des geistvollen Exkapuziners erscheint, nach Benraths Urteil, „der Prozeß, welchen die protestantische Anschauung in Jahrhunderten langsam durchlaufen hat, präformirt und bis zu einem bestimmten Punkte bereits durchgekämpft". Und in gewissem Sinn sind gleich dem unglücklichen Spanier Servede diese italienischen Antitrinitarier Vorläufer der im folgenden Jahrhundert auftretenden Freidenker.

Aber mächtiger als die bisher berührten Strömungen war und blieb doch in Italien der Gedanke einer katholischen innerkirchlichen Reformation und seiner hat sich endlich, nach langem Widerstreben, die kirchliche Regierung selbst bemächtigt, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen, wobei freilich ein großer Teil seiner ursprünglichen Kraft verloren ging oder zum Gegenteil des anfänglich Gewollten umschlug. Wir kennen den Reformpapst Adrian und seine Gesinnungsgenossen (S. 415 f.), die durchgreifende Umgestaltung des heiligen Collegiums durch Paul III. (S. 666). Aber schon unter Leo, ungefähr gleichzeitig mit Luthers erstem Auftreten und ohne Anregung von oben hatte sich in Rom jene Brüderschaft der göttlichen Liebe (oratorio del divino amore) zusammengetan, in welcher sich Reformfreunde sehr verschiedener Art begegneten; selbst die humanistische Poesie begann sich wieder mehr mit christlichen Stoffen zu befassen und ein so feinsinniger Beobachter wie Hettner hat den Zusammenhang dieser beginnenden Restauration des Katholizismus mit der Steigerung der religiösen Innerlichkeit in Raffaels späteren und Tizians früheren Werken aufgewiesen. Ganz unmittelbar lassen sich die Einflüsse jener römischen Vereinigung in Norditalien erkennen; dort wurden Männer wie der allem Edeln zugängliche Venezianer Contarini leicht herangezogen und auch der Episkopat besaß so glänzende Vertreter der Reform wie Giberti in Verona und Morone in Modena. Durchweg ist es die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, welche mehr oder weniger der lutherischen Auffassung sich nähernd das hauptsächliche Band zwischen den gebildeten und gelehrten Reformfreunden darstellt; kein Wunder, daß man sich gelegentlich auch auf Savonarola berief, obwohl dessen Gnadenlehre doch von der neuen evangelischen wesentlich abwich. Hier und da drangen die Erörterungen über solche religiösen Grundfragen — denn an eifrigen Gegnern fehlte es nicht — bereits in tiefere Schichten; Morone, der selbst noch als Cardinal einer der begeistertsten Reformer war, sagt einmal: „allerorts redete man damals von den kirchlichen Dogmen und jeder spielte den Theologen.“ Aber ganz anders wirkte doch auf die Massen eine Bewegung, welche mit der eben gezeichneten gleichzeitig und durch manche Persönlichkeiten eng verbunden die Wege der spanischen Kirche einschlug und nach Maurenbrechers Ausdruck eine „Wiedergeburt der mittelalterlichen Kirchenidee“ heraufführen half. Noch im Beginn des Jahrhunderts waren ein paar venezianische Edelleute, die ins Kloster gingen, die Zielscheibe des Spotts für ihre Genossen; nur aus Melancholie, Mangel an Humanität, an Pietät und Staatssinn, oder aus gekränktem Ehrgeiz, oder gar aus dem Wunsch auf Kosten anderer zu faulenzen vermochte man sich diese Hingabe an eine „niedrige und schmutzige Lebensweise“ zu erklären. Ein paar Jahrzehnte später wimmelte Italien von neuen Orden und niegesehenen Kutten. Es war eine mönchische Reformation, wie sie das Mittelalter wiederholt erlebt hatte; die Camaldulenser gingen (1522) voran, unter den Franziskanern sonderten sich die strengsten Elemente als Kapuziner (1526) und eben für den italienischen Adel bot sich in der Stiftung

des Gaetano von Tiene, den Theatinern (1524) die willkommene Möglichkeit, das Leben des regulären Klerikers ohne die volle mönchische Gebundenheit zu führen. Einem Spanier freilich blieb es vorbehalten, diesen italienischen Schöpfungen des neuerwachten kirchlichen Geistes sozusagen den Schlußstein einzufügen; auf dem Montmartre wurde schon 1534 durch Loyola die „Kompagnie Jesu" gestiftet, aber erst 1540 erhielt sie die päpstliche Bestätigung. Wie Innocenz III. die neuen Bettelorden hatte Paul III. die seltsamen Heiligen, die ihm der alte Offizier des Kaisers zuführte, mißtrauisch betrachtet; für den guten Ausgang dieser römischen Probezeit gelobte Ignatius nicht weniger als dreitausend Messen. Im Jahr 1540 kam sein erster Gefährte, der Savoier Peter Faber, als der erste Jesuit nach Deutschland; drei Jahre später siedelte sich der von Faber gewonnene Niederländer Peter Canisius mit acht Genossen in Köln an.

Wir sahen, wie nahe sich die Männer der deutschen Reformation und der italienischen Reform in Regensburg gekommen sind. Das Scheitern dieser Einigungsversuche übte eine höchst bedeutende Rückwirkung auf Italien. Man darf vielleicht sagen, daß bis dahin unter den Reformern des Cardinalkollegiums der milde, freimütige, in der Gnadenlehre keineswegs korrekte Venezianer Contarini, eine wahrhaft vornehme Natur, die erste Stelle behauptet hatte. Unter seinem Vorsitz hatte die Reformkommission getagt, welche Ende 1536 oder Anfang 1537 dem Papst ihr „Gutachten über die Kirchenverbesserung" einreichte. Diese Schrift rügte vor allem die maßlose Steigerung der päpstlichen Gewalt, welche die Hauptquelle aller Übel sei, und erinnert in ihrer Kritik der kirchlichen Mißwirtschaft oft geradezu an die „Beschwerden der deutschen Nation", während sie andrerseits für geistliche Censur und gegen die zumal in Italien herrschende „Gottlosigkeit" der Philosophen eintritt. War doch Contarini auch einer der wärmsten Fürsprecher der jungen Gesellschaft Jesu. Nicht lange nach seiner Rückkehr vom Regensburger Gespräch, dessen Verlauf seinen römischen Gegnern natürlich Gelegenheit zu Anklagen und Verdächtigungen bot, starb der Cardinal; kein Wunder, daß von Vergiftung gesprochen wurde. Im Jahr seines Todes (1542) wurde die römische Inquisition nach spanischem Muster erneuert. An die Spitze der Kirchenreform im Sinn des erneuerten Mönchtums trat der fanatische Neapolitaner Johann Peter Caraffa. Er war 1476 geboren, hatte die Zeiten Alexanders VI. und Julius' II. makellos durchlebt, theologische und humanistische Bildung vereinigt; an Geist und Charakter das Mittelmaß weit überragend, von südlicher Leidenschaft durchglüht, sah dieser italienische Jimenez seine Zeit endlich kommen. Ganz Italien beugte sich vor dem neuen Glaubenstribunal, aber erst nach der Erhebung Caraffas auf den päpstlichen Stuhl, seit 1550 begannen die Exekutionen, nachdem eine Reihe von evangelischen Führern, Ochino, Vermigli, der Bischof Vergerio (S. 666), ihr Heil in der Flucht gesucht hatten. Eben in Venedig, dem bisherigen Asyl der reformfreundlichen Literatur, erschien 1549 der erste italienische Index librorum prohibitorum. Selbstverständlich

wurden auch jene platonisirenden oder freidenkerischen Neigungen, wie sie aus der Pflege und Verehrung des klassischen Altertums hervorgegangen waren, tötlich getroffen, im schärfsten Gegensatz zu den Jahrzehnten, in welchen es für den römischen Cavalier als unerläßlich galt einen gewissen Anflug von



GASPAR CONTARENVS VENETVS. CARD.

Lectus es in Venetum, Romanum deinde Senatum,
Firmior ingenio qui ſtat vterque tuo.;
At nunc cæleſti fulges trabeatus in oſtro,
Sceptra Magiſtratus æthereiq; geris.

Cardinal Contarini.

Ketzerei zur Schau zu tragen. Nichts ist bezeichnender für die innere Umkehr gerade mancher tieferen Geister als die Reue von Menschen wie Michelangelo und Vittoria Colonna über ihre vormaligen Verirrungen. Denn als solche galten ihnen jetzt, nicht etwa aus elender Furcht vor der Inquisition, sondern aus Entsetzen über eine mögliche Bedrohung der kirchlichen Einheit,

die Bestrebungen jener Reformer, an welchen der größte Künstler und die edelste Frau Italiens den regsten Anteil genommen hatten. Die Wittwe des Pescara, zugleich als zweite Sappho und neue heilige Elisabeth gefeiert, hatte ehedem gehofft ihren Freund Contarini noch als Reformpapst begrüßen zu können; nun lieferte sie die vertrauten Briefe Ochino's, da er außerhalb der Arche des Heils sei, an die Geistlichkeit aus und schwärmte vom Weniglesen und Vielglauben. Michelangelo aber, der alte Titane, lebte, wie Hettner sagt, „fortan nur in der Bibel und in Dante und Savonarola" und seine immer mehr verdüsterte Seele suchte ihren Halt in strengster Kirchlichkeit. Im Jahr 1541 hatte er sein furchtbares jüngstes Gericht, diese Verherrlichung unerbittlicher Gerechtigkeit, vollendet; schon begann sich jene Periode der italienischen Malerei anzukündigen, in welcher man, nach Goethe's Ausdruck, „immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger ist" und „entweder Missetäter oder Verzuckte" vor sich hat.

In den ersten Jahren dieser katholischen Restauration ist nun das lang ersehnte allgemeine Concil zusammengetreten. Die Bulle, welche es auf den 14. März 1545 nach Trient berief, trägt das gleiche Datum mit dem Frieden von Crépy; der Papst war also der drohenden Initiative der weltlichen Mächte doch zuvor gekommen. Die Wahl Trients, von Karl V. schon 1524 empfohlen (S. 443), sollte die Deutschen zufrieden stellen, da es zum Reich gehörte, während es zugleich durch seine Lage und seinen ganz italienischen Charakter dem Papst weit unbedenklicher erschien als eine wirklich deutsche Stadt. Aber so rechtzeitig auch die römischen Legaten am Ort der Versammlung eintrafen, die Eröffnung ließ noch lange auf sich warten und zwar trug hieran eben derjenige die Schuld, der bisher am Unermüdlichsten das Concil gefordert hatte. Der Kaiser, dessen Frankfurter Abmachungen mit den Protestanten durch den Schritt des Papstes gekreuzt wurden, war allerdings berechtigt dem Farnese mit dem äußersten Mißtrauen zu begegnen und die Gefahr eines ganz vom Papst abhängigen Concils zunächst hinauszuschieben. Paul III. und seine Sippschaft hatten während des letzten Kriegs ihre Annäherung an Frankreich soweit gefördert, daß die Vermählung einer päpstlichen Enkelin mit Orleans geplant wurde; als Richter, so erklärte der Papst vor den Cardinälen, denke er nunmehr aufzutreten, nachdem die Fürsten, womit nur der Kaiser gemeint war, die Stimme ihres Hirten nicht hören wollten. Nach dem unerwarteten Friedensschluß ließ er sich vollends hinreißen, dem Verhaßten ein vom 24. August datirtes Breve zuzustellen, welches im schärfsten Ton jene Speirer Zugeständnisse an die Protestanten verurteilte, dem Kaiser seine kirchenfeindlichen Vorgänger von Nero bis auf Friedrich II. als warnende Beispiele vorhielt und schließlich mit Anwendung größerer Strenge, d. h. mit dem Bann drohte. Karl V. würdigte diesen unbegreiflichen Schritt der Curie keiner schriftlichen Antwort; dafür erlebte man das merkwürdige Schauspiel, daß für den Erzfeind der Reformation ihre beiden Häupter, Calvin und Luther, die Feder ergriffen. Calvin pries den Kaiser wegen seiner Milde

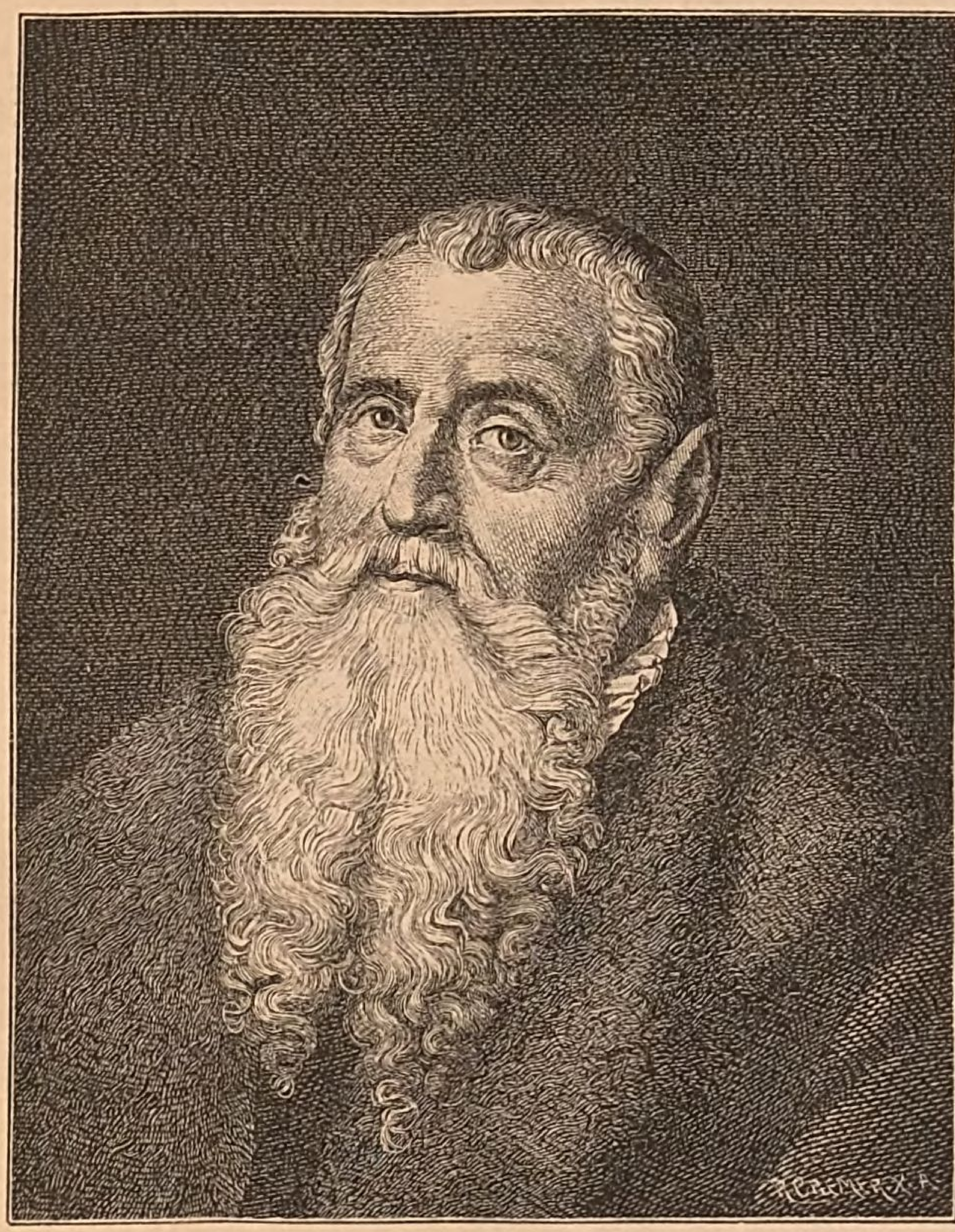
und Zuverlässigkeit, während Luther, vom Kurfürsten selbst veranlaßt, nach Brücks Ausdruck mit der Baumaxt zuhieb, „dazu er durch die Gnade Gottes einen höhern Geist hat denn andere Menschen“. Sein Vorschlag ging dahin, man solle dem Papst den Kirchenstaat wegnehmen und ihm sammt seinen Cardinälen „die Zunge hinten zum Hals herausreißen; darnach ließe man sie ein Concilium halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln“. Nicht diese Derbheiten oder die Widerlegung der Behauptung von der päpstlichen Übertragung des Reichs auf die Deutschen sichern dem letzten Erguß des Reformators gegen Rom ein besonderes Interesse, sondern die auffallende Tatsache, daß das geheim zu haltende Breve überhaupt den Protestanten in die Hände kam, und die von Druffel angedeutete Möglichkeit, daß vielleicht Granvela selbst der Urheber dieser Indiskretion und mittelbar auch der lutherischen Schrift gewesen sein könnte. Jene Erinnerung Pauls III. an den übeln Ausgang der kirchenfeindlichen Kaiser veranlaßte aber nicht nur Luthers Erörterungen über die Entstehung des deutschen Kaisertums, sondern rief wohl auch das Büchlein von der gegen Friedrich Barbarossa geübten „Papsttreu“ hervor, wie denn zugleich die berüchtigten Schmachbilder Lukas Cranachs unter anderm den Papst auf den Nacken eines Kaisers treten und Konradin das Haupt abschlagen lassen. Im Übrigen sind diese Holzschnitte, welche Luther mit Unterschriften versah, einer der kräftigsten und unerfreulichsten Belege für die immer mehr zur Gemeinheit herabsinkende Derbheit der Zeit. Es ist noch lange nicht der schlimmste von diesen gräulichen Scherzen, wenn wir auf einem Bild zwei Bauern dem Papst und seinem Bannstrahl eine nicht zu beschreibende Gebärde machen sehen, wozu Luther die Erläuterung gibt:

„Nicht, Papst, nicht schreck uns mit deinem bann
Und sei nicht so zorniger mann,
Wir tun sonst eine gegenwehre
Und zeigen dirs Belvedere.“

Mit raffinirter Zweideutigkeit sucht damals Karl V. gleichzeitig den Papst und die Protestanten über seine wahren Absichten im Unklaren zu lassen, beide „an der Hand zu behalten“. Vorerst galt es zwischen Concil und Krieg sich durchzuwinden, bis der Augenblick gekommen war, in welchem er völlig ungehindert und möglichst unerwartet den Schlag führen konnte. Noch wagte er nicht, wie Druffel sagt, „sich einfach zum Vertreter der Ansicht zu machen, daß die Protestanten keine Existenzberechtigung hätten“. Ein Versuch Karls und seiner Räte, die schmalkaldischen Fürsten und die oberländischen Städte durch Ausnützung ihrer Meinungsverschiedenheiten über die Braunschweiger Sache vollends auseinander zu reißen, war mißglückt. Dafür war seit dem Herbst 1544 der Landgraf von seiner verhängnißvollen Leichtgläubigkeit geheilt; die Nachrichten vom Geheimvertrag zwischen dem Kaiser und Frankreich, die er bald darauf erhielt, konnten ihn nur ermuntern, auf dem bereits betretenen Weg einer Verständigung mit England, Dänemark und Baiern fortzufahren. Eck äußerte vor einem hessischen Abgesandten, er werde nicht stillsitzen, bis die

Lutherischen unterdrückt seien, und lieber sollten alle Katholischen lutherisch werden als den Kaiser die Oberhand gewinnen lassen. Mit Vergnügen nahm Philipp ein Gutachten Butzers entgegen, welches ihm riet ein etwaiges Anerbieten des Oberkommandos gegen die Türken abzuschlagen. Sprach man doch bereits im Frühjahr 1545 von einem kaiserlichen Waffenstillstand mit der Pforte, der tatsächlich im Herbst des Jahres zu stande kam. Und dazu hörte man aus den Niederlanden von verschärften Maßregeln gegen die Ketzer; der Prediger der Königin Maria entging nur durch die Flucht dem Scheiterhaufen und berichtete in Deutschland, wie der Kaiser selbst nicht einmal die Bibel lesen wolle, da dies nur den Theologen zustehe. „Papst Adrian," ruft Butzer aus, „hat sein Papsttum um den Antichrist an dieser Zucht wohl verdient." Auf der andern Seite erregte die Nachricht großes Ärgerniß, daß Karl V. die Herzogin von Estampes (S. 668), die in einer Sänfte mit der Königin Eleonora in Brüssel einzog, diese „öffentliche ehebrecherische Gemeinerin" fast mehr als seine eigene Schwester auszeichnete. Das verklärte Licht, in welchem die Persönlichkeit des spanischen Herrschers den Protestanten bisher erschienen war, begann allmählich zu schwinden. Bei jenem Einzug in Brüssel mag das Spalier von Bettelmönchen zu der galanten Begrüßung der französischen Damen mit Kuß und Umarmung einen seltsamen Kontrast gebildet haben. Karl war übrigens im Winter nach dem Feldzug von der Gicht mit solcher Heftigkeit befallen worden, daß er die Eröffnung des Wormser Reichstags seinem Bruder überlassen mußte und erst im Mai 1545 selbst dort eintraf. Bezeichnend genug war gleich in der Proposition der Fall vorgesehen, daß das Trientiner Concil entweder keinen Fortgang haben oder die Reformation nicht in genügender Weise zu Stande bringen könnte; dann sollte die Religionsfrage auf einem künftigen Reichstag geregelt werden. Man begreift die Entrüstung des Nuntius in Worms und der Legaten in Trient über dieses Zurückgreifen des Kaisers auf das oft genug verpönte Nationalconcil. Freilich zeigte jene Verschiebung der ganzen Frage auf den nächsten Tag, daß jedenfalls in Worms eine Entscheidung nicht herbeigeführt werden sollte, wie denn der Kaiser von den eingegangenen Reformationsentwürfen keinen Gebrauch machte. Am Interessantesten ist jedenfalls die sogenannte Wittenberger Reformation, welche, obwohl nach Brücks Urteil „Doktoris Martini rumorender Geist darin nicht zu spüren" war, auch von Luther unterzeichnet und im Januar 1545 dem Kurfürsten übergeben wurde. Sie betont namentlich den Wunsch nach einer Vereinigung des Evangeliums mit dem Episkopalsystem, da die Fürsten zu sehr mit weltlichen Geschäften beladen seien, um das Kirchenregiment in befriedigender Weise führen zu können. Natürlich nur unter der Bedingung die evangelische Lehre anzunehmen sollten die Bischöfe einen Teil auch ihrer geistlichen Jurisdiktion behalten dürfen. Bei den damaligen Reformationsgelüsten so mancher geistlicher Reichsfürsten hätte dieses Angebot der Wittenberger vielleicht als Übergang zur vollen Säkularisation eine gewisse Bedeutung erlangen können, aber freilich nur wenn Karl V. entweder seinen eigenen

religiösen Standpunkt verläugnet oder das Reich wieder auf einige Zeit sich selbst überlassen hätte. Denn von der festen Entschlossenheit des Kölners war bei einem Franz von Münster und Erasmus von Straßburg so wenig die Rede wie bei dem Nachfolger des im September 1545 verstorbenen Cardinals von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, welcher durch die Zusage zu reformiren die Förderung seiner Wahl beim Landgrafen erreicht hatte.



Lukas Cranach.
Selbstbildniß. Nach dem Kupferstiche von M. Steinla.

Dagegen brachte eben jene kölnische Sache bei Karl V. nachmals den Entschluß zum Religionskrieg mit zur Reife, während im Frühjahr 1545 das Wetter allerdings eine Zeitlang auszubrechen drohte, aber sich doch noch einmal verzog.

Auf dem Wormser Tag hat nämlich der Kaiser in der Tat mit dem Cardinal Farnese, welcher im Namen seines Großvaters 100 000 Dukaten für den Türkenkrieg anbot und zugleich die Erwerbung von Parma und Piacenza für das Haus Farnese betrieb, den Angriff auf die deutschen Pro=

testanten ernstlich in Beratung gezogen. Von päpstlicher Seite bestanden keine Schwierigkeiten; Paul III. bewilligte sofort aus eignen Mitteln 200 000 Kronen und 12 000 Mann auf ein halbes Jahr, außerdem 500 000 Kronen auf Rechnung der spanischen Kirche. In Worms sprachen die Spanier ganz offen von der bevorstehenden Vertilgung der Lutheraner; ein Mönch wagte sogar dieses Thema auf die Kanzel zu bringen. Aber die Vorsicht des Kaisers rechtfertigte die Vermutung, welche Cardinal Farnese aufstellte, daß er doppeltes Spiel treiben, die Protestanten mit der päpstlichen Hülfe ängstigen und zugleich durch Hinauszögern des Concils zur Lieferung der noch ausständigen Reichscontribution bringen wolle. Andrerseits war der Kaiser, wie Druffel sagt, „darauf bedacht den Papst zugleich mit dem Concil und mit einer Religionsverhandlung durch Collegium und Reichstag zu schrecken und ihn so seinem Willen gefügig zu erhalten". Daher wurde der Religionskrieg sogleich wieder verschoben und die Rücksicht auf seine farnesischen Interessen veranlaßte Paul III. trotz aller Vorstellungen seines Legaten nach dem Wunsch des Kaisers zunächst in Sachen des Concils keine weiteren Schritte zu tun, obwohl der Abschied des Wormser Tags, welcher unter Bestätigung des bisherigen Friedens den Austrag zwischen den beiden Parteien auf einen Reichstag und ein Religionsgespräch zu Regensburg verlegte, Concil und Papst ganz mit Stillschweigen überging. Die ausschlaggebenden Motive einer so widerspruchsvollen Politik vermögen wir nicht deutlich zu erkennen; undenkbar ist es nicht, daß die bekannte Scheu Karls V. vor unwiderruflichen Entschlüssen und sein immer waches, nach allen Seiten spähendes Mißtrauen ihn doch noch einmal veranlaßt haben mag, sich die Möglichkeit einer friedlichen Lösung vorzubehalten. Denn die Weltlage ließ sich für einen raschen Angriff kaum günstiger denken: Frankreich und England immer noch im Krieg, von Osten her keine unmittelbare Gefahr, der Papst gewonnen, der schmalkaldische Bund stark gelockert. Und daran war ja keinesfalls zu denken, daß die deutschen Katholiken den Beschlüssen eines kaiserlichen Colloquiums sich beugen und die Eliminirung von Papst und Concil aus der Entscheidung über die Religionsfrage ruhig hinnehmen würden. Die Protestanten aber hatten keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie ihrerseits das Trientiner Concil nicht als ein freies und christliches betrachten könnten. Luther drückt diesen Standpunkt in geradezu klassischer Weise aus: „Diese drei Worte, frei, christlich, deutsch, sind dem Papst und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Er kann sie nicht leiden, weder sehen noch hören."

So wenig wir berechtigt sind, mit Ranke von einer völligen Ahnungslosigkeit der Protestanten dem Kaiser gegenüber zu sprechen, so wenig kann man sich der Erkenntniß verschließen, daß alle ihre Bemühungen ihm auf dem Gebiet der europäischen Politik zuvorzukommen von vornherein aussichtslos waren, nur, wie Baumgarten sagt, „ein geradezu erdrückendes Übergewicht" des Kaisers zum Vorschein brachten. Noch durften sie für eine kurze Frist innerhalb des Reichs den einen und andern Erfolg verzeichnen. Als

Herzog Heinrich von Braunschweig, der auf dem Speirer Tag zum großen Ärger der Schmalkaldener erschienen war, sein Land mit französischem Geld wiederzugewinnen suchte, ward er durch die schmalkaldische Übermacht mit leichter Mühe überwältigt und nebst seinem ältesten Sohn in hessische Gefangenschaft abgeführt (Oktober 1545). Sehr mit Unrecht sprach man von kaiserlicher und päpstlicher Unterstützung des Herzogs; die zu Speier verabredete Sequestrirung seines Gebiets kam freilich auch nicht zu Stande. Wie in der braunschweigischen Sache sah der Kaiser auch durch die Finger, als das Bistum Merseburg in die Hände des albertinischen Herzogs August von Sachsen fiel und in der Person Georgs von Anhalt einen Coadjutor und „evangelischen Bischof" erhielt (August 1545). Und nach dem Vorgang des Neuburgers Ottheinrich wandte sich selbst der Pfalzgraf Friedrich, der seinem Bruder Ludwig 1544 in der Kur gefolgt war, der neuen Lehre zu, nicht aus religiöser Überzeugung, sondern hauptsächlich um die Schmalkaldener für seine Ansprüche auf Dänemark (S. 725) zu interessiren. Seltsam sticht bei dem unruhigen Herrn ein nie befriedigter Ehrgeiz von der Armseligkeit seiner Finanzen ab, die ihn die letzten Jahre vor seiner Erhebung zur Kur teils auf Kosten fremder Höfe, die er bereiste, teils mit kaiserlichem Jahrgehalt auf einem kleinen Schloß der Oberpfalz zu verbringen nötigte. Es war, was die Person des Kurfürsten betrifft, kein sicherer Zuwachs, aber immerhin ein Erfolg für die evangelische Sache, als Friedrich II. im Januar 1546 zu Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing. Wäre nur der schmalkaldische Bund besser organisirt und nicht vielmehr der Auflösung nahe gewesen! Wohl beschloß ein langwieriger Bundestag zu Frankfurt (Dezember 1545—Februar 1546), nicht nur der Berufung des Erzbischofs von Köln an ein Concil beizutreten und zu seinen Gunsten durch Gesandte beim Kaiser und in Köln einzutreten, sondern auch eventuelle Hülfsbereitschaft, falls er angegriffen werden sollte. Aber die unbestimmte Fassung entwertete gerade diesen letzten wichtigsten Teil der auf Köln bezüglichen Beschlüsse. Daneben kam man wegen der Erneuerung des Bundes zu keinem endgültigen Ergebniß und der Entwurf einer verbesserten Verfassung ließ gerade die empfindlichsten Mängel, wie z. B. die doppelte Hauptmannschaft, bestehen. Es war eine große Täuschung, wenn eben damals ein englischer Abgesandter die Eintracht der Schmalkaldener und die Stärke des Bundes nicht genug zu rühmen wußte. Wohl hatte Butzer den Nagel auf den Kopf getroffen, daß geradezu die Rettung der Nation an der kölnischen Sache hänge und daß ein wirksamer Schutz des Erzbischofs nur durch Aufstellung eines Haupts, eines „Diktators" erzielt werden könne. Auch Landgraf Philipp — er war natürlich das Haupt, welches Butzer im Auge hatte — war im Herbst 1545 der Ansicht, man müßte unbedingt sich den Vorteil der Offensive sichern, so lange der türkische Waffenstillstand noch nicht geschlossen sei, man müßte „eher in der Wehr sein und den Vorstreich nicht verlieren". Sein rascher und umfassender Blick spähte schon wieder nach der Bundesgenossenschaft seiner alten Freunde der Schweizer

und hinüber nach Holland, wo die „große Tyrannei" und zumal die religiöse Verfolgung im Fall eines großen niederrheinischen Kriegs den Protestanten gleichfalls Verbündete zuführen würden. Aber der schmalkaldische Bund, wie er einmal war, machte jede wagende Politik unmöglich; man begreift, daß der Landgraf selbst am Ende „wahrlich ganz verdrossen und unlustig" wurde und bei der elenden Knauserei der meisten Bundesmitglieder, zumal der Städte sich am Liebsten nach einer minder unsicheren und leistungsfähigeren Verbindung umgesehen hätte. Wie mißtrauisch er immer noch in Sachsen betrachtet wurde, zeigt die Entstehung von Luthers letzter Schrift, welche im Auftrag des Kurfürsten abgefaßt die Freilassung des gefangenen Braunschweigers dringend widerriet und nach Druffels Ausführungen auf niemand anders als den Landgrafen wirken sollte. Auf der andern Seite hielt der Landgraf z. B. die Gesandtschaft an den Kaiser zu Gunsten Kölns für eine große Torheit, die nur Verbitterung schaffen und „wenn wir nicht nachdrucken wollen, ein Ursach zu aller unserer Untergang geben" werde.

Ganz besonders deutlich erhellt aber die Schwäche des schmalkaldischen Bundes daraus, daß der Begabteste unter den jüngeren protestantischen Fürsten sich hütete seine Zukunft, die ihm noch unbestimmt, aber jedenfalls groß vorschwebte, an das Geschick seiner Religionsgenossen zu knüpfen. Jene letzten Erfolge der Schmalkaldener wurden schon durch den allerdings längst drohenden Abfall des Herzogs Moritz von Sachsen reichlich aufgewogen. Ein Mann für sich war von jeher dieser Albertiner, in welchem wie in manchem deutschen Helden des Mittelalters eine wahrhaft dämonische Leidenschaft mit kühlster Berechnung gepaart erscheint. Der Sohn eines unbedeutenden Vaters, am Hof erst des üppigen Cardinals von Mainz, dann seines Vetters Johann Friedrich schlecht erzogen, gänzlich ungebildet, hat Moritz, der mit einundzwanzig Jahren (1541) die Regierung antrat, gleich anfangs das Mißtrauen seiner evangelischen Mitstände dadurch herausgefordert, daß er aus dem schmalkaldischen Bund ausschied und sich mit den Räten seines Oheims Georg umgab. Daneben stand er doch auch in einem vertraulichen Verhältniß zu seinem Schwiegervater dem Landgrafen; er war der einzige, welcher beim Kundbarwerden der Doppelehe des Bedrängten sich annahm. Wir sahen, wie ihn eben diese Verbindung zuerst in Fühlung mit dem Kaiserhof brachte (S. 738); daß er im Türkenkrieg von 1542 um ein Haar das Opfer seines tollkühnen Reitermutes geworden wäre, machte ihm einen guten Namen nicht nur in Deutschland, sondern auch bei Karl V. Schon glaubte der junge Fürst dem Kaiser seine Dienste teuer verkaufen zu können, um die Bistümer Meißen und Merseburg nebst der Schirmherrschaft über Magdeburg und Halberstadt. Obwohl ihm das abgeschlagen wurde, machte er doch den Feldzug von 1543/44 als kaiserlicher Oberst mit, aber er wußte es so einzurichten, daß er erst nach Beendigung des Kriegs gegen Kleve ausrückte. Der Gegensatz zu Kursachsen, bei dem Albertiner von vornherein gegeben, wurde natürlich durch diese zweideutige Politik auf das Äußerste verschärft (vgl. S. 740). Vor allem waren

es die beiderseitigen Absichten auf Magdeburg und Halberstadt, welche ein aufrichtiges Zusammengehen der Vettern unmöglich machten; überdies standen aber nach der Vermutung Voigts für Moritz „der Kurhut und das Land des



Herzog Moritz von Sachsen.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach d. J. (1515—1586).

Vetters vielleicht schon in halbverschleierter Fernsicht". In solcher Lage hatte auch der merkwürdige Vorschlag, den Moritz im März 1545 an die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes brachte, keine Aussicht auf die Zustimmung Kursachsens. Nichts Geringeres als ein evangelisches Triumvirat an Stelle des unbrauchbaren Bundes empfiehlt der ehrgeizige junge Herr; das würde,

meint er, die Gegner des Evangeliums am Besten in Schach halten und mit dem Kaiser und dessen Bruder könnte man sich dahin verständigen, daß dieselben gegen kräftige Türkenhülfe den Evangelischen die geistlichen Güter, vornehmlich die Bistümer preisgeben sollten. Butzer war hocherfreut über die Aussicht für die Sache des Protestantismus, „will dieser Stern fort also leuchten, als ich aus solchem Glanz, den ich gesehen, gänzlich verhoffe". Selbst der Landgraf empfahl übrigens seinem Schwiegersohn offenen Anschluß an den schmalkaldischen Bund als den besten und einfachsten Weg; vollends die Zusammenkünfte der sächsischen Vettern führten zwar zu einem „großen überschwänglichen Saufen", welches Moritz an den Rand des Grabes brachte und zu vielem Gerede Anlaß gab, aber zu keiner politischen Verständigung. Noch half allerdings Moritz bei der Niederwerfung des Braunschweigers, doch war die Vermittlerrolle, die er dabei spielte, keineswegs unverdächtig. Kurz nachher äußerte er gegen seinen Schwiegervater anläßlich des Regensburger Religionsgesprächs unionistische Vorschläge, welche nicht nur deutlich genug den protestantischen Theologen die Schuld am bisherigen Scheitern der Einigungsversuche zuschoben, sondern dem Kaiser geradezu den persönlichen Stichentscheid beim nächsten Colloquium sichern wollten. Es war wie eine Ankündigung seines verhängnißvollen Pakts mit Karl V. Freilich standen für Moritz sowohl in Folge seines sehr geringen religiösen Bedürfnisses als unter dem Einfluß ähnlich gearteter und höchstens erasmisch gesinnter Ratgeber die kirchlichen Fragen durchaus in zweiter Linie; nichts war ihm widerwärtiger als die Zumutung der Geistlichen, daß die Fürsten mit Hintansetzung weltlicher Interessen sich theologischen Gesichtspunkten unterordnen sollten. Es dürfte wenig Eindruck auf ihn gemacht haben, daß der Landgraf, ganz entsetzt über eine so frivole Auffassung der heiligsten Dinge, erklärte, er seinerseits würde die Theologen, wenn sie den Fürsten zu Gefallen auch nur um einen Buchstaben von der Schrift abwichen, für lauter Buben halten. Moritz war ein politischer Rechner, der die Religion doch hauptsächlich nach ihrem Wert oder Unwert für seine jeweiligen Kombinationen und Aussichten schätzte. In den Anfängen der großen Bewegung hätte er möglicher Weise diesen Faktor höher taxirt. Eben so wenig war er übrigens gesonnen sich dem Kaiser rückhaltlos hinzugeben oder gar sein evangelisches Bekenntniß wirklich zu verhandeln, unter die alte Knechtschaft der römischen Kirche zurückzukehren. Der hochgewachsene Fürst, dessen edle Züge, prachtvolle Stirn und blitzende Augen ihn schon äußerlich von der Mehrzahl seiner dickköpfigen Standesgenossen schied, besaß überschüssige Kraft genug, um in ihrem wüsten Leben einer der Ersten zu sein, sich „stickewickevoll" zu trinken, in der rohen Weise der Zeit dem „lieblichen Franzimmer" zu huldigen und doch in solchem Treiben sich den klaren Kopf und den eisernen Willen des geborenen Herrschers zu bewahren. Luther, ohnedies als guter Kursachse den „Meißnern und Gleißnern" nicht geneigt, erkannte ganz richtig die tiefe Kluft, die zwischen Wittenberg und Dresden sich auftat; nach seiner Gewohnheit sah er hinter dem jungen

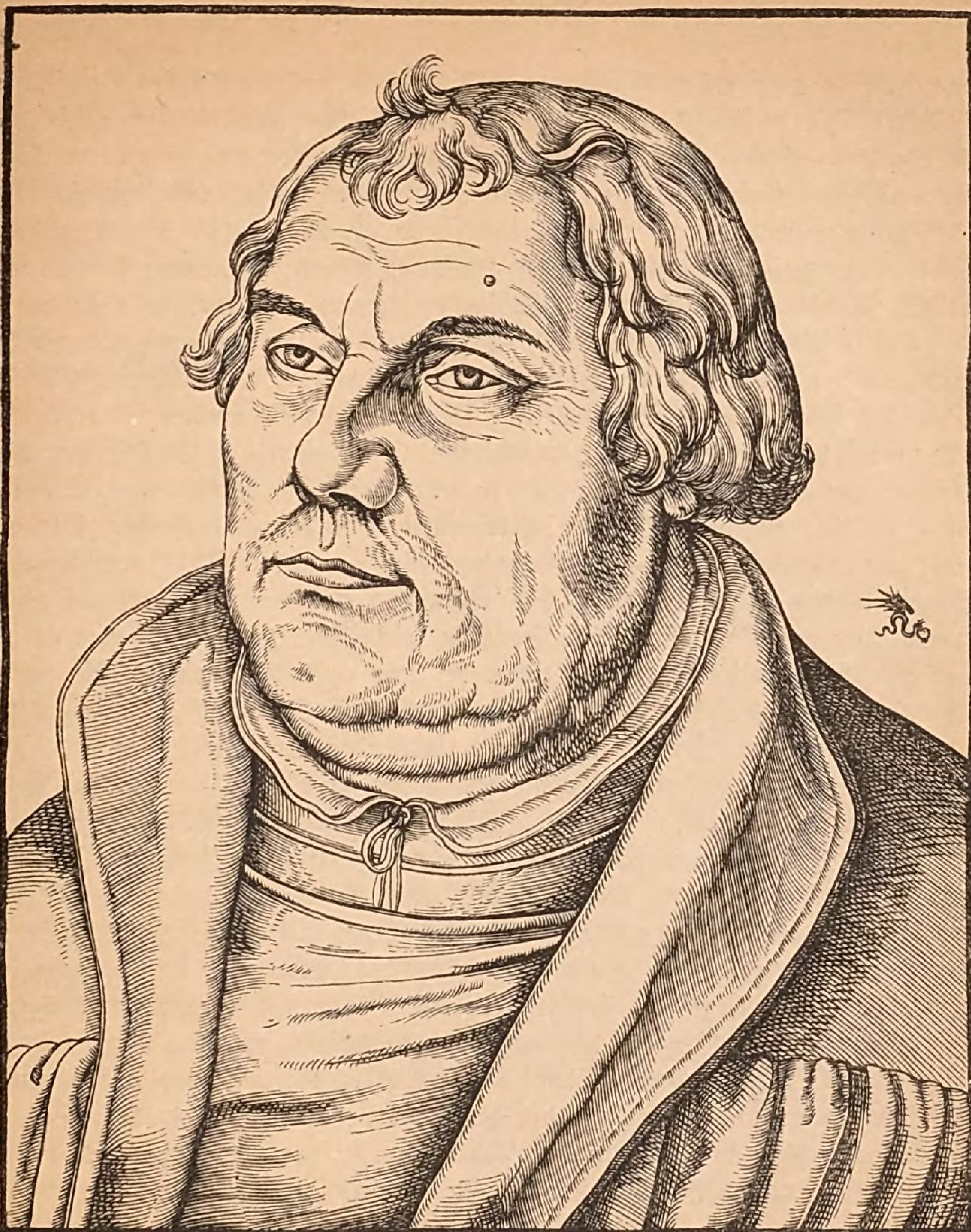
Herzog, aber mehr noch hinter dessen gottlosen Räten den leibhaftigen Teufel stehen. Es ist bezeichnend, mit welch geringschätziger Ruhe Moritz die Zornesausbrüche des alten Reformators hinnahm: es sei eben Luthers Gebrauch, „daran dann soviel nicht gelegen".

Das Gefühl von seiner Entbehrlichkeit mochte den großen Mann so manches Mal beschleichen, wenn er, geistig und körperlich abgearbeitet, „ein alter abgelebter Mann", wie ihn sein Kurfürst einmal bezeichnet, immer noch eine Fülle verschiedenartiger Aufgaben auf sich eindringen sah, ohne die frühere Kraft und Freudigkeit wiederzufinden. Es ist erstaunlich, wie lange Luthers Körper dieser Arbeitslast und zugleich einem qualvollen Steinleiden und andern Gebrechen Stand hielt. Wer wollte mit ihm darüber rechten, daß ihm die letzten Jahre nicht etwa ganz ohne den Schimmer seines unsterblichen Humors, aber doch in vorherrschend trüber und unbefriedigter Stimmung dahingegangen sind? Daß er nicht hoffnungsvoller und weitherziger geworden ist? Daß ihm die kleinlichen Verhältnisse Wittenbergs, dieser „Sodoma", immer stärkeren Ekel erregten? Mehr als einmal zitterte Melanchthon vor seinem furchtbaren Freund, dessen Groll er auf sich geladen zu haben glaubte; man suchte wohl einmal vom Hof aus der Gefahr eines förmlichen Bruchs dadurch zu begegnen, daß man „einen Hirsch unter die Herren Theologen teilte und dem Philippo auch davon mitteilen ließ", als beruhigendes Zeichen kurfürstlicher Gnade. Es ist charakteristisch, daß bei den häufigen tiefen Verstimmungen des Meisters selbst seine nächste Umgebung jetzt vor allem „Mißfallen über jemands Lehre" voraussetzte. Denn schroffer als jemals fuhr Luther über „die Zwingler und alle Sakramentsschänder" her; Melanchthon, dem er angeblich eine künftige Ausgleichung des eucharistischen Streits ans Herz gelegt haben soll, wagte vielmehr über solche gefährliche Gegenstände gar nicht mehr offen mit ihm zu reden. Freilich war es eine richtige Ahnung kommender Zeiten, wenn Luther einmal äußerte, seine eignen Leute nötigten ihn durch ihre Wildheit, beim Kurfürsten um Errichtung eines „Pfaffenturms" anzuhalten. Von allen Seiten sah er die Reinheit der wiedererstandenen evangelischen Lehre bedroht; „des Teufels Braut," rief er in seiner letzten Wittenberger Predigt, „die Vernunft, die schöne Metze fähret herein und will klug sein, und was sie saget, meint sie, es sei der heilige Geist." Und ebenso trostlos erschienen ihm die weltlichen Dinge. Wohl hatte er das klare Bewußtsein davon, daß auch die Regimenter eines Luthers bedürften, eines gesunden Helden und Wundermanns, dessen frische Naturkraft über die Bettelei der Bücherweisheit zu triumphiren vermöchte. Daß der Kaiser dieser Wundermann nicht sei, wußte er allmählich nur zu gut. „Deutschland," klagt er, „ist ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat: es fehlet ihm aber an einem Reiter." Immer wieder kam er auf seine düstere Hoffnung zurück, daß demnächst der Türke siegreich durch ganz Deutschland ziehen und dann endlich der jüngste Tag allen Nöten und Wirren ein Ende machen werde. Schon im Jahr 1541 hatte er sein „Kinderlied" für die junge Gene-

ration gedichtet, welches als ein Wahrzeichen und Trostgesang des bedrängten Protestantismus noch lange nachher erschallen sollte: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum deinen Sohn stürzen wollen von seinem Tron." Denn die volle Gewalt seines Hasses gegen den römischen Antichrist hatte er sich bewahrt bis in seine letzten Tage, als er hinzog in seiner Geburtsstadt Eisleben einen ärgerlichen Streithandel der Mansfelder Grafen zu schlichten, ja bis in seine letzten Stunden, als in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 der langersehnte Tod den müden Reformator aller ferneren Arbeit und allem kommenden Jammer entrückte. Noch unmittelbar vor der Agonie betete er zu dem himmlischen Vater, „welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern". So starb der große Befreier, neben der demütig kindlichen Zuversicht auf seinen Erlöser noch Worte des Kampfs auf den Lippen. Wohl durfte Melanchthon in der Schloßkirche zu Wittenberg angesichts des teuren Toten rühmen, daß Luther mit der einen Hand gebaut und mit der andern das Schwert geführt habe. Und er gab dem geschiedenen Freund nur die gebührende Ehre, indem er bezeugte, dieser scharfe Arzt einer tief kranken Zeit habe bei all seiner Heftigkeit doch ein Herz voller Güte und ohne Falsch gehabt. Eben durch die Verbindung ungebändigter Kraft und innerlicher Milde, welche auch unter den Verirrungen und Verbitterungen seines Alters sich erhalten hat, wird Luthers Gestalt dem Deutschen immer sympathisch sein, ja selbst dem konfessionellen Gegner ein gewisses offenes oder geheimes Wohlgefallen abtrotzen. Kleine Geister freilich werden an dem Gewaltigsten unserer Nation nur die kleinen und häßlichen Züge aufsuchen, wie sie jedem Erdensohn, auch dem Edelsten anhaften. Die geschichtliche Größe Martin Luthers, der die Alleinherrschaft der römischen Kirche im Occident zerstört hat, wird dadurch nicht berührt; sie ist über jede Verunglimpfung wie über jede Beschönigung erhaben.

Als ein Zeichen des kommenden Weltendes hat Luther in seiner letzten Zeit die Verhandlungen mit der Pforte betrachtet, welche der Kaiser schon im Frühjahr 1545 eingeleitet hatte. Gemeinschaftlich sandten Karl V. und Franz I. ihre Vertreter nach Konstantinopel und der Waffenstillstand, welcher im Novbr. 1545 zu Adrianopel geschlossen wurde, schob wenigstens für die nächste Zeit ein Haupthinderniß des Religionskriegs bei Seite. Wir wissen, daß Franz I. damals auf den Gedanken einer Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem eben verwittweten Infanten Philipp eifrig einging. Vollends der zwischen Frankreich und England noch fortspielende Krieg, der erst im Mai 1546 sein Ende fand, gereichte dem Kaiser eben dadurch zum höchsten Vorteil, daß er den Protestanten jede Aussicht auf Unterstützung von Seiten dieser Mächte benahm. Am französischen Hof besaß Karl in seiner Schwester, der Königin Eleonora, die treueste Bundesgenossin, die ihm, wie Baumgarten sagt, „im Herzen der feindlichen Stellung Spionsdienste tat". Während er, ein sehr zweideutiger Vermittler zwischen Frankreich und England, sich von den beiden Gegnern umworben sah, fanden die Bemühungen der Schmalkaldener

D. Martinus Luther.



Epitaphium D. Mart. Luth.

Martini Luthers leib ist weit/
Von hin/beim stuel/ begraben leit.
Das wer anzeigung gnug gewesen/
Doch soltu gleichwol weiter lesen.
Nach dem die gnade Christi gros/
Die vns von sünden machet los.
Vnd der rechte Glaub/ der vns allein/
Gott gefellig macht/ vnd wider rein/
Mit irthumb war heslich befleckt
Mit finsternis hart zu gedeckt.
Vnd lag durch werckler gantz begraben/
Ist wider gar von new erhaben/
Dieselbig Gnad vnd rechter glaub/
Durch diesen Man aus tieffem staub.
Denn da die blinde Abgötterey/
Durch Menschen ler vnd Müncherey/
Die reine ler hett gantz versteckt.
Da hat Gott diesen Man erweckt/
Durch in ein new liecht angezündt/
Das Euangeli laut verkundt.
Welchs jetzund scheint in Teudschem Land
Vnd wird bestendiglich bekandt.
Gleich/ wie Sanct Paulus thet erlegen/
...ler/ mit starcken donnerschlegen.
...angefochten/
Auch wie Johans des Teuffers hand/.
Das Lamb Gottes zeigt in wüstem land.
Welchs solt zum opffer sein gebracht/
Vnd werden für all sünd geschlacht.
Also do die welt finster war/
Vnd reine ler verloschen gar.
Hat Luther vns Christum geweist/
Den jtzt die Kirchen wider preist.
Er hat auch deutlich alle zeit/
Des gesetzes ler abgesondert weit/
Welchs schreckt die hertzen vnd zerstöst/
Vom Euangeli/welchs da tröst.
Solch vnterscheid/die nöttig war/
Ist gewest zuuor verfinstert gar.
Bis der Man hat an tag gebracht/
Vnd Christi gaben kund gemacht.
Verdampt die falsche gleisnerey/
All misbreuch vnd abgötterey.
Vnd hat den rechten weg gelert/
Zum waren Gott die leut bekert/
Auch gestrafft des Bapsts zu Rom bös tück/
Sein Gottlos Reich vnd böswicht stück.
Damit er hat gros mord gestifft/
Die Christlich Kirch grewlich vergifft.
...t hat Luther auffgedeckt
Also sein lauff durch Gottes gnad/
Grosmütiglich vollendet hat.
Gerad in neun mal sieben Jaren/
Darin er hat viel tück erfaren.
Viel drewens/schmehens ausgestanden/
Bis in Gott selbs zu seinen handen/
Aus dieser welt mit sanfftem todt/
Erfordert hat aus dieser not.
Also er wird mit Christo leben/
In rechter freud/do im wird geben/
Gottes zusag nach/ewiger lhon/
Nach seinem todt/im himels tron.
Drumb sol Gott dancken jederman/
Der rechte ler hat genomen .../
Auch all die nach vns werden sein/
Teilhafftig dieser predigt rein/
Das vns Gott hat den Lerer geben/
Vnd beten auch mit vleis daneben/
Das er erhalt dis liecht aus gnadt/
Welchs er der welt jtzt geben hat.
Das es auch mög gepflantzet werden/
In viel mehr landen hie auff erden.
Vff das kundt viele ... Gottes namen/
Das geb der gnedig Vater/ Amen.

Holzschnitt von Lukas Cranach; nach Luthers Tode.

um Frieden und Bündniß weder in Frankreich noch in England ernstliches Gehör. Der nachmals hochberühmte Historiker des schmalkaldischen Bundes, Sleidanus, erschien einem englischen Staatsmann, der mit ihm verhandelte, in politischen Geschäften als ein „reines Schaf". Was besagten all diese Velleitäten der deutschen Protestanten, deren Häupter über die Wege und Ziele ihrer Politik keineswegs einer Meinung waren, gegenüber den Machtmitteln und der Staatskunst des Kaisers? Sammt und sonders hielt er sie damals in Ungewißheit, Franz I. und Heinrich VIII. nicht minder wie die Schmalkaldener und den Papst, der nach dem Ausdruck des Cardinals Cervino „mit der Hand in die Scheeren eines großen Krebses geraten" war. Daß die protestantische Gesandtschaft, welche ihn zu Maestricht in Sachen des Erzbischofs von Köln anging, erfolglos sein würde, ließ sich voraussehen (S. 760); man benützte am Kaiserhof die Gelegenheit, um die umlaufenden Gerüchte über einen Religionskrieg zu widerlegen. Noch vor seiner Reise zum Regensburger Reichstag ließ Karl V. das Gerücht verbreiten, er denke an einen neuen Zug gegen Algier. Ohne Heer, in friedlichster Haltung, machte er sich auf den Weg nach Deutschland, obwohl, wie er selbst berichtet, im vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher er sich aussetzte. Der Entschluß zum Krieg stand ihm endlich fest; gegenüber den warnenden Stimmen Granvela's und anderer hatte der kaiserliche Beichtvater Pedro de Soto, „der geistige Vater des Protestantenkriegs", die innere Zerfahrenheit des schmalkaldischen Bundes, die geringe Macht seiner fürstlichen, die Haltlosigkeit seiner städtischen Glieder, den Mangel einheitlicher Führung und eines wirklich bedeutenden Führers wohlgefällig auseinander gesetzt; der Landgraf sei allein das „Hähnchen" und der habe nie etwas wirklich Großes vollbracht. Eben mit dem Landgrafen führte Karl unterwegs, zu Speier, noch eine Begegnung herbei, deren eigentlicher Zweck, das Erscheinen Kursachsens und Hessens auf dem Regensburger Tag, nicht erreicht wurde. Dreimal lehnte Philipp die kaiserliche Aufforderung ab; auch von einer Teilnahme der Protestanten am Concil wollte er nichts wissen. Er blieb beim Speirer Abschied und bei der Erklärung, der Kaiser möge es den evangelischen Ständen nicht verdenken, wenn sie das Ewige dem Zeitlichen vorsetzten und in alleweg darauf sähen, was Gott haben wolle. Der Kaiser und Granvela, meinte er im Gespräch mit dem letzteren, sollten fleißig im Evangelium lesen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Landgraf, von seinen vormaligen Illusionen völlig geheilt und durch die jüngsten Drohungen gegen Köln doppelt mißtrauisch gemacht, kaiserlichen Einwirkungen nicht mehr zugänglich war. Ob wohl Karl V. ernstlich daran gedacht hat, die beiden Führer der Schmalkaldener in Regensburg festnehmen zu lassen? Er selbst behauptete nachmals umgekehrt, Kurpfalz und Hessen hätten geplant ihn gewaltsam vom Rhein weg nach Trient zu führen.

Noch vor seiner Ankunft in Regensburg war das Religionsgespräch, welches sich dort, hauptsächlich von dem spanischen Dominikaner Malvenda und von Butzer geführt, seit dem Januar hoffnungslos hinzog, durch die

Abberufung der kursächsischen Teilnehmer aufgelöst worden. Unmittelbar darauf fiel zu Neuburg ein evangelischer junger Spanier Juan Diaz unter den Streichen eines Meuchelmörders, auf Anstiften des eigenen Bruders, eines fanatischen Curialen, der noch lange Jahre nachher sich dieser Schandtat rühmte. Es war ein ernstes Zeichen der Zeit; genug und übergenug hatte man erprobt, daß mit all den Versuchen eines friedlichen Ausgleichs nichts zu erreichen sei, daß die unversöhnlichen Gegensätze doch einmal in offenem Kampf ihre Kräfte messen müßten. So forderten auf dem spärlich besuchten Reichstag die Katholischen Entscheidung der Religionsfrage durch die Trienter Versammlung, während die Protestanten sich an den Speirer Abschied und den alten Vorschlag eines Nationalconcils klammerten. Diese Regensburger Verhandlungen der Theologen und der Reichsstände machen doch beinahe den Eindruck, als hätten sie nur die Zeit ausfüllen und die Aufmerksamkeit ablenken sollen, während gleichsam hinter der Szene alles für den blutigen Ernst des kommenden großen Schauspiels fertig gemacht wurde. Denn obwohl in der Umgebung des Kaisers immer noch Friedensgedanken lebendig waren und zumal von Granvela bis zuletzt vertreten wurden, obwohl der römische König selbst den Krieg nicht wünschte, verfolgte doch Karl V. mit äußerster Vorsicht, aber mit Beharrlichkeit sein Ziel. Während er bis zum letzten Augenblick selbst die bereits bestellten Obersten und Hauptleute über Zeitpunkt und Schauplatz des bevorstehenden Kriegs im Unklaren ließ, sicherte er sich die päpstliche Hülfe, die Neutralität Baierns und, worauf es ihm ganz besonders ankam, die Heeresfolge protestantischer Fürsten. Der Rat seines Beichtvaters, dem einen oder andern Evangelischen Aussicht auf das Land des Nachbarn zu eröffnen, bewährte sich vollkommen. Die Uneinigkeit unter den Protestanten, so rechnete der Kaiser, werde es zu keinem raschen und gemeinsamen Widerstand kommen lassen, falls es ihm gelänge, sie mit seinen unter anderem Vorwand vollendeten Rüstungen zu überraschen; dann bedürfe es nur eines vereinzelten Erfolgs, einer recht exemplarischen Züchtigung, um alle übrigen zum Gehorsam zu bringen. So schrieb er bereits am 16. Febr. 1546 seinem Sohn und mit voller Offenheit gesteht er in diesem Brief, was er vor der Welt zu verheimlichen wünschte, daß er im Dienste Gottes, zur Wahrung seines heiligen katholischen Glaubens und zum Besten der Christenheit kraft seines kaiserlichen Amtes das Schwert zu ziehen denke. Neben den religiösen Wirren aber könne man zugleich der bisherigen Unbotmäßigkeit und den ewigen Praktiken im Reich ein Ende machen. Wir sehen, er hielt den Augenblick für gekommen, um zugleich über alle religiösen und politischen Rebellionsgelüste der Deutschen zu triumphiren, seine Idee von einem rechtgläubigen und absolutistischen Kaisertum zu verwirklichen.

Nachdem Karl mit seinem Bruder sich persönlich verständigt hatte, folgten die entscheidenden letzten Schritte Schlag auf Schlag. Der Kaiser übersah zunächst die offene Rücksichtslosigkeit, womit auf dem Trientiner Concil die päpstlichen Legaten seinen Wünschen zum Trotz eine möglichst schroffe und

für die Protestanten abstoßende Formulirung der katholischen Glaubenslehre betrieben. Am 9. Juni verließ der Cardinal von Trient Regensburg, um die vom Kaiser unterzeichnete Bündnißurkunde nach Rom zu bringen, wo sie am 26. die päpstliche Unterschrift erhielt. Paul III. bewilligte dem Kaiser gegen die „Protestanten und Schmalkaldener und jede andere Art von deutschen Ketzern", welche zum alten wahren Glauben und Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückgeführt werden sollten, eine Unterstützung von 200 000 Dukaten und 12 500 Mann, ferner die halben Jahreseinkünfte der spanischen Kirche und den Verkauf spanischer Klostergüter bis zum Ertrag von 500 000 Dukaten. Inzwischen war in Regensburg (7. Juni) ein Vertrag der beiden Habsburger mit Wilhelm von Baiern — Herzog Ludwig lebte nicht mehr — abgeschlossen worden; der Wittelsbacher, dessen Sohn Albrecht kurz darauf mit der älteren Tochter des römischen Königs Hochzeit hielt, setzte zwar seinen Wunsch als gleichberechtigter Bundesgenosse in den Krieg einzutreten nicht durch, erhielt aber gegen die Zusage von Hülfsgeldern, Geschütz, Munition u. s. w. Aussicht auf die Kurwürde der pfälzischen Linie, falls deren Angehörige dem Kaiser gewaltsamen Widerstand leisten würden. Nur unter vorsichtiger Verklausulirung ließen sich Karl und Ferdinand auf die Verbindung mit dem alten Widersacher ein; Leonhard von Eck bekam ein kaiserliches Geschenk von 2000 Kronen. Voll froher Zuversicht schrieb der Kaiser am 9. Juni seiner Schwester Maria, wie er zunächst über Kursachsen und Hessen herzufallen und vor allem den braunschweigischen Handel als „Deckmantel und Vorwand des Kriegs" zu benutzen denke; er sprach die Hoffnung aus, daß einige protestantische Fürsten sich sowohl ihm anschließen als auch in der Religionsfrage der Entscheidung des Concils unterwerfen würden. Wenn einst Maximilian die junge Generation unter den Reichsfürsten an seine Fahnen zu fesseln gewußt hatte (S. 63), so blickte jetzt mancher fürstliche Sohn der Reformationszeit, von dem Hauch ihrer ursprünglichen Begeisterung nicht mehr berührt, in den Jahrzehnten des konfessionellen Haders aufgewachsen, begehrlich nach dem sieg verheißenden Stern des Kaisers, welchem die Zukunft zu gehören schien. Diese jungen Herren hatten mitangesehen, wie unter dem Zeichen des Evangeliums dynastische und persönliche Wünsche befriedigt, Land und Leute, Geld und Gut gewonnen wurden; sollten sie jetzt, wo das Glücksrad sich zu wenden begann, sich mit der niedergehenden Partei hinabziehen lassen? Nicht an die Könige und Helden des alten Testaments, sondern an die Fürsten und Condottieren der italienischen Renaissance gemahnt uns Moritz von Sachsen, der glänzendste Typus eines religiös ernüchterten und sittlich verwilderten Geschlechts. Dieser Bundesgenosse war sicherlich der beste Fang des Kaisers; indem Johann Friedrich eben damals dem Vetter in ihrer Rivalität um Magdeburg (S. 740; 760) den Rang ablief, trieb er den Albertiner vollends ins feindliche Lager. Was Moritz beim Magdeburger Erzbischof nicht erreicht hatte, die Schutzherrschaft über dieses Erzstift und dazu über Halberstadt gewährte ihm der Vertrag, welchen



Granvela.

Nach dem Kupferstiche von Hans Collaert (1545—1622); Originalgemälde von Scipione Pulzone.

er zu Regensburg mit Karl V. und Ferdinand einging. Kur und Land Johann Friedrichs wurden dem ehrgeizigen Fürsten als möglicher Preis des Kampfes in Aussicht gestellt, aber zunächst wünschte man nur seine Neutralität, keine offene Beteiligung, und obwohl er in Sachen der Religion seinen protestantischen Standpunkt ausdrücklich zu wahren suchte, mußte er doch schriftlich versprechen, sich den Beschlüssen des allgemeinen Concils soweit wie die übrigen deutschen Fürsten zu unterwerfen; der Kaiser gab freilich die mündliche Zusicherung, Moritz solle, falls das Concil einzelne Artikel unverglichen ließe, wegen derselben zunächst ungefährdet bleiben. Auf die nämliche Weise beruhigte Markgraf Hans von Küstrin (S. 683) sein evangelisches Gewissen, um als Reiteroberst in den Dienst des Reichsoberhaupts zu treten; außer ihm nahmen von protestantischen Fürsten noch sein Neffe Erich II. von Braunschweig und der Sohn des ehrgeizigen Kasimir von Brandenburg, Markgraf Albrecht kaiserliche Bestallung. Das Verfahren der Schmalkaldener gegen Heinrich von Braunschweig hatte nicht nur im welfischen Haus, sondern auch bei den Hohenzollern böses Blut gemacht. Und neben diesen dynastischen Spaltungen ließ die kaiserliche Politik den Vorteil nicht außer Acht, welchen die unverkennbare Verstimmung des Adels über die stets wachsende Machterweiterung des Fürstentums darbot. Vor allem der Landgraf galt für einen entschiedenen Gegner dieser kleinen Machthaber, bei welchen gekränktes Standesbewußtsein und materielle Interessen zusammenwirkten, um sie den Lockungen kaiserlicher Sendlinge zugänglich zu machen. „Es war," bemerkt Lenz, „in diesen Kreisen unvergessen, was Franz von Sickingen gewagt hatte und von wem er gestürzt war." Von Franken bis hinauf zum Harz hörten die Grafen, Herren und Ritter auf die Abgesandten Karls V., welche ihnen Förderung und Erhaltung ihrer Freiheiten versprachen. In Niederdeutschland hatten, wie der Landgraf einmal schreibt, viele Gutsherren Überfluß an Pferden und Leuten; „die reiten, wer ihnen am ersten Geld giebt, wissen die Pferd sonst nicht zu erhalten." Die früheren Rittmeister des verjagten Braunschweigers drängten sich mit Begierde zu den Fahnen des Kaisers, um nochmals mit ihren alten Gegnern zu schlagen.

Die Schmalkaldener wußten längst, daß gegen sie gearbeitet und gerüstet werde. Seit Monaten suchte der Landgraf seine lethargischen Genossen, voran Kursachsen, aufzurütteln; vergebens wies er die unwürdige Ausrede, Gott werde alle Dinge wohl machen, mit dem ernsten Wort zurück, daß man Gott nicht versuchen solle. Noch am 10. Juni, während eben der Kaiser Bestallungen für deutsche Landsknechtsobersten ausfertigte, verwahrte sich Johann Friedrich gegen die hessischen Kriegsprophezeiungen. Er und andere kampfscheue Glaubensgenossen glaubten aufatmen zu dürfen, als sie damals vom Friedensschluß zwischen England und Frankreich (6. Juni), von einem gewaltigen Vorstoß der Türken gegen Ungarn vernahmen. Erst als der Kaiser am 13. Juni bei einem Vortrag der protestantischen Stände geradezu in Lachen ausbrach, da mußte auch Johann Friedrich zugeben, wogegen er

sich bisher mit sehenden Augen blind gestellt hatte. Tags darauf erklärte der Cardinal von Augsburg, Otto Truchseß, einem evangelisch gesinnten Herrn, der bevorstehende Krieg gelte keineswegs der Religion, sondern dem Ungehorsam des Landgrafen, der nicht zum Reichstag gekommen sei. Vergebens suchten jetzt die Protestanten ihre katholischen Mitstände zu einer gemeinsamen Anfrage beim Kaiser über den Zweck der Rüstungen zu bewegen; es blieb ihnen nichts übrig, als diesen Schritt (16. Juni) auf eigene Faust zu unternehmen. Die durch Naves erteilte Antwort besagte, der Kaiser wolle Einigkeit, Frieden und Recht im Reich herstellen; gegen die Ungehorsamen müsse er nach dem Recht und kraft seiner Autorität verfahren. Unmittelbar darauf wandte sich der Kaiser an die vier großen süddeutschen Reichsstädte, mit der beruhigenden Versicherung, daß es sich einzig und allein darum handle, gewisse fürstliche Friedensstörer zum Gehorsam zu bringen, die unter dem Vorwand der Religion andere Stände beraubt und seine kaiserliche Hoheit angetastet hätten. Ähnliche Erklärungen ergingen an Würtemberg, an die Eidgenossen. Kursachsen und Hessen sollten isolirt werden, wie es vor wenigen Jahren mit Jülich gelungen war.

Endlich nach langem geduldigem Warten hatte Karl V. das Schwert gezogen. Was die Evangelischen bisher als etwas Kommendes, Unbestimmtes gespenstisch beunruhigt hatte, das war jetzt Wirklichkeit. Bei solchen großen Entscheidungen ist der Zeitpunkt ihres Eintretens ebenso unberechenbar wie der Augenblick des Todes beim einzelnen Menschen und daher immer überraschend. Die kaiserliche Rechnung war sorgfältig gemacht und in ihrem Ansatz der verschiedenen Faktoren der Wahrscheinlichkeit entsprechend. Und dennoch war sie falsch. Die Maske, welche Karl den Protestanten gegenüber vornehmen wollte, entriß ihm kein Geringerer als sein Verbündeter in Rom. Auf die deutschen Ketzer aber wirkte die ungeheure Gefahr nicht unmittelbar lähmend, sondern fürs erste ernüchternd und stählend. „Es ist kein ander Mittel," schrieb ein evangelischer Augsburger, „als schändlich von Gott und aller Ehrbarkeit zu weichen oder zu fechten."

Drittes Buch.

Religionskrieg und Religionsfriede.

I. Der schmalkaldische Krieg.

Es ist das Verhängniß unserer Nation, ein Verhängniß, dessen Spuren wohl untilgbar sind, daß die größte Bewegung, welche je aus ihrem Schoß hervorging, unter dem nicht gelösten Widerstreit religiöser und politischer Interessen verkümmern mußte. Denn während die Emanzipation Deutschlands von der geistlichen Herrschaft Roms deutlich genug ihren echt nationalen Ursprung bekundet, so zerstörte doch zugleich der Verlauf der Reformation die Aussicht auf ein anderes nicht minder sehnsüchtig erhofftes Ziel, auf die Schaffung eines nationalen Staats. Wie sehr diesem Wunsche der internationale Charakter des Kaisertums im Wege stand, das erfuhren die Deutschen im XVI. Jahrhundert freilich nicht zum ersten Mal, aber doch vielleicht schmerzlicher als in irgend einem Zeitraum ihrer Geschichte. Die nämlichen Sondergewalten aber, die sich ehedem als Bundesgenossen des Papsttums jeder strafferen monarchischen Gestaltung des Reiches entgegengesetzt hatten, die deutschen Fürsten erhoben sich jetzt wider ihren Kaiser als die einzigen Schirmherren der kaum errungenen und schwer bedrohten kirchlichen Unabhängigkeit. Dahin war es einmal gekommen, daß die Befreiung der Geister aus den Banden Roms sich von der Sache der fürstlichen Libertät nicht mehr trennen ließ, daß die Zukunft des deutschen Protestantismus nur mit dem Verzicht auf eine Reformation des Reichs erkauft werden konnte.

Eine vollkommen klare Erkenntniß dieser traurigen Lage läßt sich bei den Zeitgenossen billiger Weise nicht voraussetzen, obwohl wir ja auch auf protestantischer Seite mehr als einmal ein starkes Gefühl für die Erhabenheit des kaiserlichen Namens und eine Art von bösem Gewissen über die eigene Unbotmäßigkeit angetroffen haben. Ob nun die Verwandlung Deutschlands in eine mehr oder weniger centralisirte Monarchie unter habsburgischem Szepter jenem alten volkstümlichen Ideal von einem nationalen und zugleich sozialreformatorischen Kaisertum irgendwie entsprochen hätte, darüber wäre es ganz unfruchtbar Erörterungen anzustellen. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedenfalls nicht dafür. Soviel aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß Karl V. jedenfalls nicht der Mann war Deutschlands Interessen zu den

seinigen zu machen. Im Gegenteil, das Reich fuhr immer noch besser, so lange dieser Ausländer verhindert war, ihm seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Trug er doch immer nur seine fremden Interessen in die deutschen Verhältnisse herein; als eine unentbehrliche Vormauer gegen die türkische Macht und als unerschöpflicher Boden für seine Kriegswerbungen mochte ihm das heilige Reich wertvoll sein, aber niemals hat er das Bedürfniß Deutschlands zum Ausgangspunkt und Maßstab seiner weltumspannenden Politik gemacht. Eher noch durfte sich die niederländische Heimat rühmen, daß er zuweilen, wenn nicht als ihr echter Sohn, so doch als Nachkomme ihrer burgundischen Herrscher fühlte; auch bei seinem Entschluß zum deutschen Krieg spielte die Erwägung mit, daß ein möglicher Sieg der Reformation in Köln, am Niederrhein eine Erschütterung des katholischen Glaubens und zugleich seiner eigenen Herrschaft in den Niederlanden nach sich ziehen müßte, eine Möglichkeit, die er „um keinen Preis der Welt" fortbestehen lassen wollte. Unter einer solchen Fremdherrschaft hätte Deutschland im besten Fall eine neue Auflage des abgehausten imperialistischen Systems erlebt, aber nicht mehr wie vormals als führende Macht, sondern als bloßes Nebenland des von Spanien regierten Weltreichs. Als eine fremde Invasion mußte vollends den Deutschen beider Bekenntnisse der Einmarsch von Karls V. spanischen und italienischen Truppen erscheinen. Es liegt daher sicherlich eine gewisse Berechtigung darin, wenn man von schmalkaldischer Seite von einem Kampf für die Sache nicht allein Gottes, sondern auch Deutschlands sprach. Nun erwachte man mit einem Mal zu dem vollen Bewußtsein, daß ja der Kaiser ebensogut ein Fremdling war wie der Papst; so heißt es in einem protestantischen Trutzlied jener Tage:

„kein Walch soll uns regieren,
darzu kein Spaniol."

In erster Linie steht freilich immer unbedingt das, was Karl V. so gern abgeläugnet hätte; der Krieg galt von vornherein für einen „Krieg Gottes", einen „Glaubenskrieg". Und zwar nicht allein auf protestantischer Seite. Wir kennen bereits die wahre Meinung des Kaisers selbst. Aber am römischen Hof begnügte man sich keineswegs damit in vertraulichen Briefen von der Züchtigung der Häretiker und Errettung des katholischen Glaubens zu sprechen. Paul III. übergab schon am 4. Juli seinen beiden Enkeln Alessandro und Ottavio feierlich Kreuz und Fahne für den deutschen Feldzug; noch mehr, am 15. verkündigte er geradezu einen Ablaß „für den gemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzereien". Rücksichtsloser konnte das prahlerische Spiel des Kaisers nicht entlarvt werden; von Anfang an gönnten diese Farnese ihrem gewaltigen Verbündeten nichts vielleicht weniger als einen leichten und vollständigen Sieg über die Protestanten. Und die erste Zeit nach der Kriegserklärung — denn als eine solche dürfen wir die kaiserliche Antwort vom 16. Juni betrachten — ließ sich eher darnach an, als sollte der Kaiser die voreilige Enthüllung seiner Absichten zu büßen haben.

Hier und da freilich war man über die scheinbare Trennung der religiösen von der politischen Frage und über die drohenden Nachrichten von den Rüstungen ins Schwanken geraten; von den großen Reichsstädten redete Augsburg, die Stadt der Fugger und Welser, anfänglich zum Frieden und sogar der Landgraf empfand ein paar Tage lang die Gefahr so lebhaft, daß er noch einmal den Weg der Verhandlung zu betreten dachte und an die Vermittlung seines Schwiegersohns Moritz appellirte. Auch Ulrich von Würtemberg riet noch auf beiden Seiten zur Güte. Aber diese Anwandlungen von Schwäche waren rasch überwunden und die Hoffnung des Kaisers auf einen Abfall der Oberländer von ihren Bundesgenossen erfüllte sich nicht. Eben die Augsburger und der Landgraf warfen sich mit fieberhafter Eile in die Vorbereitungen des Kampfes, dessen Unvermeidlichkeit nun in der Tat bei den Städten wie unter den fürstlichen Gliedern des schmalkaldischen Bundes eine so entschlossene Stimmung erzeugte, daß die hergebrachte Tatenscheu und Friedensliebe deutscher Reichsstände wirklich durch die Gewalt eines großen Augenblicks besiegt schien. Von den Schmalkaldenern war der einzige Markgraf Hans, trotz der ergreifenden Abmahnung seiner frommen Mutter, auf die Seite des Kaisers getreten; unter den süddeutschen Protestanten beobachteten nur die Pfälzer, Kurfürst Friedrich und Ottheinrich, und die Nürnberger eine zweideutige Haltung. Im Übrigen hatte sich doch für den Augenblick sowohl die schmalkaldische Einung als der evangelische Eifer zumal der Städte über Erwarten bewährt. „Hier oben im Oberland," schrieb am 5. Juli der Augsburger Arzt Gereon Sailer dem Landgrafen, „sind wir einig und aufrecht. Es wird wahrlich nicht anders sein; wir müssen fechten, wie man sagt, pro aris et focis, um unseres Gottes und Vaterlandes wegen, der wird uns nicht verlassen." Und der Landgraf selbst beteuerte seinem Vertrauten Butzer, er wolle sich redlich wehren, im Fall des Mißlingens aber „das Himmlische für das Irdische nehmen".

Seit den ersten Zeiten der Reformation hatte sich die öffentliche Meinung in Deutschland nicht mehr so laut und stürmisch geäußert, wie dies jetzt unter dem Eindruck der kommenden großen Entscheidung geschah. Aber während damals die Wortführer der Nation im Ganzen und Großen sich vorwiegend der prosaischen Form zumal des Dialogs bedienten (S. 353 ff.), spricht sich die ungeheure Erregung der Kriegsjahre meist in den trotzigen oder mahnenden, höhnenden oder klagenden Tönen des Liedes und des historischen oder lehrhaften Gedichts aus. Unter den Dichtern treffen wir Geistliche wie Justus Jonas und den Reutlinger Reformator Schradin, ehrsame Bürger wie Hans Sachs, vor allem aber den Landsknecht oder Reitersmann, der mit echt soldatischer Rücksichtslosigkeit über den Gegner herfährt, sei es nun im Namen Gottes oder des Kaisers, für das „göttliche Recht" oder für die gottgeordnete Obrigkeit. Kein Wunder, daß von protestantischer Seite auf den Antichrist und den Teufel im Lager der Widersacher gewiesen wird; was vormals die Losung der gährenden Volksmassen gewesen war, das erscholl jetzt aus den Reihen der evangelischen Söldner:

„Die pfaffen last uns schlachten,
die solches richten an. —
Wol her, ein fetter curthusan,
kein spieß sol hie ein knebel han,
also muß man sie lehren!"

Dafür erhebt ein „gut kaiserisch Lied" den schadenfrohen und undeutschen Jubelruf: „Kyrie, die Spanier seind im Land!" Wenn hüben der Kaiser als Wälscher, als Karl von Gent, als Metzger von Flandern, seine deutschen Anhänger als Hunde, Schandvögel und Natterngezücht gebrandmarkt werden, spotten drüben die Kaiserlichen über das hessische Kätzlein, das mit dem Adler anbinden will, über die reichsstädtischen Pfeffersäcke. Mehr noch als die Vorbilder des alten Testaments werden von den Protestanten die Beispiele aus der nationalen Geschichte hervorgesucht, die Germanen, welchen Rom sein Joch nicht aufzuzwingen vermochte, die deutschen Kaiser, die von dem „Erzböswicht Papst Hildebrand" und seinesgleichen so viel zu erleiden hatten. In einem langwierigen Gedicht treten nach einander Ariovist, Arminius, Friedrich Barbarossa und Georg Frundsberg als Anwälte der deutschen Sache auf; Barbarossa setzt dem Dichter auseinander, daß man dem Kaiser, der zu einem Pfaffenknecht des wälschen Papstes geworden, Widerstand leisten dürfe, da er in diesem Fall kein Kaiser mehr sei, und daß man nach der Ansicht der Juristen einem Treubrüchigen auch nicht Treue zu halten brauche;

„so er euch nimpt ewer freiheit,
verleurt er auch sein oberkeit."


Gleichberechtigt tritt die bedrohte deutsche Freiheit an die Seite des bedrohten Evangeliums; nirgends wird der doppelte zugleich religiöse und politische Charakter des Kampfes verdunkelt, während die Kaiserlichen wohlweislich den meisten Nachdruck auf die Rebellion gegen das Reichsoberhaupt legen. Freilich war seit den großen Bürgerkriegen des Mittelalters, wie Lenz ganz richtig erinnert, keine so gewaltige Vereinigung nord- und süddeutscher Elemente gegen die Krone zu Stande gekommen. Der Abscheu gegen die Fremdherrschaft, der in den Gemütern der fürstlichen Wähler von 1519 kaum eine Stätte gefunden hatte, er war jetzt in breiten Schichten der Nation lebendig geworden:

„Der kaiser der wil zwingen
die freien Deudschen gut
unter sein joche bringen,
wie er den seinen thut. —
Er ist meineidig worden
an gott und deudschem land,
er wil die Deudschen morden,
ist im ein ewig schand."

Sein würdiger Genosse ist der römische König, der dem Papst zu liebe Österreich den Türken preisgibt; also hinaus mit beiden,

„mit ihn weit auß den landen,
nement von ihn die kron!"

Wir haben einen Ausspruch Melanchthons aus dem Beginn des Krieges, der äußere Anschein, die Übermacht an Truppen zumal sprächen für einen Sieg der Protestanten, die Sterne aber seien dem Kaiser günstiger. Sicherlich war es nicht das Verdienst Karls V., daß seine vorzeitige Kriegserklärung für ihn keine schlimmeren Folgen hatte. Denn nachdem ihm weder die Isolirung der beiden schmalkaldischen Häupter noch die Sprengung des Bundes selbst geglückt war, sah er sich in Regensburg fast wehrlos den rasch aufgebotenen Streitkräften der Protestanten preisgegeben. Seine Truppen standen noch in Italien, den Niederlanden, Ungarn oder sammelten sich erst auf ein paar süddeutschen Werbeplätzen; mit der äußersten Anstrengung konnte er vor dem Eintreffen der Italiener vielleicht 12000 Mann auf die Beine bringen, während die Gegner über 50000 zur Verfügung hatten. „Die Kriegsgeschichte," urteilt Lenz, „mag wenig Beispiele bieten, wo alle Bedingungen des Erfolgs so sehr auf eine Seite gehäuft waren, wie in diesen Wochen bei den Schmalkaldenern; — die Gunst ihrer politischen Lage aber übertraf fast noch die militärische." Denn abgesehen davon, daß in Deutschland selbst die meisten Neutralen offene oder heimliche Protestanten und Baiern für den Kaiser ein ganz unzuverlässiger Bundesgenosse war, hatten Frankreich und England Frieden geschlossen; in Ungarn arbeitete damals der ehrgeizige geistliche Diplomat Martinuzzi, der sogenannte „Bruder Georg" (S. 738) zu Gunsten der Türken, während nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern sogar in den Niederlanden eine für die habsburgische Herrschaft bedrohliche Gährung herrschte, in Mittelitalien die Republikaner von Siena und Lucca unruhig wurden, in Genua eine von Frankreich begünstigte Umwälzung sich vorbereitete. „Wenn der Kaiser," schrieb im August 1546 ein vornehmer Niederländer, „Mißgeschick erleidet, was Gott verhüte, so wären meines Erachtens alle seine Länder so gut wie verloren." Aber selten ist die Gunst des Glücks durch so sträfliches Ungeschick verscherzt worden, wie es der Kriegführung und Politik der Schmalkaldener von vornherein anhaftet; man kann dem Kaiser wirklich das Behagen nachfühlen, womit er in seinen Denkwürdigkeiten die groben Fehler der Gegner verzeichnet. Nach seiner Ansicht hätten sie sofort auf Regensburg marschiren müssen, wo er mit ein paar hundert Reitern und einigen Fähnlein unter einer eifrig protestantischen Bürgerschaft sich kaum hätte behaupten können. Nun richteten freilich die Führer der oberländischen Bundestruppen, welche zuerst auf den Beinen waren, Schärtlin von Burtenbach und Schankwitz, vor allem ihr Augenmerk auf die Sammelplätze des kaiserlichen Volks in Oberschwaben und zugleich auf die Möglichkeit, den heraufziehenden Italienern die nächsten Alpenpässe zu sperren. Sie zogen also nach Süden, um zunächst die Stadt Füssen einzunehmen (10. Juli), während die Kaiserlichen über die nahe bairische Grenze entwichen, um sodann die Ehrenberger Klause als einen Schlüssel des Inntals durch Handstreich in ihre Gewalt zu bringen. Ob die Obersten wirklich daran gedacht haben, den glücklichen Vorstoß weiter fortzuführen, nicht nur bis Innsbruck, sondern



Belagerung von Ingolstadt durch Karl V. im Jahre 1546. Facsimile eines Theiles von Hans Mielich's (1510—1572) großem Holzschnittwerk in 16 Blättern.

Rechts vorn der zeichnende Maler auf einem Kirchthurm (laut Inschrift auf einem anderen Theile des Tableaus: „Ain halbe notschlanng ist dieser zeit mit großer arbeit auf unsrer lieben frawen Kirchdurm gebracht worden un etlich schüss daraus geschehe auch diss kaiserlich geleger allda abconterfedt wurde durch hanß Muelich, Maler von München“).

etwa gar über den Brenner, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls waren ihnen durch den Bundeskriegsrat in Ulm und durch die Ängstlichkeiten der einzelnen Contingentsherren die Hände derart gebunden, daß sie dem Befehl zur Umkehr sofort Folge leisteten. Am 20. Juli nahm Schärtlin die Stadt Donauwört, welche neutral bleiben wollte, und dorthin ging auch der Marsch des norddeutschen Heers, welches am gleichen Tag unter Johann Friedrichs und Philipps persönlicher Führung sich bei Meiningen vereinigt hatte. Eine bedenkliche Lücke war in den anfänglichen Kriegsplan der Fürsten schon dadurch gerissen worden, daß ein ursprünglich für Kurpfalz in Norddeutschland gesammeltes Korps, welches die Niederlande hätte bedrohen und den Schmalkaldenern den Rücken decken können, sich durch braunschweigische und kaiserliche Sendlinge bearbeiten und trennen ließ. Schlimmer war freilich der von vornherein hervortretende Antagonismus zwischen den beiden fürstlichen Feldherren der Schmalkaldener, denn vergebens hatte der Landgraf gehofft, daß Johann Friedrich die militärische Führung ihm allein überlassen und sich mit den „Kanzleisachen" begnügen werde. Kostete es schon Mühe genug, den Kurfürsten an den reichen fränkischen Stiftern vorbeizubringen, mit deren Einnahme er den Krieg zu eröffnen dachte, so ist allem Anschein nach der Gedanke, die oberländischen Truppen und das Nordheer getrennt gegen Regensburg vorzuschieben und die Vereinigung erst vor den Mauern der Reichstagsstadt zu bewerkstelligen, bei den Schmalkaldenern überhaupt nicht aufgetaucht. Umsonst drängte unterwegs ein Sendbote des französischen Gesandten die Fürsten zum sofortigen Marsch auf Regensburg; am 3. und 4. August stießen sie bei Donauwört zu den Oberländern.

Mit der ihm eigenen Ruhe hatte der Kaiser unterdessen den Reichstag zu Ende geführt und trotz aller Warnungen Fest auf Fest folgen lassen, wozu die Vermählung Wilhelms von Jülich und Albrechts von Baiern mit Töchtern des römischen Königs den Anlaß bot. Erst am 3. August verließ er Regensburg, um bei Landshut die italienischen Hülfsvölker und Verstärkungen von deutschen und spanischen Truppen an sich zu ziehen. Dann ging er nochmals nach Regensburg zurück und von dort donauaufwärts, dem anrückenden Feind entgegen. Er hatte jetzt gegen 40 000 Mann beisammen; die günstige Gelegenheit, ihn vor dem Eintreffen jener Verstärkungen zu fassen, hatten sich die Schmalkaldener entgehen lassen. Jeder ihrer Schritte war durch die Vielköpfigkeit des Kriegsrats und vor allem durch die Eigenwilligkeit Johann Friedrichs gehemmt, der mit seinem Vorschlag zunächst Baiern zu bekriegen nicht durchdrang, aber dafür schon damals anfing mit seinem Abzug zu drohen. Als man sich endlich gegen Regensburg in Bewegung setzte, war es zu spät; man konnte es nicht hindern, daß der Kaiser in einem verschanzten Lager vor Ingolstadt feste Stellung nahm, um dort sowohl den Zuzug der unter dem Grafen Maximilian von Büren aus den Niederlanden heranrückenden Truppen als auch einen etwaigen Angriff der Protestanten zu erwarten. Neben der militärischen Aktion ließ aber Karl V. die politische nicht aus dem Auge.

Den sächsisch-hessischen Fehdebrief nahm er nicht an, dagegen wurde dem Überbringer die kaiserliche Achtserklärung gegen die beiden fürstlichen Majestätsverbrecher aufgenötigt. Dieses Aktenstück, auf den 20. Juli zurückdatirt, verhüllte geflissentlich die religiösen Beweggründe des Kaisers, um dafür den Rebellen vorzuwerfen, daß sie ihre friedbrecherischen und hochverräterischen Absichten mit dem Namen der Religion zu beschönigen suchten. Leicht genug wurde es den Geächteten, eine solche Verdrehung der Tatsachen zurückzuweisen und den Kaiser, der sich wohl oder übel auf die Braunschweiger Sache und andere weiter zurückliegende Händel stützte, daran zu erinnern, daß er diese früheren Beschwerden im Verkehr mit ihnen als abgetan behandelt habe. Es geschah gegen den Willen des Landgrafen und nach dem ausdrücklichen Verlangen Kursachsens, daß überdies Karl als Verletzer des Reichsrechts und der Wahlkapitulation seiner kaiserlichen Würde und Titulatur verlustig erklärt wurde. Denn weit entschiedener als Philipp blickte der militärisch so schwerfällige Herr der politischen Krisis ins Auge; nichts Geringeres schwebte ihm vor als wofür seinerzeit Zwingli den Landgrafen zu erwärmen versuchte, die völlige Beseitigung des habsburgischen Kaisertums, welches sich in eine Ordnung des Teufels verkehrt habe. In schärfster Tonart mußten die kursächsischen Juristen und Theologen dieses Thema variiren; der Kaiser wurde nicht nur der Absicht beschuldigt, das Reich in eine Erbmonarchie und ewige Servitut zu bringen, sondern man legte ihm sogar den Plan unter, alle Evangelischen in Deutschland bis auf die Kinder von zwei Jahren auszurotten, und zwar mit päpstlicher und türkischer Hülfe. Es erschien eine Achtserklärung göttlicher Majestät „wider Kaiser Karl und Papst Paulus den Dritten, des Teufels Statthalter zu Rom"; wer dem Kaiser Fürschub leiste, hieß es da, der werde gleich ihm ein Gliedmaß des Teufels. Während der Landgraf sich die Möglichkeit mit dem Gegner zu verhandeln lieber offen gehalten hätte, wollte der starrsinnige Wettiner, nachdem er einmal das Schwert gezogen, die Scheide wegwerfen.

Aber das Schwert verlor in solchen Händen seine Schärfe. Freilich waren Karl und sein Feldherr Alba eifrig darauf bedacht eine Schlacht zu vermeiden und die Gegner in mühseligen Märschen und kleinen Scharmützeln abzumatten. Trotzdem hätte nach der Ansicht des Landgrafen und auch Schärtlins die Entscheidung erzwungen werden können, als vor Ingolstadt beide Heere sich gegenüberlagen, der Kaiser an die Stadt gelehnt, die Schmalkaldener in weitem Halbkreis westlich und nordwestlich von seiner Stellung. Am 31. August begann der große Geschützkampf; hätte man, meinte Philipp von Hessen, damals den Angriff auf die feindlichen Verschanzungen gewagt, „so wäre, wie alle Welt sagt, der Kaiser geschlagen gewesen". Mag nun das Unterlassen des Angriffs auf den wohl „vergrabenen" Feind ein militärischer Fehler gewesen sein oder nicht, jedenfalls machte auf die öffentliche Meinung der Abzug der Schmalkaldener nach viertägigem ziemlich fruchtlosem Hin- und Herschießen den Eindruck eines schweren Mißerfolgs. Und dieser

Eindruck konnte durch das, was nachkam, nur bestärkt werden. Das wichtige Neuburg wurde ohne Hülfe gelassen und damit dem Feinde preisgegeben;



Kaiser Karl V.

Facsimile eines Holzschnittes von 1547.

vor allem aber die nächste und drohendste Gefahr, die Vereinigung des etwa 20 000 Mann starken niederländischen Heeres mit dem Kaiser, nicht abgewendet, obwohl die Schmalkaldener fast zwei Wochen lang in der günstigen Lage

waren, ihre gesammte Macht entweder gegen den Kaiser oder gegen Büren wenden zu können. Baiern, welches eine höchst zweideutige Haltung beobachtete, wartete allem Anschein nach nur darauf, wohin das Kriegsglück sich wenden werde, und daß auch auf kaiserlicher Seite Fehler begangen und Gelegenheiten versäumt wurden, darüber kann nach den Untersuchungen Druffels kein Zweifel bestehen. Aber es war und blieb verhängnißvoll, daß die Schmalkaldener sich überhaupt in die Defensive drängen und den Krieg nach Schwaben hinüberspielen ließen. Mit den hochtrabenden und beleidigenden Redensarten des zweiten Absagebriefs, welchen Kursachsen und Hessen noch vor Ingolstadt an den Kaiser erlassen hatten, mit dem Vorwurf, daß er nicht so viel adeliges fürstliches deutsches Geblüt habe, um die Acht gegen sie vollstrecken zu können, stand ihr vorsichtiger Rückzug in schreiendem Widerspruch; „forderten damit," sagt ein Zeitgenosse, „den Kaiser aus Ingolstadt und laufen selbst davon." Die eigentümlich tastende Art, in welcher von beiden Seiten, wie es scheint ohne ein bestimmtes Ziel, der Krieg hingezogen wurde, erregte hüben wie drüben viel Unmut. Langsam schoben sich beide Gegner, jeder über die Absichten des Andern im Unklaren, donauaufwärts; Anfang Oktober bot sich dem Kaiser bei Nördlingen, Mitte des Monats den Protestanten bei Giengen die Gelegenheit zum Schlagen, ohne energisch benutzt zu werden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die Schmalkaldener unaufhörlich, Schritt für Schritt zurückweichen, während der Kaiser einen Platz nach dem andern gewinnt, Neuburg, Donauwört, Dillingen, Lauingen. Man berechnete gegenseitig die voraussichtliche Auflösung des feindlichen Heeres; die Protestanten hofften insbesondere darauf, daß die Italiener und Spanier den Unbilden eines schlechten deutschen Herbstwetters nicht gewachsen sein würden. Es war „ein Krieg, darüber allen Menschen die Weile lang wird". Nach einer nicht unwahrscheinlichen Erzählung wäre der Kaiser von einem vorzeitigen Entschluß, die Truppen statt in die Winterquartiere nach Hause zu schicken, nur durch den entschiedenen Einspruch seines Beichtvaters Soto, jenes kriegsbegeisterten Mönchs (S. 766) abgebracht worden. Der glückliche Erfolg der Geduldprobe kam dann freilich ganz auf die Rechnung des kaiserlichen Führers, dieses modernen Fabius Cunctator, und seiner durch nichts zu erschütternden Beharrlichkeit.

Zwei Dinge haben vornehmlich den Ausgang des ersten Kriegshalbjahrs zu Ungunsten der Schmalkaldener entschieden, das Ausbleiben jeder auswärtigen Hülfe und das Eingreifen des Herzogs Moritz von Sachsen in den Kampf. Es konnte in der Tat, wie der Italiener Jovius urteilt, überraschen, daß König Franz auch durch den Kanonendonner vor Ingolstadt sich nicht aus seiner Ruhe bringen ließ. Wohl hatte er bei den Regungen italienischer Unzufriedenheit seine Hand im Spiel und an der Pforte arbeiteten die französischen und habsburgischen Vertreter nach kurzer offizieller Eintracht wieder gegen einander wie sonst. Aber Franz war damals bereits ein gebrochener Mann, nahe daran sich zu Tode zu amüsiren, kein ebenbürtiger Gegner mehr für den Kaiser, der obwohl ebenfalls leidend in seiner ernst-

haften Selbstüberwindung den unverbesserlichen Leichtsinn des Franzosenkönigs tief beschämt. Mit größerem Interesse als der Vater schien allerdings der Dauphin die Wünsche der deutschen Protestanten nach einem energischen Eingreifen Frankreichs aufzunehmen; auch die Herzogin von Etampes, die immer noch mächtige Mätresse, versprach ihren Einfluß beim König in diesem Sinn geltend zu machen. Der große Plan einer antikaiserlichen Liga, welcher im Herbst 1546 den Schmalkaldenern vorgelegt wurde, ging auf eine gleichzeitige Offensive in Deutschland, Italien, den Niederlanden und den habsburgischen Erblanden; England, die Schweizer, Dänemark sollten mithelfen, nach dem Sieg ein anderer Kaiser gewählt und, worauf es offenbar den Franzosen hauptsächlich ankam, nicht nur Mailand, sondern auch das Reichsvikariat in Wälschlanden, d. h. in Italien und dem linksrheinischen Reichsgebiet, dem König von Frankreich überlassen werden. Daß zwischen Frankreich und England die Möglichkeit eines solchen Weltkriegs zur Sprache gekommen ist, steht außer Zweifel, ebenso, daß der junge Christoph von Würtemberg den ehrgeizigen Dauphin durch einen Ausblick auf die neu zu vergebende Kaiserkrone zu reizen suchte. Aber tatsächlich erreichten die Schmalkaldener weder bei Franz I. noch bei Heinrich VIII. mehr als leere Redensarten; der englische König hielt es für geraten, Karl V. von diesen Verhandlungen Nachricht zu geben, und Franz bot geradezu, während er in Konstantinopel und Venedig, im schmalkaldischen Lager und am päpstlichen Hof gegen den alten Feind hetzte, eben dem Kaiser nochmals seine Hülfe gegen die Protestanten an, um den Preis jener Familienverbindung (S. 748), die er sich immer noch nicht aus dem Kopf zu schlagen vermochte. Es war, wie Karl V. einem Gesandten des Königs sagte; sie hatten beide zur Genüge ihre Kräfte gemessen; im Übrigen wies der Kaiser die immer deutlicheren Drohungen Frankreichs mit dem Bemerken zurück, es stehe ganz in seiner Hand, sich, sobald es ihm beliebe, mit den Protestanten zu vertragen. Die vorsichtigen Venezianer wagten es allerdings nicht, einen Agenten der Schmalkaldener offen zurückzuweisen, versagten sich aber auch den französischen Bündnißanträgen. Bitterer als all diese Enttäuschungen mußte aber den deutschen Protestanten ihre vergebliche Hoffnung auf den glaubensverwandten Dänenkönig sein, der sein altes Bundesverhältniß zu ihnen vergaß, um, wie er dem Kaiser zugesagt hatte, dessen Feinden keinen Vorschub zu leisten. Noch klammerten sich die Schmalkaldener eine Zeit lang an die Aussicht, daß vielleicht, wie die Franzosen versprachen, im nächsten Frühjahr etwas geschehen, daß wenigstens der Türke wie ehedem durch einen Vorstoß ihnen Luft machen werde. Aber während für sie bei dem schleppenden Charakter der Kriegführung schon das Ausbleiben fremder Geldhülfe eine empfindliche Schädigung bedeutete, erfolgte mit einem Mal die Katastrophe in Sachsen, welche dem ganzen Kampf eine neue Wendung gab.

Lange genug gefiel sich Moritz darin zu „temporisiren“ und sich mit den Schmalkaldenern zu halten, obwohl ihm schon im August der Kaiser

sofortige Vollstreckung der Acht bei Vermeidung der nämlichen Strafe aufgetragen hatte. Es war ihm keineswegs gleichgültig, daß die öffentliche Meinung des protestantischen Deutschland schon damals einen Abtrünnigen, einen heimlichen Papisten in ihm zu erblicken anfing; vor allem aber kam es ihm darauf an, durch Hinausziehen seines Entschlusses den römischen König, mit welchem er gemeinsam operiren sollte, zu einem möglichst günstigen Vergleich über die Beute zu nötigen. Erst nachdem Ferdinand bei einer persönlichen Zusammenkunft in Prag auf seine ursprüngliche Forderung einer gleichen Teilung Kursachsens verzichtet und überdies eine vorläufige Schonung des Evangeliums in dem eroberten Gebiet zugestanden hatte, erfolgte der Doppelangriff Böhmens und des Herzogs, der am 27. Oktbr. seinem Vetter den Absagebrief schickte. Am gleichen Tag vollzog der Kaiser die Übertragung der sächsischen Kur auf den Albertiner, dessen Abfall er übrigens immer noch für möglich hielt. Mit leichter Mühe wurde fast das ganze Kurfürstentum von den böhmischen und herzoglichen Truppen eingenommen; nur Wittenberg und Gotha hielten sich, während draußen auf dem flachen Land alles vor der Unmenschlichkeit der Husaren, der leichten Lanzenreiter aus Ungarn und Polen, zitterte.

Es ist zu verwundern, daß sich Johann Friedrich trotzdem noch einige Wochen auf dem schwäbischen Kriegsschauplatz festhalten ließ, obwohl dort an eine ernsthafte Aktion wohl nicht mehr gedacht wurde, vielmehr Krankheit und Geldmangel die Reihen zusehends lichteten. Rasch genug war in den Reichsstädten jene trotzige evangelische Kampflust wieder verflogen; während vom Norden überhaupt keine Beiträge einliefen, weigerten sich jetzt auch die großen süddeutschen Plätze, ihr Kapital und ihren Kredit noch weiter anzustrengen. Waren doch bisher die Resultate kaum im Verhältniß zu den Opfern gestanden; Straßburg allein hatte für den Donaufeldzug 220 000 Gulden in die Bundeskasse geliefert. Der altgewohnte Partikularismus forderte sein Recht; Augsburg rief schon im Oktober seinen Hauptmann Schärtlin vom Heere ab. Wie dieser über Gebühr populäre „Heros“ der Evangelischen nachmals die bitterste Kritik an der Kriegführung des Landgrafen übte, so schob Philipp die Hauptschuld des Mißlingens auf die Städte, die „kein Not oder Verderben der Kaufhändel oder äußerer Güter leiden wollen“. Er selbst machte noch im Lager vor Giengen ein paar fruchtlose Versuche, durch Vermittlung des Markgrafen Hans den Kaiser zu friedlicher Unterhandlung zu bewegen, wie er auch trotz des sächsischen Kriegs mit seinem Schwiegersohn Moritz korrespondirte und dem Grafen von Büren eine Zusammenkunft mit Beiziehung Granvela's vorschlug, als das schmalkaldische Heer in Schwaben bereits das Feld geräumt hatte. Am 21. Novbr. begann der Abmarsch; es kam allerdings zu keiner sehr energischen Verfolgung von kaiserlicher Seite, aber die Protestanten waren immerhin zuerst gewichen und auch der Plan eines Winterlagers im Oberland wurde nicht verwirklicht. Es läßt sich begreifen, daß Johann Friedrich, der unterwegs die katholische Stadt Gmünd,

den Abt von Fulda, den Erzbischof von Mainz, aber auch das protestantische Frankfurt tüchtig brandschatzte, den dringenden Wunsch hegte, sein Land zurückzuerobern und den Vetter zu züchtigen. Was aber wollte eigentlich der Landgraf, als er, wie man spottete, zu seinen zwei Weibern heimzog? Ängstliche Gemüter trauten ihm verzweifelte Entschlüsse, einen Appell an die Revolution, an die Bauern zu; ein skeptischer Beobachter meinte dagegen, „daß er viel Mucken im Kopf haben muß; ich darf nicht wohl schreiben, daß er unsinnig sei". Jedenfalls besaß er in seinem eigenen Land keineswegs die Anhänglichkeit, die für einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Kaiser unentbehrlich gewesen wäre; manche vom hessischen und benachbarten Adel suchten vielmehr geradezu die günstige Gelegenheit zum Verderben des verhaßten Fürsten auszunützen. Sein Schwiegersohn, den er persönlich aufsuchen wollte, verklausulirte das erbetene Geleite derart, daß Philipp abstand. Schon war von kaiserlicher Seite Veranstaltung getroffen worden, ihn auf diesem Ritt abzufangen. Tatlos und hoffnungslos saß er zu Hause, während der Kaiser, von seinen Gegnern freigeworden, wie im Triumph durch Schwaben und Franken zog und die Huldigungen der gänzlich entmutigten Städte und Fürsten einnahm. Binnen wenigen Wochen unterwarfen sich kleinere Plätze, wie Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rotenburg u. a. Eine volle Viertelstunde ließ Karl die Nördlinger Gesandten auf den Knieen liegen, ehe er geruhte sie zu Gnade und Ungnade aufzunehmen. Immerhin berührte es tröstlich, daß ihnen ihre Religionsübung zunächst noch belassen wurde, obwohl z. B. Nördlingen die Fürbitte für eine christliche Reformation durch den Kaiser ins Kirchengebet einsetzen mußte. Am 22. Dezember unterzogen sich auch die Vertreter des mächtigen Ulm der unvermeidlichen Demütigung; es folgten die oberschwäbischen Städte mit Ausnahme von Constanz, die Frankfurter, die Augsburger, welche Schärtlin vergebens für standhafte Gegenwehr und im Notfall ruhmvollen Untergang zu begeistern suchte. Straßburg galt für eine der stärksten Festungen nicht nur Deutschlands; „sie oder keine andere wird sich halten," schreibt Sleidan, „wenn überhaupt auf irdische Macht ein Verlaß ist." Aber obwohl manche Stimmen nicht nur die Verteidigung, sondern sogar ein Bündniß mit Frankreich und den Schweizern befürworteten, ergriff man doch auch hier schließlich die vom Kaiser gebotene Hand, um glimpflich genug mit einem Fußfall und einer mäßigen Geldbuße davonzukommen. Mit ganz andern Leistungen wurden die übrigen Städte belegt; Augsburg mußte dem Kaiser 150 000 Gulden zahlen, Ulm 100 000, Frankfurt 80 000, Hall 60 000, das winzige Isni 12 000, ganz abgesehen von sonstigen Entschädigungen, die dem römischen König, dem Bischof von Augsburg, dem Herzog Heinrich von Braunschweig zu Gute kamen. Selbstverständlich gingen die kaiserlichen Minister nicht leer aus; Granvela erhielt z. B. von den Frankfurtern 1000 Goldgulden in einem goldenen Becher. Am härtesten ward Ulrich von Würtemberg gestraft, obwohl er immer noch von Glück sagen durfte, daß wenigstens König Ferdinands neuerwachte Lust

nach dem Besitz seines Herzogtums, dieses „Herzens von Deutschland", nicht befriedigt wurde. Aber er sollte sich allerdings vor Ferdinand als seinem Lehnsherrn verantworten und 300 000 Gulden Kriegsentschädigung zahlen; da der gichtische Herr die Knie nicht beugen konnte, begnügte sich der Kaiser damit, ihn die Abbitte sitzend unter Zuhülfenahme von zwei knieenden Räten verrichten zu lassen. Daß Karl den kranken alten Fürsten vorher eine Stunde lang warten und von den übermütigen Wälschen seiner Umgebung verspotten ließ, daß er dem Gedemütigten die Hand verächtlich über die Achsel weg reichte, bekundete deutlich genug jene unedle Ausbeutung des Siegs, wie sie einst Franz I. halb zur Verzweiflung gebracht hatte und in Deutschland noch mehr als einmal böses Blut machen sollte. Auch der Pfälzer Kurfürst, der nur notgedrungen den Schmalkaldenern einige Reiter gestellt hatte, mußte trotz seines Alters und leidenden Zustands mit entblößtem Haupt und stehend seine Entschuldigung vor dem finster blickenden Kaiser anbringen; drei Mal neigte er sich tief und die Tränen standen ihm in den Augen, aber erst am nächsten Tag zeigte ihm Karl wieder ein freundliches Gesicht. Wenn die obersten Stände des Reichs derart behandelt wurden, konnten sich die Städte nicht wundern, daß in den Kreisen ihrer alten Gegner sich Stimmen erhoben, man solle für die Zukunft den „vermauerten Bauern" Pfleger oder Verwalter setzen, um ihnen die revolutionären Neigungen gründlich auszutreiben. Es gehörte wahrlich Mut dazu in diesen Tagen noch den evangelischen Standpunkt zu wahren, wie dies manche von den städtischen Predigern taten, indem sie das Gebet für den Kaiser verweigerten. Mochte Karl V. auch immer wieder versichern lassen, der Krieg gelte nicht der Religion und deshalb wolle er auch keinerlei Abmachungen über diesen Punkt eingehen: seine ganze Vergangenheit ließ die Unaufrichtigkeit dieser Zurückhaltung zur Genüge erkennen, selbst wenn das Bekanntwerden seines Bündnisses mit dem Papst ihn nicht in aller Form Lügen gestraft hätte. Eben jetzt glaubte er ohne weitere Rücksicht in der kölnischen Sache vorgehen zu können. Es half dem alten Kurfürsten nichts, daß er, kaiserlichem Befehl gehorsam, jede Unterstützung der Schmalkaldener ängstlich vermieden und verboten hatte; als im Auftrag des Kaisers das gegen ihn gerichtete päpstliche Absetzungsdekret vollzogen und Adolf von Schaumburg als Erzbischof eingesetzt wurde, als die bisher getreuen weltlichen Stände vor den Drohungen der kaiserlichen Commissare nachgaben, da verstand sich auch Hermann zum Verzicht auf seine Würde (25. Februar 1547). Hatte doch schon vorher unter dem Schutz protestantischer Waffen der katholische Bischof Julius Pflug (S. 740) seinen Einzug in Naumburg gehalten, ohne die von seinem Beschirmer Moritz der Stadt zugesagte Schonung ihrer Religion zugestehen zu wollen. Es war eine verzweifelte Auskunft mit dem Straßburger Rat sich dabei zu beruhigen, falls der Kaiser wirklich die Religion „abtreiben" wolle, stehe es immer noch bei jedem sich hierin zu halten, so weit ihm Gott Gnade geben werde.

Wir dürfen hier nicht übersehen, welche bedeutsame Rolle auch in dieser

schweren Krisis Deutschlands wie einst bei der Königswahl von 1519 Großkapital und Handelsinteresse des oberdeutschen Bürgertums gespielt haben. Denn ganz abgesehen von den unmittelbaren finanziellen Opfern, welche der Krieg von den Städten forderte, besaß gerade ihnen gegenüber der Kaiser eine besonders wirksame Waffe. Die Handelssperre und Güterconfiskation, wie sie mit einem Mal ihren Verkehr nach Spanien und den übrigen habsburgischen Landen traf, war eine schwere Probe für die religiöse Begeisterung der evangelischen Reichsstädter. Allein die mit Beschlag belegten Güter der Straßburger wurden auf 500 000 Gulden geschätzt. Und zudem hatten ja gerade in den obersten Schichten des Bürgertums, z. B. bei den Fuggern, Baumgärtnern und Welsern, die alte Kirche und die kirchliche Gesinnung sehr einflußreiche Vertreter. Mit vollem Recht betont Nitzsch, „daß eine Fortsetzung des Widerstands gegen den Kaiser den ganzen spanisch-indischen Verkehr dieser oberdeutschen Häuser mit Vernichtung bedrohte". Von Anfang an betrachtete man auf protestantischer Seite die Kaufleute auch des eignen Bekenntnisses nicht ohne Mißtrauen. Zu Straßburg wurden sie von der erregten Volksmenge offen des Verrats beschuldigt und mit Tätlichkeiten bedroht. Und in gewissem Sinn hatten diese Stimmen Recht; ohne die empfindliche Schädigung kapitalistischer und merkantiler Interessen, wie sie der Kaiser als Herr ausgedehnter Gebiete und alter Schuldner der deutschen Bankhäuser herbeizuführen vermochte, wäre vielleicht die protestantische Kriegführung energischer und der Widerstand nachhaltiger gewesen. „Als einige Monate später," sagt Baumgarten, „der Kaiser den Städten die schweren Contributionen auferlegte, da kamen die Hunderttausende zum Vorschein, welche, als es sich um die Rettung handelte, nicht dagewesen waren." Die ganze Bitterkeit der eifrigen Protestanten entlud sich in jenen Spottversen, worin den Ulmern und den übrigen Oberländern ihre „faulen Listen" vorgerückt werden,

„das ihr bey ewrm Mammon,
bey ewerm hochsten got
möcht pleiben grobe Schwaben,
o wee der faulen rott!"

Auf die sächsischen Lande richteten sich die Blicke der Evangelischen, soweit sie nicht alle Hoffnung aufgegeben hatten. Denn der schwerfällige Johann Friedrich schien wie umgewandelt, seit es sich nicht mehr allein um die großen Interessen des Protestantismus, sondern zugleich um sein fürstliches Erbe und Dasein handelte. Hier kam sein tiefstes Empfinden mit ins Spiel; in der Person des verhaßten Vetters verkörperte sich ihm alles, was ihn nur zu reizen vermochte, die alte Rivalität der Albertiner, die treulose Weltklugheit der „Meißner und Gleißner", der teuflische Verrat am Evangelium. Im eignen Land mit Begeisterung aufgenommen, eröffnete er den Winterfeldzug mit der Erklärung an die Stände des Gegners, daß er diesem „mit gleicher Ellen und Maß, wie er zuvor getan, zu messen" denke. Unbarmherzig wurden vor allem die mit leichter Mühe eingenommenen geistlichen Sitze, Halle und Merseburg, behandelt; aber auch die herzoglich sächsischen

Lande mußten die Hand des Siegers so schwer fühlen, daß während der Belagerung von Leipzig die vormals sehr antikaiserliche und auch für Moritz bedenkliche Stimmung der Prediger und der Bürgerschaft sich doch wieder ganz dem Landesherrn zuwandte. Es ist sehr bezeichnend, welchen Wert ein Realpolitiker wie Moritz immerhin auf die gut evangelische Gesinnung der eignen Untertanen und auf ihre scharfe Kritik seiner Verbindung mit dem Kaiser legte; verschiedene Lieder aus den Reihen seiner Anhänger verteidigen die Politik des Fürsten als eine keineswegs unevangelische, wobei wohl die Lehre des Apostels Paulus von der gottgeordneten Obrigkeit verwertet und dem Kurfürsten Johann Friedrich ausdrücklich vorgerückt wird, daß Luther selbst ihm widerraten habe, das Schwert gegen seinen Herrn den Kaiser zu ziehen. Übrigens war es ein Glück für Moritz, daß Johann Friedrich Zeit und Kräfte vor den Mauern Leipzigs vergeudete, denn seine Untertanen zeigten sich, wie er an Ferdinand schrieb, „also verblendet, daß sie des Feindes Worten mehr als mir und allen andern glauben," und seine dringenden Bitten um Hülfe fanden am Kaiserhof wie bei den Nachbarständen taube Ohren. König Ferdinand hatte gleichfalls geringe Lust für die territorialen Interessen des Herzogs Opfer zu bringen; als er endlich fürchten mußte, durch längeres Zögern den unsichern Bundesgenossen zu einem vom Landgrafen vermittelten Vergleich mit dem Kurfürsten zu treiben, weigerten ihm seine Böhmen die Heeresfolge. Fast wie ein Vertriebener erschien er, eben erst durch den Verlust seiner Gemahlin tief gebeugt, mit geringen meist vom katholischen Adel gestellten Streitkräften in Sachsen, während die Utraquisten sich ihrer antihabsburgischen und antirömischen Traditionen erinnerten, förmliche Einigungen gegen den König schlossen und mit dem Kurfürsten Beziehungen anknüpften. Was im Anfang der Reformation gedroht hatte, eine Verbindung des neubelebten Hussitentums mit der deutschen Bewegung, schien jetzt im Anzug; den protestantischen Flugschriften, die ins Land gedrungen waren, antworteten tschechische Kampflieder, in welchen der Kaiser als gerupfter hungriger Adler, der König, wegen der Erbansprüche seiner Gemahlin, als weiblicher Adler im Nest des böhmischen Löwen verhöhnt wurde. Wohl hatte Johann Friedrich am 27. Januar die Belagerung von Leipzig aufgehoben; von den Wällen der Stadt donnerten die Geschütze und blies man ihm das Spottlied nach: „Hat dich der Schimpf gerauen, so zeuch du wieder heim." Fast gleichzeitig traf im Namen des Kaisers Markgraf Albrecht mit Hülfstruppen ein; weiterer Nachschub von kaiserlichem Volk war angekündigt. Aber kurz darauf bot dem Kurfürsten das Unternehmen seiner Gegner auf Halle Gelegenheit zu einem wohlgelungenen Handstreich. Der Markgraf, der unterwegs in dem schlechtverwahrten Städtchen Rochlitz, dem Sitz jener eifrig evangelischen Schwester des Landgrafen (S. 659; 735), Quartier nahm, machte sich an dem kleinen Hof lustige Tage, bis er plötzlich am Morgen des 2. März vom Feind überrascht wurde und selbst in Gefangenschaft geriet. Freilich fiel Johann Friedrich, statt seinen Sieg auszunützen und den Krieg etwa nach

Franken zu tragen, gleich wieder in seine gewohnte Untätigkeit zurück; die Notwendigkeit einer mutigen Offensive scheint, wie Voigt richtig urteilt, ihm und seinen Kriegsräten sowenig aufgegangen zu sein wie „die Einsicht, daß der Gegner des Hauses Habsburg, der Vorkämpfer des Evangeliums auch Kriegsplan und Kriegsschauplatz in anderer Weise zu bemessen habe als der Feind des Vetters". Und doch galt es jetzt ernstlich sich der Größe des Augenblicks gewachsen zu zeigen. Der Kaiser war nicht tot oder im Sterben, wie es schon seit einiger Zeit geheißen hatte; er war im vollen Anmarsch, die Entscheidung nahte.

Karl hatte schon seit Wochen sein Erscheinen in Sachsen angekündigt, aber erst die Nachricht von der Rochlitzer Niederlage brachte ihn zum Entschluß. Schwer genug trug der alternde Herrscher an der Last eines hinfälligen Körpers, dessen Widerstandskraft eben damals fast vor den Augen seiner Umgebung stetig abzunehmen schien. Von Gicht und Blasenleiden gequält, unfähig ohne fremde Hülfe zu gehen, in der Sänfte reisend, so zog er langsam ins Feld, über Nördlingen und Nürnberg hinauf nach Eger. Das Volk glaubte, die Spanier führten nur seinen einbalsamirten Leichnam mit sich. In Eger ging er am Osterfest zur Messe, geleitet von seinem Bruder und dessen Sohn Maximilian, aber auch von protestantischen deutschen Fürsten, wie Moritz und August von Sachsen. Daß der Sohn Kurbrandenburgs, Markgraf Hans Georg, gleichfalls mit etlichen hundert Reitern in Eger eintraf, galt weniger der Einigung, welche Joachim mit König Ferdinand und Moritz nicht lange vorher abgeschlossen hatte, als dem Kaiser, dessen Gunst die Hohenzollern eben gegen die aufstrebenden Albertiner in Anspruch zu nehmen dachten. Denn fast bei allen protestantischen Teilnehmern am sächsischen Krieg spielte das Gelüste nach den Stiftern Magdeburg und Halberstadt eine politisch entscheidende Rolle; wie diese Rivalität den Gegensatz der wettinischen Vettern verschärfte und sogar ihre Kriegführung beeinflußte, so strebten andererseits die Hohenzollern einen so wertvollen Besitz ihrem Haus zu erhalten und sie erreichten wirklich, nachdem Markgraf Johann Albrecht unter dem Druck der kursächsischen Waffen auf sein Erzbistum verzichtet hatte, zunächst die Wahl von Joachims zweitem Sohn Friedrich und die kaiserliche Befürwortung derselben in Rom. Der junge Markgraf, der sich für seine Person zu dem halbevangelischen väterlichen Kirchenwesen hielt, versprach doch dem apostolischen Stuhl und den Satzungen der römischen Kirche gehorsam zu sein und bis zur Entscheidung des Concils keine Neuerung vorzunehmen. Mit zäher Beharrlichkeit hält der Kaiser unter den Wechselfällen des Kampfs sein letztes Ziel fest, ganz Deutschland wieder katholisch zu machen; für seine Absichten auf eine politische Umgestaltung des Reichs war diese Herstellung der Glaubenseinheit eben so unentbehrlich wie für sein religiöses Gefühl. Schon im Januar erwog er, wie aus einem Brief an seinen Bruder erhellt, ob es nicht geraten sei, in der Religionsfrage alle fernere Verstellung bei Seite zu lassen, da dieselbe von den Gegnern doch längst für die wahre

Ursache des Kriegs angesehen werde, ob nicht ein entschiedenes Machtwort verbunden mit energischer Züchtigung der Prediger den bereits unterworfenen Ständen auch noch dieses letzte Opfer abnötigen könnte. Er entschied sich aber für den andern Weg, zuerst die Rebellen vollends zu vernichten und dann an die Neuordnung der deutschen Verhältnisse zu gehen.

Über Erwarten schnell vollzog sich an dem militärisch und politisch unfähigen Kurfürsten das Geschick. Den Rat des Landgrafen, sich vor dem Anzug des Kaisers in eine große Festung, etwa nach Magdeburg oder Braunschweig zu werfen, hatte er keineswegs von der Hand gewiesen, vielmehr Magdeburg, das ja kurz nachher einer langwierigen Belagerung Trotz bot, zum Ziel seines unvermeidlichen Rückzugs auserseHen. Statt aber sogleich nordwärts zu marschiren, unternahm er noch einen Vorstoß in östlicher Richtung über Meißen, wobei Dresden berannt wurde (13. April). Einen Teil seiner Streitkräfte hatte er nach dem Erzgebirge detaschirt; hiefür, wie bei seiner Festsetzung in Meißen, war der Gedanke einer Vereinigung mit den Böhmen maßgebend. Aber der Feind, über dessen Stärke und Bewegungen das kurfürstliche Hauptquartier offenbar ganz im Unklaren war, hatte bereits am 10. April den Vormarsch nach Norden begonnen; Moritz und Alba mit den Spaniern zogen voran, der Kaiser folgte am 13. mit der Hauptmacht, fest entschlossen, wie Moritz schreibt, „den Feind zu suchen, er sei wo er wolle". In Meißen glaubte man überhaupt nicht an das Kommen des Kaisers; es hieß, irgend jemand müsse im Auftrag des Herzogs Moritz den Kaiser vorstellen. Erst als am 22. April Karl bereits wenige Meilen entfernt lagerte, überschritt Johann Friedrich um Mitternacht die Elbe, um auf dem rechten Ufer in der Richtung auf Wittenberg stromabwärts zu ziehen. Während er zu Mühlberg Rast hielt, brach der Kaiser, gegen den Rat des Herzogs von Alba, am 24. vor Tagesgrauen eilig auf, um unter dem Schutz eines dichten Nebels die Elbe zu erreichen. Von den etwa 30 000 Mann meist spanischer, deutscher und italienischer Truppen sollten nur die Reiter, unter welchen sich auch Husaren befanden, zum Schlagen kommen. Denn nachdem der Kurfürst durch die ersten Nachrichten vom Auftauchen feindlicher Geschwader jenseits des Stroms sich weder im Anhören der Sonntagspredigt noch in seiner Mahlzeit hatte stören lassen, verlor er völlig den Kopf, als um Mittag der Nebel sich verzog und kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß man wirklich den Kaiser mit seiner gesammten weit überlegenen Macht sich gegenüber habe. Sofort wurde, statt um jeden Preis das rechte Ufer zu halten und die dort liegende Schiffbrücke zu verteidigen, in aller Eile der Rückzug angetreten; die wenigen an den Strom beorderten Mannschaften und Geschütze wichen nach kurzem Feuergefecht und während die Kaiserlichen mit den eigenen und den erbeuteten sächsischen Barken die Brücke zu schlagen anfingen, wies ihnen ein zufällig aufgegriffener Bürgerssohn aus Mühlberg überdies eine bequeme Furt, welche nun die ganze kaiserliche Reiterei, zuletzt Karl V. selbst mit seinem Gefolge passirte. Herzog Moritz hatte seinem fliehenden Vetter nach-

geschickt, er möge sich ergeben und auf seine Vermittlung zählen; das Anerbieten war zurückgewiesen worden. Jetzt setzten sich Moritz und Alba an die Spitze der Verfolgung, denn immer mehr wurde der erst langsame Rückzug des Kurfürsten zur Flucht. Vor der sogenannten Lochauer Haide, einem sumpfigen Wald, sollte der Kampf noch einmal zum Stehen kommen, aber schon waren die kurfürstlichen Reiter nicht mehr zu halten; sie jagten nach der ersten Salve davon, ohne sich weiter um das Fußvolk und um ihren Herrn zu kümmern. Während Moritz mit seinem Bruder August sich der wilden Hetzjagd hinter den Reitern her anschloß und mehr als einmal sein Leben aufs Spiel setzte, war der dicke Johann Friedrich hinter den Seinigen zurückgeblieben und fast allein vom Feind ereilt worden. Er hieb sich eben mit einem Husaren herum, als mit verschiedenen wälschen Reitern ein Edelmann des Herzogs Moritz herbeiritt und ihn deutsch anrief; dem ergab er sich, als einem Deutschen von Adel. Seinem Beispiel folgte Herzog Ernst von Braunschweig, der bis zuletzt bei ihm geblieben war. Aber nicht jener Adelige, sondern ein italienischer Offizier führte den gefangenen Kurfürsten zum Herzog von Alba.

Weit hinter dem Gefecht hatte der Kaiser Halt gemacht. Er ließ sichs nicht nehmen nach dem Elbübergang den vollen Harnisch anzulegen; Tizian hat ihn nachher gemalt, wie er glänzend gerüstet, den Speer in der Faust, über die Walstatt sprengt. Aber so sehr diese plötzliche Rüstigkeit des beinahe Totgeglaubten überrascht, so ist er doch nicht wie die Wettiner mitten ins Getümmel und zum Dreinschlagen gekommen. Auch ohne den Ruhm persönlicher Waffentaten durfte er sich vielleicht in keinem Augenblick seines Lebens so unmittelbar als Sieger fühlen wie in jener Stunde, als er den Herzog von Alba mit seinem erlauchten Gefangenen anreiten sah, Johann Friedrich auf seinem schweren friesischen Hengst, in schwarzer Rüstung, das vom Helm befreite Gesicht mit Blut überströmt. Karl wies den Versuch des Kurfürsten abzusteigen und ihm die Hand zu bieten ebenso zurück wie seine höfliche Anrede und seine Bitte um fürstliches Gefängniß; Johann Friedrich solle nach Verdienst behandelt werden, äußerte er sich abwendend. Da setzte der Kurfürst den Hut wieder auf und sagte: „Machet mit mir, was Ihr wollt, ich bin in Eurer Gewalt." So wenig der Kaiser seinen Haß zu verbergen suchte, so wenig vergaß der sonst so unbeholfene Fürst, was er auch als Besiegter seiner Würde schuldig war. Er gehörte zu den passiven Naturen, deren beste Kraft erst im Leiden erwacht. Seine Haltung machte auf die Spanier und Italiener, so geneigt sie meist waren über die deutschen Bestien zu spotten, einen tiefen Eindruck; einem italienischen Humanisten, der den Krieg mitmachte und beschrieb, erschien dieser echte Sohn der lutherischen Reformation fast wie ein Stoiker des Altertums.

So war denn ohne eine eigentliche Schlacht die Niederlage des deutschen Protestantismus besiegelt. Nichts kann aber die wahren Ursachen dieser Niederlage deutlicher enthüllen, als jener Dankgottesdienst, der in Berlin aus Anlaß

des kaiserlichen Sieges begangen wurde; der kurfürstliche Hofprediger Agrikola, Luthers alter Gegner (S. 571), verglich die Überschreitung der Elbe durch den „frommen" Kaiser mit dem wunderbaren Durchzug der Kinder Israel durchs rote Meer. Daß auch die böhmischen Stände in Prag den Kaiser beglückwünschten und ein Tedeum halten ließen, zeigte die Unzuverlässigkeit einer Verbindung, auf welche Johann Friedrich allzu großen Wert gelegt hatte. Man kann nicht sagen, daß in Kursachsen selbst sogleich völlige Entmutigung eingetreten wäre; noch hoffte man auf die norddeutschen Städte, auf Frankreich, auf den Türken und die Wittenberger schienen der Aufforderung ihres Kurprinzen gehorsam die Stadt „als ihren Kirchhof halten" zu wollen. Sogar an einen Vorstoß auf die Niederlande, „das Herz und die Rentkammer des Feindes", wagte man noch zu denken. Inzwischen sprach der Kaiser im Lager vor Wittenberg dem gefangenen Ächter das Todesurteil, wohl von vornherein ohne die ernstliche Absicht es vollziehen zu lassen. Johann Friedrich, so unerschrocken er auch die Mitteilung des Urteils aufnahm, wurde doch unter einem so starken Druck gefügiger gegenüber den harten Bedingungen, welche ihm die am 19. Mai abgeschlossene Kapitulation auferlegte. Vergebens taten nach der Übergabe der Stadt mit seiner Gemahlin Sibylla der Kurfürst von Brandenburg, zwei Söhne des römischen Königs und eine Reihe von andern Fürsten einen Fußfall vor dem Kaiser; es blieb dabei, daß Johann Friedrich auf die Kurwürde und Kurlande verzichten, seine Festungen dem Kaiser ausliefern und, so lang es diesem beliebte, am Hofe Karls V. oder des Infanten Philipp unter Bewachung bleiben mußte. Die Zumutung sich der Entscheidung des Concils zu unterwerfen, hatte der Gefangene unter Bezugnahme auf die Confession von 1530 und den Reichsabschied von 1544 (S. 747) standhaft zurückgewiesen. Übrigens hatte auch der künftige Kurfürst die Nachteile seines ungleichen Bündnisses mit den Habsburgern zu empfinden; er erhielt keineswegs alles, was er erwartet und gefordert hatte, sondern mußte, um den jungen Ernestinern ein jährliches Einkommen von 50 000 Gulden zu sichern, denselben einen Teil der türingischen Lande und dem König Ferdinand die böhmischen Lehen des ernestinischen Hauses überlassen; von Magdeburg und Halberstadt war zunächst überhaupt nicht die Rede. Sollte der Kaiser, nachdem er eben jetzt einen der vornehmsten Reichsfürsten unschädlich gemacht hatte, so unvorsichtig sein, nun dem Albertiner den Weg zu einer unabhängigen Stellung zu bahnen? Er blieb vielmehr bei dem bewährten Grundsatz des divide et impera; um den hochstrebenden Moritz in einer ständigen Unsicherheit und Abhängigkeit zu erhalten, konnte er sich nichts Besseres wünschen als eine gewisse Fortdauer der Rivalität zwischen den beiden sächsischen Linien und die Person Johann Friedrichs gewann in Rücksicht darauf für ihn einen Wert, den er zuweilen recht absichtlich durch eine freundliche und sogar ehrende Behandlung seines Gefangenen hervorhob. Wie staunten die Wittenberger, als ihr ehemaliger Landesherr zur Pfingstfeier in ihren Mauern erscheinen durfte, unter einem Baldachin, den spanische Edelleute

trugen! Granvelas Sohn, der Bischof von Arras wußte dem Kanzler der jungen Ernestiner nicht genug zu rühmen, wie Alba und er selbst beim Kaiser täglich sich zu ihren Gunsten bemühten; „man muß," erklärte er, „Böses ver-



Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend.
Gemälde von Tizian. (Madrid, Mus. del Prado.)

zeihen, denn was geschehen ist, war vom Schicksal verhängt." Die eigentliche Verantwortung dafür, daß die Freilassung nicht erfolgte, suchte man auf Moritz abzuwälzen. Daß vollends die Ansätze zur Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zwischen den beiden Linien am Kaiserhof keine Unterstützung fanden, versteht sich von selbst; „ein Block werde zwischen beide Herren gelegt," hieß

es auf einem sächsischen Landtag, „daß man nicht einig werde.“ Der begreifliche Widerwille des alten Herrn und der Seinigen gegen den stammverwandten Bluthund und Teufelsbraten paßte vortrefflich in die Absichten dieser habsburgischen Politik, welche darauf hinarbeitete, die ständischen Gewalten des Reichs durch inneren Zwiespalt zu zerreiben und für ein monarchisches Regiment mürbe zu machen.

Noch wagte freilich auch nach der Mühlberger Katastrophe eine protestantische Streitmacht das Feld zu behaupten. Die Truppen der niedersächsischen Städte, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Braunschweig u. a., unter dem Befehl der Grafen Christoph von Oldenburg (S. 724) und Albrecht von Mansfeld, vereinigten sich mit jenem Rest der kursächsischen Armee, der an der böhmischen Grenze operirt hatte, und es gelang ihnen die kaiserlichen Befehlshaber Erich von Braunschweig und Wrisberg, welche Bremen belagerten, nicht nur zum Abzug zu veranlassen, sondern auch den jungen Herzog bei Drackenburg (23. Mai) derart zu schlagen, daß sein zu spät eintreffender Genosse Wrisberg sich begnügen mußte mit der erbeuteten feindlichen Kriegskasse das Weite zu suchen. Die städtischen „Schiffer und Bauern“ hatten den Kaiserlichen diesen Spottnamen tüchtig heimgezahlt. Trotzdem blieb Karl V. die Mühe erspart sich mit der Bekriegung der „festen und armen“ norddeutschen Städte aufhalten zu müssen, da dieselben es vorzogen die Achtserklärung, für welche sich fürstliche Vollstrecker sicherlich leicht gefunden hätten, nicht abzuwarten. Nur Magdeburg war entschlossen sich zu wehren, eine Stadt nach dem Urteil König Ferdinands „von jeher rebellischer und stärker und wichtiger als tausend andere“. Aber der Kaiser wollte sich doch nicht in eine möglicher Weise langwierige Belagerung einlassen, zumal eben jetzt der einzige noch ungebändigte Fürst, der Landgraf, ohne Schwertstreich seine Sache verloren gab. Vergebens nach fremder Hülfe ausblickend, inmitten unzufriedener Untertanen und übelgesinnter Nachbarn, bei den süddeutschen Protestanten als der eigentliche Urheber aller Mißerfolge verrufen, so hatte er Monat auf Monat verstreichen sehen, ohne daß seine Lage anders geworden oder seine Bemühungen beim Kaiser günstige Bedingungen zu erreichen geglückt wären. Welche Umwandlung mußte der ehemals so kampflustige Fürst durchmachen, um sich zu der früher zurückgewiesenen Ansicht zu bekehren, „daß Gott sein Wort vielleicht nicht will durch das Schwert und Gewalt, sondern durch die Predigt, Bekennen, Leiden, Sterben und Kreuz erhalten haben“. Und dennoch war es keineswegs christliche Ergebung, sondern nur allzu sanguinische Berechnung, die den Landgrafen vermochte sich zur Unterwerfung und Abbitte zu bequemen. Sein Schwiegersohn und Kurfürst Joachim konnten beim Kaiser nicht mehr durchsetzen als daß der Landgraf sein Geschütz ausliefern, seine Festungen bis auf eine schleifen lassen und sich selbst auf Gnade und Ungnade ergeben müsse; letztere Bedingungen erläuterte der Kaiser den beiden Vermittlern gegenüber dahin, daß er den Landgrafen nicht am Leib oder mit ewigem Gefängniß strafen wolle, doch sollte Philipp von dieser Erklärung nichts erfahren.

Ausdrücklich wahrte sich also Karl das Recht den Gegner festzuhalten und auch der Verlauf des Unterwerfungsaktes selbst konnte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß er von diesem Recht Gebrauch zu machen entschlossen sei. Nicht seine Schuld war es, wenn Philipp in dem Glauben eine bloße Förmlichkeit zu erfüllen zur Abbitte nach Halle kam; die Verantwortung hiefür traf vielmehr voll und ganz die beiden vermittelnden Kurfürsten, welche dem Landgrafen die Zusicherung gaben, daß es nicht zur Verhaftung kommen werde, und sogar ihre eigene Person dafür zum Pfand setzten. Bekannt ist die Erzählung Sastrows, eines guten Beobachters, daß der Kaiser, als Philipp während des Fußfalls seine fröhliche Stimmung nicht verbarg, ihm drohend zugerufen habe: „Wohl, ich will Euch lachen lehren." Jedenfalls wußten damals bereits die Vermittler, daß Karl dem Gedemütigten nicht die Hand reichen werde. Dieses allbekannte äußere Zeichen der Versöhnung unterblieb, während die kaiserliche Antwort nach Aufhebung der Acht den Landgrafen nur vor Lebensstrafe, Confiskation und ewigem Gefängniß sicher stellte. Wie die Fürsten vorher beim jüngeren Granvela gespeist hatten, so wurden sie jetzt, und darin lag allerdings eine echt spanische Perfidie, zur Abendmahlzeit beim Herzog von Alba geladen, der mit der Verhaftung Philipps beauftragt war (19. Juni). Sollten Moritz und Joachim wirklich nun noch gehofft haben, daß der Kaiser den Mann, den er als seinen ganz persönlichen Feind betrachtete, doch wieder aus der Hand geben werde? Mit allen Zeichen tiefster Bestürzung und Entrüstung protestirten sie gegen Albas Vorgehen, aber ihre Berufung auf ein Mißverständniß ließ sich gegenüber dem klaren Wortlaut der von ihnen mit dem Kaiser getroffenen Abmachungen unmöglich aufrecht erhalten und es blieb ihnen nichts anderes übrig als dem Gefangenen noch ein paar Tage das Geleite zu geben. Als seine kostbarsten Trophäen führte der siegreiche Imperator die beiden Häupter des niedergeworfenen deutschen Protestantismus mit sich zum Reichstag. Er gefiel sich darin, so oft es die Gelegenheit gab, diese Überwundenen die Bitterkeit ihrer Lage recht nachdrücklich fühlen zu lassen; mit höhnischem Lächeln erwiderte er die tiefen Verbeugungen Johann Friedrichs und die trotzige Verzweiflung des Hessen reizte ihn nur zur Verschärfung der entwürdigenden Sicherheitsmaßregeln, welche geradezu an die Behandlung Ludwigs XVI. und seiner Familie im Temple erinnern. Vielleicht war ihm einmal jene Drohrede zugetragen worden, die man dem Landgrafen zuschrieb: „da er kais. Maj. in seine Gewalt bekäme, wolle er sie kreuzigen und auf jede Seite einen Cardinal hängen lassen". Jedenfalls erblickte er in dem rastlosen und nach seiner Überzeugung höchst unzuverlässigen Fürsten das gefährlichste Element, welches bei einer gründlichen Neuordnung der deutschen Verhältnisse, wie er sie eben unternahm, unschädlich gemacht werden mußte. In derben Worten drückt ein Spottgedicht aus jenen Tagen den Umschwung der Dinge aus:

„Kaiser Carl von Gendt
Hat den schmalkaldischen Pundt zertrent. — —

Wirrttenberger gib Wein,
Landgraff schenk ein,
Kaiser Carl trinck aus,
Reich bezals, dem schmalczhafen ist der poden aus."

Jetzt oder nie konnte Karl V. daran gehen Deutschland und Europa seinen Willen aufzunötigen, mit seinen innersten Gedanken Ernst zu machen. Sehr zu seinem Vorteil hatte sich seit einem Jahr die Weltlage verändert. Während er im Reich freie Bahn schuf, um gleichzeitig mit der Ketzerei und der ständischen Libertät aufzuräumen, trat rasch nach einander in England und in Frankreich ein Wechsel der Regierung ein; am 28. Jan. 1547 sank Heinrich VIII. ins Grab, am 31. März Franz I. Man hörte wohl, daß König Heinrich II. die Ausgaben einer Krönung ersparen wolle, um Geld für Rüstungen zu gewinnen, aber zunächst überwog doch am französischen Hof die Abneigung vor einem Waffengang mit dem Sieger von Mühlberg, dessen alter Parteigänger Montmorenci seinen unter Franz verlorenen Einfluß zurückgewann; dafür verschärfte sich aufs Neue der Gegensatz zu England, und obwohl Heinrich II. es nicht unterließ in traditioneller Weise den deutschen Protestanten seine Hülfe in Aussicht zu stellen, wurden doch das Interesse und die Streitkräfte Frankreichs hauptsächlich durch die Vorgänge auf der britischen Insel in Anspruch genommen. Französische Truppen kämpften an der Seite der Schotten gegen England, dem man zugleich das 1546 abgetretene Boulogne wieder zu entreißen plante. England selbst aber ging von diesen kriegerischen Verwicklungen abgesehen nicht nur einer religiösen Umgestaltung, sondern auch einer schweren sozialen Krisis entgegen, welche an die deutsche Revolution von 1525 erinnernd nur einen noch ausschließlicher agrarischen Charakter trug. Eduard Seymour, Herzog von Somerset, der als Lordprotektor während der Minderjährigkeit seines Neffen Eduard VI. das Regiment führte, war selbst dem Evangelium geneigt, ein Feind der Schotten und Franzosen, zugleich absolutistischer Bestrebungen und gewisser demokratischer Sympathien verdächtig; wie hätte in solcher Lage und unter solcher Leitung England daran denken können in die großen Verwicklungen des Kontinents einzugreifen? Nach Osten hin waren die Habsburger durch den Frieden gedeckt, welchen die mit Persien gespannte türkische Regierung am 19. Juni mit Ferdinand abschloß, freilich nur gegen einen jährlichen Tribut des Königs, auch der Gebieter Siebenbürgens Martinuzzi begann seinen Vorteil wieder auf österreichischer Seite zu suchen. Jene antikaiserlichen Verschwörungen und Projekte in Italien (S. 776) waren gescheitert, die genuesische Umwälzung durch einen verhängnißvollen Zufall gleich anfangs ihres Führers Fiesco beraubt, eine Erhebung der Neapolitaner gegen die Einführung der spanischen Inquisition (Mai 1547) mit leichter Mühe beschwichtigt worden. Und dennoch sollte eben von Italien der hartnäckigste Widerstand ausgehen, welchen die Weltherrschaftsplane Karls V. überhaupt gefunden haben. Gegen eine völlige Zermalmung des deutschen Pro-

testantismus ist Niemand in Europa früher und energischer eingeschritten als der Papst.

Wir kennen längst diese seltsame Zwangslage des italienischen Papsttums und ihre tiefgreifenden Folgen (S. 529). Immer wieder sehen sich diese Statthalter Christi, um nicht zu Vassallen eines übermütigen Kaisertums herabzusinken, auf eine zwar nicht ausgesprochene, aber tatsächliche Verbindung mit Elementen angewiesen, deren politische Unterstützung dem an den Kirchenstaat gebundenen Papsttum erwünscht sein mußte, obwohl sie den Kampf gegen Rom auf ihre Fahne geschrieben hatten. Auch Paul III. hat dieser traditionellen Politik gehuldigt, doch wohl nicht ausschließlich als Farnese, sondern auch als Träger der dreifachen Krone. Denn überall vertrat ihm der unbequeme Habsburger den Weg, auf dem Concil nicht minder wie in den verschlungenen Bahnen seiner dynastischen Begehrlichkeiten; überall stieß man mit dem Herrscher zusammen, der über Italien frei verfügen, in Spanien säkularisiren, in Trient kommandiren, in Deutschland den großen Religionsstreit vor sein Forum ziehen wollte. Untrennbar verflochten sich religiöse und politische Interessen; die Unzufriedenheit des Papstes und seiner Legaten über den Einfluß, welchen der Kaiser sich in der Trientiner Versammlung zu sichern strebte, traf mit der Unzufriedenheit des Hauses Farnese zusammen. Noch vor dem Abschluß des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses hatten diese Gegensätze sich bedenklich zugespitzt. Auf dem „allgemeinen" Concil, welches am 13. Dezember 1545 unter Teilnahme von nur 34 Prälaten zu Trient eröffnet worden war, erschienen von vornherein die spanischen Bischöfe und der kaiserliche Gesandte als der eigentliche Kern der Opposition, obwohl auch eine Anzahl von Italienern sich „höchst lutherisch" gebärdete. Das Verlangen des Kaisers mit der Festsetzung der Dogmen zu warten blieb unerfüllt (S. 767 f.), während allerdings auch die päpstliche Partei auf eine völlige Zurückstellung der reformatorischen Arbeiten verzichten mußte. Aber die Beschlüsse, welche in der vierten Session (8. April 1546) verkündigt wurden, brachten mit ihrem unbedingten Festhalten an der Autorität der Vulgata und der Tradition bereits den vom Kaiser bekämpften unheilbaren Bruch mit den Protestanten; wieder gegen den Willen Karls V. erfolgte dann in der fünften Sitzung die Veröffentlichung des Dogmas von der Erbsünde, worauf man sich dem centralen Streitpunkt, der Rechtfertigungslehre zuwandte. Wenn man von den spanischen Bischöfen gelegentlich an den Schutz des Kaisers gegen Rom zu appelliren wagte, drohten auf der andern Seite die Päpstlichen mit Vertagung und Verlegung des Concils. Dafür ließ wieder Karl dem Legaten Cervino sagen, er werde ihn dafür züchtigen und sorgen, daß er nirgends vor ihm sicher sein solle. Und während die Truppen Pauls III. mit dem Kaiser zu Feld lagen, sah der Sohn des Papstes, Pier Luigi, dessen Herzogswürde Karl V. nicht anerkennen wollte, überdies in der Person des neuen kaiserlichen Statthalters von Mailand, Ferrante Gonzaga, sich einen entschiedenen Feind an die Seite gesetzt; vergebens hatte man in Rom gehofft, der wichtige Posten

werde dem jungen Ottavio Farnese zufallen. Kein Wunder, daß Pier Luigi zu seinen alten französischen Beziehungen zurückkehrte, daß er neben Frankreich bei der Verschwörung des Fiesco die Hand im Spiel hatte. Eine Erneuerung der antikaiserlichen Coalition von 1526 (S. 536) schien nahe zu liegen, aber freilich waren jetzt Florenz und Mailand in der Gewalt des Gegners. Trotzdem entschloß sich der Papst mitten im Protestantenkrieg den Kaiser zu verlassen, dessen Erfolge und Ansprüche ihm allmählich geradezu Schrecken einflößten. Denn eben der Ausgang des Donaufeldzugs, so günstig er sich für Karl gestaltete, machte doch eine weitere Anspannung der militärischen und daher der finanziellen Kräfte unvermeidlich; Karl, ohnedies über die feilschende Art des Papstes ungehalten, dessen Subsidien nur langsam flossen, forderte nicht nur jene früher verabredete hohe Besteuerung der spanischen Kirche (S. 768), sondern nichts Geringeres als eine Ausdehnung dieser Maßregel, die eine ganz gewaltige Säkularisation darstellte, auf seine sämmtlichen Reiche und Staaten. Statt dessen rief Paul III. im Januar 1547 unerbittlich seine Truppen aus Deutschland ab; er mochte vor sich selbst diese Maßregel auch damit rechtfertigen, daß der Kaiser bisher den überwundenen Protestanten religiöse Duldung gewährt hatte, statt sie zur Unterwerfung unter das Concil zu zwingen, auf welchem eben damals jener von Karl bedrohte Legat mit der Verkündigung der Rechtfertigungslehre ganz geflissentlich den Spaniern Trotz bot. Den von Trient ferngebliebenen Bischöfen — vor allem die Deutschen waren gemeint — sollte geradezu der Prozeß gemacht werden. Immer mehr nahm die Kirchenversammlung eine nicht nur den Protestanten, sondern auch dem Kaiser feindselige Haltung ein. Furchtbar waren die Zornesausbrüche, welche der Nuntius in Deutschland von dem stolzen Monarchen zu hören bekam; die Entschuldigungen wegen der Truppen seien dummes Geschwätz, die Glückwünsche des Papstes zu seinen Erfolgen erlogen; man habe vielmehr von Anfang an gehofft, ihn in recht langwierige Verlegenheiten zu bringen; der Papst leide offenbar an der Franzosenkrankheit trotz seines hohen Alters. In seinen Verhandlungen mit den Protestanten habe er den Papst deshalb bei Seite gelassen, „weil sein Name so sehr verhaßt sei, und nicht allein in Deutschland, sondern auch in vielen andern Teilen der Christenheit, wegen seiner schlechten Handlungen, so daß seine Erwähnung keinerlei Nutzen, vielmehr nur großen Schaden bringen könne". Als ihm vollends nach dem Tode Heinrichs VIII. von Rom aus die Zumutung gestellt wurde, seine Waffen gegen das schismatische England zu kehren, erklärte er, weder gegen den König von England noch gegen irgend jemand auf der Welt, und wäre es der Allerverworfenste, werde er dem Papst zu liebe das Schwert ziehen; in Zukunft denke er wohl den heiligen Petrus zu verehren, nicht aber den Papst Paul; und was den deutschen Krieg anlange, so rechne er darauf, daß in Ermangelung päpstlicher Soldaten der Nuntius und der Legat sich in die erste Schlachtreihe postiren würden; dann werde man ja sehen, was sie mit ihrem Segen ausrichten könnten. Dagegen äußerte der Papst gegen den französischen Gesandten seine

Befriedigung über Johann Friedrichs Erfolge in Sachsen und versicherte, das französische Geld könne keine bessere Verwendung finden, als zur Unterstützung derer, die dem gemeinsamen Feind Widerstand täten. Und am 11. März erfolgte der Hauptschlag in Trient; ein paar Todesfälle mußten den Vorwand liefern, um das Concil aus der verpesteten Stadt nach Bologna zu verlegen. Die Spanier blieben zurück, dem Beschluß der Majorität trotzend; das Schisma war im Anzug. „Die Verlegung des Concils," urteilt Janssen, „wurde ein Unglück für die Kirche."

Wie in jenem Streit des Kaisers mit Clemens VII. erhoben sich auch jetzt gewichtige Stimmen, welche Karl V. dazu drängten, die vom Papst vernachlässigte Reformation der Kirche selbst in die Hand zu nehmen (vgl. S. 547). Denn einem Concil in Bologna hätte Karl so wenig wie die Protestanten die Entscheidung über die größte Frage der Zeit überlassen. Schon der ketzerisch angehauchte Republikaner Burlamacchi, der 1546 nach einem gescheiterten Versuch, seine Vaterstadt Lucca von der toscanischen Herrschaft zu befreien, in die Hände des Kaisers fiel, hatte diesem den Rat erteilt, mit deutschen und italienischen Streitkräften noch Rom zu marschiren und die Kirche von der verderblichen Last ihres weltlichen Besitzes zu befreien. Und wenn im Februar 1547 König Ferdinand seinem Bruder vorschlug, dem römischen Hof und dem Concil einen durch deutsche und außerdeutsche katholische Theologen vereinbarten Reformationsentwurf zu unterbreiten, fand sich Cosimo de' Medici fast auf den gleichen Bahnen mit seinem Todfeind Burlamacchi. In einem Schreiben an Granvela vom 6. Februar empfahl er vorerst womöglich nicht mit Gewalt, sondern durch das Concil einen derartigen Druck auf den Papst zu üben, daß die ersehnte Reformation der Kirche, d. h. vor allem die Beseitigung des päpstlichen Absolutismus und der priesterlichen Tyrannei auf friedlichem Weg erzielt werde; damit käme zugleich die deutsche Ketzerei von selbst in Wegfall. Das würde S. Majestät doppelt so viel Ruhm bringen als alle seine übrigen Erfolge zusammen. Der Papst allein würde vielleicht daran Anstoß nehmen, aber falls er verzweifelten Widerstand leisten wollte, müßte man ihn „derart züchtigen, daß zu Lebzeiten Sr. Majestät und ihrer Söhne die Päpste es bleiben ließen, jeden Augenblick die Welt in Unruhe zu versetzen".

Den friedlichen Weg einer conciliaren Reform hatte seither Paul III. seinem Gegner versperrt. Es handelte sich für Karl V. darum, zugleich mit Deutschland und mit Rom fertig zu werden.

II. Kaiserliche Reformation.

Mit dem Schatten eines hohen Baumes, mit dem Sonnenstrahl, der ins Fenster dringt, hatte vor wenigen Jahrzehnten ein italienischer Humanist das Kaisertum verglichen; man solle doch einmal versuchen, auch nur eine Unze von diesem Licht in der Hand zu behalten. Dieser ehedem nur allzu berechtigte Hohn war im Jahr 1547 sicherlich nicht mehr am Platz; eine Machtfülle, wie sie seit Karl dem Großen unerhört gewesen war, wie sie im 19. Jahrhundert für kurze Zeit der gewaltige Korse behauptet hat, stand dem siegreichen Spanier zu Gebot. Denn wie ein Sieg des romanischen Elements erscheint seine damalige Stellung in Deutschland; nachdem die Romanen längst beinahe auf allen Gebieten des geschichtlichen Lebens sich den Vorrang erobert hatten (S. 163 ff.), sollte nun die Nation, deren alter Anspruch auf die höchste Würde der Christenheit von einer gründlich veränderten Welt als Anachronismus betrachtet ward, ihrer angemaßten Hoheit entkleidet und durch fremde Hände einer Anarchie entrissen werden, welche sie selbst nicht zu bemeistern vermochte. Deutlich genug spricht die Geringschätzung deutschen Wesens, wie sie uns in den Berichten und Urteilen ausländischer Beobachter begegnet; meint doch ein venezianischer Gesandter geradezu, es sei empörend, daß der Kaiser ohne jede Beiziehung anderer christlicher Fürsten nur von sechs deutschen Herren gewählt werde, unter welchen die drei geistlichen das Aussehen gewöhnlicher Kapläne hätten und die drei weltlichen täglich betrunken seien. Und dennoch war der Reichtum dieser weitausgedehnten deutschen Lande an Geld und Soldaten nicht zu läugnen; die Möglichkeit, über solche Mittel freier als je zuvor zu verfügen, schien jetzt für den Kaiser gegeben. Allenthalben lebte man der Überzeugung, daß er in irgend einer Form die Reichsverfassung ändern, Deutschland monarchisch, „patrimonial" machen werde. Konnte doch die Nachfolge am heiligen Reich seit Friedrich III. eigentlich für so gut als erblich gelten! Jetzt schien jener berufene Spruch, daß alles Erdreich Österreich untertan sein werde, in Erfüllung gehen zu sollen. Ein deutscher Gelehrter ließ sich die Mühe nicht verdrießen, zahllose Prophezeiungen, die von den Zeiten des alten Testaments bis ins 16. Jahrhundert einen großen und heiligen Kaiser angekündigt hatten, zusammenzustellen; dem deutschen Volk freilich war die Lust vergangen in dem unnahbaren fremden Herrscher die Züge des früher ersehnten kaiserlichen Befreiers wiederzufinden. Karl V.



Kaiser Karl V.

Gemälde von Tizian, 1548; München, königl. Pinakothek.

selbst aber, wie die Welt richtig vermutete, hegte schon von Beginn des Krieges an den festen Entschluß „lebendig oder tot" Kaiser in Deutschland zu bleiben. Er ging daran die Rechnung seines Lebens hier abzuschließen.

Wir besitzen ein Bild Karls V. aus jener Zeit, welches von Tizians Meisterhand stammend uns den Gefürchteten recht nahe bringt. Das ist die totenähnliche Gesichtsfarbe, das stechende Auge, der halbergraute Bart des Mannes, den nicht die Last der Jahre, sondern teils die Mühen eines arbeitsvollen Daseins teils körperliche Leiden vorzeitig zum Greis machten. Seiner schwächlichen Konstitution zum Trotz hatte er sich mit dem Aufgebot äußerster Willenskraft zum regelrechten Cavalier und Kriegsmann entwickelt (S. 186f.; 326), wie er ja auch eine angeborne Schreckhaftigkeit, die ihn vor Mäusen oder Spinnen zittern machte, im Ernstfall zu überwinden wußte. Als ihm vor Ingolstadt der Anmarsch der Protestanten gemeldet wurde, bebte er vor nervöser Erregung; kurz darauf, als er im Harnisch und im Sattel war, setzte er sich kaltblütig dem feindlichen Geschützfeuer aus. Aber zu solch physischer Selbstüberwindung kam die jahrzehntelange aufreibende Tätigkeit im Kabinet und dem Körper, dessen zarte Beschaffenheit diesen Anstrengungen nicht völlig gewachsen war, muteten dann die spärlichen Mußestunden des Kaisers noch eine geradezu maßlose Genußfähigkeit zu. Seine Leistungen im Essen und Trinken waren selbst in jener Zeit des gewaltigsten Tafelluxus berühmt und auch das schöne Geschlecht konnte sich nicht beklagen von ihm vernachlässigt zu werden, so wenig Aufsehen seine Liebeshändel machten. Was ihn freilich von den eigentlichen Genußmenschen unterschied, waren die Stille und der nie verletzte Anstand, die seine Teilnahme an den Freuden des Lebens ebenso umgaben wie sein karg bemessenes öffentliches Auftreten. Niemals hat er die Rücksicht auf die Majestät so übermütig vergessen wie ein Franz I. oder wie die hochgebornen Zecher deutscher Nation. Man könnte nicht sagen, daß es jemals fröhlich bei ihm hergegangen wäre; ohne ein Wort zu reden, höchstens über die Späße seines spanischen Hofnarren den Mund verziehend, traf er die Auswahl unter den 24 Gerichten seiner Mittagstafel, leerte er sein stattliches Trinkglas. „Fünfmal so lang als unsereiner," erzählt ein englischer Augenzeuge, „behielt er den Kopf im Glase und trank nie weniger als ein gutes Quart Rheinwein auf einmal." Um die Ratschläge seiner stets anwesenden Ärzte pflegte er sich nicht viel zu kümmern. Neben der lauten Heiterkeit, welche um die Person seines fast überlebhaften Bruders herrschte, nahm sich diese stumme Schwelgerei doppelt seltsam aus. „Er lebt," heißt es in einem französischen Bericht, „wie durch ein Wunder und gegen die Regeln der Natur und Physik." Schwer genug hatte Karl seine Unmäßigkeit in der Arbeit wie im Genuß zu büßen; gichtische und andere Übel waren ständige Begleiter des Herrschers, dessen ausgesprochenes Pflichtgefühl sich doch mit einem nicht minder starken Eigenwillen paarte. Denn in keinem Augenblick verließ ihn das Gefühl seiner Macht; wir kennen die vornehme, immer halb geringschätzige Art, womit er zuweilen sich zu gemessener Scherzrede

herabließ, aus den Aufzeichnungen eines spanischen Edelmannes, dessen originelle Unverschämtheit mehr als einmal beim Kaiser Gnade fand. Denn wirklich sympathisch waren und blieben ihm doch nur seine Spanier, während er Deutsche und Italiener gelegentlich mit unverhohlener Verachtung behandelte. Niemals soll er herzlicher gelacht haben als über einen boshaften Witz, den sich einmal sein Hofnarr auf Kosten der italienischen Kriegsleute erlaubte; seine Vorliebe für den jungen Fürsten von Sulmona wußte man sich nur dadurch zu erklären, daß man denselben zu einem natürlichen Sohn des Kaisers stempelte. Karl war dabei keineswegs unempfindlich für die glänzenden Seiten der italienischen Kultur; er besuchte 1530 in Bologna Kirchen und Klöster nicht etwa nur um der Andacht willen, sondern auch als Kenner und Sammler von Kunstschätzen, wie er ja bekanntlich den größten venezianischen Meister, der ihn öfters malen durfte, als den Apelles seiner Zeit zum Pfalzgrafen und Ritter ernannt und manchen andern Künstler gleichfalls nicht nur beschäftigte, sondern auch geehrt hat. Es kennzeichnet den Kaiser als einen Sohn der Renaissance, daß er auf seinen tunesischen Feldzug einen Maler mitnimmt, daß nach der Beendigung des schmalkaldischen Kriegs der greise Tizian über die verschneiten Alpen kommen muß, um in Augsburg das lebensgroße Bild des Siegers zu schaffen. Wie aber dieses kaiserliche Mäcenatentum nicht ausschließlich dem ästhetischen Genuß, sondern auch der Verewigung seines Ruhmes gilt, so fühlt man sich versucht, bei Karls astronomischen und mechanischen Liebhabereien an den Meister der Staatskunst zu denken, der die Leitung der Menschen, die Ausnützung ihrer Kräfte und ihrer Schwächen wie ein großes mathematisches Problem ansieht.

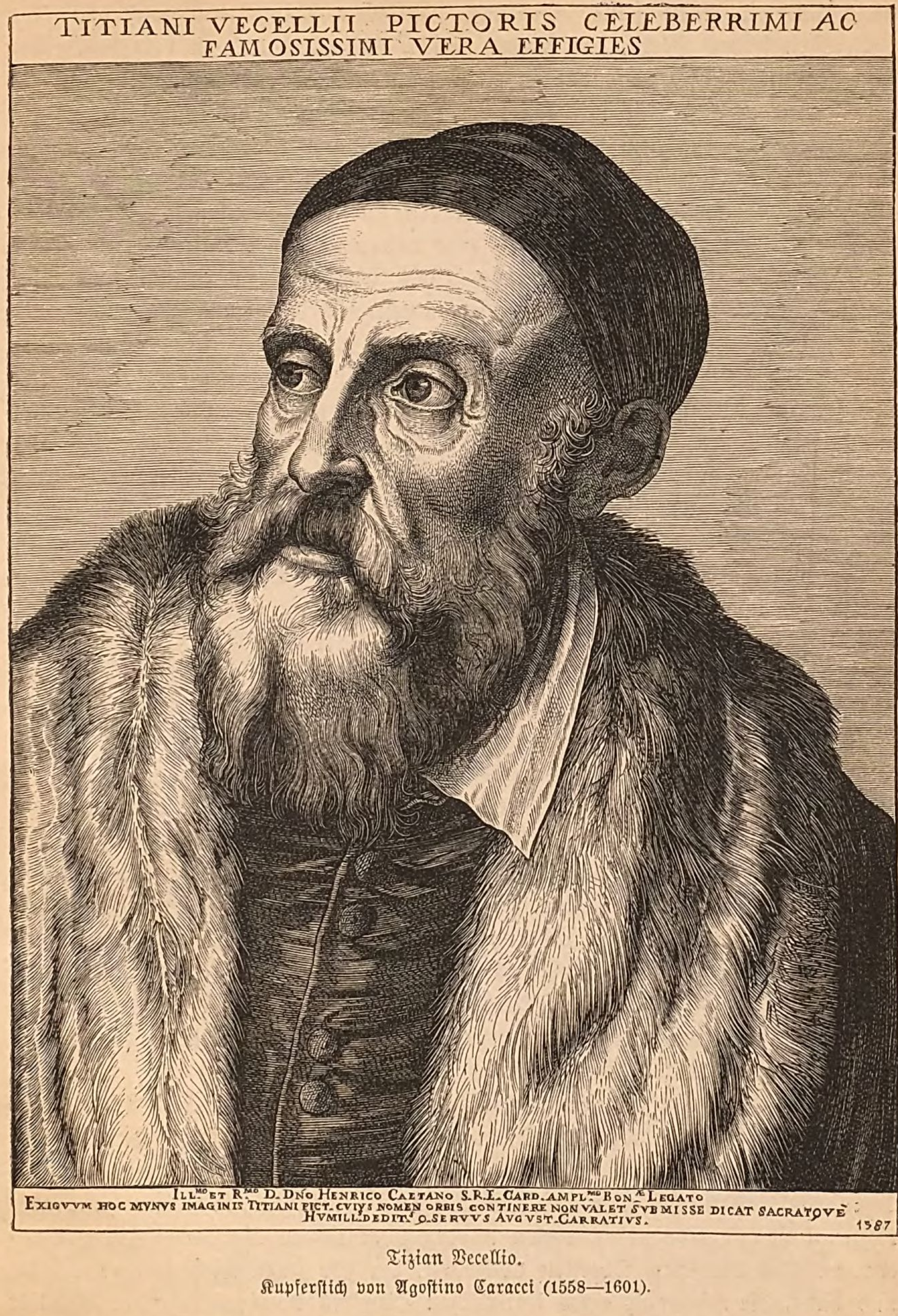
Denn die einzige wahre Leidenschaft dieser verschlossenen Natur war die Politik. Selbst seine gewiß nicht erheuchelte Religiosität ist so durchsetzt von politischen Elementen, die Interessen des katholischen Glaubens und seiner Monarchie decken sich nach seiner Überzeugung so vollkommen, daß in den unaufhörlichen Verwickelungen kirchlicher und weltlicher Dinge, welche jenes Zeitalter herbeigeführt hat, wir niemals den Eindruck gewinnen, als wäre Karl V. durch religiöse Bedenken in der Wahl seiner Ziele und Mittel irgendwie gestört worden. Es ist daher ein Kern von Wahrheit in dem Urteil eines französischen Diplomaten, daß „die Religion, die Gerechtigkeit und die Ehre bei ihm nur soweit gelten als sie seinem Vorteil dienen können, und nicht weiter". Das beste Zeugniß dafür, daß politische Dinge ihn am Tiefsten zu erregen vermochten, ist die schrankenlose Heftigkeit, zu welcher der sonst so behutsame und wortkarge Fürst sich hinreißen ließ, wenn Gegner oder Verbündete ihm einen Strich durch seine Rechnung gemacht hatten. Dann wurde er plötzlich beredt und griff wohl gar zu beißendem Spott oder zu offener Beleidigung. In der Regel bekam man freilich nur den gehaltenen Ernst des kaiserlichen Diplomaten zu Gesicht, der seine schwierigsten Arbeiten selbst zu besorgen gelernt hatte. Zwar genoß eben in den vierziger Jahren Nikolas Perrenot, der ältere Granvela, den Ruf beim Kaiser fast allmächtig zu sein.

Facsimile des Titels von Luthers Handbibel,
aufbewahrt im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin.

Es ist die zu Basel 1509 gedruckte lateinische Ausgabe. Wie auf dem Titel, so befinden sich auch auf sehr vielen Blättern der Bibel zahlreiche Bearbeitungs-Notizen.

Facsimile des Titels von Luthers Handbibel,
aufbewahrt im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin.

Es ist die zu Basel 1509 gedruckte lateinische Ausgabe. Wie auf dem Titel, so befinden sich auch auf sehr vielen Blättern der Bibel zahlreiche Bearbeitungs-Notizen.



Tizian Vecellio.

Kupferstich von Agostino Caracci (1558—1601).

Dieser kluge Burgunder, der sich aus kleinen Verhältnissen zum Vertrauten des mächtigsten Monarchen emporgearbeitet hatte, sah sich von Fürstlichkeiten und Gesandten umschmeichelt und nahm ihre Huldigungen und Geschenke

gleichsam wie einen seiner Stellung schuldigen Tribut entgegen, ohne den Interessen seines Herrn, der darum wußte, deshalb etwas zu vergeben. Der schmalkaldische Krieg war ihm zu einer wahren Goldgrube geworden: schmunzelnd wies er auf seine mit den „peccata Germaniae" beladenen Wagen und Saumtiere. Neben dem stattlichen Vater begannen auch die begabten Söhne ihre Rolle zu spielen; vor allem Anton der Bischof von Arras schien recht eigentlich zur Nachfolge in der väterlichen Stellung berufen. Aber obgleich Granvela sich wohl rühmen durfte, dies und jenes beim Kaiser durchzusetzen, auch zuweilen die Zornesausbrüche seines Gebieters zu entschuldigen oder dessen Unzugänglichkeit durch seine gewinnende Art gutzumachen suchte, die Entscheidung der großen Fragen lag doch keineswegs in seiner Hand. So war er bis zuletzt ein Gegner des deutschen Kriegs gewesen (S. 767); auch mit seinem „Kleistern und Meistern" in Glaubenssachen, um den Protestanten entgegenzukommen, mag er zuweilen Karls persönlichen Anschauungen und Absichten nicht ganz entsprochen haben. Als das anregende Element erscheint dieser Minister mit seiner Unerschöpflichkeit an Vorschlägen, welche er zu Papier bringen und jeden Morgen durch einen des Lesens unkundigen Kammerdiener dem Kaiser zustellen mußte. Nicht aber die Abhängigkeit des Kaisers dürfte sich hieraus ergeben, vielmehr, wie Ranke annimmt, die Gewohnheit des Herrschers, „unzerstreut durch irgend eine fremde Gegenwart, mit sich allein, in der Ruhe des Kabinets" zum Entschluß zu kommen. Er war sich dessen bewußt, daß solche Entschlüsse dann nicht leicht mehr zu erschüttern sein würden; wie er einmal zu Contarini sagte: „ich bestehe zuweilen auch auf schlechten Meinungen."

Fremdartig, wälsch mußte dieses kaiserliche Regiment den Deutschen vorkommen; selbst diejenigen unter ihnen, welche den Fahnen des Kaisers gefolgt waren, glaubten sich hinter den Ausländern zurückgesetzt; „die wälschen Abenteurer," heißt es in dem Tagebuch eines Markgräflichen, „haben es schändlich versehen, aber was die Leute tun, das soll wohl getan heißen." Vollends entsetzt war man über die grauenhafte Zügellosigkeit der spanischen und italienischen Truppen, welche zwischen Freundes und Feindes Land keinen Unterschied kannten und die schlimmsten Roheiten deutscher Landsknechte durch ihre Bestialität gegen Frauen und Mädchen noch überboten. Im Geleite dieser wilden Schaaren zog Karl V. langsam zu dem „geharnischten" Reichstag, welcher am 1. September 1547 zu Augsburg eröffnet wurde. Stadt und Umgebung wimmelten von Kriegsvolk; in Augsburg selbst kam es zu einer bedrohlichen Meuterei der unbezahlten Landsknechte und auf dem Blutgerüst, welches der Kaiser hatte aufrichten lassen, wurde neben vielen andern Exekutionen die Enthauptung eines evangelischen deutschen Obersten vollzogen, der für Frankreich geworben hatte und durch die Hinterlist eines kaiserlichen Offiziers in die Hände der Spanier geliefert worden war. Noch vor dieser Reichsversammlung berief König Ferdinand seine böhmischen Stände, welchen er mit Unterstützung des neuen Kurfürsten Moritz ihre Rebellionsgelüste ausgetrieben hatte, nach Prag; dem

„blutigen“ Landtag der eingeschüchterten Herren und Städter gingen Hinrichtungen vorher und zugleich wurden die böhmischen Brüder, als ein unzweifelhaft oppositionelles Element, mit harter Verfolgung heimgesucht. Unter dem Druck eines allgemeinen Schreckens suchten diese habsburgischen Brüder ganz Mitteleuropa sich gefügig zu machen. Am 10. September fiel der Sohn des Papstes, Pierluigi, in der Citadelle von Piacenza unter den Dolchen adeliger Verschwörer, hinter welchen der kaiserliche Statthalter in Mailand stand; der besetzte die Stadt im Namen des Kaisers, welcher um das Vorhaben gewußt und allerdings Schonung von Pierluigis Person gewünscht hatte, aber weder Gonzaga zur Rechenschaft zog noch seine Beute wieder herausgab. Wer hätte sich vor einer Macht, die solche Mittel nicht verschmähte, noch sicher fühlen dürfen? Am Allerwenigsten die deutschen Fürsten, unter deren Augen Karl ihre gefangenen Standesgenossen mißhandelte; den pommerischen Gesandten zu Augsburg wurde auf die Versicherung, daß ihre Herren schuldlos seien, unter Beziehung auf jenen verhängnißvollen Absagebrief der schmalkaldischen Häupter (S. 780), entgegnet, der Kaiser wolle gegen alle Reichsstände beweisen, daß er allerdings so viel adeliges fürstliches deutsches Geblüt und dazu die Macht habe, den einen wie den andern nach seinem Willen zu strafen. Moritz von Sachsen brachte beim Herzog von Alba die wirksame Schmeichelei an, der Reichstag werde diesmal von kurzer Dauer sein und sich nicht in der hergebrachten Weise, sondern mehr in der Form des Befehls als der Beratung abspielen. Dem entsprach die veränderte Haltung des Kaisers im Verkehr mit den zu Augsburg erschienenen Fürsten; man bemerkte, daß er sie, statt ihnen wie bisher bis zur Treppe entgegenzugehen, jetzt erst in seiner Kammer begrüßte und auch nicht mehr hinausbegleitete. Von den Kurfürsten waren zwei, Köln und Sachsen, eben durch den Sieg des Kaisers zu ihrer Würde gelangt; nur durch kaiserliche Gnade behauptete sich der Pfälzer in seiner Kur, auf welche Baiern sehr nachdrücklich Anspruch erhob. Über dem Herzog von Würtemberg schwebte die Gefahr sein Land, das ihm Karl gelassen, nun durch einen von Ferdinand angestrengten Prozeß doch noch zu verlieren. Die Hohenzollern mußten den Vollzug der früher verhängten Acht gegen ihren Vetter in Preußen besorgen. Es gab, wie Ranke sagt, „kein großes Haus im Reiche, das nicht durch die eine oder die andre Sache von dem Wohlwollen des Kaisers abhängig gewesen wäre“.

Und dennoch mußte auch dieser mächtige Herrscher im Zenith seines Glückes die Kraft des passiven Widerstandes erfahren, welcher in historisch gegebenen Verhältnissen ruht. Karl wollte nach der Analogie des früheren schwäbischen Bundes eine Reichsliga schaffen, welche sämmtliche Stände umfassen, ein stehendes Heer unterhalten und mit dem strafferen Abstimmungsmodus ihrer Bundestage die Schwerfälligkeit der Reichsversammlungen unschädlich, vielleicht am Ende gar unnötig machen sollte. Aber wenn einst die ständische Reichsreform unter Maximilian nicht etwa nur am Widerstand des Königs, sondern auch an der Teilnahmlosigkeit der Stände selbst gescheitert

war, so vermochte jetzt Karl V. das zähe Festhalten am Hergebrachten, welches den Gliedern des heiligen Reichs zur andern Natur geworden war, um so weniger zu überwinden, als diesmal die nicht unbegründete Angst vor einer beträchtlichen Stärkung des Kaisertums hinzukam. Freilich wußte Karl einen Teil seiner Wünsche doch durch eine Reihe von einzelnen Beschlüssen zu erreichen. Man überließ ihm die Neubesetzung des Kammergerichts, dessen Ordnung sorgfältig verbessert und dessen Unterhalt von den Reichsständen übernommen wurde. Man willigte nach einigem Sträuben auch in die kaiserliche Forderung, „etlich Geld im Reich zum Vorrat zu erlegen", d. h. in die Errichtung einer Kriegskasse, welche Kaiser und Stände zur Erhaltung von Frieden und Recht sollten verwenden dürfen. Endlich wurde durch den Vertrag vom 26. Juni 1548 das künftige Verhältniß der Niederlande zum Reich dahin geregelt, daß sie als burgundischer Kreis allerdings zu einer gewissen Teilnahme an den vom Reichstag bewilligten Kriegssteuern und Kontingenten verpflichtet, dafür aber der Jurisdiktion des Kammergerichts nicht unterworfen sein sollten; diesem sehr gelockerten Zusammenhang entsprach es dann keineswegs, wenn das Reich seinerseits die gefährliche Verpflichtung eingehen mußte, die Niederlande für alle Zukunft gegen jeden Angriff zu verteidigen. Eben in Augsburg hatte Karl sich dafür entschieden, diese Lande nicht etwa seiner Tochter, welche den jungen Erzherzog Maximilian heiraten sollte, sondern seinem Sohn Philipp zu hinterlassen. Schon kündigte sich die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung zwischen Karl und Ferdinand über die Successionsfrage an, ohne daß man damals zu festen Abmachungen gekommen wäre. Jedenfalls durfte der Gedanke einer nicht habsburgischen Nachfolge im Reich so gut wie ausgeschlossen erscheinen. Und wie Ferdinand in Böhmen so dachte sein Bruder in Deutschland vorerst das demokratische Element des ständischen Wesens, die Städte, ein für allemal unschädlich zu machen. Auf dem Reichstag sahen sie sich von den Beratungen über das Kammergericht ausgeschlossen; bei der Türkenhülfe wurde ihnen von den höheren Ständen die Hauptlast zugeschoben, ohne daß man sich um ihre Klagen viel gekümmert hätte. Jener alte Gedanke einer engeren Verbindung zwischen Krone und Bürgertum (S. 26) konnte niemals in der Seele eines Herrschers Raum finden, der von jeher gegen die republikanische Unbotmäßigkeit der Städte hatte kämpfen müssen, in Spanien und Italien wie in den Niederlanden und im Reich. Vollends nach den Erfahrungen des letzten Kriegs mochte Karl der Überzeugung leben, daß die Androhung von Gewalt genügen werde, um in diesen so gründlich gedemütigten deutschen Städten auch den religiösen Unabhängigkeitssinn vollends zu töten. Von Reichsständen, welche selbst ihre wohlberechtigten Beschwerden über das spanische Kriegsvolk nur in zaghaftem Ton vorzubringen wagten und seine abschlägige Antwort mit untertänigstem Dank entgegennahmen, glaubte er schließlich auch in der kirchlichen Frage alles erreichen zu können, um so mehr als seine Regelung dieser Frage in der Tat eine gewisse Annäherung an alte Forderungen der Evangelischen in sich schloß.

Jene Religionsgespräche unter kaiserlicher Ägide, noch mehr die Zugeständnisse von 1544 waren bereits über die Grenzlinie des Anteils hinausgegangen, welchen die weltliche Gewalt nach hierarchischen Anschauungen am Austrag religiöser Streitigkeiten nehmen durfte. Das Gespenst einer kaiserlichen Reformation, eines kaiserlichen Schismas war mehr als einmal wenigstens in der Phantasie besorgter Curialen aufgetaucht, wenn auch Karl V. selbst niemals so weitgehende Absichten gehegt hat, wie sie wohl gelegentlich in seiner Umgebung laut wurden. Dagegen konnte man sich daran erinnern, daß einst Clemens VII. und seine theologischen Berater an der Augsburger Confession einigermaßen Geschmack gefunden hatten (S. 643), daß ein Cardinal der römischen Kirche auf dem Regensburger Colloquium den protestantischen Gegnern selbst auf dem heißumstrittenen Boden der Gnadenlehre entgegengekommen war (S. 732f.). Wenn solche römische Unionsneigungen jetzt freilich nicht mehr zu erwarten standen, hatte auf der anderen Seite der Papst durch seine Behandlung des Concils dem Kaiser mehr als genügende Ursache zum Eingreifen gegeben. Da ist es nun äußerst charakteristisch, wie Karl das Oberhaupt der Kirche zugleich zu schrecken und doch wieder zu gewinnen sucht. Die Ermordung Pierluigis und der Verlust von Parma und Piacenza zeigte in Rom, was man von dem zürnenden Kaiser zu gewärtigen habe; es war kein Wunder, wenn ängstliche Gemüter bereits Karl V. an der Spitze lutherischer Heeresmassen gegen die ewige Stadt marschiren sahen. Statt dessen bemühte sich Karl in Augsburg, die sämmtlichen deutschen Stände zur grundsätzlichen Anerkennung des Concils als des höchsten Gerichtshofs in Sachen des streitigen Glaubens zu bringen; es gelang ihm dies auch, indem er „ein freies und genau an die Bestimmungen der Kirche sich haltendes Concil" und bis zu dessen Entscheid eine vorläufige Vereinbarung in Aussicht stellte. Eine Kommission von katholischen Theologen wurde bereits im Oktober 1547 mit der Ausarbeitung eines solchen Provisoriums betraut, die Sendung eines Bevollmächtigten vom Papst erbeten. Aber während es dem Kaiser gelungen war über die sehr widersprechenden Ansichten der Stände hinweg seinen Willen durchzusetzen, wurde seine in Rom gestellte Forderung, die Zurückverlegung des Concils, welchem sich ganz Deutschland zu unterwerfen bereit sei, nach Trient, der Versammlung zu Bologna zur Begutachtung überwiesen und natürlich abgelehnt; man dürfe nicht für die Wiedergewinnung Deutschlands das Heil der gesammten Christenheit aufs Spiel setzen. Dafür vernahmen am 16. Januar 1548 die Väter zu Bologna den feierlichen Protest des Kaisers, welchen der Botschafter Mendoza kurz darauf in Rom vor Papst und Cardinälen wiederholte. Der Kaiser sprach der Versammlung zu Bologna den Charakter eines Concils ab und erklärte kraft seines Amtes die Kirche vor dem durch Papst und Versammlung heraufbeschworenen Unheil schützen zu wollen. Noch vor diesem Schritt hatte Karl zu Augsburg die vorläufige Vereinbarung über die Religion wieder in Angriff genommen, und zwar diesmal mit Beiziehung der Reichsstände, wenn auch unter dem

Vorbehalt eigener endgültiger Entscheidung. Erst nachdem ein Ausschuß, den er auf Ersuchen der Stände selbst ernannt hatte, statt einer Verständigung nur getrennte und sich ausschließende Vorschläge der beiden Parteien zu Tage gefördert hatte — die Katholischen verlangten ursprünglich sogar volle Restitution der geistlichen Güter — erst da entschloß sich der Kaiser wirklich den Weg zu betreten, den ihm sein Bruder längst angeraten hatte (S. 797). Sein Werk, in welches er sowohl den Ständen als dem von Rom abgehenden Nuntius erst nach der Vollendung den Einblick gestattete, ist das vielberufene Interim.

Mit der Fertigstellung der „kaiserlichen Zwischenreligion" hatte er freilich persönlich nur insofern zu tun, als er die theologische Kommission ernannte, welche dieser mit größter Heimlichkeit umgebenen Arbeit oblag. Neben dem bekannten Ireniker Julius Pflug wurde der Mainzer Weihbischof und kaiserliche Rat Michael Helding (Sidonius) beigezogen; als Grundlage diente eine von beiden vorgelegte, übrigens wesentlich von Pflug herrührende formula der Religionsvergleichung. Zum protestantischen Gehülfen gab sich der eitle kurbrandenburgische Hofprediger Agrikola her, der nach Luthers Tode beteuert hatte, er wolle für die Reinheit der Lehre gern sein Leben hingeben, ein Jahr darauf aber jene Jubelpredigt über den Sieg bei Mühlberg hielt. Butzer, dessen Teilnahme gleichfalls gewünscht wurde, kam allerdings nach Augsburg, war aber weder in Gutem noch mit Drohungen zur Unterzeichnung des Interim zu bewegen. Denn es gehörte allerdings die ganze Einbildung und Verblendung eines Agrikola dazu, um das Buch, welches um die Mitte März 1548 fertig vorlag, für den Anfang zur Evangelisirung ganz Europas zu erklären; rühmte er sich doch geradezu nicht allein die ganze Sache geleitet, sondern den Papst reformirt und den Kaiser lutherisch gemacht zu haben! Tatsächlich hat die Mitarbeit dieses fragwürdigen Vertreters der Reformation nicht gehindert, daß in dem Interim, wie Beutel sich ausdrückt, eine rechte „Zwangsjacke des deutschen Protestantismus" geschaffen wurde. Der geistige Vater des Werks war Pflug, nicht Agrikola, und überdies nahmen an seiner Vollendung neben jenen drei Theologen auch einige Spanier, darunter Karls Beichtvater Soto, regen Anteil, während nachträglich noch manches nach den Wünschen der katholischen Reichsstände abgeändert wurde. Daran ist nun entgegen der früher herrschenden Ansicht Ranke's nicht zu denken, daß Karl V. ursprünglich beabsichtigt hätte, das Interim beiden Parteien, den altgläubigen wie den „abgesonderten" Ständen, als Norm aufzunötigen; die kaiserliche „Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll" galt nur den Evangelischen, während die Katholischen diese provisorische Neuordnung zwar durch ihre Beistimmung zum Reichsgesetz erheben, keineswegs aber in ihren eigenen Gebieten beobachten sollten. Freilich mag dem Kaiser die eine Zeit lang hierüber bestehende Unklarheit zumal bei den Protestanten ganz erwünscht gewesen sein, aber für die Behauptung, daß er einzelnen evangelischen Fürsten die Al-

Des Interims vnd Interimisten warhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yderman sonderlich bey dem Bretspiel/vnd der grossen Kannen mit Bier/yhr andacht vnd messig leben erkennen kan.



DEr Chorschůler geplerr vnd sang
Hat jns pabsts kirch stets sein clanz
[illegible] alle leuth
Brůllen yhn/rath was es bedeut.
Es mus die laruen Kirche sein
Dauon Gots wort meldet gar fein.
Die den ynnern Chor in Gots Haus
Mit grosser gewalt stossen hinaus.
Nur ein laruen Kirche richten an
Dem Teuffel geben raum vnd ban.
Das ehr die Hertzn einnehm vnd bsitz
Vnd die leute mit grosser hitz.
Des Bapsts Kirche folge vnd gleub
Sie mit seim heůcheln vbertenb.
Mit Orgeln/lesen/vnd singen
Mit Cleidern vnd glocken klingen.
Mit Speise trincken vnd essen
Mit jren frůe vnd hohen messen.
Gott zu dienen sich vermessen
Vnd der rechten Kirchen gar vergessen
Welch allein jm rechten glauben steh
Vnd in warer lieb einher geht.

Gots willen allzeit thut
Vnnd fur sein zorn sich vleissig hut
Bleibt vnerschrocken bey Gots wort
Wirdt nicht durch menschen gesetz betort.
Es weis itzt ein yglicher knab
Das menschen tradition furn fur ab.
Das hertz/mit yrem grosen schein
Von Gots wort vnd Geist zur hellen pein
Sie vertunckeln Gots gnad fur war
Vnd leschen aus den glauben gar.
Sie bewegen weit das hertze mehr
Dan Gots wort vnd die reine lehr.
Wolt yr nu bleiben auff rechter ban
So must yr solchs gleuben vnd nemen an.
Wer nit beim Herrn Christ will bleiben
Vnd sein wort stets vben vnd treiben.
Der fhare hin zum Bapst in sein reich
So bekompt ein yeder seins gleich.
Es ist aber sunde vnde schande
Das man yn der Christen lande.
Dem Babst mehr sol gleuben vnd trawen
Auff yhn vnd sein lůgen mehr bawen.

Den auff Got vnd sein lieben Sohn
Der vns aus grosser lieb von seim thron.
Sein ewigs Wort hat zugesandt
Dadurch wir sein willen han erkandt.
Dem können wir nie widerstreben
Sie mögen vns drůber nemen.
Gut/Ehre/Leib vnd Leben
Sie sollens gwis wider speien vnd ge
Dan wir habens Got heimgestalt
In sein willen/gnad vnd gewalt.
Der wirdts gewis also machen
Das wir zuletz werden lachen.
Denn Got spricht: yr solt balt essen
Vnd ewre fresser wider fressen.
Wen nun Got in sein Worten leugt
Vnd vns durch sein zusag betreugt.
So wollen wir zweiffeln vnd verzagen
Vnd nichts mehr nach Got fragen.
Dem Bapst oder Türcken hangen an
Es gilt doch gleich bey welchm wir stan.
Dan beide durch yhr schein vnd Wort
Haben sie alle Welt betort.

In Summa.

Regnum Dei non est esca et Potus/ Rom. 14
Regnum Dei non est in sermone sed in uirtu-
[illegible] Timoth. 4.
Regnum Dei non uenit cum externa obseruati-
one/sed est intra uos. Luc. 17.
Non omnis qui dicit mihi Domine/Domine/
(Hoc est. der Vesper vnd Metten singet)
intrabit in regnum coelorum/sed qui facit
voluntatem Patris mei qui in coelis est.

Zu Deutzsch.

Gottes Reich die Christenheit/ stehet nicht im
singen/ Lesen/Essen/Trincken/oder Cleidern/
wie des Bapsts Kirche / Sonder im glauben/
Liebe/gericht/vnd gerechtigkeit.

Durch Pancratius Kempff.
Brieffmaler zu Magdeburg.

Facsimile eines gleichzeitigen gegen das „Interim" gerichteten Flugblattes.

gemeingültigkeit des Interim förmlich zugesagt habe, ist der Beweis bisher nicht erbracht worden. Sicherlich lag ihm der Gedanke durchaus fern, die beiden wichtigsten Zugeständnisse des Buchs, utraquistische Communion und Priesterehe, den altkirchlichen Ständen vorschreiben oder auch nur empfehlen zu wollen, obwohl ja diese Concessionen bald nach dem Reichstag von 1530 sogar in Rom für allenfalls zulässig erklärt worden waren (S. 643). Außerdem bot das Interim den Protestanten eigentlich nur einzelne und noch dazu recht zweideutige Anklänge an ihre Lehre und Ausdrucksweise, weniger in der Rechtfertigungslehre selbst als in dem Artikel von der Messe und an einigen andern Stellen, wie z. B. auch das Fegfeuer mit Stillschweigen übergangen war. Die Gesammthaltung des Buches muß trotzdem als eine katholische bezeichnet werden; vor allem sollten die Protestanten nicht allein die Jurisdiktion der Bischöfe anerkennen, sondern auch die ganze Last der abgeschafften Ceremonien, die sieben Sakramente, die täglichen Messen, die Fasten, die Heiligenverehrung, die Benediktionen wieder annehmen. Das war ja eben der leibhaftige Papismus, wie ihn die Stürme der Reformation aus den Kirchen und auch aus den Herzen hinausgefegt hatten. In der Meinung des Volks wogen jene äußeren Unterschiede schwerer als alle dogmatischen Spitzfindigkeiten; evangelische Theologen vollends mußten entweder die Welt oder sich selbst belügen, um in dieser Verordnung etwas anderes zu sehen als den offenkundigen Übergang zu voller kirchlicher Reaktion.

Mit gutem Recht konnte Karl V. die von Baiern veranlaßte Zumutung der katholischen Fürsten, daß die Protestanten auch noch ausdrücklich auf die Augsburger Confession verzichten sollten, als „aller Vernunft entgegen" zurückweisen. Den geistlichen Ständen hielt er in persönlicher Ansprache vor, wie man bei den Gegnern mehr als je zuvor gewonnen und überdies zu hoffen habe, daß der Gewinn später noch reichlicher sein werde. Am 15. Mai wurde das Interim der Reichsversammlung vorgelegt und vom Mainzer Kurfürsten im Namen aller angenommen, ohne daß sich Widerspruch erhob. Aber als unmittelbar nachher Kurfürst Moritz erklärte, er müsse sich erst mit seinen Ständen und Theologen ins Benehmen setzen, als Markgraf Hans von Küstrin die Annahme des Interims standhaft verweigerte und Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken eine rasche Durchführung mit Rücksicht auf die Untertanen als unmöglich bezeichnete, als der gefangene Johann Friedrich allen Lockungen und Drohungen gegenüber fest dabei blieb, daß er um diese Sache, die der Seelen Seligkeit betreffe, leiden wolle, was Gott über ihn verhänge: da mochte der Kaiser ahnen, daß auch die glänzendsten Erfolge seiner Waffen den unsichtbaren Feind noch immer nicht überwunden hatten. „Die öffentliche Meinung auf dem Reichstag," schrieb einer seiner Räte am 26. Juni, „welche wohl einen Schluß auf die Gesinnung der Leute zuläßt, geht dahin, daß kein Mensch gern das Interim annimmt, daß man aber in solcher Zeitlage mancherlei verspricht, was man später nicht zu halten gedenkt. — Der Kaiser kämpft für die Religion gegen das Haupt, welches der Papst ist, und gegen zwei

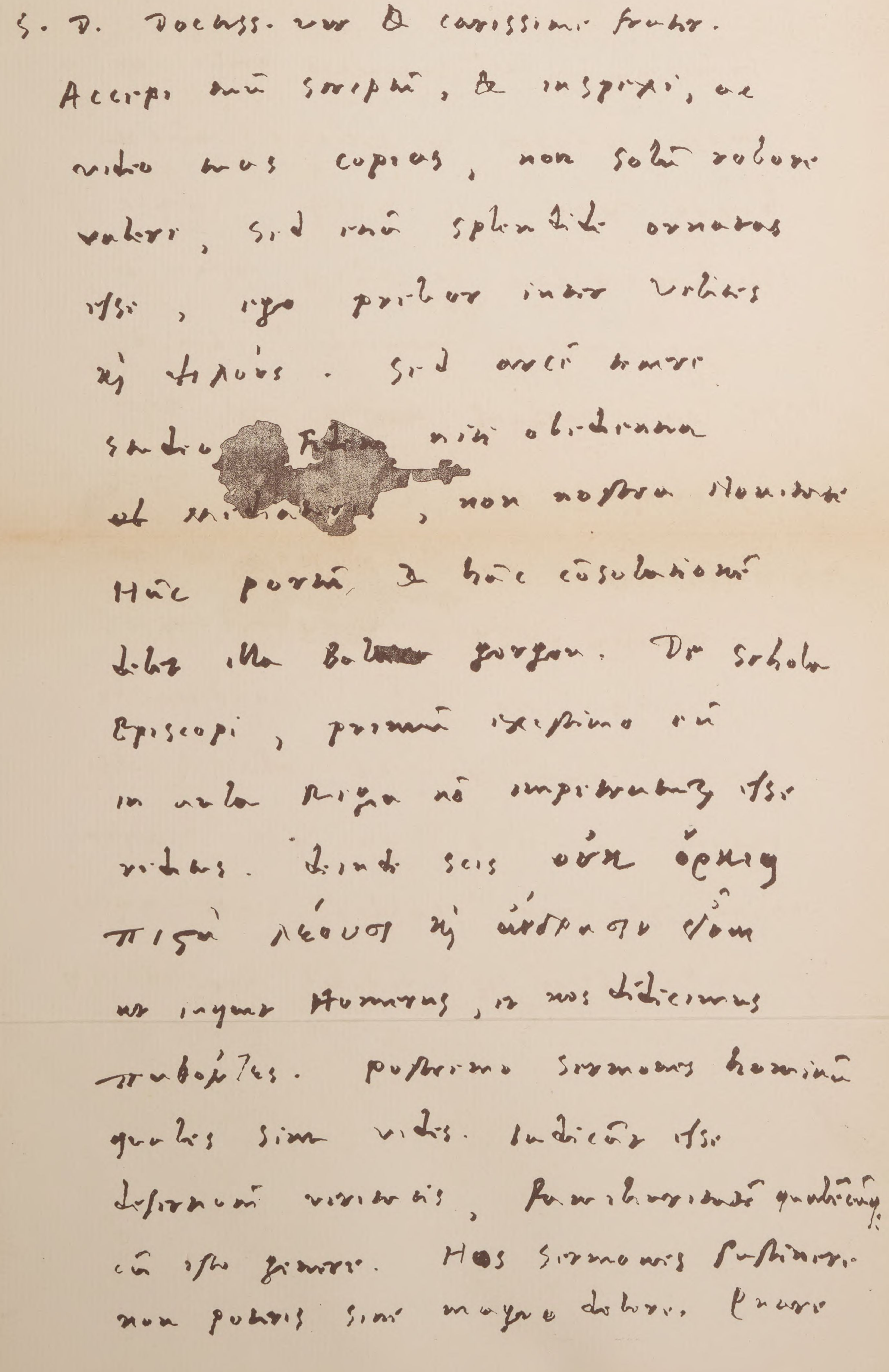
Glieder der Kirche in Deutschland", d. h. gegen die Masse der Protestanten und gegen die geistlichen Fürsten. Denn die letzteren waren über die ihnen vom Kaiser zugemutete Reform ebenso ungehalten wie über die unterbliebene Restitution des säkularisirten Kirchengutes.

Der Vizekanzler Seld hat nachmals versichert, eine gewaltsame Durchführung des Interims sei nicht geplant worden; sie wäre nach seiner Ansicht auch völlig wertlos gewesen. Aber an Drohungen ließ man es nicht fehlen, vor allen den Städten gegenüber, welchen ihre inferiore Stellung im Reich damals ohnedies bei jeder Gelegenheit zu Gemüt geführt wurde (S. 784; 804). Sie müßten, rief ein kaiserlicher Rat dem Frankfurter Gesandten zu, das Alte wieder lernen; „man soll euch Leute schicken, die es euch wohl lernen; ihr sollt noch spanisch lernen". Es war doch eine ernsthafte Mahnung, als Karl in Augsburg und Ulm die nach seiner Ansicht allzu demokratischen Verfassungen umstieß und die Regierung in die Hände der Ehrbaren legte. In den „ungeschickten und untauglichen" Zünften war hier zugleich das evangelische Element getroffen, während bei der Unterwerfung von Constanz umgekehrt das niedere Volk aus Abneigung gegen den streng reformirten Charakter des Regiments die Katastrophe mitherbeiführte. Einen spanischen Überfall hatte die wegen des Interims gerüstete Stadt tapfer abgeschlagen, aber die drohende Haltung des Kaisers führte die Bürgerschaft zu dem verzweifelten Entschluß, sich mit Verlust ihrer Freiheit und evangelischen Religion unter die schützende Hoheit des römischen Königs zu begeben. König Ferdinand hätte Lust gehabt ein für Österreich so vorteilhaftes Verfahren auch an Straßburg zu probiren, aber die mächtige Stadt wurde wie schon früher (S. 783) so auch jetzt in Anbetracht der gefährlichen Nähe Frankreichs und der Eidgenossen vom Kaiser sehr glimpflich behandelt, so daß sie ungestraft die Annahme des Interims umgehen und trotz Einräumung einiger Kirchen den Katholischen die Übung ihrer Religion auf alle Weise erschweren durfte. Aber auch in jenen Städten, welche sich ausdrücklich dem kaiserlichen Gebot gefügt hatten, war diese Nachgiebigkeit keineswegs gleichbedeutend mit wirklicher Durchführung. Immerhin begann für die hervorragenden evangelischen Kirchenmänner an der Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit der Boden heiß zu werden; so wichen Alber aus Reutlingen, Wolfgang Musculus aus Augsburg, Blaurer aus Constanz, Brenz, dessen abenteuerliche Flucht zu einer Art von Legende Anlaß gab, aus Hall, Osiander aus Nürnberg. Selbst in Straßburg war für Männer wie Butzer und Fagius, als sie dem Rat Stillschweigen über das Interim geloben sollten, kein Platz mehr; beide fanden die ehrenvollste Zuflucht in England, wo eben damals die Evangelisirung unter der Ägide des beweglichen Primas Cranmer rasch voranging. Nicht immer freilich bewährte sich die anfangs kundgegebene Gesinnung; so wurden die Ulmer, unter ihnen Matthias Frecht, der zelotische Verfolger eines Sebastian Franck, in kaiserlicher Haft bald von ihrem Widerstand abgebracht. Aber der Unwert solcher erzwungener Gefügigkeit lag auf der Hand, während den Gestalten

Transscription zu dem
Facsimile des Briefes von Melanchthon an Friedr. Staphylus.

I. S. D. doctissime vir et carissime frater.
Accepi tuum scriptum et inspexi, ac
video tuas copias non solum robore
valere sed etiam splendide ornatas
esse, ego prelior inter velites
καὶ ψιλούς. Sed arcem tenere
studeo, fidem niti obedientia
mediatoris, non nostra novitate.
Hunc portum et hanc consolationem
debet illa Baltica Gorgon. De schola
episcopi primum existimo cum
in aula regia non impetraturum esse
videtur, deinde scis οὐκ ὅρκια
πιστὰ λέουσι καὶ ἄνδρασιν εἶναι
ut inquit Homerus, et nos didicimus
παθόντες. Postremo sermones hominum
quales sint vides. Iudicant esse
desertionem veritatis, familiaritatem qualemcunque
cum isto genere. Hos sermones sustinere
non poteris sine magno dolore. Quare
II. tuae tranquillitati rectius consules,
si omnino abstinebis ab episcopi
familiaritate. In academia
Rostochiana tranquillam et
honestam functionem habere te
posse existimo. Ego si hac nostra
sede expellar, quod reliquum erit
vitae, deo iuvante, in precatione
et privatis studiis
peragam. Nosti ipse quae
fuerit mea sedulitas, quas
tulerim aerumnas, nunc qualis
gratia redditur! Scio haec ita
fieri inter homines et sapienter
ferenda esse. Sed si deus
mihi tranquilliorem
senectam preberet, magnum beneficium
esse ducerem, quem quidem oro, ut
servet ecclesiam et nos gubernet.
Bene vale. Cal(endis) Januarii

Philippus.


S. D. Doctiss. vir & carissime frater.
Accepi tuum scriptum, & inspexi, ac
video tuas copias, non solum robore
valere, sed etiam splendide ornatas
esse, ergo prorsus inter velites
καὶ ψιλούς. Sed arcem tamen
[illegible] nisi obtineam
[illegible], non nostra Homerus
Hanc portam & hanc consolationem
habet illa Ba[illegible] gorgon. De schola
Episcopi, primum respondeo tibi
in aula Regia nō impetratum esse
[illegible]. Deinde scis οὐκ ὅρκια
πιστὰ λέουσι καὶ ἀνδράσιν εἶναι
ut inquit Homerus, et nos didicimus
παθόντες. postremo sermones hominum
quales sint vides. Indicant esse
discrimen [illegible], [illegible] quodcunque
cum isto genere. Hos sermones sustinere
non poteris sine magno dolore. Quare

Facſimile eines Briefes von Melanchthon an Friedr. Staphylus (1513—1564), Profeſſor der Theologie in Königsberg.
Vom 1. Januar [1551?]. Originalgröße. Berlin, Königl. Geh. Staatsarchiv.

tuae tranquillitati rectius consulis, si omnino abstineas ab Episcopi familiaritate. In Academia Rosecchiana tranquillam et honestam functionem habere te posse existimo. Ego si hac me sede expellar [illegible] reliquum vitae, Deo iuvante, in precationi et privatis studiis ~~[illegible]~~ peragam. Nosti ipse quae fuere mea studia, quas subierim aerumnas. Nunc quales gratiae redduntur! Scio haec iam fieri inter homines, et saepe ferenda esse. Sed ~~[illegible]~~ si Deus ~~[illegible]~~ mihi tranquilliorem secretum praebuerit, magnum beneficium esse ducam, quod quidem oro ut servet Ecclesiam, et nos gubernet. Bene vale. Cal. Januarii

Philippus

jener Vertriebenen etwas vom Glanz des Martyriums zu Teil wurde. Und ihre Charakterfestigkeit trat in noch helleres Licht durch die bedauerliche Schwäche, welche die ehemaligen Vorkämpfer der Reformation, die Wittenberger in diesen Tagen der Prüfung zeigten.

Man muß allerdings zugeben, daß der neue Landesherr Moritz und seine Theologen sich in einer sehr peinlichen Lage befanden. So wenig Moritz Bedenken trug gelegentlich am katholischen Gottesdienst oder auch an einer Prozession teilzunehmen — hatte er doch am Morgen vor der Mühlberger Schlacht mit den habsburgischen Brüdern die Messe gehört — so widerwärtig mußte ihm die Forderung sein an einer kirchlichen Reaktion teilzunehmen, welche ganz geeignet war ihm die Herzen seiner Untertanen vollends zu entfremden. Die Bergleute im Erzgebirg, so schrieb ihm einer seiner Vertrauten, hätten mit aufgehobenen Händen gebetet, „daß Gott E. Gn. wollte bei seinem Wort erhalten und beistehen". Es war gewiß nicht leicht sich zugleich die Gnade des Kaisers und die Anhänglichkeit der sächsischen Protestanten zu erhalten, obwohl Moritz und manche seiner „carlowitzigen" Räte von Gewissensbedenken kaum geplagt wurden; der junge Fürst wendet sich einmal geradezu an den Cardinal von Trient, um für den ungestörten Besitz seiner säkularisirten Klostergüter die nötigen Privilegien vom römischen Stuhl zu erlangen! Und am 28. April 1548 schrieb an den einflußreichsten Berater des Kurfürsten, Christoph von Carlowitz, Melanchthon jenen berüchtigten Brief, worin er allerdings seine Einwendungen gegen das Interim nicht ganz verbarg, aber zugleich, um die eigene Fügsamkeit so stark wie möglich herauszustreichen, das Andenken seines großen Freundes beschimpfte. „Ich habe ja," äußert er, „schon ehedem eine recht häßliche Knechtschaft erduldet, da Luther oftmals mehr seiner Natur, in welcher eine nicht geringe Streitsucht steckte, als seiner Würde oder dem gemeinen Nutzen Rechnung trug." Er wies jede Urheberschaft an der neuen evangelischen Kirche von sich, die er für einen bloßen Notbehelf erklärte, und erinnerte sich daran, wie ungemein sympathisch ihm in seiner Knabenzeit die katholischen Ceremonien gewesen seien. Carlowitz beeilte sich den Brief zu verbreiten, der, obwohl ein Gemisch von Aufrichtigkeit und Lüge, doch als vollgültiges Zeugniß von der Herzensmeinung des Reformators aufgenommen ward. Der mißtrauische Groll des Kaisers gegen Melanchthon ließ sich freilich nur schwer besiegen, zumal als aus der nämlichen Feder, welche jenen Brief geschrieben, die erste öffentliche Kritik des Interims hervorging; freilich erfolgte der Druck derselben ganz gegen den Willen des Verfassers, der sich nicht schämte ein Exemplar eigenhändig zu zerreißen. Und zugleich seufzte er in seinen wirklich vertraulichen Schreiben unabläſſig über diese Zeit der Betrübniß; „ich habe es deutlich gefühlt," äußert er wiederholt, „daß mir der Tod leichter sein würde als die Zustimmung zu der Augsburger Sphinx". Aber dazu bot er doch, freilich widerstrebend, die Hand, daß Moritz nach langwierigen Verhandlungen auf einem Landtag im Dezember 1548 das spottweise sogenannte Leipziger Interim durchbrachte,

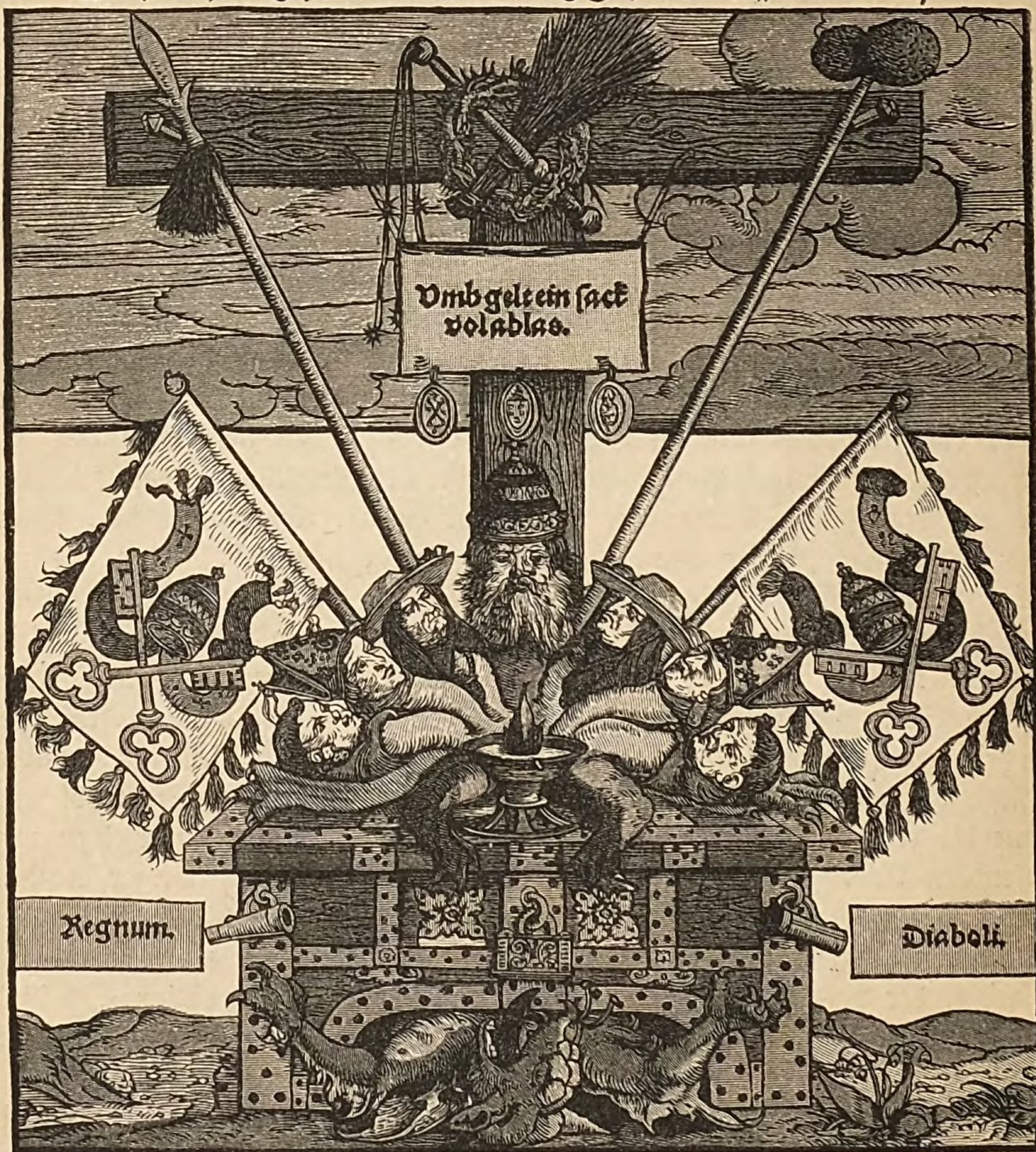
welches der kaiserlichen Ordnung gegenüber eine Art von Abschlagszahlung darstellt. Abgesehen von einer stark schillernden Rechtfertigungslehre enthielt es weitgehende Zugeständnisse hinsichtlich der Adiaphora, der als gleichgültig bezeichneten äußeren Formen des kirchlichen Lebens; „aus Liebe und zu Abwendung aller Weiterungen" sollte nicht nur der bereits verschollene Chorrock, sondern fast der ganze Apparat des katholischen Kultus wieder eingeführt werden. Gegen diese „geistliche Schande der Mameluken" erhob sich mit dem ganzen Feuer des Südländers Matthias Vlacich (Flacius), ein junger Wittenberger Professor, der Amt und Familie verließ, um seiner Überzeugung treu bleiben zu können. Windig genug war in der Tat die Berufung jener theologischen Opportunisten auf Luther, der ja allerdings viele von den alten Gebräuchen nur zögernd und allmählich aufgehoben hatte. „Allein," sagt Ranke, „welch ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, das Hergebrachte einstweilen bestehen lassen und das bereits Abgeschaffte wiederherstellen." Und das Verhalten eines Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger schlug nicht allein der öffentlichen Meinung des protestantischen Deutschland ins Gesicht, sondern stach ganz besonders unliebsam ab von der Entschlossenheit, womit neben den landflüchtigen Geistlichen, den exules Christi, auch eine Reihe norddeutscher Städte den Kampf gegen den neuen Gewissenszwang aufnahm. In Hamburg, Bremen, Braunschweig, vor allem in Magdeburg (vgl. S. 792) erklärte man das „teuflische" Interim für unannehmbar. Das war jedenfalls ehrlicher und männlicher gehandelt als jene halbe Einführung und tatsächliche Abschwächung, womit man sich in Kursachsen und auch in Kurbrandenburg durchzuhelfen suchte; denn selbst Kurfürst Joachim, den sein Vetter Albrecht „das dicke Interim" nannte, ließ eine mit Moritz vereinbarte Modifikation fälschlich als die vom Kaiser ausgegangene Ordnung veröffentlichen, während man in Wirklichkeit auf die bestehenden Einrichtungen von 1540 (S. 690) zurückgriff. Melanchthon riet unter der Hand einem märkischen Freund, die ihm anstößigen „albernen Ceremonien" durch seinen Diakonus ausführen zu lassen. Beide Wege aber, der offene und der verdeckte, führten im Grunde zu ein und dem nämlichen Ziel; die kaiserliche Reformation fand nirgends im evangelischen Deutschland einen Boden, wo sie ernstlich Wurzel schlagen konnte.

Hier müssen wir, zum letzten Mal, der wirksamen Teilnahme des deutschen Volkes gedenken, wie sie in zahllosen Flugschriften und Liedern sich kund gibt und wenigstens in ihrer stürmischen Lebhaftigkeit an die zwanziger Jahre zurückerinnert. In solchen Zeiten, das räumte selbst der nichts weniger als demokratische Melanchthon ein, durfte die Volksstimme nicht überhört werden. Wie wäre das auch möglich gewesen, da von allen Seiten und aus allen Schichten die Klagen, Spott- und Drohrufe erschollen! Mit einem wahrhaft grimmigen Vergnügen wird von diesen meist namenlosen Kritikern das kaum fertige Werk des siegreichen Kaisers zerpflückt, beschmutzt, der Verwünschung und dem Gelächter preisgegeben. Agrikola, der protestantische Mitarbeiter und Fürsprecher, trug vielleicht den Löwenanteil an einer Ver-

unglimpfung davon, die sich ihm gegenüber sogar in Tätlichkeiten umsetzte; in einem türingischen Städtchen wäre er um ein Haar gesteinigt worden. Schon vor der Publikation des Interims hatte ihn Markgraf Johann auf eine Prophezeiung aufmerksam gemacht, welche für 1548 einen falschen Propheten ankündigte; und von der eignen Hand dieses Fürsten geschrieben ist ein im Berliner Archiv verwahrter „Kleiner catechismus, szo der achtbare pawermann Sch... lebius (Agricola Islebius) seiner romischen kirche zu trost vnd zu wirklicher frucht vnd besserunge seines eingebornen zarten kindeleins Interim genandt — hatt lassen ausgein". Herr „Grickel" konnte sich übrigens damit trösten, daß in manchen Äußerungen eines evangelischen Unwillens der Kaiser selbst kaum besser wegkam; „ein man Carlus der fünfft genant", heißt es in einer langatmigen Dichtung, habe endlich nach zwanzigjähriger Schwangerschaft ein grausames Tier geboren. Mit besonderer Vorliebe wird hier und anderwärts die Gräuelgestalt dieses antichristischen Ungetüms ausgemalt, etwa als ein dreiköpfiger Drache mit Schlangenschwanz, Skorpionsstachel, Adler- und Krötenfuß; „dieser wurm heißt auff Latein Interim". Oder das unselige Buch, dessen Bezeichnung überdies zu den verschiedensten Wortspielen Anlaß gab, erscheint als „das schöne heuchelische vnd gladstreichende ketzlein, genannt Interim". Wort und Bild in diesen Machwerken zeigen freilich bereits ein entschiedenes Herabsinken von der echt volkstümlichen Kraft und Roheit der früheren Jahrzehnte zu nüchternem Phantasiespiel und gesuchter Pflege des Häßlichen und Gemeinen, eine Veränderung, welche wohl auch ohne die religiösen Kämpfe eingetreten wäre, aber doch aus ihnen einen ganz besondern Anreiz schöpfte. Damals (1549) schuf der Wittenberger Student Dedekind den berüchtigten Grobianus, dessen Unflätigkeit von den Zeitgenossen als der Inbegriff von Witz und Humor betrachtet wurde. Damals rief Flacius, der vornehmste Wortführer der protestantischen Opposition: „es stinkt kein Dreck so übel in unseren Nasen als das Papsttum, welches der allergarstigste Teufelsdreck ist, vor Gott und seinen heiligen Engeln stinket".

Und dennoch war dieses Übermaß wenigstens für den Augenblick kein Zeichen innerer Schwäche, wie man beinahe denken könnte, sondern es sprach sich in diesen verwilderten Formen alles aus, was noch von Unabhängigkeitssinn in der schwer bedrängten Nation vorhanden war. Während die Großen sich beugten, fanden die Kleinen den Mut zum Protest und zum verzweifelten Widerstand. Wie vor dem Bauernkrieg zogen wieder volkstümliche Propheten umher und predigten gegen das Interim; ein Frankfurter Leineweber verkündigte in Küstrin, der Kaiser werde wegen des Interims noch viel Blut vergießen, zuletzt aber werde Gott ihm einen Ring durch die Nase legen. In dem älteren lutherischen Lied „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort" (S. 764) traten wohl an die Stelle des Türken die Spanier oder der Kaiser; als Gesellen des Teufels werden in einem andern Lied der Kaiser, sein Bruder und die verräterischen Protestanten in den höllischen Pfuhl verwiesen:

Das sibenhabtig Pabstier Offenbarung Johannis Tessalonl. 2. Cap.

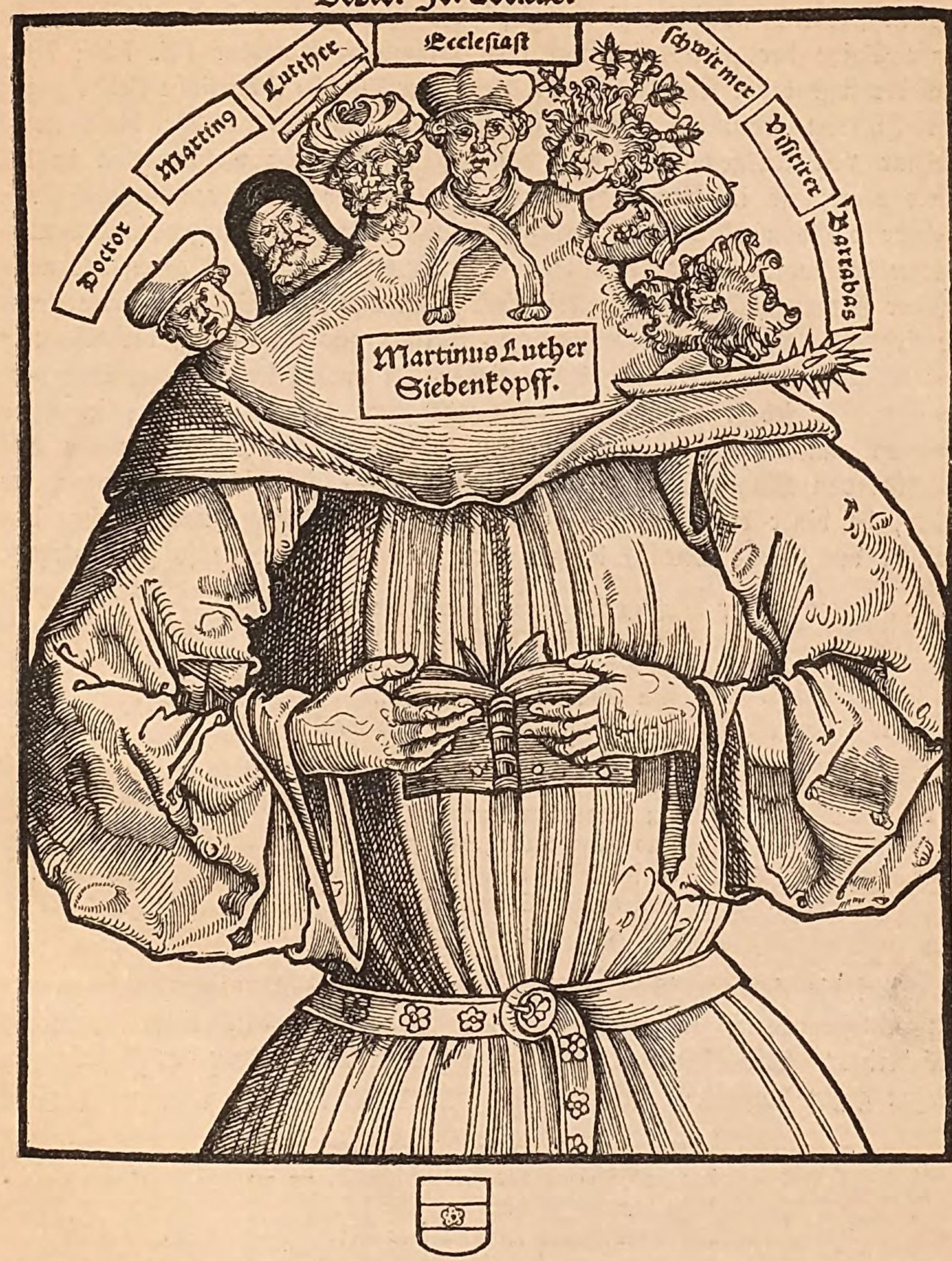


Schawet an das siben hewbtig tier
Gantz eben der gstalt vnd manier
Wie Johannes gesehen hat
Ein tier an des meres gestat
Das hat siben vngleicher haubt
Eben wie diß pabstier gelaubt
Die waren all gekrünt bedewt
Die blatten der gaistlichen lewt
Das thier das het auch zehen horen
Deüt der gastlig gwalt vñ rumoren
Das thier trüg Gottes lesterung
Bedeüt jr verfürische zung
Das thier was aim pardel geleich
Bedeüt des Bapst mördische reich
Das auch hinricht durch tiranney
Alles was jm entgegen sey
Auch so hat das thier peren füß
Deüt das das Euangeli süß
Jst von dem bastum̃ vndertretten
Verschart/verdecket vñ zerknetten
Das thier het auch ains löwen mund
Bedeüt deß bapstum̃ weiten schlund
Den doch gar nie erfüllen thetten
Aples/pallium noch annatten
Bann/opfer/peicht/stifft zü Gotsdienst
Land vnd leüt Künigreich rent vñ zinst
Das es alles hat in sich verschlunden
Das thier entpfieng ain tödlich wunden
Deüt das Doctor Martin hat gschriben
Das bapstum̃ tödlich wund gebieben
Mit dem otten des Herren mund
Gott geb das es gar gee zü grund
Amen.

Ein gegen den Ablaß gerichtetes Flugblatt aus der Reformationszeit.

„Herr gott von himel, steh uns bei
und straf des kaisers tyrannei
und stewer seinem toben!
er macht sich gott vom himel gleich
und stieß ihn gern auß seinem reich,
das sich, o gott dort oben!“

Sieben Köpffe Martini Luthers
Vom Hochwirdigen Sacrament des Altars / Durch
Doctor Jo. Cocleus.



Facsimile eines gegen Luther gerichteten Flugblattes aus der Reformationszeit.

Seine würdigen Anhänger sind der Mordbrenner Moritz mit seinen gottlosen Juristen, „von Mecklenburg das böse Kind" (der junge Herzog Georg), die falschen Christen, Schmeichler und Buben Witzel, Grickel (Agri=

cola), Sidonius, Philips (Melanchthon) und Pomeranius (Bugenhagen), welche gottlosen Sophisten Gott ohne Zweifel bald strafen wird. Solche Stimmungen herrschten in dem seit Juli 1547 geächteten Magdeburg, wo als in „Gottes und Christi Kanzlei" die theologischen Intransigenten, an ihrer Spitze der greise Exbischof von Naumburg Amsdorf (S. 740; 784) und der jugendliche Eiferer Flacius, eine unermüdliche literarische Fehde gegen das Interim eröffneten. Die Bitterkeit der Schriften, welche diese kleine Schaar von Ausgestoßenen aus der letzten Burg der Reformation in die Welt warf, ist in solcher Lage ebenso begreiflich wie der hussitische Geist, welcher die von aller Welt verlassenen und bedrohten Bürger und Landsknechte der tapfern Stadt erfüllte und zu wilden Gräueltaten gegen das nahe Kloster Hammersleben hinriß. Wie einst Zizka und seine Schaaren betrachteten sie sich als „Werkzeuge des göttlichen Zorns" zur Austilgung der Abgötter und Abgöttereien. Aber dazwischen ließen sich auch helle frische Klänge vernehmen, die jedem rechten Deutschen ans Herz dringen mußten; in tiefer Not und im Kampf um die heiligsten Güter scherzten die Lieder der Belagerten von Magdeburg der edeln Jungfrau — „den schla de donner dar neder, de diner ehr begert" — und von ihren Schätzen, nach welchen den Kaiser, den Judas Moritz, die Spanier und Mönchsknechte so sehr gelüstet:

„Zuo Magdenburg auf der brucken
da ligen drei hündelein,
sie heulen alle morgen,
kein Spanier lassen sie ein.
Zuo Magdenburg auf dem markte
da ligt ein faß mit wein,
wil in der kaiser trinken,
ein landsknecht muoß er sein. —
Zuo Magdenburg in der werden stat
da seind der büchsen vil,
sie trauren alle morgen,
daß der kaiser nit komen will."

Auf die eigentümlichste Weise mischen sich die echt nationalen Züge mit den alttestamentlich fanatischen in der „Klag und Bitt eines sächsischen Mägdleins". Wir glauben uns zuweilen fast in die Zeit vor den Befreiungskriegen gegen Napoleon versetzt:

„Kein man, kein man in deudschem land,
der uns schützet vor solcher schand! — —
Kein schmuck an meinem leibe sei,
biß Deudschland werde wider frei,
kein man noch jüngling hie auf erd,
dem ich freundlich zusprechen werd."

Aber am Schluß betet die Jungfrau, Gott möge nach den zwei alten Kriegshelden Deutschlands Arminius und Kaiser Otto jetzt den dritten senden, „ach herr, ich mein einen Jehu"; das ist der gewaltige israelitische Rächer,

der vom Jünger des Propheten Elisa gesalbt ward, um das Haus Ahabs zu schlagen, seinen eignen königlichen Herrn und dessen Verwandte und alle Diener Baals zu vernichten.

König Ferdinand schrieb einmal seinem Bruder, die Ausführung des Interims werde vor allem durch das Ausbleiben der höchstlichen Vollmachten verhindert, welche den deutschen Bischöfen die Zulassung der utraquistischen Communion und der verheirateten Geistlichen in den unter ihre Jurisdiktion zurückkehrenden ketzerischen Gebieten ermöglichen und den protestantischen Fürsten den Fortbesitz der Kirchengüter sichern sollten. Aber alle Machtfülle Karls V. brachte es nicht dahin, den greisen Papst in einen gefügigen Helfer der kaiserlichen Reformation zu verwandeln. Furchtbar hatte die Hand des Kaisers das widerspenstige Haus Farnese getroffen (S. 803); das Pseudoconcil in Bologna fristete ein hoffnungsloses Dasein und auf die Hülfe Frankreichs bestand keine Aussicht, solange Heinrich II. durch seine Teilnahme am Kampf zwischen England und Schottland (S. 794) gefesselt war. Trotzdem ließ Paul III. nicht ab alle Mittel zur Erneuerung einer antikaiserlichen Coalition aufzubieten, während er gleichzeitig hoffte den Kaiser durch eine zweideutige und hinhaltende Politik in Sachen des Interims und des Concils doch noch zur Erfüllung seiner dynastischen Wünsche zu nötigen. Die Ermordung seines Sohnes, so hatte er vor den Cardinälen erklärt, könne er als Mensch verzeihen, nicht aber die Beraubung der Kirche, für welche er Rache nehmen wolle, und wenn er den Märtyrertod darüber leiden müßte. Später sagte er zum französischen Gesandten: „ich will dem Kaiser zur Ader lassen, ohne daß er sein Blut sieht". Denn seine kriegerischen Absichten scheiterten teils an jener englisch-schottischen Verwicklung teils aber auch am Mißtrauen der Franzosen, obwohl das Oberhaupt der Kirche kein Bedenken trug ihnen bald ein Bündniß mit den Türken bald eine kräftige Unterstützung der deutschen Protestanten zu empfehlen. So blieb ihm nichts übrig als durch scheinbares Entgegenkommen und tatsächlichen Widerstand in den brennenden kirchlichen Fragen auf den Kaiser einen gewissen Druck auszuüben. Jene Vollmachten für die deutschen Bischöfe wurden möglichst spät und nicht in der gewünschten Ausdehnung erteilt, noch später veröffentlicht; erst im Aug. 1549 verkündigte der Cardinal Otto Truchseß von Augsburg an seinem Bischofsitz die päpstliche Anerkennung des Interims. Kurz darauf, im September löste Paul die Versammlung zu Bologna auf, aber zugleich suchte er dem Trientiner Concil die Lebensader zu unterbinden, indem er den Zusammentritt einer Reformationscommission in Rom betrieb und vier von den Vätern zu Trient in dieselbe berief.

Als „einen Abgrund von tiefster Verschlagenheit, zügelloser Habgier und krankhafter Selbstsucht" charakterisirt Brosch die päpstliche wie die kaiserliche Politik jener Tage. Wirklich drehte sich dieser Kampf zwischen Kaiser und

Papst ausschließlicher als je zuvor um rein dynastische Interessen, kurz gesagt um Parma und Piacenza. Paul III. hat vertraulich geäußert, er lasse die Vollmachten für Deutschland absichtlich ungenügend ausfertigen, um dem Kaiser gegenüber ein Mittel der Pression in der Hand zu behalten; die Sache mit der Religion und die Sache mit Piacenza wollte er nicht getrennt behandelt wissen. Auf der andern Seite war Karl V. fest entschlossen seine Herrschaft in Italien vollends auszubauen, nicht hier und dort wieder zerbröckeln zu lassen. Er behielt das geraubte Piacenza und beanspruchte nicht nur für diese Stadt, sondern auch für Parma, welches Pauls Enkel Ottavio von der Kirche zu Lehen trug, im Namen des Herzogtums Mailand die Lehenshoheit. Weit freier als in Deutschland konnte doch die spanische Politik in Italien ihre letzten Ziele verfolgen; ihr schroffster Vertreter, der italienische Renegat Gonzaga, hätte am Liebsten gegen den Kirchenstaat Gewalt gebraucht, wie er auch die Unterwerfung von Genua und Siena, die Wegnahme venezianischer Plätze ins Auge faßte. Siena erhielt in der Tat spanische Besatzung und mußte sich eine Umänderung der Verfassung im aristokratischen Sinn aufnötigen lassen, ähnlich wie es kurz vorher in Augsburg geschehen war (S. 808). Man sprach bereits von einem oberitalienischen Königreich, welches für den längst (S. 730) mit Mailand belehnten Infanten Philipp geschaffen werden sollte. Noch mehr, sogar eine unmittelbare Beschlagnahme des päpstlichen Stuhls traute man diesen Habsburgern zu, seit einmal Kaiser Maximilian solche Gelüste gezeigt hatte (S. 66); es wurde bald dem römischen König, bald Karl V. selbst die Neigung angedichtet, sich nach dem jedenfalls nahe bevorstehenden Ableben des alten Papstes mit der dreifachen Krone zu schmücken. Paul III. rühmte sich freilich mehr als einmal, er werde den kränklichen Kaiser noch überleben. Aber statt dessen sah er kurz vor seinem Tod den gehaßten Gegner eben dadurch im Vorteil, daß der große europäische Kampf zwischen Frankreich und Spanien einen förmlichen Zwiespalt im Haus Farnese hervorrief. Von den päpstlichen Enkeln war der mit Parma belehnte Ottavio Schwiegersohn des Kaisers (S. 682), Horazio mit einer natürlichen Tochter Heinrichs II. verlobt. Die Franzosen drängten darauf, daß Parma auf ihren Schützling übertragen werde. Da nun beim Kaiser die Rückgabe Piacenzas durchaus nicht zu erreichen war, entzog Paul III. dem Ottavio, welcher nicht abgeneigt war den Spaniern gegen Entschädigung auch Parma in die Hand zu spielen, diese Stadt. Ottavio verließ ohne Wissen seines Großvaters Rom, um Parma auf eigne Faust wieder zu gewinnen, aber der dortige päpstliche Befehlshaber widersetzte sich standhaft, obwohl ihm ein Breve, welches der im Sterben liegende Papst ausgefertigt hatte, die Übergabe befahl. Denn dahin hatte es der rastlose Ehrgeiz dieses Familienhaupts zuletzt gebracht, daß die Enkel, die er groß und größer zu sehen wünschte, ihm gegenüber ihren selbständigen Willen geltend machten. Er hat einmal ausgerufen, sie wollten ihn ermorden; jetzt erlag der 83jährige Greis einem Krankheitsanfall, welchen man als die unmittelbare Folge jener

Aufregungen ansah (9. Nov. 1549). Es ist wohl unmöglich zu sagen, ob die letzten Annäherungen Pauls III. an Frankreich ernst gemeint waren oder nicht; jedenfalls scheint sein Enkel Cardinal Farnese trotz aller gegenteiligen Versicherungen beim Conclave von Anfang an eine antikaiserliche Richtung verfolgt zu haben. Zum letzten Mal bot sich für jene katholische Reform, als deren vornehmsten Vertreter wir ehedem Contarini kennen gelernt haben (S. 733; 751), die Aussicht auf die Leitung der Kirche; der „Cardinal von England", Reginald Pole, ein Seitenverwandter des Königshauses, aber von Heinrich VIII. als heftiger Gegner der königlichen Kirchenpolitik zum Tod verurteilt, galt bereits für gewählt, wie er auch vom Kaiser eventuell ins Auge gefaßt worden war. Aber indem Pole, von dem Fanatiker Caraffa offen der Ketzerei beschuldigt, von den „alten, reichen und liederlichen" Cardinälen ebenfalls perhorreszirt, den Vorschlag zurückwies sich ohne Stimmenzählung, durch „Adoration" wählen zu lassen, versäumte er die Gelegenheit und nach einem hartnäckigen Kampf von mehr als fünfzig Skrutinien wurde durch Farnese und die Franzosen der ehemalige Präsident des Trientiner Concils, del Monte, auf den Stuhl Petri erhoben (7. Febr. 1550).

Der neue Papst Julius III. hatte sich vor seiner Wahl Frankreich gegenüber durch eidliche Zusage gebunden. Trotzdem zwang diesen unbedeutenden Träger der Tiara, der gleich dem Farnese eifrig auf das Wohl seiner Familie bedacht war, die Macht der Verhältnisse sich vor allem der Gunst des Kaisers zu versichern. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß er in Sachen des Concils sich gefügiger zeigte als sein Vorgänger. So wurde am 14. Nov. 1550 wirklich die Bulle erlassen, welche den Wiederbeginn der Trienter Versammlung mit dem 1. Mai des folgenden Jahres verfügte. Freilich war von einem aufrichtigen und rückhaltlosen Einverständniß zwischen den beiden Häuptern der Christenheit auch jetzt nicht die Rede; wie Karl V. sich in einem geheimen Protest vorbehielt später gegen etwa aus der Bulle sich ergebende Nachteile offen aufzutreten, so hoffte Julius III. im Stillen das Concil vielleicht dadurch wieder los werden zu können, daß die Protestanten, um deren willen es der Kaiser betrieb, sich zu einer Anerkennung der Trienter Beschlüsse keinenfalls herbeilassen würden. Vorerst geriet allerdings der schwache Papst, nachdem er einmal die Hand geboten hatte, ganz ins Schlepptau der habsburgischen Politik; die Entfremdung zwischen ihm und König Heinrich II., dem er doch nach eigenem Geständniß nächst Gott seine Erhebung verdankte, wurde durch den immer engeren Anschluß der Farnesen an Frankreich vollkommen. Ottavio hatte von dem neuen Papst Parma zurückerhalten, aber er erkannte die Unmöglichkeit den Kaiser von seinen Absichten auf diese Stadt abzubringen und war entschlossen mit französischer Hülfe zugleich seinem geistlichen Lehnsherrn und seinem kaiserlichen Schwiegervater Trotz zu bieten. Im Sommer 1551 mußte Julius wohl oder übel gegen den unbotmäßigen Vassallen die Feindseligkeiten eröffnen; damit war seine Parteinahme in dem von Neuem ausbrechenden Kampf zwischen Frankreich und Spanien erklärt.

Die Erneuerung dieses Kampfes ergab sich mit Notwendigkeit aus der veränderten Weltlage. Am 24. März 1550 machten England und Frankreich endlich Frieden; Heinrich II. hätte nicht König von Frankreich, nicht Franzose sein müssen, um gegenüber einem solchen Ausbau der habsburgischen Hegemonie, wie er eben jetzt im Gang war, untätig zu bleiben. Denn allmählich wagte Karl V. mit seinen innersten Gedanken hervorzutreten, freilich nicht vor die Oeffentlichkeit, aber was die Welt davon erfuhr, genügte doch, um die alten Besorgnisse vor einer österreichischen Universalmonarchie vollauf zu rechtfertigen. So wenig sich verkennen ließ, daß der Kaiser gewillt war in der großen kirchlichen Frage das letzte Wort zu behalten, so wenig konnten seine energischen Bemühungen um eine gesicherte Zukunft der habsburgischen Weltmacht Geheimniß bleiben. Mit der katholischen Kirche sollte auch das heilige römische Reich unter spanische Botmäßigkeit gebracht werden. Für die Fortführung und Befestigung seines Lebenswerks in seinem Geist schien dem kaiserlichen Vater doch nur der eigne Sohn volle Gewähr zu bieten.

Wie für das Interim (S. 797) so gab König Ferdinand auch für die Ordnung der Succession eigentlich die erste Anregung, die er freilich selbst als eine „närrische Phantasie" bezeichnete. Während Karl geradezu an die Umwandlung des Kaisertums in eine Erbmonarchie gedacht zu haben scheint, machte ihm der Bruder im November 1546 den Vorschlag, die Kurfürsten nur für die nächsten zwei oder drei Wahlen zur ausschließlichen Berücksichtigung des Hauses Habsburg zu verpflichten. Vorerst war ja durch die Königswahl von 1531 (S. 628) Ferdinands Nachfolge gesichert, aber bei dem geringen Altersunterschied zwischen den Brüdern konnte ja eine wiederholte Erledigung des Trons rasch genug eintreten. Und da faßte nun Karl den Entschluß die Nachfolge im Reich nach seinem Bruder nicht etwa auf dessen ältesten Sohn Maximilian, sondern auf den Infanten Philipp übertragen. Erst während des Augsburger Reichstags kam die Sache, deren sich inzwischen das Gerücht bereits bemächtigt hatte, zwischen den Brüdern wieder zur Sprache und man verglich sich dahin, sie zunächst ganz ruhen zu lassen, bis der Infant in Deutschland eingetroffen sein werde. Denn eben an diese Reise des Kaisersohns knüpften sich die Vermutungen, daß Karl ihm entweder die römische Königswürde zu Lebzeiten Ferdinands zuwenden oder vielleicht den Bruder selbst dazu bestimmen wolle, gleich auf seine eigne Nachfolge zu Gunsten des Prinzen zu verzichten. Die kaum beschwichtigte Unruhe des römischen Königs fand dann immer neue Nahrung, als Philipp wirklich von Spanien herüberkam und nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in Deutschland hier und dort als der künftige Herr geehrt wurde; schon wagte man, wie ein kursächsischer Agent vom Kaiserhof berichtet, die Abtretung des Reichs an den Prinzen in lebenden Bildern darzustellen. Und diese Reise war erst dadurch ermöglicht worden, daß Ferdinands ältester Sohn Maximilian seinen Vetter und Rivalen in der spanischen Reichsverwesung abgelöst hatte. Die beiden Vettern waren gleichaltrig, Philipp am 21. Mai, Maximilian am 31. Juli 1527

geboren. Aber der Sohn des römischen Königs, eine schöne stattliche Erscheinung, wuchs in Böhmen und Deutschland heran; seine Muttersprache war deutsch wie seine Neigung zum Trunk, die ihm der Vater zum schwersten Vorwurf machte. Wenn er sonst auch manchen Anstoß gab, durch seine Liebeshändel, seine Leidenschaft für Musik, seinen harten Kopf, seine religiöse Lauheit, so ließ sich doch nicht verkennen, daß der junge Herr, der bereits zwei Feldzüge mitgemacht und vor dem Reichstag die Eröffnungsrede gehalten hatte, in hohem Grad die Fähigkeit besaß, die Menschen für sich zu gewinnen. Der Kaiser hatte allen Grund durch Entfernung dieses Neffen, dem in Spanien die Infantin Maria vermählt wurde, für seinen Sohn freie Bahn zu schaffen und die Gelegenheit eines unmittelbaren Vergleichs zu beseitigen, welcher dem Spanier nicht zum Vorteil ausschlagen konnte. Denn der kleine schmächtige Kaisersohn, dessen mangelhafte Haltung im Turnier von der ritterlichen Gewandtheit Maximilians unliebsam abstach, war durch und durch Spanier und seine Bemühungen sich als einen eifrigen Freund deutschen Wesens zu geben trugen gar zu deutlich den Stempel des Erkünstelten und Angequälten. Wohl betrank er sich, um mit den zechenden Kurfürsten auf gemütlichen Fuß zu kommen; wohl versäumte er außerdem keine Gelegenheit sich den Deutschen im günstigsten Lichte zu zeigen, wie er z. B. jene Ulmer Prediger aus ihrer Haft befreite und für protestantische Fürsten, für Würtemberg, Ottheinrich, den Landgrafen Fürbitte einlegte. Aber das alles konnte den ungünstigen Eindruck spanischer Steifheit nicht verwischen, in welche dieser unjugendliche, jeder Frische entbehrende Jüngling doch immer wieder zurückfiel. Man verübelte es ihm höchlich, daß er, während der Kaiser die Formen der Höflichkeit stets sorgfältig beobachtete, sich die Begleitung der deutschen Fürsten gefallen ließ, ohne nur den Kopf nach ihnen umzuwenden. Wie wußte sich dagegen Maximilian, so dringend er auch seine baldige Heimkehr betrieb, in Spanien einzuleben und beliebt zu machen! Um so lebhafter mußten Karl und Philipp wünschen die Sache noch in Abwesenheit des gefährlichen Familienglieds auf dem Augsburger Reichstag von 1550 in Ordnung zu bringen.

Aber hier trafen nun einmal die Interessen der jüngeren habsburgischen Linie ganz offenbar mit der in Deutschland und vor allem bei den deutschen Fürsten herrschenden Stimmung zusammen. Wir kennen Ferdinands echt habsburgischen Ehrgeiz; im schmalkaldischen Krieg waren weder seine Absichten auf Kursachsen (S. 782) noch seine Hoffnung Würtemberg zurückzuerhalten (S. 783 f.) in Erfüllung gegangen. Und nun entzündete diese Zumutung, die Kaiserwürde, deren die junge österreichische Monarchie kaum entraten konnte, spanischen Händen zu überlassen, die ganze Leidenschaftlichkeit seines Temperaments. Nicht allein in seinem Vorteil, auch in seiner Ehre fühlte er sich verletzt und er gab während des Reichstags, der im Juli 1550 eröffnet wurde, seiner Erbitterung so kräftigen Ausdruck, daß Karl nach seinen eigenen Worten nahe daran war vor Ärger zu „krepiren". Ferdinand kämpfte nicht allein; wie der Kaiser seine Schwester Maria zu Hülfe rief, die

schon früher den römischen König zu begütigen und umzustimmen gesucht hatte, so setzte Ferdinand durch, daß Maximilian, inzwischen (1549) bereits in Böhmen zu seinem Nachfolger gewählt, Spanien verlassen und an der Entscheidung Teil nehmen durfte. Der junge König trat unterwegs in höflichen Verkehr mit Frankreich; in Augsburg vermied er seinen Vetter so geflissentlich, daß er selbst bei der Belehnung Philipps mit den Niederlanden nicht erschien. Karls Bestreben den Bruder durch Hintertreibung der für Ungarn geforderten Türkenhülfe mürbe zu machen verschärfte natürlich die gegenseitige Gereiztheit, die man sich kaum mehr bemühte vor der Welt zu verbergen. Nach einem Gespräch über die Tronfolge, berichtet der französische Gesandte, bekam der Kaiser vor Zorn einen Fieberanfall; die Königin Maria sah man gleichfalls zornrot aus dem Zimmer Ferdinands treten, der seinerseits nebst Maximilian sich einen Tag lang vor niemand sehen ließ. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Karl V. in diesen Monaten mehr denn je ein kranker Mann war, daß er überdies im August 1550 seinen bewährtesten Berater, den älteren Granvela, verloren hatte; schon rechnete man, daß er selbst das Frühjahr nicht mehr erleben werde. Und trotzdem errang er wenigstens seinen widerspänstigen Verwandten gegenüber einen Erfolg, der freilich nur ein Scheinerfolg war. Am 9. März 1551 kam zwischen Ferdinand und dem Infanten ein Vertrag zu Stande, worin der Erstere die Wahl Philipps zu seinem Nachfolger im Reich durchzusetzen versprach; nach der Kaiserkrönung Ferdinands sollte diese Wahl vollzogen und womöglich den Kurfürsten gleich die weitere Verpflichtung auferlegt werden, nach Ferdinands Tod und Philipps Kaiserkrönung die römische Königswürde auf Maximilian zu übertragen. Man dachte also das Kaisertum zwischen den beiden Linien des habsburgischen Hauses wechseln zu lassen, wobei freilich der Umstand, daß sowohl Karl und Ferdinand als Philipp und Maximilian fast gleichaltrig waren, zu Gunsten Spaniens ins Gewicht fiel. Allerdings mußte Philipp die Zusage geben, als römischer König in die Verwaltung des Reichs nur soweit einzugreifen, als ihm Ferdinand dies gestatten werde, und als künftiger Generalvikar in Italien, während Kaiser Ferdinand dort anwesend sein werde, die gleiche Zurückhaltung zu beobachten. Aber schon das Versprechen Philipps dem Oheim gegen alle Feinde, besonders gegen die deutschen Rebellen und bei der „Heilung" der religiösen Streitigkeiten beizustehen stellte ja eine fortgesetzte spanische Einmischung in unmittelbare Aussicht. Maximilian gab wenigstens mündlich sein Ehrenwort, daß er Schritte für seine eigne Nachfolge weder getan habe noch tun wolle, vielmehr die Wahl des Infanten befördern werde.

Dieses Ehrenwort war ebenso unwahr und erzwungen wie der ganze Vertrag und, können wir hinzufügen, wie die gefügige Haltung, welche die Reichsstände dem Kaiser gegenüber einnahmen. Denn in Wirklichkeit ging das spanisch Lernen bei den Deutschen doch weit langsamer als manche Heißsporne der kaiserlichen Umgebung erwartet hatten. Da konnte man wohl hören, das Reich gehöre dem Kaiser, der habe den Preis dafür redlich bezahlt. „Sie

meinen," heißt es in einem Schreiben vom Reichstag über die Spanier, „sie haben das Reich und werden es nicht herauslassen; so möge man die Deutschen wie die Büffel an der Nase führen." Man erzählte, Granvela's letzter Rat vor seinem Tod sei dahin gegangen, Deutschland geteilt zu erhalten. Aber eben diese plumpe Siegesgewißheit der Spanier und vor allem die drohende Gefahr eines neuen durchaus spanischen Kaisertums bewirkte vielmehr ein allgemeines Mißbehagen, welches aus verschiedenen Ursachen stammend doch jenen früher schon gekennzeichneten passiven Widerstand der Reichsglieder gegen ihr Oberhaupt (S. 803) noch bedeutend verstärkte. Schon der Umstand, daß von den Kurfürsten nur Mainz und Trier die Reichsversammlung besuchten, daß namentlich Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg trotz der dringenden Aufforderung des Kaisers nicht erschienen, unterschied diesen neuen Augsburger Tag von seinem „geharnischten" Vorgänger. Mit unverhüllter Deutlichkeit trat in den Äußerungen der anwesenden Fürsten und Gesandten die Unmöglichkeit einer Durchführung des Interims, die allgemeine Unlust gegen einen Lieblingsplan Karls V. zu Tage. Wohl erreichte der Kaiser im Reichsabschied (13. Februar 1551) den Erfolg, daß auch die protestantischen Stände sich der Zumutung unterwarfen, Vertreter auf das Concil zu senden; ein Protest Kursachsens blieb fruchtlos und Moritz schickte sich ja eben damals an die Reichsexekution gegen Magdeburg durchzuführen. Aber die Stellung der Protestanten zu einem Concil, welches sie nach wie vor unmöglich als ein freies und christliches in ihrem Sinn, als ein zuständiges und unparteiisches Forum für den Religionsstreit ansehen konnten, wurde durch das Zugeständniß einer Beschickung nicht verändert; Melanchthon sagt in seinem Gutachten geradezu, wie einst die Schmalkaldener nur zum Schein sich auf das Concil berufen hätten, so handle es sich jetzt darum, in der gegenwärtigen Notlage dem Kaiser gegenüber den Schein der Widersetzlichkeit zu vermeiden. Über die entscheidende Frage, ob das Concil tatsächlich als Fortsetzung der früheren Versammlung betrachtet, also die bereits erlassenen Dekrete nicht mehr zur Diskussion gestellt werden sollten, ging selbst der Reichsabschied vorsichtig hinweg. Der französische Gesandte erkannte in demselben keine Mehrung, sondern eine Minderung des kaiserlichen Ansehens und riet dem König mit der Sendung seiner Vertreter nach Trient wie bisher zu zögern, da dieselbe den Kaiser nur dazu ermutigen würde die Deutschen noch kürzer zu halten. Und eben dieser zunehmende Druck der Reichsregierung, die Unverschämtheiten der spanischen Hofleute, die rechtswidrige Anwesenheit der spanischen Truppen, um deren Entfernung die Stände insgesammt zu bitten wagten, die schroffe Art, womit der Kaiser diese Bitte zurückwies, das alles erzeugte doch unter den Ständen eine tiefe und von der Confession unabhängige Verstimmung. „In Summa," berichten die Gesandten Kurbrandenburgs, „man geht mit den Deutschen um, als wären wir allbereits eigen." Wie mußte da vollends die Kunde von dem kaiserlichen Successionsplan und von dem Widerstand der deutschen Habsburger die Ge-

müter erregen! Niemals, so erklärten Mainz und Trier dem päpstlichen Nuntius, würden sie in die Wahl Philipps willigen; sie baten um päpstlichen Schutz gegen etwaige Zwangsmaßregeln des Kaisers. In diesem Sinn, gegen jede Änderung der bestehenden Reichsordnungen äußerten sie sich auch, als man unter der Hand ihre Geneigtheit zu erforschen suchte; Trier fügte bei, am Wenigsten dürfe so etwas geschehen, um die spanische Herrschaft im Reich zu verewigen. Als im Frühjahr 1551 der Infant Augsburg verließ, fand man Zettel angeschlagen, der Kaiser wolle die Tränen, die über diese Abreise geweint würden, sammeln lassen und mit indischem Gold bezahlen.

Noch während des Reichstags sollen die anwesenden Fürsten bei einem Zechgelage sich förmlich zugeschworen haben, den Spanier nicht zu wählen; wer sich dazu hergebe, der müsse ein Verräter heißen. Jedenfalls trafen die Bemühungen Karls V. überall auf Abneigung statt auf Entgegenkommen; sämmtliche Kurfürsten blieben fest und König Ferdinand, dem die ersehnte Rückerwerbung Würtembergs nach jenem Vertrag erst recht versagt wurde, war gewiß nicht in der Stimmung, um Sachsen und Brandenburg, welche er zu bearbeiten übernahm, für den ihm selbst verhaßten Plan zu erwärmen. Joachim, der sich mit Moritz verständigt hatte, riet dem römischen König die Sache ganz fallen zu lassen, da er andernfalls sich und seine Nachkommen bei den deutschen Ständen verhaßt machen würde. Die vier rheinischen Kurfürsten verglichen sich im nämlichen Sinn auf einer Zusammenkunft in Oberwesel; selbst der alte Parteigänger Habsburgs, Friedrich von der Pfalz, war für die Stimme des Kaiserhofs nicht mehr zugänglich. Kläglich genug war diese Machtprobe ausgefallen, die Prahlerei der Spanier, daß man bei den Kurfürsten durch ein freundliches Gesicht und ein paar Bankette alles durchsetzen könne, gründlich Lügen gestraft worden. Man wird den oberen Ständen des Reichs das Zeugniß nicht versagen können, daß sie trotz aller jüngst erfahrenen Demütigungen sich doch noch ein gewisses Selbstgefühl bewahrt, daß sie ein freilich verspätetes Verständniß dafür erlangt hatten, welchen schweren Fehler die Wahlherrrn des heiligen Reichs im Jahr 1519 begangen hatten. Wie schrieb die lebhafte Herzogin von Rochlitz schon 1546 an Moritz von Sachsen: „Das Haus von Österreich hat große Augen und Maul; was es nur siehet, das will es haben und fressen.“ Es gibt im Verlauf der deutschen Geschichte mehr als einen Augenblick, in welchem der oft und mit Recht beklagte Particularismus doch dem Ganzen, der Nation zu Gute gekommen ist. Ein solcher Augenblick war damals gekommen, als die erdrückende Macht eines fremden Reichsoberhaupts nicht nur die Ergebnisse der religiösen Umwälzung, sondern zugleich die Errungenschaften einer seit Jahrhunderten fortschreitenden politischen Decentralisation zu vernichten drohte. Wie in den Anfängen der Reformation, so war auch jetzt als Träger der nationalen Idee nur das Fürstentum übrig geblieben. Und daran ist nicht zu zweifeln, daß die Nation ein spanisches Regiment nicht etwa nur nicht wünschte, sondern geradezu verabscheute. Wir wollen die Möglichkeit, daß ein Philipp II. jemals die deutsche

Krone getragen hätte, nicht ausdenken. Es genügt, an die namenlosen Leiden der Niederlande, an die stumme Knechtschaft Italiens zu erinnern. Jene deutschen Fürsten, welche die Nachfolge des Infanten im Reich verhindert haben, handelten tatsächlich zum Besten des Vaterlands, nicht etwa kraft einer echt patriotischen Gesinnung, aber in diesem Fall deckten sich ihre Interessen mit denen der Gesammtheit.

Daran war nun freilich nicht zu denken, daß ein Politiker wie Karl V. sich durch das Widerstreben seiner Verwandten und durch einen ersten Mißerfolg bei den Kurfürsten von jeder ferneren Verfolgung seines Lieblingsgedankens hätte abschrecken lassen. Um diesem Meister des Abwartens und Ausrechnens das Spiel gründlich zu verleiden, dazu bedurfte es jener Mittel, die er selbst für allein ausschlaggebend hielt, der List und Gewalt. Auf krummen Wegen und mit unreinen Händen hat die letzte Erhebung, welche Deutschland in diesen bewegten Jahrzehnten erlebte, hat die fürstliche Revolution die Gründung einer starken kaiserlichen Gewalt verhindert und neben der alten reichsständischen Libertät auch den Fortbestand des deutschen Protestantismus gesichert. Karl V. und seine Staatsmänner hatten unter den tollen und vollen Deutschen doch recht gelehrige Schüler gefunden. Dahin war es nun einmal gekommen, daß die Fundamente des modernen Deutschland, der territoriale Staat und der deutschprotestantische Geist, durch eine ursprünglich rein dynastische und keineswegs nationale Politik gerettet werden mußten. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß bereits lange vor der Reformation und vor Karl V. das heilige römische Reich sich überlebt hatte. Was in ihm noch lebensfähig war, das sträubte sich gegen den Anachronismus dieser kaiserlichen Reformation.

III. Die Fürstenrevolution und ihr Ergebniß.

Tief einschneidende Spuren hat der Gegensatz zwischen dem deutschen Süden und Norden in der Geschichte unseres Volks hinterlassen; immer ist er lebendig gewesen, so daß mit einem Schein von Berechtigung der kühne Versuch gemacht werden konnte, die norddeutschen Protestanten des XVI. Jahrhunderts mit ihren unbezwungenen germanischen Vorfahren zusammenzuhalten. Hat man doch sogar in den Grenzen, innerhalb deren die Reformation sich für die Dauer zu behaupten vermochte, wenigstens annähernd jene uralten Grenzen zwischen dem in römische Provinz verwandelten und dem freien Germanien wiederfinden wollen! Aber wir dürfen, ohne gerade soweit zurückzugreifen, allerdings die Bedeutung der Tatsache nicht unterschätzen, daß seit dem Ausgang der sächsischen Kaiser der deutsche Norden sich dem Reich immer stärker entfremdet und oft genug der Krone gegenüber eine grollende oder gleichgültige Sonderstellung eingenommen hatte. Erinnern wir uns daran, wie in der Zeit des städtischen Aufschwungs im späteren Mittelalter die beiden großen Gruppen der süddeutschen und der hansischen Republiken einander sozusagen den Rücken kehrten. Nun hatte ja eben die Reformation in ihren Anfängen das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit mächtig belebt (S. 376) und übrigens im Süden rascher Wurzel gefaßt als im Norden; Luther selbst stammte aus Mitteldeutschland und der gemeine Mann, dem er bei seiner Bibelübersetzung „aufs Maul sah", redete kein Platt. Aber schon im schmalkaldischen Bund gab das norddeutsche Fürstentum unbedingt den Ausschlag und nach der Katastrophe zeigte sich deutlich genug, wo die zäheste Widerstandskraft ihren Sitz hatte. Magdeburg übernahm die Rolle, welche man ursprünglich dem weit stärkeren Straßburg zugetraut hatte; in den niederdeutschen Bürgerschaften regte sich noch einmal der alte Sachsentrotz. Und dennoch hätte diese Mannhaftigkeit einiger weniger Städte rettungslos erliegen müssen, wenn nicht das fürstliche Element, welches seine Zukunft jetzt nicht mehr durch demokratische Kräfte, sondern durch das Kaisertum ernstlich bedroht sah, in den Kampf eingetreten wäre. Daß wiederum norddeutsche Fürsten die Fahne der Empörung erhoben, lag in der Natur der Sache, da eben sie den unschätzbaren Rückhalt der evangelischen Sympathien hinter sich hatten; daß die katholischen Reichsstände sich nicht mit der gleichen Entschlossenheit um Karl V. schaarten, lag ebenfalls in der Natur der Sache, denn der Kaiser war für alle Liebhaber fürstlicher Libertät der gemeinsame Feind.

Noch aus jeder Bewegung dieser stürmischen Jahrzehnte hatte die Libertät, die Selbstherrlichkeit des Fürstentums ihren Vorteil gezogen, aus der kirchlichen Umwälzung so gut wie aus der sozialen Revolution. Auf den Reichstagen vermochten die Städte neben den höheren Ständen nur mühsam ihren Platz zu behaupten. Und nun drohte die Übermacht des Kaisers die ererbte und neu gemehrte Selbständigkeit der größeren und kleineren Herren wieder in Frage zu stellen, während sie mit ihren Räten sich immer mehr daran gewöhnten die Landeshoheit als Imperium anzusehen und geltend zu machen (S. 30 f.). Wir haben früher jene merkwürdige Bewegung gestreift, welche als Rezeption des römischen Rechts bezeichnet sich vom XV. bis ins XVII. Jahrhundert fortsetzt; indem der deutsche Geist die Herrschaft der römischen Kirche abzuschütteln und sich eine echt nationale Religion zu schaffen suchte, erlagen oder erstarrten doch zugleich die heimischen Rechtsanschauungen unter dem siegreichen Vordringen römischer Jurisprudenz. Nach der Begründung des Reichskammergerichts (S. 73) und der Einführung der Appellation in den bürgerlichen Prozeß vollzog sich langsam, aber unwiderstehlich die Romanisirung der obersten Gerichte in den Territorien, ihre Besetzung mit geschulten Juristen. Hier und da traten bereits an Stelle der alten städtischen Oberhöfe, an deren Schöffen man sich früher in streitigen Fällen gewendet hatte, die neuen juristischen Fakultäten der Hochschulen. Aber auch die territoriale Politik und Verwaltung konnte immer weniger der „Doktoren", der juristisch gebildeten, zumeist bürgerlichen Berufsbeamten entraten, die in ganz anderer Abhängigkeit vom Fürsten standen als ihre adeligen Vorgänger. Denn auf allen Gebieten regte sich das Bedürfniß und Streben nach größerer Zusammenfassung, Regelmäßigkeit, Unterordnung. Was dem Reich niemals gelingen sollte, das suchten seine einzelnen Glieder zu verwirklichen: die Aufrichtung eines in sich geschlossenen Staatswesens. Wie das territoriale Recht über das lokale, die polizeiliche und wirtschaftliche Fürsorge der Regierung über die Selbstverwaltung der Stände und Genossenschaften sich erhob, so wollte die fürstliche „Oberbotmäßigkeit" nichts mehr davon wissen, daß innerhalb der Landesgrenzen, des „beschlossenen und bezirkten Landes" noch Ausnahmen von der Untertanschaft fortbestehen dürften; auch diejenigen Vassallen auswärtiger Lehnsherren, welche im Territorium ihren Besitz hatten, wurden wohl als Untertanen in Anspruch genommen. Was Schmoller einmal von der Wirtschaftspolitik dieser Landesherrlichkeit sagt, läßt sich auf ihre Staatsauffassung überhaupt ausdehnen: „es handelt sich immer um dieselbe Vorstellung; was im Lande vorhanden ist, wird als ein Ganzes gedacht, das dem Lande in erster Linie zu Gute kommen soll." Welchen Vorschub das Landeskirchentum, die territoriale Regelung der kirchlichen Verhältnisse, einer derartigen Entwickelung geleistet hat, wurde schon mehr als einmal berührt. Die neuen evangelischen Kirchenbehörden, welche unter dem Namen von Consistorien zuerst 1539 (1542) in Kursachsen errichtet wurden, trugen unverkennbar staatlichen Charakter, zumal ihnen vielfach neben den geistlichen auch

weltliche Angelegenheiten überwiesen worden. Mochte die Jurisprudenz sich bemühen trotz des landesherrlichen Summepiskopats einen großen Teil der alten Anschauungen des kanonischen Rechts festzuhalten, wie sie z. B. zuweilen kräftig gegen die Säkularisationen protestirt hat: das neue Kirchenwesen mußte sich doch tatsächlich ganz dem Staat einordnen und den „hohen Gottesdienst" eines fürstlichen Regiments über sich ergehen lassen. Überhaupt eignete sich dieser neue kleinstaatliche Absolutismus von der juristischen Theorie eben das an, was seinen Zwecken entsprach; so vortrefflich ihm die Erhabenheit des Fürsten über das Gesetz, die potestas legibus soluta zusagte, so wenig ließ er sich durch ein anachronistisches Reichsstaatsrecht beirren, welches dem Kaiser die ungeschmälerte Machtvollkommenheit der römischen Imperatoren und dem Landesherrn die Stellung eines magistratus zuschrieb. Denn längst hatten sich die Reichsfürsten daran gewöhnt auf eigne Faust mit den Vertretern fremder Mächte zu verhandeln und Kriegsvolk zu werben. Es wäre doch ein grober Irrtum gewesen, diese deutschen Herzoge und Markgrafen etwa mit den Trägern der gleichen Titel in Spanien oder Frankreich auf eine Stufe zu stellen. Eben darauf schienen nun die Gewaltsamkeiten des siegreichen Kaisers und das Gebahren seiner ausländischen Umgebung abzuzielen. Für sich selbst, keineswegs um ihrer Untertanen, geschweige denn um des deutschen Volks willen hat die halbsouveräne hohe Aristokratie des Reichs das Schwert gezogen.

Ihr Standesbewußtsein war freilich durch Karl V. in ganz unverzeihlicher Weise gekränkt worden. Mochte es ihm auch als eine unabweisbare Forderung politischer Klugheit erscheinen seine zwei fürstlichen Gefangenen allen Bitten und Vermittlungsversuchen zum Trotz nicht freizugeben, so offenbarte er doch vor allem durch die planmäßige Mißhandlung des Landgrafen das Unversöhnliche und Unritterliche seiner Natur mit einer Rücksichtslosigkeit, die weder anständig noch klug war. Mehr als einmal hatte er gezeigt, daß ihm zur Befriedigung seiner Rachsucht (vgl. S. 346; 526) kein Mittel zu schlecht sei; die spanischen Rebellen wußten davon zu erzählen, ebenso die meuterischen Landsknechte zu Augsburg, deren Führer er zuerst begnadigt, dann durch Lockspitzel zu Majestätsbeleidigungen gereizt und doch noch aufs Schaffot gebracht hatte. In seinem Verfahren gegen Johann Friedrich von Sachsen wechselte oft genug überlegte Nachsicht mit unwürdiger Härte; es gehörte das ganze Gottvertrauen und Selbstgefühl dieses Fürsten dazu, um während der jahrelangen Prüfung einen männlichen Gleichmut zu bewahren, der bei Freund und Feind seines Eindrucks nicht verfehlte. Er hat einmal einen Vorschlag seiner Getreuen sich durch Gebrauch von angeblich unwiderstehlichen Zaubermitteln zu befreien mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß er mit solchem Teufelstrug nichts zu tun haben wolle, da seine Erledigung bei Gott stehe. Immerhin war die Lage Johann Friedrichs, der als Gefangener seinen Liebling Lukas Cranach bei sich haben und gelegentlich einem Tizian zum Porträt sitzen durfte, mit den Leiden seines fürstlichen Unglücksgenossen

Die Figur der Tauff vnsers Heilands Jhesu Christi

Gottheit in dreien Personen geschehen ist / Welche



Wie sich Gott hat zurkennen geben
Durch seinen Son / das ware leben/
Das zeigt vns diese Bildnus an.
Darumb sie billich, jederman
Beschawen sol/ vnd mercken wol/
Wie man Gott recht erkennen sol.
Christus der ware Gottes Son
Der ewig sitzt auffs Vaters Thron
Herab in Jordan ist gekomen
Von Sanct Johans die Tauff genomen
Darbey erscheinet also bald
Der heilig Geist gar gleich gestalt
Einer Tauben vom Himel herunder
Vnd mert also dis grosse wunder
Der Vater selbst ist auch darbey
Bezeugt mit seiner stimme frey
Das Christus sey sein warer Son
An dem er hab gros freud vnd won
Den soln wir alle hörn mit vleis
Vnd geben jm allein den preis.
Derhalben sehe ein jeder Christ
Wenn er in angst vnd nöten ist
Das er jm trost vnd rettung such
Nicht bey Creaturn/es ist betrug
Die Götzen gar nicht helffen mögen
Jr krafft vnd wird ist all erlogen
Man sol allein Gott ruffen an

Die Familie des Kurfürsten von Sachsen und Luther. Im Hintergrunde

Aldo die herrliche Offenbarung der ewigen einigen

alle Christen in der Anruffung betrachten sollen.



Wie er sich selbst hat kund gethan
Da er in drey Personen erscheint
Bleibt doch im wesen gantz vereint
Der ware Heiland Jhesu Christ
Fur vnser Sünd gestorben ist
Hat gstilt darmit seins Vaters zorn
Vns allen die wir warn verlorn
Des Vaters gnad vnd huld erbeten
Das wir mit freuden zu jm treten

Der ist das ware Gottes Lam
Fur vns geschlacht am Creutzes stam
Wie Sanct Johannes zeiget an
Dem hat gefolgt der theure Man
Martinus Luther in Sachsen land
Da er Christum hat gmacht bekandt
Zu Wittembergk im Stedtlein klein
Die hie gecontrafeigt ist rein
Dieselbe Lehr hat auch bekent

Johans Fridrich bis an sein endt
Mit seinem Gmal vnd Sönen drey
Welche dir weist dis gmel dabey
Von welchen du solt lernen eben
Wie man allhie im Creutz mus leben
Vnd in gedult bestendig sein
Bey Gottes wort lauter vnd rein
Darin steht alle seligkeit/
Die geb vns Gott in ewigkeit

Ansicht von Wittenberg. Holzschnitt von Lukas Cranach (1472—1553).

gar nicht zu vergleichen. Philipp von Hessen sah sich Tag und Nacht von seinen knoblauchduftenden spanischen Peinigern umringt, belästigt, verhöhnt. Trat er ans Fenster, so streckten zwei Soldaten mit ihm zugleich den Kopf heraus; selbst sein Schlaf wurde immer durch die Ablösung der Wache unterbrochen, die mit Trommeln und Pfeifen ins Gemach kam, nicht ohne sich durch Aufziehen der Vorhänge von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Vergebens suchte der Landgraf durch bereitwillige Annahme des Interims den Kaiser zu rühren; er versprach, wenn man ihn nur für einige Monate entließe, zu Haus fleißig der Messe beiwohnen und seinen Predigern und Untertanen ein wirksames Beispiel geben zu wollen. Man zog es vor ihn als Gefangenen zum Besuch der sonntäglichen Gottesdienste zu nötigen. Als auch seine Hoffnung auf den Infanten Philipp sich eitel erwies, als ihm die Rede zu Ohren kam, er solle erst auf dem Sterbelager freigegeben werden, da begann er noch ernstlicher als bisher sich mit Fluchtgedanken zu tragen. Ein zu Mecheln unternommener Versuch schlug fehl und nun befahl der Kaiser dem Präsidenten Viglius, den Fürsten, dessen erstes Geständniß unbefriedigend erschien, zu bedrohen, daß man die Wahrheit „mit Ernst und der Strenge" von ihm herausbringen werde; Viglius sollte nicht ausdrücklich von der Tortur sprechen, aber etwa durch halblaute Weisungen an den wachthabenden Hauptmann „und andere geeignete Mittel" in dem Gefangenen die Angst erwecken, daß man zur Folter zu schreiten denke. Viglius tat, wie er versichert, sein Bestes und hatte die Genugtuung, den Landgrafen in Tränen ausbrechen zu sehen; wir dürfen gewiß der Beteuerung des Halbverzweifelten glauben, daß er schon mehrmals dem Selbstmord nahe gewesen sei. Seine Söhne fürchteten, einer andauernden Gefangenschaft, zumal einer Wegführung nach Spanien oder Italien würden sowohl die körperlichen als auch die geistigen Kräfte des Gequälten erliegen müssen.

Ein solches Verfahren, geübt nicht etwa von einem entmenschten Pöbelregiment, sondern von einem siegreichen Kaiser, mußte den Glauben erwecken, daß es keineswegs auf die Person des Landgrafen allein, sondern auf eine grundsätzliche Demütigung des deutschen Fürstentums abgesehen sei. Auch in katholischen Gegenden wurde überdies die Ansicht geteilt, man habe sich des Landgrafen durch einen förmlichen Betrug bemächtigt. Freilich wirkte auf die öffentliche Meinung weit mehr die Gestalt des gefangenen Kurfürsten, der, so hieß es, nur durch Verrat seiner eignen Umgebung und nach tapferem Kampf in Feindeshand gefallen, der in allen Streitfragen als ein „Märtyrer Jesu Christi" standhaft geblieben war. Wie einst Luther zur Zeit des Wormser Reichstags (S. 350), so wurde jetzt der Dulder Johann Friedrich zum Helden einer „Passion" gemacht. Man glaubte wohl sein Bild in den Wolken zu sehen; es lief eine Prophezeiung um, er werde doch noch Kaiser werden. Auf die Fürsten aber mußte das Beispiel des mißhandelten Landgrafen, die völlige Erfolglosigkeit ihrer eignen Bemühungen zu seinen Gunsten den tiefsten Eindruck machen. Daß auch die fürstlichen Bundesgenossen des Kaisers vor

seiner Ungnade nicht sicherer waren als die Besiegten, zeigte deutlich genug die Lektion, welche Erich von Braunschweig in Brüssel erhielt, als er über Frankreich nach Spanien reisen wollte; er wurde sofort verhaftet und mußte sich verpflichten seine Reise nach einem genau vorgeschriebenen Plan auszuführen, worauf er es allerdings vorzog seine Heimat aufzusuchen. Denn nichts war Karl V. widerwärtiger als die fortdauernde Gefahr diese unruhigen und geldbedürftigen Herren in militärisch-politische Beziehungen zum Ausland, vor allem zu Frankreich treten zu sehen; die Hinrichtung jenes Hauptmanns Vogelsberger (S. 802) hatte die kaiserliche Auffassung solcher Verhältnisse außer allen Zweifel gestellt, aber dafür unter den Reichsfürsten sehr böses Blut gemacht. Daß Markgraf Albrecht von Brandenburg, der das Interim mit Freuden annahm und sich dem Papst als guter katholischer Christ empfahl, dem kaiserlichen Verbot zum Trotz Kriegsvolk für fremden Dienst anwarb,



Medaille mit dem Brustbilde des Markgrafen Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg. Gold. Umschrift der Vorderseite: D · G · ALBERTUS · MARCHIO · BRANDENBVRGENSIS · ZC · Auf der Rückseite das Wappen mit den drei Helmen und der Umschrift: NE · QVID · NIMIS · M · D · XXXIII · ÆT(atis) · S(uae) · XIII · Berlin, königl. Münz-Cabinet.

brachte ihn um alle Gunst; der gereizte junge Herr begann dem Wunsch nachzusinnen, wie er „Undankbarkeit mit Undank vergleichen" könne. Karl glaubte mit dieser neuen fürstlichen Generation, die, unter seinen Fahnen emporgekommen, nicht eben dazu angetan war Achtung einzuflößen, noch ganz anders schalten zu dürfen als mit ihren an eine gewisse Ehrbarkeit und Unabhängigkeit gewöhnten Vorgängern. Aber er übersah dabei vollkommen, wie die furchtbaren religiösen Parteikämpfe und das verführerische Vorbild seiner eignen Politik die ohnedies stark angekränkelte Gewissenhaftigkeit der deutschen Aristokratie vollends abgetötet hatten. Seit Jahrhunderten zum ersten Mal empfand sie, wie Nitzsch einmal sich ausdrückt, wieder „das Sonnenlicht und den feinen Staub eines mächtigen, centralisirenden, rastlos agitirenden Kaiserhofs". Wir mögen uns wirklich in mehr als einer Beziehung an die Zeiten des großen Staufers Friedrich II. zurückerinnern. Wie damals wirkte jetzt im XVI. Jahrhundert italienische Staatskunst und

Staatsauffassung blendend, verwirrend, verlockend auf die höchsten Kreise unserer Nation.

Das bedrohte Fürstenthum mußte sich, so schien es, jedenfalls in erster Linie an diejenige außerdeutsche Macht wenden, welche den Schutz des deutschen Partikularismus längst unter die unentbehrlichen Elemente ihrer Politik aufgenommen hatte. So finden wir auch schon zu Anfang 1548 Gesandte des Herzogs Otto von Braunschweig-Harburg, der ein Sohn jenes Franzosenfreundes Heinrich von Lüneburg (S. 193; 197; 331) war, bei Heinrich II.; der König, damals im Streit mit England, gab eine ausweichende Antwort, indem er vorerst die Bildung eines norddeutsch-polnischen Bündnisses empfahl. In der Tat treffen wir unmittelbar nachher auf Unterhandlungen zwischen dem jungen Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen Hans von Küstrin, dem Herzog Albrecht von Preußen und dem jungen König Sigmund August von Polen; auch Kurfürst Moritz wird bereits ins Geheimniß gezogen, ohne doch rechtes Vertrauen zu genießen. Die eigentliche Seele dieser nordischen Bundesprojekte — man wünschte auch Dänemark beizuziehen — war Markgraf Hans, der nach seiner entschiedenen Ablehnung des Interims (S. 807) sich wohl unsicher fühlen und überdies begehrliche Absichten König Ferdinands auf die crossenschen und kottbusschen Herrschaften voraussetzen durfte. Man trug ihm zu, sein eigner Bruder Joachim sei bereit die Exekution gegen ihn zu übernehmen. Über dem Preußenherzog schwebte immer noch die Reichsacht; die Möglichkeit ihrer Ausführung konnte auch Polen gegen den Kaiser bedenklich machen und überdies war dort eben die Reformation, getragen von den Libertätsgelüsten eines guten Teils der Schlachta, im raschen Vordringen. An Agenten fehlte es ebenfalls nicht; wie die verjagten Patrioten aus Florenz und andern italienischen Städten saßen jetzt auch deutsche Flüchtlinge rachebrütend im französischen Exil, so vor allem Schärtlin, welchen Basel ausgewiesen hatte, der mehr als einmal sein geächtetes und preisgegebenes Haupt von Mördern bedroht sah. In den Hansastädten und in England arbeiteten Georg von Heideck und Graf Volrad von Mansfeld, der auf dem Augsburger Reichstag, beim stundenlangen Warten vor Granvela's Türe die Bitterkeit kaiserlicher Ungnade gekostet hatte. Denn auch eine Reihe von norddeutschen Städten, wie Hamburg, Bremen, Lüneburg, Braunschweig, das mit seinem Landesherrn Heinrich im Streit lag, schien entschlossen an Magdeburgs Seite „zum Widerstand gegen den Kaiser Gut und Blut beieinander zu lassen". Und da waren noch die steifnackigen Gegner des Interims, die Söhne des gefangenen Kurfürsten; der älteste von ihnen, Johann Friedrich, erging sich bereits in wilden Phantasien, die an die Zeiten Sickingens gemahnen: man solle in dem bevorstehenden Kampf die Bischöfe „mit allen Pfaffen und Mönchen, was des Geschwürms ist, totschlagen" und außerdem die Stadt Nürnberg „als ein Grundsupp alles Bösen" völlig ausrotten, nur die Prediger verschonen. So grimmig lautete allerdings das Defensivbündniß nicht, welches im Februar 1550 Hans von Küstrin, Johann Albrecht von Mecklenburg und Albrecht von Preußen auf der Hochzeit des

letzteren zu Königsberg vereinbarten. Aber was halfen die wenigen hundert Reiter, die man sich gegenseitig zusagte, da die kaum gewonnene Aussicht auf kräftige Unterstützung Dänemarks, der Hansestädte, verschiedener Fürsten und Herren sich gleich wieder verflüchtigte? Dagegen hörte man vom Kaiser Drohworte erzählen, er werde bald kommen und die lutherischen Buben Mores lehren. „Die Wetter," schrieb Markgraf Hans an den pommerischen Kanzler, „werden uns alle treffen und keinen verschonen."

Eben der Markgraf suchte zwei Elemente dem Bunde fernzuhalten, deren Anschluß oder Gegnerschaft doch ausschlaggebend war, Moritz von Sachsen und den jungen Albrecht von Brandenburg. Einen überzeugten Protestanten wie Hans von Küstrin mußte gewiß die religiöse und sittliche Gleichgültigkeit solcher Standesgenossen anwidern; „Gott erbarme es", schreibt er einmal, „daß es bei uns deutschen Fürsten dahin komme, daß wir weder gutes Gewissen noch Ehre mehr achten". Moritz und Albrecht waren sich auf dem geharnischten Reichstag als gemeinsame Verehrer einer schönen Augsburgerin sehr nahe gekommen; „hielten also Haus," berichtet Sastrow, „daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war". Kein Wunder, daß ein paar Jahre später die Geschichte, wie bei einem Gelage der böse Feind in Jungfrauengestalt sich neben den Markgrafen gesetzt habe, sogar in fürstlichen Kreisen gläubige Aufnahme fand; hatte doch Albrecht sich offen gerühmt, er wolle nicht unserm Herrgott, sondern dem Teufel dienen. Daß eine so barbarische Form der Freigeisterei weder vor Aberglauben schützte noch auch die reuige Bekehrung im Angesicht des Todes hinderte, kann nicht überraschen; für die Lebensführung dieser wilden Naturen ergab sich nach dem Wegfall der alten kirchlichen Gebundenheit ein Cynismus, welchem nichts mehr heilig war als der eigne Vorteil. Darin, daß Niemand ihre wahren Absichten erraten konnte, lag eben eine Hauptstärke der beiden jungen Kriegsfürsten; Albrecht zeigte sich „bald kaiserisch, bald wider den Kaiser" und Moritz vollends schien seinen Judasruf aufs Neue zu rechtfertigen, als er im Herbst 1550 wirklich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg in die Hand nahm. Was ihn dazu veranlaßte, den lange verzögerten Schritt zu wagen, waren kriegerische Bewegungen in Norddeutschland, die wohl ohne sein Zutun mit einem Mal ins Magdeburgische getragen wurden. Herzog Georg von Mecklenburg (vgl. S. 813), der es an Gewissenlosigkeit und Verwegenheit mit Moritz und Albrecht aufnehmen konnte, hatte schon seit dem Frühjahr das Schwert gezückt, erst gegen seine Brüder; dann stürzte er sich in den Kampf gegen die Stadt Braunschweig, welchen ihr Landesherr und alter Feind „Heinz" von Wolfenbüttel eröffnete, aber auf kaiserlichen Befehl wieder abbrechen mußte. Mit einigen tausend Mann zog der kriegslustige Mecklenburger im September über Halberstadt nach dem Erzstift Magdeburg und es glückte ihm die städtischen Rebellen bei Hillersleben gründlich zu schlagen. Sofort beeilte sich Moritz das siegreiche Kriegsvolk unter seinen Befehl zu bringen und dem jungen Herzog Georg die führende Rolle abzunehmen. Neben einem trefflichen Vorwand den Besuch

des Reichstags zu unterlassen (S. 821) hielt er jetzt für alle Fälle die Waffen in der Hand, auch für den Fall, daß etwa seine Verhandlungen mit Frankreich zur Kenntniß des Kaisers gelangen sollten.

Denn immer entschiedener mußte sich in diesem ehrgeizigen und seiner überlegenen Kraft bewußten Kopf die Überzeugung befestigen, daß er, solange der Kaiser seine Macht behauptete, kaum noch höher steigen, eher vielleicht das Errungene wieder einbüßen werde. Wir erinnern uns der Hoffnungen und Enttäuschungen, welche sich für ihn an den schmalkaldischen Krieg knüpften (S. 790); wie ihm Magdeburg und Halberstadt entgangen waren, so hatte sein Bruder August auf die Administration des Stifts Merseburg verzichten müssen. Fortwährend drückte die Sorge, daß Johann Friedrich wieder frei werden könnte, der Unmut, daß Landgraf Philipp nicht frei werden sollte, die peinliche Verpflichtung, welche Moritz und Joachim gegen seine Söhne übernommen hatten, sich für diesen Fall nach Hessen in Haft zu stellen. Was er vom Kaiserhof hörte, über Beseitigung des sächsischen Rechts, über sein Verfahren mit säkularisirtem Klostergut, klang beunruhigend genug; er wußte, wozu man den Infanten Philipp kommen ließ, wie man bereits äußerte, „es sei besser, daß Deutschland einen Herrn, denn so viele Tyrannen habe, die schier nichts mehr könnten, denn die Leute mit Schlagen und Jagen plagen, und sich gar keiner Sache mit Ernst annähmen“. Und wie sollte der Widerspruch zwischen den religiösen Reaktionsplänen des Kaisers und dem ausgesprochenen Interimshaß fast aller Evangelischen sich lösen? Eben in dem tiefen Mißtrauen, dem Moritz nicht nur bei den eignen Untertanen, sondern eigentlich überall begegnete, lag für ihn die Hauptgefahr. Um so geschäftiger sehen wir ihn nach allen Seiten hin Fühlung suchen. Nachdem er im März 1550 störende Mißhelligkeiten mit seinem Bruder ausgeglichen hatte, verständigte er sich mit dem Markgrafen Albrecht, der wie wir sahen Kriegsvolk beisammen hatte, und mit Kurfürst Joachim, der seinem Sohn Friedrich die Nachfolge im Magdeburger Erzstift zu verschaffen dachte. So ausgelassen es bei diesen fürstlichen Zusammenkünften herging, so vorsichtig wußten doch die Hauptpersonen unter der Maske toller Zechbrüderschaft und derben Frauendienstes ihr politisches Geschäft abzuwickeln. Der junge Markgraf Albrecht, als ein Liebling seines preußischen Vetters, sollte jenen Königsberger Fürstenbund auskundschaften; indem Moritz in den Projekten zur Befreiung seines Schwiegervaters die Hand hatte, wagte er zugleich durch hessische Agenten einen ersten Anwurf bei König Heinrich II., um den Königsbergern zuvorzukommen, und bemühte sich um Herstellung eines besseren Einvernehmens mit den jungen Ernestinern. Eben die Gerüchte von französischen Bündnißverhandlungen deutscher Fürsten hatten ihn zu Anfang 1550 so unruhig gemacht; durfte er sich an der Seite des Kaisers isoliren, sich etwa gar eine Rückführung Johann Friedrichs mit französischer Hülfe über den Hals kommen lassen? Bei allen seinen Schritten behielt dieser junge Meister politischer Kleinkunst den gefangenen Kurfürsten im Auge; daß Frankreich zunächst ebensowenig mit Moritz zu tun haben wollte

wie die Königsberger, mahnte zu doppelter Achtsamkeit. Da kam wie eine Erlösung jener Vorstoß des Mecklenburgers gegen das geächtete Magdeburg. Ehe das vom Küstriner und einigen andern norddeutschen Fürsten und Städten aufgebrachte Kriegsvolk eingreifen konnte, war Moritz auf dem Platz, bald nachher Kurfürst Joachim und Markgraf Albrecht. Nach fruchtloser Verhandlung mit den Rebellen, zu welcher man auch den Küstriner heranzog, begann die Belagerung, obwohl die sächsischen Stände ihrem Landesherrn jede Unterstützung versagten. Im Dezember erfolgte endlich auf dem Augsburger Reichstag die Bewilligung einer größeren Summe aus dem Kriegsschatz (S. 804) und die Ernennung des Kurfürsten Moritz zum obersten Feldhauptmann der Reichsexekution. Inzwischen war aber bereits eine entscheidende Wendung in der Politik des Albertiners eingetreten. Er selbst hatte dem norddeutschen Bund die Hand geboten und damit sowohl dem Ausbruch eines offenen Kampfes zwischen den protestantischen Fürsten vorgebeugt, als auch die Umwandlung des bis dahin herrschenden Gedankens einer Verteidigung des Evangeliums in den kühnen Entschluß zur Offensive angebahnt.

Während Moritz sich anschickte den in den Stiftern Bremen und Verden gesammelten Truppen der Bündner entgegenzuziehen, eröffnete er zuerst den hessischen Unterhändlern, mit welchen er über das französische Bündniß sprach, mündlich seinen festen Willen, „daß er neben andern etwas sein und bleiben wollt; ja und ehe er sich dermaßen woll lassen erdrücken, so wollt er eher Wunder tun und, mit Züchten zu reden, dem Ditrichen (Kaiser), Fronicken (Königin Maria) und ihrem Schwarm eher gar in Hintersten kriechen, damit er ungefressen bleiben möge". Etwas weniger derb aber nicht minder deutlich klang das schriftliche Ultimatum, welches er den 17. Dez. wieder an die Hessen richtete: „Ich befind in diesem ganzen Werk nichts Schädlichers denn das groß Mißvertrauen. Wird nu dem nit geholfen, so wollt ich wohl sagen, Gott geb dem Deutschland gute Nacht! Meine Gesellen und ich müssen einen Herrn haben, der uns den Rücken hält, und auf welche Seit wir geraten, so wollen wir unserem Gegenteil aufs Wenigst das Spiel verderben, wo nit die Kart gar zerreißen." Der Brief ging abschriftlich an alle Teilnehmer des Bundes und eine Reihe von Hauptleuten; mit den Führern jenes „christlichen Haufens" im Wesergebiet, Hans von Heideck und Volrad von Mansfeld, ward teils verhandelt teils nicht eben sehr ernsthaft geschlagen, bis im Jan. 1551 ein guter Teil des Kriegsvolks unter Heideck offen zum Kurfürsten übertrat und ihm vor Magdeburg folgte. Hier hatten inzwischen die Belagerten am 19. Dez. einen glücklichen Ausfall gemacht; Georg von Mecklenburg selbst war verwundet und gefangen, mit dem Geläute aller Glocken und dem Donner aller Kanonen der Sieg gefeiert worden. Aber bald genug antworteten die Freudenschüsse aus dem Lager, als Moritz mit seinen verstärkten Truppen zurückkehrte. Sein Ultimatum war von den Bündischen wohl verstanden worden. Johann Albrecht von Mecklenburg begann wirklich zu der Umkehr des Kurfürsten Vertrauen zu fassen und auch Hans von Küstrin gab

freilich nur zögernd seinen Widerstand auf, als die drohende Werbung eines kaiserlichen Gesandten ihm dem ganzen Ernst der Lage enthüllte. Ausdrücklich wurde Gehorsam in geistlichen wie in weltlichen Dingen gefordert, worauf der Markgraf erwiderte, das hieße Gott in sein Recht greifen, denn sein Gewissen stehe nicht unter des Kaisers Jurisdiktion. Man erinnerte sich damals, wie vor ein paar Jahren der jüngere Granvela dem pommerischen Kanzler ausdrücklich erklärt hatte, der Kaiser lasse über das Interim nicht disputiren, kein Jota davon solle geändert werden; es handle sich nur um Ja oder Nein, Frieden oder Krieg. Ungern machte sich der Küstriner im Februar auf die Reise nach Dresden, um persönlich die Vereinbarung mit Moritz fertig zu bringen; seine eigne Rolle als Führer des antikaiserlichen Bundes war damit ausgespielt und die Versicherung des Albertiners, daß er, soviel die Religion belange, auch kein Mameluk sei, mochte vielleicht nicht jeden Zweifel niederschlagen, aber es bot sich kein anderer Ausweg mehr, zumal seit Johann Albrecht am dänischen Hof keinerlei Entgegenkommen gefunden hatte. Markgraf Hans unterließ nichts, um den neuen Bundesgenossen, der den kaiserlichen Oberbefehl gegen Magdeburg zunächst noch beibehielt, vor den Baalspfaffen und Weltkindern zu warnen; diese Pfaffen, rechte Teufelskinder, würden ja nichts lieber sehen als „daß wir alle auf den Köpfen ständen und sie in unserm Christenblut wie in einem lustigen Wildbad bis an die Ohren baden möchten". Aber nicht Moritz war schuld daran, daß die Einwilligung der übrigen Bundesfürsten nur langsam zu Wege gebracht, daß eine volle Verständigung mit seinen ernestinischen Vettern, auf die er mit gutem Grund viel Wert legte, nicht erreicht wurde. Der gefangene Kurfürst schrieb damals an einen Vertrauten, er wünsche gar nicht durch Moritz befreit zu werden, selbst wenn dieser den Willen dazu hätte. Trotzdem wurde im Mai zu Torgau, wo Moritz, Hans, Johann Albrecht und der junge Landgraf Wilhelm zusammenkamen, zwar noch kein Vertrag vereinbart, aber wenigstens zwei wichtige Beschlüsse gefaßt. Die jungen Ernestiner sollten, wenn sie weder dem Bund beitreten noch Neutralität versprechen würden, als Feinde behandelt werden. Damit hatte Moritz die ihm unentbehrliche Sicherheit erreicht. Ferner wurde der geächtete Ritter und Landsknechtführer Friedrich von Reiffenberg nach Frankreich abgefertigt, um den König für den voraussichtlich sehr langwierigen Krieg um eine monatliche Geldunterstützung von mindestens 100 000 Kronen anzugehen; als Gegenleistung wurde Heinrich II. neben der Hülfe der Fürsten sogar die Wahl zum römischen König in Aussicht gestellt. Denn als die Hauptursache des ganzen Unternehmens bezeichnete die Instruktion das Unterfangen des Kaisers, die deutsche Nation „von ihrer alten Freiheit in eine ewige viehische Servitut zu bringen". Alles hing von dem Gelingen dieser französischen Verhandlungen ab; wohl suchte man wie mit Dänemark auch mit England, Schweden, Polen anzuknüpfen, doch das waren zunächst nur Velleitäten.

Eins aber war gewiß: die fürstliche Revolution hatte ihren Führer ge-

funden. Unbeirrt durch die halb evangelischen halb reichsfürstlichen Skrupel eines Markgrafen Hans ging Moritz seinen Weg, fest entschlossen „die Defensive in eine Offensive zu verwandeln". Mochten der Küstriner und seinesgleichen den wüsten Markgrafen Albrecht als ungottselig und käuflich verabscheuen, Moritz trachtete den Freund immer mehr an sich zu fesseln; er betrieb dessen Vermählung mit der reichen ferraresischen Prinzessin Lucrezia, der nachmaligen Herzogin von Urbino und Gönnerin Tasso's. Albrecht wäre gern erbötig gewesen zur Erlangung des Dispenses den „heiligsten Vater" in Rom sich günstig zu stimmen, wie ja auch Moritz selbst kein Bedenken trug den Papst insgeheim seiner Ergebenheit versichern zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß er fortfuhr dem Kaiser seinen Gehorsam zu beteuern, darauf hinzuweisen, wie seine treue Anhänglichkeit an das Haus Österreich ihm vielfach verübelt werde; man war am Kaiserhof weit davon entfernt solche Phrasen für bare Münze zu nehmen, aber man verließ sich auf seine Furcht vor Johann Friedrich und traute ihm die Verwegenheit eines wirklichen Abfalls nicht zu. An Vorsicht und Verschwiegenheit konnte es freilich der junge Staatsmann trotz seines bekannten „heißen Kopfs" mit den ältesten Diplomaten spanischer und italienischer Schule aufnehmen; er verhandelte am liebsten mündlich, ohne die Räte, in dem sicheren Bewußtsein, daß ihm „der Schnabel nicht lang gewachsen" sei, daß er sich in der Gewalt habe. Selbst der Vertrautesten einer wie Carlowitz durfte seiner allzu kaiserlichen Gesinnung wegen dem Herrn jetzt nicht in die Karten sehen, obwohl er, ein eifriger Gegner der spanischen Succession, im Dez. 1550 zur Begrüßung des heimkehrenden Königs Maximilian nach Trient gesandt worden war. Als eine besondere Gunst des Geschicks durfte Moritz jene Spaltung im Schoß der habsburgischen Familie begrüßen. Maximilian hatte ihm so offen geschrieben, daß er seine Antwort dem Papier nicht anzuvertrauen wagte, aber es steht außer Zweifel, daß die ablehnende Haltung des Kurfürsten dem kaiserlichen Projekt gegenüber (S. 822) ganz nach dem Herzen Ferdinands und seines Sohnes war. Und geradezu als ein Freund Frankreichs ist der junge Habsburger damals am Hof Karls V. denunzirt worden. In mehr als einem Sinn begegneten sich seine Wünsche mit den Combinationen des Wettiners, den er einmal seinen besten und liebsten Freund auf der Welt nannte. Ausdrücklich hatte Moritz bei den Dresdener Besprechungen mit Markgraf Hans gefordert, daß man den König von Böhmen keinesfalls angreifen dürfe.

Trotzdem war und blieb die französische Hülfe die vornehmste Grundlage dieser überall umherspähenden Politik. Wohl hatte Moritz in Dresden den Vorbehalt gemacht, daß man, wenn Frankreich seinen Beistand versagen würde, dem Kaiser und seinem Bruder gegen die Türken oder den Papst dienen könne. Aber er war sich der Schwierigkeiten einer solchen Umkehr voll bewußt. Ein Scheitern der Verhandlungen, schrieb er nach dem Eintreffen des französischen Gesandten an den Küstriner, würde den deutschen Fürsten für alle Zukunft die Aussicht auf Unterstützung rauben; „wir stecken

so tief im Salz als wir mögen und steht uns nichts mehr denn Erstechen und Verjagen darauf."

Mit einer gewissen Eintönigkeit wiederholt sich bei allem Wechsel der Anlässe das Zusammenwirken der verschiedenartigen Kräfte, welche durch die weltumspannende Begehrlichkeit der Habsburger zum Widerstand gereizt werden. Nicht als ob jedesmal sämmtliche widerstreitende Elemente sich vereinigt hätten; England, den Papst, auch die deutschen Protestanten finden wir zuweilen auf der Seite des Kaisers. Aber im Grunde konnte doch alles, was noch politische Lebensfähigkeit besaß, nicht aufhören, gegen sein unheimliches Plus, Ultra zu protestiren. Und daß seine Fähigkeit es zugleich mit einer Mehrzahl von Gegnern und Aufgaben aufzunehmen ihre Grenzen hatte, wußte die Welt vielleicht noch besser als er selbst. Denn nach den wiederholten Mißerfolgen, die ihm seine Berührungen mit der osmanischen Macht eingetragen hatten, war es sicherlich eine sehr große Kühnheit, daß Karl V. eben in dem Augenblick, wo eine Erneuerung des Kampfes mit Frankreich bevorstand, die offenen Feindseligkeiten gegen den Islam aufzunehmen wagte. Wohl hatte ein Nachfolger Chaireddins (S. 661) in Nordafrika, Dragut, durch seine Raubfahrten gegen die spanischen und italienischen Küsten genügenden Anlaß zu einer Züchtigung gegeben, aber als im Sept. 1550 Spanier und Italiener mit den Johannitern zusammen die tunesische Stadt Mediah einnahmen, da wurde der Friede mit der Pforte, auf welchem, wie Ranke sagt, „die ganze Politik des Kaisers beruhte", unheilbar erschüttert. Im nächsten Sommer erfolgte ein Vorstoß der türkischen Flotte gegen die Hauptplätze der Johanniter; Malta hielt sich, aber Tripolis, einst von den Spaniern unter Führung des Cardinals Jimenez erobert (S. 166), ging jetzt den Christen verloren. Fast schien dieser Verlust durch die Auslieferung Siebenbürgens an König Ferdinand wieder aufgewogen zu werden; Martinuzzi, der seine gebietende Stellung durch Zápolya's Wittwe wie durch das Mißtrauen der Türken gefährdet sah, suchte sein Heil im engsten Anschluß an Österreich. Aber der Glaube, daß man es mit einem selbst in jener Zeit verrufenen Meister des Verrats zu tun habe, fand bald neue Nahrung, als bei einem türkischen Einfall ins Banat der „Mönch" wieder mit dem Feind in Verkehr trat; eben zur Cardinalswürde erhoben, wurde der greise Abenteurer mit ausdrücklicher Zustimmung König Ferdinands durch italienische Offiziere ermordet. Seither ging es mit der österreichischen Herrschaft in Siebenbürgen wieder rückwärts. Und zugleich schlugen in Norditalien die Kaiserlichen mit den Franzosen, nachdem bereits im Mai 1551 der Papst gegen den trotzigen Farnese den Kampf eröffnet hatte (S. 817). Jener türkische Zug ins Mittelmeer war im Einverständniß mit Frankreich unternommen worden. Julius III., dem „die ganze Welt mit Friedensgeschrei in den Ohren lag", sah sich wegen seines Anschlusses an den Kaiser mit einem französischen Nationalconcil bedroht; König Heinrich sprach von ihm öffentlich als von dem römischen Pfaffen. Und in England war

zwar zur Befriedigung Karls V. der vormals allmächtige Somerset (S. 794) gestürzt, aber der Graf von Warwick, der als Herzog von Northumberland die Stelle des Gefallenen einnahm, hielt die rüstig fortschreitende Evangelisirung der Staatskirche nicht auf; wieder wurde die standhafte Prinzessin Maria bedroht, ihr königlicher Bruder, der sie vergebens zu bekehren suchte, schien sich zu einem „zweiten Josias", zum begeisterten Vorkämpfer der neuen Lehre zu entwickeln und überdies hatte man nicht nur Frieden, sondern Freundschaft mit Frankreich gemacht. Kurz, die politische Lage war für den Kaiser ungünstiger als seit Jahren, für ein französisch-protestantisches Bündniß so verlockend als möglich.

Trotzdem nahmen die Verhandlungen der deutschen Fürsten mit Frankreich, auch nachdem im August 1551 der Bischof von Bayonne, Johann de Fresse als königlicher Gesandter nach Hessen gekommen war, einen sehr schleppenden Gang. Heinrich II. konnte offenbar noch kein rechtes Vertrauen fassen, wie er ja Reiffenberg gegenüber sein Erstaunen äußerte, daß die Reichsfürsten, statt sich an das empfindliche Ehrgefühl ihrer Vorfahren zu erinnern, so lange gesäumt hätten die deutsche Nation am Kaiser zu rächen. Einem seiner Diener hatte er noch deutlicher über die unheilbare Uneinigkeit und Entschlußlosigkeit der Deutschen geschrieben. Sebastian Schärtlin warnte als „treuer Eckhart", man möge den König nicht durch allzu hohe Geldforderungen vor den Kopf stoßen. Moritz dagegen legte mit Recht das größte Gewicht auf den „nervum belli"; er wollte sich, wie er öfters sagte, nicht in ein Bad wagen, in dem er weder schwimmen noch waten könne; der Kaiser sei ein Vogel, der sich nicht in vier oder fünf Monaten ausbeißen lasse. Dazu kam noch der persönliche Gegensatz des Kurfürsten und des Markgrafen Hans, deren „Gemüter gegen einander viel zu fremd" waren; eben auf der Versammlung zu Lochau, wo außer den beiden noch Johann Albrecht von Mecklenburg, August von Sachsen, Vertreter der Landgrafen mit dem Bischof von Bayonne verhandelten, kam es zum offnen Bruch zwischen Moritz und dem Küstriner. Alles war bereits abgemacht, als eines Abends beim Wein die zwei Rivalen heftig an einander gerieten, denn im Grunde war es doch der Anspruch des Kurfürsten auf die leitende Stellung, was den Markgrafen, den Anfänger des ganzen Bundes, so sehr erbitterte. Auf der andern Seite sieht die Art und Weise, wie Moritz über seinen Gegner herfällt, allerdings danach aus, als habe er sich des Mannes, der ihm „Fixfax" machen und ihn hofmeistern wolle, ein für allemal zu entledigen gewünscht. Der Markgraf reiste ab; den Verrat an der fürstlichen Sache, den er immer wieder von Moritz befürchtet hatte, beging er selbst, als er sich beim Ausbruch des Kampfes dem Kaiser näherte. Inzwischen waren zu Lochau (3. 5. Okt.) die Grundzüge des französischen Bündnisses vereinbart worden. Dasselbe ging natürlich auf Offensive und bezog sich, indem es die Religionsfrage als eine von Gott allein zu lösende ausschied, nur auf politische Ursachen und Ziele, da König Heinrich den Schein einer Unterstützung evangelischer Zwecke durchaus vermeiden

wollte. Die Fürsten mußten sogar nachträglich die Erklärung abgeben, daß sie niemanden wegen der Religion bekriegen oder nötigen und sich nichts unbilliger Weise aneignen würden. Der eigentliche Preis der französischen Hülfe lag weniger in dem Versprechen der Fürsten, sich bei der nächsten Kaiserwahl unbedingt nach den Wünschen Frankreichs zu richten, als vielmehr in der Abtretung der zum Reich gehörigen, aber fremdsprachigen Städte Cambrai, Metz, Toul, Verdun. Fast noch schmählicher als diese ohne einen Schein von Recht vorgenommene Losreißung von Reichsgebiet war die geradezu kriechende Schmeichelei, daß der christlichste König in dieser Sache „nicht allein wie ein Freund, sondern wie ein treuer Vater" an den Deutschen handle, sowie der Wunsch nach einem „ewigen" Protektorat Frankreichs. Man hat wohl eine bekannte Tatsache der neuesten Geschichte zum Vergleich herangezogen, die Abtretung von Savoien und Nizza, zu welcher der größte Staatsmann des modernen Italien sich gedrängt sah, um den unentbehrlichen Beistand Frankreichs für sein nationales Werk zu gewinnen. Aber eben darin, daß Cavour ein so schmerzliches Opfer mit vollem Bewußtsein nationalen Zwecken gebracht hat, liegt der tiefgreifende Unterschied, denn wenn auch die Politik jener deutschen Fürsten tatsächlich der Nation zugute kommen sollte, so ging sie doch ursprünglich nicht einmal von rein religiösen, sondern ganz überwiegend von dynastischen Gesichtspunkten aus. Dagegen darf auch nicht vergessen werden, daß der Reichsgedanke, welcher ihnen nahezu abhanden gekommen war, von seinem berufenen Träger, dem Kaiser, ebenfalls ohne Bedenken hinter spanische und dynastische Interessen zurückgesetzt worden ist. Wenn Karl V., der in die holsteinische und preußische Sache zu Ungunsten Deutschlands eingegriffen (S. 404), neben Mailand auch die Niederlande vom Reich fast völlig losgelöst hat (S. 804), immer wieder von seiner Fürsorge für die Wohlfahrt und Ehre eben dieses Reiches zu sprechen wagt, so ist das nicht minder heuchlerisch als die patriotischen Phrasen eines Moritz von Sachsen. Das wahre Bedürfniß des heiligen römischen Reichs deutscher Nation deckte sich eben weder mit den habsburgischen Weltmachtsideen noch mit dem kleinlichen Egoismus der hohen deutschen Aristokratie, welche nur dadurch etwas vor dem Kaiser voraus hatte, daß sie gegen eine unverkennbare Fremdherrschaft in die Schranken trat.

Wohl hat die Fürstenrevolution gelegentlich auch mit Gedanken gespielt, die seit den stürmisch bewegten zwanziger Jahren in den Hintergrund gerückt erscheinen. Am nächsten lag natürlich der alte Wunsch einer großen Säkularisation; in Dresden war zwischen Moritz und dem Küstriner das Wort gefallen, wie man „die Pfaffen und Mönche aus Deutschland pelliren" könnte. Aber man begnügte sich, wie wir bereits (S. 829) sahen, nicht mit den Pfaffen; zugleich regte sich die fürstliche Gehässigkeit gegen die Städte, die ja durch den Verlauf des schmalkaldischen Kriegs neue Nahrung erhalten hatte. „Man muß," führt das Gutachten eines kurfürstlichen Vertrauten aus, „Kaiser und König als höchste des Reichs Feinde in ihrem Herzen angreifen

und vor allen Dingen ihren nächsten Anhang, als Geistliche hohen und niedern Standes, sammt Kaufleuten und ihresgleichen, mit äußerster Verfolgung ausrotten und ihr keines verschonen." Er verlangt sogar „sondere Mandate zur Eroberung der Pfaffengüter". Daß neben den Pfaffen die Pfeffersäcke ins Auge gefaßt wurden, ist nicht zu verwundern; auch abgesehen von der demütigenden Abhängigkeit, in welcher so mancher Fürst dem städtischen Kapital gegenüber sich befand, galt in diesen Kreisen das Bürgertum immer noch für den Hort aller Unbotmäßigkeit, aller „schweizerischen" Neigungen. Wenn man den schmalkaldischen Krieg wie den Bauernkrieg auf die Anstiftung der adelsfeindlichen Reichsstädte zurückführte, so schien Magdeburgs rebellischer Trotz vollends den schlagenden Beweis für die Richtigkeit solcher Vorstellungen zu liefern. Moritz freilich war viel zu sehr Realpolitiker, um sich irgendwie an ein bestimmtes Programm zu binden. Am 9. Nov. 1551 hielt er seinen Einzug in Magdeburg, nachdem die Stadt sich öffentlich, doch ohne daß von Ergebung die Rede war, zur Unterwerfung unter Kaiser und Reich verpflichtet, insgeheim aber gegen die Sicherung ihrer evangelischen Religion den Kurfürsten als ihren Erbherrn anerkannt hatte. Selbstverständlich hielt er das durch einen Teil der Besatzung verstärkte Kriegsvolk beisammen, ohne daß er sich die Möglichkeit ganz abgeschnitten hätte noch im letzten Augenblick die Farbe zu wechseln. Indem er dem Kaiser seinen Besuch in nahe Aussicht stellte, während zugleich der Abbruch der französischen Verhandlungen nicht ausgeschlossen war, versetzte er seine Verbündeten in nicht geringe Angst; sie beschworen ihn „um unser aller Deutschen willen, ja wir mögen wohl sagen um Christi willen". Hatte er doch auch in der Concilsfrage eben jetzt dem Drängen des Kaisers nachgegeben und seine Gesandten, unter welchen sich freilich die Theologen, vor allem der mit Begierde erwartete Melanchthon vermissen ließen, nach Trient abgeordnet. Kurfürst Joachim war bereits im Okt. 1551 mit seinem Beispiel vorangegangen, da er um jeden Preis das Magdeburger Erzstift für seinen Sohn erlangen wollte; es folgten Vertreter des jungen Herzogs Christoph von Würtemberg, der nach dem Tod seines Vaters († 6. Nov. 1550) sofort die Regierung übernommen hatte, und als Bevollmächtigter der Stadt Straßburg der Historiker Sleidanus. Würtemberg und Straßburg hatten sich über eine von Brenz verfaßte Confession geeinigt, aber der Versuch auch die übrigen deutschen Protestanten für ein gemeinsames Auftreten von dem Concil zu gewinnen war hauptsächlich an der Abneigung des sächsischen Kurfürsten gescheitert, der seinen Melanchthon ein gesondertes Bekenntniß ausarbeiten ließ und durch die Forderung eines Geleitsbriefs, wie ihn einst die Husiten vom Basler Concil erhalten hatten, überhaupt die Sache in die Länge ziehen wollte. Endlich schickte er allerdings ein paar weltliche Räte nach Trient, aber Melanchthon, der gleichfalls den Befehl zur Reise erhielt, mußte in Nürnberg liegen bleiben, bis der Ausbruch des Kriegs die ganze Frage gegenstandslos machte. Was bis dahin zwischen den wirklich erschienenen protestantischen

Abgesandten und den Vätern des Concils vorging, war vergebliche Arbeit, obwohl die Vertreter des Kaisers, selbst die Theologen den Protestanten nach Kräften die Wege zu ebnen suchten und damit das Entsetzen des fanatischen Concilspräsidenten und der römischen Curie hervorriefen. Alle diese Bemühungen und Leidenschaften erschienen nur noch wie ein Sturm im Wasserglas, sobald mit dem Abschluß des französisch-protestantischen Bündnisses für Moritz die Entscheidung gefallen war.

Der Abschluß erfolgte am 15. Januar 1552 auf dem Schloß zu Chambord; Markgraf Albrecht, obwohl persönlich kein Glied des Fürstenbundes, hatte unter der Maske eines deutschen Hauptmanns die letzten Verhandlungen mit dem französischen Hof geführt. Johann Albrecht von Mecklenburg begrüßte die vollendete Tatsache als „eine sonderliche Schickung von dem Allmächtigen, der einmal großen Übermut zu strafen im Willen hat". Moritz, den das Gerücht bereits zum Kaiser unterwegs sein ließ, eilte insgeheim, meist des Nachts reitend, nach Hessen, wo am 14. Februar zu Friedewalde mit dem Bischof von Bayonne und den Hessen die endgültigen Abmachungen namentlich über die Subsidien getroffen wurden. Frankreich versprach für die drei ersten Monate zusammen 240 000, für die folgenden je 70 000 Kronen zu liefern. Daß von da ab Woche auf Woche verstrich, ohne daß der Kaiser sich ernstlich rührte, daß die Verbündeten ganz ungestört ihre Rüstungen vollenden und ihren Vormarsch beginnen konnten, war jener geradezu unbegreiflichen Verblendung und Ruheseligkeit zu danken, in welcher sich Karl V. allen Warnungen zum Trotz förmlich eingesponnen hatte. Noch vor Mitte März fiel König Heinrich II. mit 35 000 Mann in Lothringen ein, nachdem er vorher noch dem heiligen Denis und anderen Schutzpatronen seinen Besuch abgestattet und die scheußlichen Edikte gegen die französischen Ketzer ausdrücklich wiederholt und verschärft hatte. In einem Manifest, dessen Titel den Freiheitshut zwischen zwei Dolchen zeigte, trat er als „Rächer der deutschen Freiheit" auf, für welchen hochherzigen „aus göttlicher Eingebung" gefaßten Entschluß er nichts anderes zu begehren vorgab als die Dankbarkeit der Geretteten und ewigen Nachruhm. Während er einstweilen die drei lothringischen Reichsstädte in seine Gewalt brachte, vereinigten bis Ende März Moritz, Landgraf Wilhelm und als selbständiger Genosse des Unternehmens Albrecht von Brandenburg ihre Streitkräfte, etwa 30 000 Mann, im Fränkischen; am 1. April erschienen sie vor Augsburg. Moritz, Wilhelm und Johann Albrecht von Mecklenburg versicherten in ihrem Manifest, getreu den Vereinbarungen mit Frankreich, daß sie keineswegs die Religionsfrage mit dem Schwert zu lösen gedächten, sondern nur gegen die vom Kaiser geübte „unerträgliche, viehische, erbliche Servitut" zur Notwehr gegriffen hätten; ausdrücklich war an erster Stelle die Behandlung des Landgrafen, als eine „Infamie und Unbilligkeit", aufgeführt, dann die eidbrüchige Einführung ausländischer Truppen ins Reich, die finanzielle Ausbeutung der Nation, die Ausschließung wohlgesinnter fremder Gesandten von den Reichstagen. Weit offener noch erging

sich das Ausschreiben des Markgrafen, welches den schmählichen Einfluß eines unadeligen Ausländers (Granvela) und das Lügenbuch des „hispanischen Erzbuben“ Avila über den schmalkaldischen Krieg nicht vergaß; zum Schluß wurde auf die vielleicht eintretende Notwendigkeit hingewiesen, „daß der Geistlichen übermäßige und im göttlichen und geistlichen Gesetz verbotene Gewalt geschwächt und gebrochen würde“.

In ihrer häßlichsten Gestalt erhob sich noch einmal die deutsche Revolution gegen das undeutsche Oberhaupt des Reichs. Niemals vorher hatte sich Karl V. in solcher Gefahr befunden. Der Wunsch seines Schülers Moritz, ihm die Reputation im Reich gründlich zu zerstören, schien über Erwarten rasch in Erfüllung zu gehen.

Als ein alter und kranker Mann trat der Kaiser in die schwerste Krisis seines Lebens, nur noch „ein Häufchen Medizin“, wie der englische Diplomat Ascham versichert. Trotzdem hielt in den schwierigsten Lagen diesen zerbrechlichen Körper eine unzerstörbare Kraft des Herrscherbewußtseins und Pflichtgefühls aufrecht. Mehr denn je erschien er als der Undurchdringliche. „Er hat,“ berichtet Ascham, „ein Gesicht, so ungewohnt irgend eine Bewegung des Herzens zu verraten, wie ich kein zweites in meinem Leben gesehen habe. In seinem bleichen Antlitz läßt kein Wechsel der Farbe ahnen, ob ihn eine Meldung erfreut oder verletzt. Selbst aus den Augen kann man nur wenig von dem erraten, was in seinem verschlossenen Innern vorgeht. So oft ich ihn sah, mußte ich der Worte Salomos gedenken: „Der Himmel ist hoch und die Erde tief, aber der Könige Herz ist unergründlich.“ Da ist nichts an ihm, was spricht, außer der Zunge.“ Indessen entsprach doch dieser starren Außenseite noch mehr als vordem ein innerlicher Mangel an Beweglichkeit, welcher zuweilen geradezu an Apathie streifte; der jüngere Granvela klagt einmal im Winter 1551, sein Herr empfinde einen derartigen Widerwillen gegen die Beschäftigung mit der allerdings recht unerfreulichen politischen Lage, daß er sich sogar weigere überhaupt Audienz zu erteilen: er wisse ja im voraus, was die Gesandten ihm sagen wollten und daß alle diese Leute, Engländer, Venezianer, deutsche Fürsten, doch nichts für ihn tun würden. Karls Vertrauen zu seinen nächsten Verwandten war in Folge der Successionsverhandlungen arg erschüttert. Nur auf die Schwester Maria glaubte er sich verlassen zu können; wo es gelte, schrieb er ihr, einen Kampf statt mit dem Degen mit dem Verstand zu führen, da sei sie der beste Capitän. Trotzdem mußte auch die Königin bei ihrem regen brieflichen Verkehr mit dem Bruder Vorsicht anwenden, um ihn nicht zu reizen; ganz offen konnte sie sich doch nur hinter seinem Rücken gegen Granvela aussprechen, der ihr wiederum sein Herz ausschüttete. „Gott weiß,“ klagt er ihr einmal, „wenn ich nicht einzig und allein auf den Dienst des Kaisers bedacht wäre, so würde ich nicht um alle Schätze der Welt die Lage aushalten, in welcher ich mich oft befinde, obwohl ich weit über Verdienst geehrt werde.“ Und dennoch widersprachen

sich eben in dem entscheidenden Punkt die Ansichten Granvelas und der Königin. Diese kluge Habsburgerin hat mit bewundernswürdigem Scharfblick die volle Gefahr erkannt und die richtigen Mittel zu ihrer Abwehr aufgezeigt. Sie mißbilligte es höchlich, daß der Kaiser, statt in Speier Aufenthalt zu nehmen und mit dem Rhein und den Niederlanden Fühlung zu behalten, sich entschloß den Winter in Innsbruck zuzubringen. Sie riet dringend mit Ferdinand und Maximilian sich besser zu stellen und in Sachen der Nachfolge für jetzt zu „dissimuliren"; nach einem Sieg über Frankreich, wobei der Infant sich persönlich in Reputation setzen müsse, könne der Kaiser über das Reich wie über das Concil nach Belieben verfügen. Vor allem aber ward sie nicht müde sowohl ihren Bruder als Granvela immer wieder auf jene unmittelbare und schwerste Gefahr aufmerksam zu machen, welche nach ihrer festen Überzeugung in dem unbefriedigten Ehrgeiz des jungen sächsischen Kurfürsten lag. Sie hielt denselben für durchaus unzuverlässig und seine wörtlichen und tätlichen Ergebenheitsdemonstrationen für Lug und Trug. Nur durch kräftige Gegenrüstung, nicht durch den eigenen guten Willen lasse sich ein Mensch wie Moritz von feindseligen Absichten bekehren. Man solle den französischen Werbungen deutscher Truppen zuvorkommen, Magdeburg zu Gnaden aufnehmen, deutsche Fürsten wie Würtemberg u. a. zu gewinnen suchen, die finanziellen Kräfte Spaniens bis aufs Äußerste anstrengen. Und Maria stand mit ihrem Urteil über Moritz nicht allein. König Ferdinand war vollkommen der gleichen Ansicht; er erklärte die Befreiung des Landgrafen für ganz unerläßlich, wenn man einen großen deutschen Krieg vermeiden wolle. Auch der päpstliche Legat in Trient wußte bereits von der bevorstehenden Erhebung der deutschen Fürsten und ihren französischen Beziehungen. Der kaiserliche Commissar von Magdeburg, Lazarus von Schwendi, war vollends vom tiefsten Mißtrauen gegen den Reichsfeldherrn erfüllt, den er von offenkundigen Rebellen umgeben sah; er meinte, wenn Moritz sich vor der Reise an den Kaiserhof fürchte, so sei das ein Zeichen seines bösen Gewissens.

An Warnungen der gewichtigsten Art, an Nachrichten über die gegnerischen Bewegungen hat es Karl V. wahrlich nicht gefehlt. Aber er wies sie alle zurück, bestärkt durch Granvela, der gleichfalls an eine solche Tollheit des jungen Kurfürsten nicht glauben wollte. „Man fängt schon an mich zu steinigen, weil ich keine Furcht haben will," schreibt Granvela im Januar 1552; Moritz sei fast in ganz Deutschland verhaßt, ohne ausreichende Mittel für ein so großes Unternehmen; die protestantischen Städte seien nicht mehr reich wie vor dem schmalkaldischen Krieg. Ebenso sprach der Kaiser selbst; wo denn Moritz, der allein gefährlich sein könnte, das Geld hernehmen solle? Von einer Nachgiebigkeit in der Sache des Landgrafen wollte Karl durchaus nichts wissen, obwohl die Fürbitte für den Gefangenen, welche im Namen der drei weltlichen Kurfürsten, einer Reihe von andern Reichsfürsten, des Königs von Dänemark im November zu Innsbruck geschah, durch Schreiben von König Ferdinand, Polen, Baiern unterstützt wurde. Noch Ende Februar

schrieb der Kaiser seinem Bruder, wenn Moritz an eine gewaltsame Befreiung seines Schwiegervaters dächte, würde er dem Landgrafen ohne Weiteres den Kopf abschlagen lassen und damit diesen Gegenstand der Beschwerde aus der Welt schaffen. Immer wieder kam er darauf zurück, man müsse zusehen, was an den Rebellionsgelüsten sei, vor allem erst die Ankunft des Kurfürsten abwarten. Aber die Reise, mit welcher Moritz den Kaiser von einem Monat zum andern hinhielt, stieß immer wieder auf Hindernisse; es war doch beleidigend genug, als der Kurfürst, von verschiedenen Seiten gewarnt, schließlich ganz offen zu erkennen gab, er wolle nicht in die Falle gehen wie der Landgraf oder, so bekam Schwendi zu hören, wie der ermordete Mönch in Siebenbürgen. Empört wies Granvela ein so unwürdiges Mißtrauen zurück; wie könne man gegenüber der angebornen Milde und Güte des Kaisers eine Verdächtigung wagen, welche selbst gegen die grausamsten Tyrannen und unmenschlichsten Völker niemals gehört worden sei? Einen triftigen Grund für seine Friedensliebe konnte Karl V. allerdings anführen: seine Finanzen befanden sich wie gewöhnlich im übelsten Zustand. In ganz verzweifelter Stimmung schreibt er am 28. Januar 1552 seiner Schwester: „Ich bin nach allen Seiten hin in einer solchen Notlage, daß ich, wenn die Deutschen aus reinem Unverstand mich angreifen wollten, nichts andres zu tun wüßte als der Axt den Stiel nachwerfen.“ Wir sehen den Herrn einer halben Welt in völliger Ratlosigkeit; „dieser Krieg um Parma,“ ruft er, „der Teufel soll ihn holen! führt zum Ruin; das ganze Geld aus Indien ist so gut wie aufgezehrt und ich weiß nicht, womit ich meine Trauerkleider bezahlen soll“. Er meinte, es sei immer noch das Vortheilhafteste in so peinlicher Lage wenigstens keine Furcht zu zeigen und sich auf das zu beschränken, „was sich mit Papier tun läßt“. Bis zuletzt wehrte er sich gegen den Gedanken, daß Moritz Ernst machen könnte; war doch bereits ein kursächsischer Rat seinem Herrn voran in Innsbruck eingetroffen! Eben dieser Rat steigerte durch die falsche Nachricht, sein Herr wolle in Wasserburg mit dem König Maximilian zusammentreffen, das eben erst beschwichtigte Mißtrauen des Kaisers gegen seinen Neffen, seinen Bruder. Ferdinand seinerseits hatte, als der Sohn zu Wasserburg erkrankte, sofort an Gift gedacht; es hieß, man habe den Rivalen des spanischen Infanten beseitigen wollen. Obwohl nun trotz dieser fast feindseligen Spannung Ferdinand und Maximilian ihren Freund Moritz von seinem Unternehmen gegen den Kaiser abmahnten, geschah doch von österreichischer Seite nichts, um Karl V. mit andern als papierenen Mitteln zu helfen. Ferdinands Gedanken gingen nach Ungarn, wo er seine Herrschaft ernstlicher als je durch die Türken bedroht wußte; ohne Rücksicht auf die Bitten des Bruders begann er seine Truppen aus Tirol wegzuziehen, während Karls eigene Tochter, die Gemahlin Maximilians, eben jetzt den Vater drängte ihre Aussteuer herauszuzahlen. Nichts konnte dem Kaiser seine Verlassenheit schmerzlicher zum Bewußtsein bringen als diese zweideutige Haltung der jüngeren habsburgischen Linie. Und dennoch blieb ihm schließlich nichts

andres übrig als die Vermittlung des Bruders, der mit Moritz so vertraulich stand, in Anspruch zu nehmen. Es war einer der geschicktesten Schachzüge des Kurfürsten, daß er unmittelbar vor dem Beginn seines Feldzugs mit Eifer auf diesen Vermittlungsgedanken einzugehen schien, daß er dem römischen König für den Fall einer friedlichen Lösung einen großen gemeinsamen Kampf gegen die Türken in Aussicht stellte. Ferdinand ließ sich wirklich auf die Verabredung einer Zusammenkunft ein, welche unter Teilnahme seines Sohnes am 4. April in Linz stattfinden sollte. Karl V. war jetzt sogar bereit dem Landgrafen gegen genügende Sicherheit die Freiheit zu geben.

Es war zu spät. Am 4. April nahm Moritz, statt in Linz zu erscheinen, die Kapitulation von Augsburg entgegen. Nach der Austreibung der evangelischen Prediger durch den Kaiser (August 1551) hatte die Stadt, wie ein sächsischer Rat berichtet, das Ansehen eines Trauerhauses; man kann sich denken, daß die Bürgerschaft beim Anmarsch der Verbündeten wenig Lust zeigte nach dem Befehl des patrizischen Rats für den Kaiser Gut und Blut zu wagen, zumal die Fürsten Herstellung der alten Verfassung versprachen und auch durchführten. Das Interim fiel, ein Teil der verjagten Geistlichen kehrte zurück. Aber was mit Augsburg geglückt war, das mißlang bei den andern großen Reichsstädten des Südens. Es rächte sich doch empfindlich, daß die Fürsten das republikanische Element so geflissentlich herabgedrückt, daß sie ihre Abneigung gegen die städtischen Freiheiten ebenso wenig verhehlt hatten wie ihr Gelüste nach dem städtischen Reichtum. Nürnberg kannte den bösen Willen des Markgrafen Albrecht zu gut, um mit den Bundesfürsten gemeinsame Sache zu machen und ihrem Kriegsvolk den Durchzug zu gestatten; alles, was man dort erreichte, war eine Contribution von 100000 Gulden, wogegen Moritz und Landgraf Wilhelm der Stadt Sicherheit vor allem Kriegsschaden zusagten. Ganz unerwarteten Widerstand fanden aber die Verbündeten vor Ulm. Uneingedenk ihrer Mißhandlung durch den Kaiser (S. 808) trotzte die feste Stadt allen Drohungen der Gegner, einer heftigen Beschießung, selbst der furchtbaren Verwüstung, welche der wilde Brandenburger über ihr Gebiet verhängte. Wir haben ein Ulmer Lied, worin sich wunderlich genug gut kaiserliche Gesinnung mit entschiedener Verwahrung gegen die „päpstliche Rott" verbindet, Moritz und seine Genossen als „Lumpengsind" gebrandmarkt werden. Nicht minder energisch wies Straßburg die tückische Zumutung des Franzosenkönigs zurück, seinem Kriegsvolk den Verkehr in der Stadt zuzulassen. „Haben daran weislich gehandelt," sagt Schärtlin selbst; „denn so wir hineinkommen, wären wir mit Lieb nimmer herauskommen". Auch die Augsburger mochten stutzen, als dieser ihr ehemaliger Hauptmann ihnen mit Hülfe Frankreichs und der Bundesfürsten eine hohe Entschädigungssumme für sich abzupressen suchte. Die tüchtige Haltung von Ulm und Straßburg sticht besonders vorteilhaft ab von der kläglichen Angst der rheinischen Kurfürsten und von der charakterlosen Neutralität der Herzöge von Baiern und Würtemberg. Der junge Herzog Albrecht (seit

7. März 1550 Nachfolger seines Vaters Wilhelm) ließ seine Untertanen „auf ihr selbst Gefahr“ dienen, wem sie wollten, und stand im vertrautesten Verkehr mit Markgraf Albrecht; die alte wittelsbachische Lust nach der Kaiserkrone (S. 575; 584) trat in dieser Zeit nach dem Ableben Ecks, des führenden bairischen Staatsmannes († März 1550), wieder zu Tage, da es sich ja „über Nacht“ begeben konnte, „daß österreichisch Geblüt im Reich nit mehr regierte“. Für den Augenblick schienen die religiösen Gegensätze fast ganz hinter den politischen Interessen zu verschwinden; selbst die geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Würzburg und der Herzog von Jülich verglichen sich mit Protestanten wie Kurpfalz und Würtemberg dahin, daß man an Stelle der Trienter Versammlung entweder ein in Deutschland zu haltendes Generalconcil, wobei alle Geistlichen ihrer Verpflichtung gegen Rom entbunden werden müßten, oder ein reines Nationalconcil berufen solle. Fand es doch sogar der Kaiser geraten, die Ulmer nicht nur zur Treue zu ermahnen, sondern zugleich ihrer Religion wegen zu beruhigen. Denn tatsächlich waren es nur die paar evangelischen Reichsstädte, welche in diesen angstvollen Wochen einen völligen Triumph der Verbündeten hinderten; die benachbarten Fürsten hatten, wie der Markgraf sich ausdrückte, „alle den Hasen im Busen“.

Wie gelähmt saß der überlistete Kaiser in Innsbruck; er schien, wie es in einem Lied aus jenen Tagen heißt, in Schlaf und Traum versunken. Wohl machte er sich am 6. April auf, durch Würtemberg nach dem Rhein und den Niederlanden zu flüchten, in einem verdeckten Wagen, unter dem Vorgeben, daß sich eine Dame ins Wildbad fahren lasse, aber er mußte wieder umkehren, da der Weg nach dem Bodensee nicht mehr frei war. So stand er also doch, wie er vorher an Ferdinand geschrieben hatte, vor der Wahl, „entweder einen großen Schimpf zu erleiden oder sich in eine große Gefahr zu begeben“. Ferdinand seinerseits riet dem Bruder dringend auf keinen Fall den Reichsboden zu verlassen, sich in Tirol zu behaupten; er ließ seine nach Ungarn marschirenden Landsknechte wieder umkehren. Aber lange Zeit bemühten sich die Mitglieder der Innsbrucker Regierung vergebens in Sachen einer energischen Landesverteidigung auch nur eine Audienz beim Kaiser oder einen klaren Bescheid zu erlangen. Granvela riet ihnen mit dem Feinde zu verhandeln. Inzwischen war Moritz, welchen König Ferdinand jetzt für unbeständiger als Aprilwetter erklärte, doch am 18. April in Linz eingetroffen; die Besprechungen, an welchen neben dem römischen König dessen Söhne Maximilian und Ferdinand, der Herzog von Baiern, kaiserliche und kurbrandenburgische Räte Teil nahmen, führten zunächst zu keiner Einigung über die strittigen Fragen, weshalb für den 26. Mai eine neue Zusammenkunft in Passau und die Beiziehung einer größeren Zahl von Reichsfürsten verabredet wurde. Für den Augenblick entscheidend war es, daß Moritz erklärte ohne Zustimmung seiner Verbündeten auf keinen Waffenstillstand eingehen zu können; er stellte den Beginn desselben für den 11. Mai in Aussicht, meldete aber erst am 10. aus dem Lager bei Gundelfingen, daß ein früherer

Termin als der 26. nicht zu erlangen gewesen sei. Damit hatte er für einen großen Schlag gegen den Kaiser selbst Zeit gewonnen. Daß König Ferdinand, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf raschen Friedensschluß und Gewinnung der deutschen Streitkräfte für den Türkenkrieg ging, seinen Absichten nicht allzuviel in den Weg legen werde, durfte Moritz aus der entgegenkommenden und friedlichen Haltung des Königs bei den Linzer Verhandlungen wohl schließen. Die mehrfach vertretene Ansicht, daß der letztere geradezu verräterisch an seinem kaiserlichen Bruder gehandelt habe, vermag ich allerdings nicht zu teilen. Wohl hatte Ferdinand die Successionssache nicht vergessen und seine ungarischen Interessen war er nicht gesonnen der Hartnäckigkeit des Kaisers, wie sie gegenüber den Forderungen der Kriegsfürsten hervortrat, ganz aufzuopfern. Aber nachdem er einer der ersten gewesen war Karl V. zu warnen, so mahnte er auch jetzt von Neuem, daß man auf alles gefaßt und nach Kräften gerüstet sein müsse; man habe es mit zweideutigen Leuten zu tun. Er konnte freilich mit Recht gegen die Schwester Maria sich darüber beklagen, welch geringe Beachtung man am Kaiserhof bisher seiner Stimme geschenkt habe. Trotzdem eilte er von Linz weg nach Innsbruck, wo er seinen Bruder bestimmte in jene verhängnißvolle Verzögerung des Waffenstillstands zu willigen. Ihm kam alles darauf an, wenigstens für seine Person jede kriegerische Verwicklung mit Moritz zu vermeiden; daraus erklärt sich auch sein Befehl an die Tiroler Regierung sich auf Verteidigung des Landes zu beschränken und im Notfall sogar den Paß zu gestatten. Daß dieses Bestreben um keinen Preis die bevorstehende Friedenshandlung stören zu lassen nicht ganz frei von Zweideutigkeit blieb, muß man wohl zugeben, doch hatte ja Granvela selbst eine Berufung auf die Neutralität Tirols empfohlen und die ganze Haltung des Kaisers in dieser Zeit war nicht dazu angetan den Entschluß einer verzweifelten Gegenwehr mit geringen Kräften nahezulegen. Und Karl V. gebrauchte noch auf seiner Flucht in offiziellen Schreiben die Wendung, sein Bruder habe für sich selbst, geschweige denn für seine Lande und Leute „mit dieser innerlichen aufrührigen Kriegsübung gar nichts zu tun". Noch schärfer betont allerdings Ferdinand seine Neutralität, wenn er in einem Schreiben an Moritz sagt, es habe ihm als dem Bruder nicht gebührt den Kaiser, der noch vor Beginn des Kriegs im Vertrauen auf ihn nach Innsbruck gekommen sei, von dort auszutreiben. Jedenfalls scheint der Vormarsch der Verbündeten nach Süden doch überraschend gekommen zu sein. Baiern trug kein Bedenken ihnen die Proviantunterstützung zu versprechen, die es der Tiroler Regierung abgeschlagen hatte. Am 18. Mai stand Moritz in Füssen; noch am gleichen Tag zersprengte er das kaiserliche Kriegsvolk bei Reutte. In der Nacht wurde unter Führung Georgs von Mecklenburg auf steilen Gebirgspfaden die Ehrenberger Klause, die von dem Rest der kaiserlichen und königlichen Truppen besetzt war, umgangen und Tags darauf erobert. Die Sieger vermeinten, es sei „übernatürlich", und nur durch besondere Gnade möglich gewesen, „über so große Steinklippen das Volk wie die Gemsen

in der Feinde Blockhäuser zu bringen". Am Abend dieses 19. Mai flüchtete der Kaiser mit dem römischen König über den Brenner nach Brunneck. Ein Glück für den gedemütigten Herrscher, daß, wie es wohl zu gehen pflegte, die Zuchtlosigkeit der Landsknechte dem siegreichen Kurfürsten eine vollkommene Ausnutzung der Lage unmöglich machte; Moritz selbst, den sie „gelber Hut" und „Verräter" schalten, sah sich von den Spießen und Büchsen der Meuterer bedroht. So mißlang die Absicht, den Kaiser zu fangen, „den Fuchs in der Höhl und Spelunk zu suchen", wie Landgraf Wilhelm sich ausdrückt. Ob auch Moritz selbst diese Absicht ernstlich verfolgt oder, wie er gelegentlich durchblicken ließ, nur zum Schein vorgeschoben hat, darüber vermögen wir zur Zeit kaum volle Klarheit zu gewinnen. Zuzutrauen ist diesem Meister der Verstellung und Berechnung das eine wie das andere; er gehört zu jenen politischen Spielern, deren innerste Gedanken sich hinter einem verwirrenden Wechsel augenblicklicher Combinationen verstecken. Daß er im Frühjahr 1552 mit dem Herzog von Ferrara in Verhandlung stand, deutet immerhin auf die Möglichkeit hin, daß er den Kaiser von zwei Seiten zu fassen dachte. Jedenfalls beeilten sich die Concilsväter, so viele ihrer noch in Trient waren, auf die Nachricht vom Einmarsch der Ketzer in Tirol das Weite zu suchen; die Kirchenversammlung, deren Suspension ohnedies kurz vorher verkündigt worden war, verschwand vor der drohenden Nähe protestantischer Waffen ebenso kläglich wie der Nimbus des weltbeherrschenden Kaisertums. Das waren die bittersten Tage im Leben Karls V. Bilder von Schande, Tod, Gefangenschaft traten damals vor die Seele des Mannes, der gewohnt war in seiner Sache die Sache Gottes zu sehen.

Als Moritz und seine Genossen, der Landgraf und Herzog Georg (23. Mai), in Innsbruck einzogen und ihren Truppen alles kaiserliche und spanische Gut zur Beute überließen, wich Karl bis nach Villach. Nachdem das lange befürchtete Unheil wirklich hereingebrochen war, schien der Besiegte mit einem Mal die alte Spannkraft wieder zu finden. Nach allen Seiten hin ergingen seine Schreiben und Befehle zur Verteidigung gegen die „französischen Conspirationsverwandten", wie er seine protestantischen Gegner spottend nannte. Während die Türken einen Erfolg nach dem andern errangen — in Villach selbst glaubte man einmal einen Überfall gewärtigen zu müssen —, während in Passau an der Herstellung des Friedens im Reich gearbeitet wurde, sann der Kaiser unermüdlich nach, wie er sich an den Gegnern rächen und seine alten Plane doch noch durchführen könne. Für die Rache bot sich ihm das geeignetste Werkzeug in der Person des alten Kurfürsten Johann Friedrich, der unmittelbar vor der Flucht die Freiheit erhalten hatte, unter der Bedingung, noch eine Zeitlang im Gefolge des Kaisers zu bleiben. König Ferdinand reichte zu Innsbruck dem Gefangenen die Hand, als Zeichen der Versöhnung; mit dem Kaiser selbst traf der Begnadigte erst einige Tage später zusammen. Die Eröffnung, daß er zum Vollstrecker der gegen Moritz zu verhängenden Acht ausersehen sei, nahm er mit Begierde auf; während seiner Gefangenschaft waren ihm wohl gelegentlich Zweifel aufgestiegen, ob er



Abschied des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Karl V. Am 2. September 1552 bei Lintz.
Facsimile aus einem Holzschnitt eines unbekannten gleichzeitigen Meisters.

Moritz gegenüber sich nicht gar zu unversöhnlich gezeigt habe, aber die Empfindung, daß der Vetter doch sein eigentlicher Todfeind sei, hatte immer wieder die Oberhand behalten. Dringend mahnte er seinen ältesten Sohn von jeder Verbindung mit dem Manne ohne Treue und Glauben ab; „einmal böse, da ist sich keines Besseren bei zu vermuten". Man verhandelte am Kaiserhof über die bevorstehende Exekution; Johann Friedrich, der sich bereits wieder im Kurkleid sah, wünschte Duldung der evangelischen Predigt, Herstellung des abgesetzten Erzbischofs von Köln (S. 784), Begnadigung der Rebellen außer Moritz; auch dem Bruder des Ächters müßten soviel wie möglich „die Federn beschnitten" werden. Schon ersuchte er im eigenen Namen verschiedene Fürsten und Städte um ihre Unterstützung. Er unterließ nicht hervorzuheben, wie „tyrannisch und wütig" Moritz mit seinem landsässigen Adel schalte. Wirklich lag für Moritz in dem unverkennbaren Mißverhältniß zu seinen Ständen eine nicht zu unterschätzende Gefahr; sie hatten ihm jede Hülfe gegen Magdeburg verweigert (S. 832) und die Unbotmäßigkeit der Leipziger Ritterschaft veranlaßte sogar die Einleitung eines Strafverfahrens. Dafür hieß es in Sachsen, „das wär eine französische Regierung". Ganz die nämlichen Stimmungen waren erst vor wenigen Jahren mit Erfolg gegen den Landgrafen ausgebeutet worden (S. 770; 783); diese fürstlichen Staaten, so deutlich auch der Zug zum Absolutismus sich ankündigt, standen noch mitten im Umbau und vertrugen keine starke Erschütterung.

Vergebens drängte man von französischer Seite, dem Kaiser vollends den Garaus zu machen; Schärtlin, der sich zum feurigsten Anwalt Frankreichs aufwarf, schrieb „als ein guter Deutscher" an Moritz, der König wolle, nachdem der Kurfürst mit dem Habsburger unterhandle, in alle Ewigkeit mit keinem Deutschen mehr zu tun haben. Wohl begegnet bei den Verbündeten der Gedanke an eine Erbeinigung der weltlichen Fürsten unter einander und mit Frankreich, mit anderen Worten an ein dauerndes französisches Protektorat; Johann Albrecht von Mecklenburg wollte auch England und Dänemark beigezogen wissen. Der junge Landgraf Wilhelm warnte seinen Schwager vor dem Passauer Betrug; man werde ihm dort „nach dem Hals greifen". Aber Moritz ging nach Passau und wohnte den Friedensverhandlungen vom 1. bis zum 24. Juni persönlich bei, ohne sich durch die immer heftigeren Briefe des Hessen, der ihn schließlich geradezu als Verräter behandelte, irre machen zu lassen. Wir kennen seine allerdings nicht unbegründete Angst vor dem „dicken Vetter"; er suchte dessen Befreiung nach Kräften zu hintertreiben, den römischen König für seine Wünsche durch das bekannte Mittel der in Aussicht gestellten Türkenhülfe zu gewinnen. Es macht einen geradezu komischen Eindruck, wie er den Vertretern Frankreichs gegenüber den Gedanken eines freundlichen oder etwa gar Bundesverhältnisses zum Erbfeind der Christenheit mit allem Aufgebot sittlicher Entrüstung von sich weist. Denn wer wollte sich durch die evangelischen und deutschpatriotischen Phrasen täuschen lassen, mit welchen dieser Machiavellist gelegentlich Verschwendung treibt? Eigentlich

bewegt ihn doch nur das unmittelbar Erreichbare, nicht die Phantasie einer Weltmonarchie, wie sie Karl V. träumte, sondern, um den Ausdruck eines Zeitgenossen zu gebrauchen, das „Königreich Sachsen", der Wunsch seine territoriale Macht soviel als möglich zu steigern. Darauf zielten vor allem auch die politischen Beschwerden und Forderungen, die er in Passau vertrat: volle Herstellung des „freien Reichs deutscher Nation", d. h. der kurfürstlichen Oligarchie, wie sie seit der goldenen Bulle verfassungsmäßig begründet war, Sicherung gegen die monarchischen Gelüste der Habsburger, welche in letzter Zeit deutlich genug hervorgetreten waren, gegen ausländische Räte und Truppen, gegen kaiserliche Beeinflussung des Reichstags, des Kammergerichts und der freien Königswahl, endlich Gestattung des altherkömmlichen fremden Kriegsdienstes der Deutschen, selbst gegen kaiserliche Erblande. Ein dauernder Friede zwischen den beiden Confessionen sollte ohne Rücksicht auf die Trienter Versammlung geschaffen und auch durch die etwaige Erfolglosigkeit des zu berufenden Nationalconcils nicht weiter berührt werden. Wir sehen, von jenen Gelüsten nach Säkularisation und französischem Protektorat ist hier nichts übrig geblieben, obwohl sehr gegen den Willen des Kaisers der Bischof von Bayonne in Passau erschienen und nicht verhaftet, sondern angehört worden war. Aber diese wirklich staatsmännische Mäßigung des Kurfürsten erleichterte ihm die Verständigung mit den vermittelnden Fürsten ganz außerordentlich. Neben König Ferdinand, der allerdings seinen Sohn Maximilian diesmal nicht mitbrachte, waren Albrecht von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Eichstädt persönlich, außerdem Gesandte der Kurfürsten, der Herzoge von Würtemberg, Jülich, Braunschweig, Pommern, des Markgrafen Hans, des Landgrafen Wilhelm, des Bischofs von Würzburg in Passau erschienen; die Stimmung zeigte sich so friedlich wie noch nie zuvor und die Katholischen, in den weltlichen Beschwerden ohnedies mit den Evangelischen einig, gaben auch in der religiösen Frage soweit nach, daß sie die unbedingte Gültigkeit des Friedens zwischen den Confessionen und damit den Anspruch des Protestantismus auf ein rechtlich gesichertes Dasein gleichfalls anerkannten; man wollte noch einmal dem künftigen Reichstag anheimstellen, ob der Versuch zu einer Beilegung des Glaubensstreits auf einem allgemeinen oder nationalen Concil, durch Entscheidung der Reichsstände oder ein Colloquium gemacht werden solle, aber man wollte den Frieden festhalten, auch wenn dieser letzte Versuch mißlingen würde. Der Gedanke der Parität, wie er zuerst aus den inneren Kämpfen der Eidgenossenschaft sich herausgebildet hatte (S. 607; 636), schien mit unwiderstehlicher Gewalt das größte Staatswesen Mitteleuropas zu ergreifen. Denn eine gewaltsame Evangelisirung lag damals weder im Sinn des führenden protestantischen Politikers noch auch im Bereich der Möglichkeit. Man hatte, wie Moritz dem Landgrafen Wilhelm zu Gemüt führte, „den Kaiser noch nicht in Eisen" und mußte froh sein bei den katholischen Mitständen mehr guten Willen als starren Glaubenseifer zu finden. Der Kurfürst durfte mit gutem Recht den Anklagen seines Schwagers ent-

gegenhalten, daß sein schwer getadeltes Verfahren im Augenblick den Interessen des deutschen Protestantismus durchaus entsprechend sei. Auf die Anzüglichkeiten wegen seiner verräterischen Gesinnung erwiderte er stolz, „daß wir Gottlob mehr Ehre und Treu in unserm Leib haben denn vielleicht E. L. sammt dem spitznäsigen Bischof [von Bayonne] und ihrem naseweisen unnützen schwarzen Schreiber ihr Leben lang bekommen mögen!"

Aber seine Verbündeten, Wilhelm, Johann Albrecht, der Pfalzgraf Ottheinrich, der sich zu ihnen gesellt hatte, vor allem der wilde Markgraf, arbeiteten nicht minder eifrig auf das Scheitern des Friedenswerkes hin, als der Kaiser, der über Hals und Kopf die früher versäumten Rüstungen betrieb und wohl eine Verschiebung der Religionsfrage auf den nächsten Reichstag, nicht aber die vorhergehende Festlegung eines Religionsfriedens zugestehen wollte. Das hieß, wie er an Ferdinand schrieb, für immer den Rebellen Straflosigkeit und der Ketzerei Duldung gewähren. Aber auch davon war er weit entfernt, in die Befreiung des Landgrafen vor völliger Auflösung der feindlichen Streitkräfte oder in die Abstellung jener politischen Beschwerden zu willigen. Vergebens warnten ihn seine eigenen Räte, die er nach Passau gesandt hatte, die versammelten Stände, sein Bruder Ferdinand vor der drohenden Gefahr eines Verzweiflungskampfes, für welchen man nirgends Bundesgenossen finden werde. Weder das längst erfolgte Ausscheiden des Papstes aus dem italienischen Krieg noch die Fortschritte der Türken noch die hoffnungslosen Berichte der Königin Maria vermochten Karl V. zur Aufopferung dessen zu bewegen, was er als sein Recht und seine Pflicht ansah. „Wenn es nur um die Schande wäre," schrieb er dem Bruder, „so würde ich um des Friedens willen leicht darüber wegkommen; ich habe mich niemals gesträubt, Beleidigungen, die mir persönlich zugefügt waren, der gemeinen Wohlfahrt wegen zu vergeben. Aber das Schlimme ist hier, daß zu der Schande, die man ja hinunterschlucken könnte, eine Belastung meines Gewissens hinzutritt, die ich nicht auf mich zu nehmen vermag." Alle Bemühungen Ferdinands, der nach Villach eilte, scheiterten an diesem eisernen Willen; der Kaiser blieb dabei, daß die endgültige Lösung der religiösen und politischen Prinzipienfragen auf den Reichstag verschoben werden müsse. Und inzwischen hatte Moritz, der zu Anfang Juli nach Passau gekommen war, ohne die erwartete kaiserliche Zustimmung vorzufinden, genügende Gelegenheit sich von der inneren und äußeren Schwäche des Fürstenbunds zu überzeugen; es war doch sehr die Frage, ob mit den wenigen entschlossenen Elementen, die wieder unter sich keineswegs einig waren, ob bei dem völligen Mangel einer festen Bundesorganisation ein voraussichtlich langwieriger Kampf auf Leben und Tod mit dem Kaiser aufgenommen werden durfte. Da war ganz abgesehen von dem Mißtrauen, welches Moritz selbst seinen Verbündeten einflößte, der unberechenbare und unbezähmbare Markgraf Albrecht; ein „ungeheures unsinniges wildes Tier" nennt ihn einmal ein Rat König Ferdinands und jedenfalls hat die Art dieses wüsten Abenteurers mehr von der menschlichen Bestie an sich als von dem

nationalen Helden, zu welchem man ihn hat stempeln wollen. Der armselige Kleinfürst, ein echter Vorläufer jenes fürstlichen Proletariats, wie es im dreißigjährigen Krieg Fortune zu machen und herostratischen Ruhm zu erwerben strebt, fühlte sich über die drückende Enge seiner Verhältnisse weggehoben, wenn er, im wallenden Haar und langen roten Bart unheimlich anzusehen, inmitten seiner Schaaren einem „großen Wetter" gleich daherfuhr, überall Zerstörung und Jammer hinter sich lassend. „Es ist allenthalben," schrieb er 1550, „so guter Fried, daß zu erbarmen ist; es ist aller Krieg abgestorben, Gott erbarms!" Jetzt hatte er eine gründliche Probe seines Mordbrennertalents vor Ulm abgelegt (S. 843), aber in seiner vollen Furchtbarkeit zeigte er sich doch erst, nachdem er, auf Schritt und Tritt brennend und plündernd, den Krieg in die fränkische Heimat getragen hatte. Wie ein Raubritter größten Stils fiel er über die Erbfeindin der Markgrafen, die Stadt Nürnberg her. „Habt ihr Nürnberg nicht," schrieb er an Moritz, „so seid ihr keiner Stadt mächtig. — Ich kann ihnen Schaden thun für mehr denn um 200000 Gulden auf dem Land." Es war dies keine leere Prahlerei; ohne Rücksicht weder auf die Zusagen, welche die Bundesfürsten Nürnberg gegeben hatten (S. 843), noch auf ihre Abmahnungen lagerte er vom 11. Mai bis zum 19. Juni vor der festen Stadt, deren Gebiet weit und breit ausgebrannt und ausgeraubt wurde. Hatte man ihm vor Ulm hundert halb oder ganz zerstörte Ortschaften nachgerechnet, so sanken hier zwei kleine Städle, drei Klöster, über 90 Schlösser und Herrensitze, 17 Kirchen, 170 Flecken und Dörfer in Asche, außerdem eine große Strecke des Stadtwaldes. Die deutschen Knechte, welche unter diesem Meister ihr Handwerk trieben, hatten kein Recht mehr auf die verrufenen Spanier herabzusehen; haarsträubende Bestialität gesellte sich zu dem von oben geleiteten und als wahrhaft fürstlich gepriesenen Brennen. Denn statt die Roheit des Kriegsvolks, die wohl überall ziemlich die gleiche war, einigermaßen im Zaum zu halten, fand dieser unwürdige Sproß vom Hohenzollernstamm einen Genuß darin seine Gegner alle Schrecken des Kriegs bis auf die Hefe kosten zu lassen. Gleichzeitig schickte er sich an, wie er sagte, „dem alten Pfaffen zu Bamberg weidlich ins Maul zu greifen". Durch einen Streifzug markgräflicher Reiter ließ sich der Bischof zur Abtretung von mehr als einem Drittel des Stifts und zur Erlegung von 80000 Gulden nötigen und sein Genosse der Würzburger willigte auf den bloßen Schrecken hin in die Zahlung von 220000 Gulden und Übernahme einer markgräflichen Schuld von 350000 Gulden. Die Nürnberger bequemten sich endlich auch dazu, um eine Kriegsentschädigung von 200000 Gulden den Abzug ihres Peinigers zu erkaufen, während ihre eignen Verluste sich ohnedies bereits weit höher beliefen. Albrecht hatte in nicht ganz zwei Monaten auf solche Weise gegen 870000 Gulden gewonnen. Nun sollte die Passauer Versammlung jenen erzwungenen Verträgen mit Bamberg und Würzburg auch noch die Sanktion erteilen, während der Markgraf mainabwärts zog, um die Deutschherren, den Kurfürsten von Mainz und andere „elende Pfaffen" mit

den gleichen Mitteln und zum gleichen Zweck zu bearbeiten. Sein vornehmster Gehülfe war der aus der Grafenfehde (S. 724 f.) bekannte Christoph von Oldenburg; „trachten Geld und schonen niemand", berichtet der kurbrandenburgische Marschall; „die geistlichen Häuser werden hart angriffen, sonderlich an den guten Weinen!"

Der Markgraf, der von Anfang an sich dem Bund nur lose angegliedert und volle Freiheit des Handelns vorbehalten hatte, war das zersetzende Element in der fürstlichen Bewegungspartei. Indem er gegen den Rhein vorrückte, trat seine Absicht den Krieg auf eigne Faust an der Seite Frankreichs fortzuführen deutlicher zu Tage. Noch einmal versuchte er sein Glück mit den bisherigen Verbündeten, als Kurfürst Moritz daran ging Frankfurt einzunehmen. Aber noch einmal und im entscheidenden Augenblick zerschellte der Ansturm der Fürstenrevolution an den Mauern einer protestantischen Reichsstadt. Die Beschießung wurde kräftig erwidert; am 20. Juli fiel vor Sachsenhausen der tapfere junge Herzog Georg von Mecklenburg. Die Lage der Bundesfürsten war keine glänzende, als am 24. Juli die Abgesandten der Passauer Versammlung mit dem freilich stark veränderten Vertrag vor Frankfurt eintrafen. Obwohl König Ferdinand in Passau behauptet hatte, durch die kaiserlichen Änderungen werde die Substanz des Vertrags nicht berührt, zeigte sich doch nicht allein der Landgraf, sondern auch Moritz entrüstet über dieses elende Ergebniß eines kriegerischen Unternehmens, welches unter so günstigen Anzeichen begonnen worden war. Der ewige Religionsfriede war gefallen, die künftige Entscheidung über die großen Fragen wieder von der Mitwirkung des Kaisers abhängig gemacht. Überhaupt stand man auf dem nämlichen Fleck wie vor Beginn des Kriegs, denn welche Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit gab es dafür, daß der Kaiser, aus seiner Notlage befreit, nun wirklich auf die Wünsche der deutschen Stände eingehen und ihnen seine kirchlichen und politischen Grundsätze opfern werde, von deren Unerschütterlichkeit man sich eben jetzt hatte überzeugen müssen! Nicht ganz mit Unrecht hielt ein schlauer italienischer Geistlicher den Lobeserhebungen über den Verstand des Kurfürsten Moritz die Tatsache entgegen, daß er einmal den Kaiser in seiner Hand gehabt und nicht zugegriffen habe. Jedenfalls war nicht Moritz der Gewinner, als er am 1. August mit großer Mühe seine Verbündeten zur Unterzeichnung des Passauer Vertrags gebracht hatte. Markgraf Albrecht freilich erklärte ihn für einen Judas und verweigerte die Annahme des Friedens; den widerspänstigen Belagerungstruppen ließ Moritz das Lager anzünden, um sie zum Aufbruch zu nötigen, und der größte Teil seiner eigenen Mannschaft kehrte um, als man erfuhr, daß es nach Ungarn gegen die Türken gehen solle. Der Markgraf nahm die Meuterer bereitwillig unter seine Fahnen; er hatte inzwischen die Bistümer Worms und Speier heimgesucht und warf sich, nachdem er noch einige Tage ohne Erfolg vor Frankfurt gelegen, auf Mainz und Trier. Überall zwang er die Städte dem König von Frankreich zu huldigen; er wollte diesem, wie er versicherte,

bei dem Abfall der übrigen Verbündeten beweisen, daß bei Deutschen doch noch Treue und Glauben zu finden sei. Heinrich II. zeigte allerdings geringe Lust, die Summe zu zahlen, um welche der Markgraf in französische Dienste zu treten bereit war. So stand der fürstliche Condottiere ziemlich ratlos in Lothringen; der deutsche Boden war ihm zu heiß geworden, obwohl er die Drohung zurückließ, er werde für jedes zerstörte Haus, Dorf oder Stadt seines Landes den Feinden zehn oder zwanzig abbrennen. Zunächst schienen seine deutschen Eroberungen so gut wie verloren; schon war Karl V., der jene erpreßten Verträge mit Nürnberg und den Bischöfen für null und nichtig erklärte, im Anmarsch gegen die Westgrenze des Reichs.

Wie hatte sich doch binnen wenigen Monaten die Lage in Deutschland umgestaltet! Wider alles Erwarten kehrte der verjagte Kaiser ungebeugt, ohne die wichtigsten Forderungen seiner Gegner erfüllt zu haben, zurück und schaltete wie nach der Niederwerfung der Schmalkaldener als strenger Herr in den schwäbischen Städten, während Kurfürst Moritz seinem Versprechen getreu sich anschickte nach dem ungarischen Kriegsschauplatz abzugehen und von der ganzen kaiserfeindlichen Macht der Kriegsfürsten nur noch der allgemein verabscheute Markgraf und im Norden Graf Volrad von Mansfeld übrig geblieben waren. Karl hatte eine Zeit lang geschwankt, ob er den von den Gegnern angenommenen „exorbitanten" Vertrag seinerseits ratifiziren oder nicht lieber gleich Rache nehmen solle; schon erließ er den Befehl, mit der Freigabe des Landgrafen zu zögern. Moritz war tief betroffen über diese Erneuerung der alten „betrüglichen spanischen Mißverstände"; König Ferdinand aber, der alle seine ungarischen Aussichten wieder aufs Spiel gesetzt sah, verwahrte sich so energisch gegen diese gefährliche und gar zu unehrenhafte Wendung der kaiserlichen Staatskunst, daß Karl sehr gegen seine Neigung den Vertrag doch vollzog. Als er über München nach Augsburg kam, empfing man den Herrn, der zwischen Johann Friedrich und Alba ritt, „voll Zittern und Furcht"; die evangelische Predigt wurde zwar nicht mehr wie vordem unterdrückt, aber die Geschlechterherrschaft hier und in einigen andern schwäbischen Städten hergestellt. Mit voller Begeisterung nahmen dagegen die Ulmer ihren Kaiser auf; der allgemeine Jubel brachte ihn mehr als einmal zu herzlichem Lachen, wie ihn auch die sechs fetten Ochsen erheiterten, welche ihm die Stadt als Überbleibsel aus der Belagerungszeit statt des ausgerotteten Wildprets verehrte. Auch Straßburg durfte sich eines gnädigen kaiserlichen Besuchs erfreuen; er vermied es die Stadt mit dem Durchzug seiner Truppen zu belästigen. Es mochte schon als ein großes Zugeständniß erscheinen, daß wenigstens vom Interim nicht mehr die Rede war. Aber wer hätte sich deshalb auf die Zukunft verlassen dürfen! Karl V. griff damals auf seine Projekte einer monarchischen Umgestaltung des Reichs zurück, als wäre nichts vorgefallen. Der Gedanke eines kaiserlichen Bundes (vgl. S. 803) tauchte wieder auf, vor allem aber wurde mit Zutun der Brandenburger, welche sich die Stifter Magdeburg und Halberstadt zu sichern wünschten, der Plan dem

Infanten Philipp, und zwar diesmal mit Übergehung Maximilians, die deutsche Krone zu verschaffen eifriger als zuvor aufgenommen. Markgraf Hans von Küstrin gab sich dazu her die einleitenden Schritte zunächst bei seinem Bruder Joachim zu tun, während Granvela und Königin Maria, die von dem Prinzen eine sehr geringe Meinung hatte, die Erneuerung dieser Umtriebe keineswegs für zeitgemäß hielten. Die nächste Folge war wie vordem eine bedenkliche Verstimmung der österreichischen Linie; hier glaubte man freilich, die „prinzische Praktika" komme aus „des schwarzen Pfaffen [Granvela] Gaukelsack". Zugleich sah König Ferdinand seine Ansprüche auf Würtemberg, zum mindestens auf ein paar feste Plätze des Landes entschiedener als je durch den Bruder zurückgewiesen; seinen Verdächtigungen gegen die religiöse Haltung des Herzogs Christoph begegnete Karl mit dem Hinweis auf den von Ferdinand so warm vertretenen Kurfürsten Moritz. Mehr als je schienen die Verhältnisse auf eine engere Verbindung der deutschen Habsburger mit diesem Todfeind des Kaisers hinzudrängen.

Wie staunte aber vollends die Welt, als im Oktober und November 1552 Karl V. mit dem „Unmenschen" Albrecht Frieden und Bündniß schloß, als er die eben noch in Schutz genommenen Bischöfe ganz und gar preisgab und ihre eben noch feierlich verworfenen sogenannten Verträge mit dem Markgrafen bestätigte. Es war, wie Ranke mit Recht hervorhebt, das stärkste Zugeständniß, welches der Kaiser in einer augenblicklichen Notlage gemacht hat; hauptsächlich auf Rat und unter Vermittlung des Herzogs von Alba wagte er einen Schritt, der allen Glauben an sein kaiserliches Wort zerstören mußte. Aber die Gier nach einer möglichst ergiebigen Ausnützung der militärischen und politischen Lage erstickte jede Regung des Gewissens und des Ehrgefühls; „Not kennt kein Gebot", schrieb Karl seiner Schwester. Er hatte übrigens nicht vergessen, wie er noch vor wenigen Monaten von den Reichsfürsten, auch von den Geistlichen im Stich gelassen worden war. Albrecht, der von Frankreich zurückgewiesen seiner unbezahlten Landsknechte kaum mehr mächtig war, hatte jetzt das Glück auf dem Marsch zu seinem neuen Kriegsherrn eine französische Abteilung zu schlagen und ihren Führer, den Herzog von Aumale, als Gefangenen nach Diedenhofen mitzubringen, wo der Kaiser seinem Verbündeten eigenhändig die rote Feldbinde übergab. Aber im Reich verhöhnte man den beschimpften doppelköpfigen Adler mit bittern Spottversen:

„Der Eine kassirt,
Der Andere konfirmirt,
Der Eine spricht ja, der Andre nein,
Ach Gott, es sollt sein deren eins allein.
In einem Hafen tut man beides kochen,
Es hat leider sehr übel gerochen."

Diese Politik hatte jeden sittlichen Maßstab verloren, hüben wie drüben; Karl V. und Moritz von Sachsen waren in der Tat als Gegner einander wert. Auch die Befreiung der gefangenen Schmalkaldener, die im Herbst

1552 erfolgte, trägt doch ganz den Charakter eines Tauschgeschäfts, wobei bis zuletzt jeder der Contrahenten dem andern ängstlich auf die Finger sieht, weil er ihm alles zutraut. Ungern sah der junge Kurfürst den ernestinischen Vetter in sein Land zurückkehren; Johann Friedrich mußte freilich eine von Moritz geforderte Assekuration ausstellen, aber daß der alte Herr, den seine treuen Sachsen mit wahrer Begeisterung begrüßten, den Titel eines geborenen Kurfürsten annahm und die Festung Gotha wieder aufbauen durfte, machte die Aussicht auf eine völlige Beilegung der verwandtschaftlichen „Irrungen" nicht eben sicherer. Immerhin hatte wenigstens für den Hauptbeteiligten dieser Abschluß einer schweren Prüfungszeit etwas Versöhnendes, während der Landgraf auch die letzten bangen Monate der Erwartung noch unter den peinlichsten Eindrücken durchleben mußte. Wir wissen, daß der Kaiser nahe daran war sein bereits gegebenes Wort zu brechen; Landgraf Wilhelm konnte einmal die Besorgniß nicht unterdrücken, daß der Vater, wenn er wirklich freikommen sollte, „etwa mit einer venedigschen Suppen zu guter Letzt abgefertigt" und als ein Sterbender heimkehren werde. In der Tat rechnet es ein Biograph Karls V. diesem zum hohen Ruhm an, daß er sich eines aus Mailand gelieferten Giftes gegen seinen unglücklichen Gefangenen nicht bedient habe. Aber seit jenem mißglückten Fluchtversuch (S. 827) waren die Fenster von Philipps Kerkergemach vernagelt; sie wurden nur einmal geöffnet, als man unten den Spanier, der einen Brief für den Landgrafen besorgt hatte, durch die Spieße jagte. Mehr als das, der Hauptmann, welchem damals die Person des Landgrafen anvertraut war, zwang nicht nur seine Soldaten Nacht für Nacht den Fürsten im Schlaf zu stören, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus den erlauchten Gefangenen mit dem Tod, mit Fesselung, mit Schlägen zu bedrohen. Der Brief, worin Philipp unmittelbar vor seiner Erledigung die Königin Maria um Schutz vor solcher Mißhandlung anfleht, läßt uns in einen wahren Abgrund von Elend blicken; er will „lieber im höchsten oder tiefsten Turm, auch in eisernen Fesseln sitzen denn in dieser Gefahr". Es gehörte wahrlich eine nicht zu verachtende Charakterstärke dazu solchen Erfahrungen Stand zu halten. Denn obwohl an dem Befreiten von der alten Kühnheit nichts mehr zu spüren war, kann man doch keineswegs sagen, daß Philipp als ein gebrochener Mann heimgekehrt ist. Im Gegenteil, eine gewisse Abklärung und Milde ließ sich jetzt dem einst so stürmischen Vorkämpfer des deutschen Protestantismus nicht abstreiten. Selbst jenen Hauptmann, seinen Peiniger, beschenkte er zum Abschied, wie er ihm versprochen hatte. Man mag über die Schwächen und Mängel dieses hart geprüften Fürsten urteilen wie man will, unstreitig gewinnt seine Gestalt neben dem tückischen Herrscher, der es nicht verschmäht hat, sich zum unversöhnlichen Kerkermeister eines Philipp zu erniedrigen und einem fürstlichen Mordbrenner wie Albrecht die Hand zu reichen.

Einen Ruhm hat freilich Karl V. aus seinem letzten Feldzug davongetragen: der Mut und die Selbstüberwindung des alten kränkelnden Mannes

konnten so manchen jüngeren Kriegsherrn beschämen. Die fürstliche Revolution hatte natürlich, ganz abgesehen von den leichten Erfolgen Frankreichs, auch anderwärts den Kampf gegen das Haus Österreich belebt und gefördert. Während Julius III. (29. April) mit Frankreich Waffenstillstand schloß, um sich ganz seiner Neigung gemäß wieder in „Bankette, Gärten und Spiel" versenken zu können, schrieb der Sultan an die deutschen Kriegsfürsten als an seine wahren Freunde und Verbündeten; in Ungarn vermochte die Festung Temesvár vor der türkischen Übermacht sich nicht zu behaupten und den Küsten von Neapel drohte ein gemeinsamer Angriff der osmanischen und französischen Flotte. Hier und dort in Italien regten sich noch einmal die antikaiserlichen Tendenzen; in Siena ward unter dem Ruf: „Frankreich, Sieg, Freiheit!" die spanische Besatzung verjagt, ihre verhaßte Zwingburg mit großer Feierlichkeit von den bekränzten Bürgern zerstört. Schon rüstete sich auch Korsika zu seinem sechsjährigen vergeblichen Befreiungskampf gegen Genua und den Kaiser. Nicht mit Unrecht hatte schon im Frühjahr König Ferdinand seinen Bruder davor gewarnt, sich etwa nach Spanien zurückzuziehen, denn in diesem Fall wären außer Deutschland auch Italien und die Niederlande so gut wie verloren. Eben die Rücksicht auf die Sicherheit des Reichs und der Niederlande, deren Südgrenzen Heinrich II. auf seiner Rückkehr aus Lothringen heimgesucht hatte, mochte den Kaiser in dem Entschluß bestärken sich zunächst gegen seinen Hauptfeind zu wenden und nach Alba's Rat noch im Spätherbst zur Belagerung von Metz zu schreiten. Es war eine stattliche Streitmacht, welche in drei Lagern die feste Stadt einschloß; am 20. November traf der Kaiser selbst davor ein, unter dem Donner der Geschütze. Noch vor Kurzem hatte der gichtische Herr nicht einmal die Feder führen können und in der Sänfte reisen müssen; jetzt hielt er sich bei eisiger Kälte Tage lang im Sattel und während schlechtes Wetter und mangelhafte Verpflegung seine Truppen zu Tausenden wegrafften, während seine beiden Leibärzte erkrankten, wollte er nichts vom Abmarsch hören. Aber zu Ende des Jahrs mußte auch er sich in das Unabänderliche fügen; da die gut geleiteten Befestigungsarbeiten der Besatzung und die stets zunehmende Schwäche der Belagerer die Hoffnung auf einen erfolgreichen Sturm mehr und mehr ausschlossen, trat er am 1. Januar den Rückzug an. Daß der siegreiche Kommandant der Festung, der Herzog von Guise sich der zurückgelassenen Kranken des feindlichen Heeres annahm, verlieh seinem Ruhm einen noch helleren Glanz, während Alba, längst von den eigenen Unterbefehlshabern auf das Schärfste verurteilt, als der leichtsinnige Zerstörer eines trefflichen Heers erschien. Karl V. aber sah vor Metz seinen vielgepriesenen Glücksstern untergehen. Noch klammerte er sich wie ein Verzweifelnder an das unselige Projekt, dem Infanten, welcher dem Reich „fürständiger" sei als jeder andere, die römische Krone aufs Haupt zu setzen. Mit dem Haus Brandenburg, zumal mit dem guten Schwert des Abenteurers Albrecht dachte er vielleicht doch zu erzwingen, was die große Mehrheit der Reichsstände, die Familie seines Bruders, im Grund alle Welt verabscheute.

Indessen war Moritz, der seit dem September in Ungarn zu Felde lag, nicht müßig gewesen. Durchaus auf ein immer festeres Verhältniß zum römischen König schien dieser Türkenzug berechnet zu sein, aber zugleich spielten im kurfürstlichen Lager vor Raab Verhandlungen und Anknüpfungen, die mit einem sächsisch-österreichischen Einverständniß sicherlich nichts zu tun hatten. König Heinrich II. hatte keinen Grund über den Abfall seines Bundesgenossen, der ohne ihn den Passauer Vertrag eingegangen war, sich ernstlich zu beschweren. Noch beim Abschluß des Vertrags wandten sich Kursachsen und Hessen mit neuen Bündnißanträgen an Frankreich; wieder wurde dem „Hildebrand", wie der König im vertraulichen Verkehr dieser Fürsten hieß, die deutsche Krone angeboten, die Aufstellung eines deutschen Heeres am Rhein für das Frühjahr versprochen. Volrad von Mansfeld erschien als Agent des Kurfürsten am französischen Hof. Weit seltsamer waren freilich jene Umtriebe, welche durch den Herzog von Ferrara eingeleitet nichts Geringeres bezweckten als eine nahe Verbindung zwischen Moritz und der Pforte; der Kurfürst sollte mit türkischer Hülfe auch die deutsch-österreichische Macht der Habsburger zerstören und selber unter türkischer Oberhoheit die ungarische Krone tragen. Man fühlt sich gern versucht, an dem kühnen und gewissenlosen Wettiner irgend einen Zug von Größe zu entdecken und eine solche Phantasie von der Doppelvernichtung Karls und Ferdinands entbehrt sicherlich dieses Zuges nicht. Übrigens haben ja, wie Druffel betont, auch weit minder energische Naturen wie Kurfürst Joachim und der Baiernherzog ähnliche Gedanken gehegt. Moritz trug jedenfalls kein Bedenken gleichzeitig dem König Ferdinand ein engeres Bündniß, vornehmlich zum Schutz der königlichen Erblande gegen die Türken, vorzuschlagen; auch der Kaiser und andere Fürsten sollten beigezogen werden. Ferdinand ergriff diesen Vorschlag mit der größten Lebhaftigkeit, während der Kaiser, der eben daran ging in Süddeutschland einen Ersatz für den aufgelösten schwäbischen Bund zu schaffen, mit Recht dieses sächsische Bundesprojekt höchst mißtrauisch aufnahm. Von Neuem trat der Gegensatz zwischen den Brüdern stark hervor; Karl setzte sein Vertrauen doch noch lieber auf Johann Friedrich und den jungen Herzog von Würtemberg, während Ferdinand, diesen beiden Fürsten nichts weniger als freundlich gesinnt, die Notwendigkeit geltend machte vor allem sich des Kurfürsten Moritz zu versichern. Im Hintergrund stand immer die gefährliche Spannung wegen der römischen Königswahl; der Infant, welcher eben durch eine reichliche Geldsendung den französischen Feldzug seines Vaters mit ermöglicht hatte, brannte vor Begierde endlich das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, während Ferdinand und Maximilian sich bereits auf eine gewaltsame Lösung der Frage gefaßt machten. Ferdinand erklärte ganz offen, wenn man etwa den alten Ernestiner gegen Moritz loslassen wolle, werde er dem Kurfürsten Beistand leisten. Nicht dieser Waffe hat sich der Kaiser bedient, aber von der schweren Schuld ist er nicht freizusprechen, daß er nach seinem französischen Zug sich in die Niederlande begab, statt seine ganze Kraft für die Erhaltung des Friedens in Deutschland

einzusetzen. Ernsthaft genug trat die Pflicht an ihn heran seines kaiserlichen Amtes zu walten, in einem Augenblick, wo noch einmal der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt über das Reich hereinbrach.

Der Markgraf kehrte zurück und fand seine fränkischen Gegner gerüstet, während er fest entschlossen war, sein „gutes Recht" durchzusetzen; sein Vertrauter Wilhelm von Grumbach hatte zur Einleitung des Pfaffenkriegs, zur Okkupation jener bambergischen Gebietsteile getrieben, „wenn es auch Tag und Nacht Mönche regnete und sie Reiter und Knechte von den Bäumen schütteln könnten". Es war ein bedeutsames Zeichen, daß beim Herannahen der Gefahr die süddeutschen Fürsten es vorzogen sich unter einander zum Schutz des Landfriedens zu verbinden, statt dem schwäbischen Bundesprojekt des Kaisers so rasch als möglich entgegenzukommen. Auch hier erscheint die Besorgniß vor der spanischen Succession ausschlaggebend; neben dem Interim hat nichts Karl V. Stellung in Deutschland so gründlich erschüttert als dieser hartnäckig festgehaltene Plan, von welchem, wie Herzog Christoph einmal an Baiern schreibt, selbst „die Bauern in den Wirtshäusern redeten". Eben in diesen zwei Gedanken, Rückführung der Protestanten zur alten Kirche und Einfügung Deutschlands in die spanische Universalmonarchie, gipfelte seine Lebensarbeit; evangelische und katholische Reichsstände sind durch die kaiserliche Politik zuerst wieder zum kräftigen Bewußtsein einer Interessengemeinschaft gebracht worden. So fanden sich neben Baiern und Würtemberg die Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz und der Herzog von Jülich in dem sogenannten Heidelberger Verein (29. März 1553) zusammen, um zunächst ihren eigenen Besitzstand gegen jeden Angriff sicherzustellen; der bedrängte Genosse sollte auf eine sofortige Unterstützung von 6000 Mann, ungefähr halb so viel, wie die schmalkaldische eilende Hülfe (S. 638), Anspruch haben. Ihrer nächsten Aufgabe, einer friedlichen Beilegung jenes markgräflich-bischöflichen Streithandels, vermochte diese Gruppe neutraler Fürsten allerdings nicht gerecht zu werden; weder ihre Vermittlungsversuche noch die Mandate des Reichskammergerichts hinderten den Ausbruch der Feindseligkeiten, welche zwar nicht, wie König Ferdinand prophezeite, einen zweiten schlimmeren Bauernkrieg hervorriefen, aber in der Tat an Wildheit jene demokratische Revolution noch überboten. Nach einem siegreichen Scharmützel mit den Würzburgischen bei Pommersfelden (11. April) zog Albrecht wieder, wie im Vorjahr würgend und brennend durch Franken; wohl durfte er rühmen, die Nürnberger verstünden sich nicht so gut aufs Brennen wie er; wo er Feuer anmache, da könne man die Überreste leicht mit dem Besen wegkehren. Das Verzeichniß der von ihm eingeäscherten Städte, Schlösser, Klöster und Dörfer brauchte den Vergleich mit den Brandstätten von 1525 wahrlich nicht zu scheuen; im Würzburgischen allein zählte man über 300 zerstörte Plätze. Was vom Feuer verschont blieb, wurde gründlich „ausgeklaubt". Weit hinaus flogen die Gedanken des hochgeborenen Verbrechers; er sprach einmal beim Trunk von der böhmischen Königskrone. Ernsthafter war der Plan gemeint,

sich in einem norddeutschen Fürstenbund den unentbehrlichen Rückhalt zu schaffen. Der Markgraf kannte seinen alten Freund und gefährlichsten Gegner; Kurfürst Moritz ließ sich weder durch Lügen noch durch gute Worte hinters Licht führen und fand es vorteilhafter in dieser furchtbaren Erschütterung als Kämpe der Ordnung gegen fürstliche Anarchie eine führende Rolle zu übernehmen. Ganz Deutschland drohte sich in zwei Parteien zu spalten. Während der Heidelberger Verein nur ungern und vorsichtig sich auf bewaffnetes Eingreifen gefaßt machte, trafen Moritz und der römische König in Eger zusammen, um gemeinsame Maßregeln gegen den Markgrafen zu verabreden. Schon vorher hatte Moritz seinen Bruder nach Dänemark gesandt; dem König Christian ließ er die nächste Zukunft des Reichs im bedrohlichsten Lichte schildern; es werde bei dem jedenfalls bald eintretenden Ableben des Kaisers „eine andere Welt und seltsame Veränderung" werden, aber der Kurfürst wolle an der Seite seiner Bundesgenossen „nicht den geringsten Stein im Brett behalten".

Und der Kaiser? Von jeher ist sein Verhalten in dieser kritischen Zeit als ein höchst zweideutiges beargwohnt worden. Er saß ruhig in Brüssel und begnügte sich mit papiernen Waffen, mit Briefen und Mandaten, zu kämpfen, obgleich er die geringe Wirkung solcher Machtäußerungen längst kennen mußte. Allmählich lockerte er die Fesseln, welche ihm seine Verträge mit Albrecht angelegt hatten; er machte dem Markgrafen klar, daß von einem kaiserlichen Zwang gegen die Bischöfe nicht die Rede sein könne. Dann erfolgte am 20. März eine neue Bestätigung jener Kassation der von Albrecht erpreßten bischöflichen Zusagen (S. 851), welche, wie der Kaiser versicherte, auch durch seine Aussöhnung mit Albrecht keineswegs aufgehoben worden war. Aber sein eigner Vertrag vom 24. Oktober hatte doch ausdrücklich alles, was gegen jene bischöflichen Verschreibungen geschehen sei, aufgehoben und vernichtet; bei seinen „kaiserlichen Würden und wahren Worten" hatte er damals versprochen weder selbst noch durch Vermittlung anderer jemals wider seine dem Markgrafen gemachten Zugeständnisse zu handeln. Freilich war bei der jetzt ergangenen Aufforderung an alle Reichsstände den Bischöfen zur Wiedererlangung ihres Eigentums zu helfen Albrechts Name mit Stillschweigen übergangen, ebenso in einem Edikt, welches Werbungen unter des Kaisers Namen ohne kaiserlichen Befehl mit schwerer Strafe bedrohte und gleichfalls gegen den Markgrafen gerichtet war. Doch dieser klägliche Kunstgriff diente höchstens zur Bestärkung der weit verbreiteten Ansicht, daß der Kaiser mit dem Markgrafen unter einer Decke stecke und nur den Schein einer Handhabung des Landfriedens zu wahren suche. Daß Karl immer wieder nach beiden Seiten hin die Notwendigkeit einer friedlichen Auseinandersetzung geltend machte, war bei einer so hoch gestiegenen Erhitzung der Gemüter und angesichts der furchtbaren Verwüstung in Franken natürlich wertlos. Ein Kaiser, der die ernstliche Absicht hegte dem Reich den Frieden zu wahren, mußte mit ganz anderem Nachdruck reden und mehr als das, auch handeln. Der Spanier auf dem Kaisertron sah viel-

leicht nichts lieber als daß die unruhigsten Elemente des deutschen Fürstentums sich im inneren Kampf verbluteten, der Passauer Vertrag in Vergessenheit geriet und der Jammer des Bürgerkriegs die Mehrheit der Reichsstände seinen politischen Reformgedanken zugänglicher machte. Oder kam etwa seine oft gerügte Apathie wieder mit ins Spiel? Was sollte denn werden, wenn sein Todfeind, wenn Moritz Sieger blieb? Weit genug waren im Sommer 1553 die Unterhandlungen gediehen, welche im Auftrag des sächsischen Kurfürsten der Mansfelder am französischen Hof betrieb. Heinrich II. dachte bei der erschütterten Gesundheit des Kaisers ganz ernstlich an die römische Krone; er hoffte demnächst Moritz mit einem stattlichen deutschen Heer in die Niederlande einfallen zu sehen. Über die Entschlossenheit seines Verbündeten erhielt er durch Mansfeld, der nach Deutschland zurückgekehrt war, die besten Nachrichten. Aber zunächst drängte freilich der Waffengang mit dem Markgrafen. An der Spitze seiner Banden hatte sich der Gefürchtete nach Norden gezogen, wo Herzog Heinrich von Wolfenbüttel mit einer Reihe von Adeligen, deren Güter er nach dem schmalkaldischen Krieg eingezogen hatte, und mit der Stadt Braunschweig in offener Fehde lag. Albrecht dachte sich mehr und mehr auf die evangelischen Sympathien zu stützen; wer hatte bisher die „Baalspfaffen" so kräftig „mores gelehrt" und „des Teufels Reich" so unbarmherzig angegriffen wie er? Aber auch die Stimmung Johann Friedrichs gegen den verhaßten Vetter und die kaiserfreundliche Haltung der brandenburgischen Hohenzollern konnten ihn ermutigen sein Heil in Norddeutschland zu suchen. Es ergab sich eine sehr charakteristische Verschiebung der Parteien, welche das Übergewicht der politischen über die religiösen Interessen schlagender aufwies als es je geschehen war. Hatten schon bei der Fürstenrevolution evangelische Städte ihren hochgebornen Glaubensgenossen den folgenreichsten Widerstand entgegengesetzt, so finden wir jetzt den Kurfürsten Moritz im engsten Bund mit dem altberüchtigten Widersacher der Reformation, dem „schlimmen Heinz" von Wolfenbüttel, und mit dem erzkatholischen König Ferdinand, zugleich in Fühlung mit den fränkischen Bischöfen, deren nächste Bundes- und Leidensgenossen ja die protestantischen Nürnberger waren. An der Spitze des Heidelberger Vereins standen als Kriegsoberste der katholische Albrecht von Baiern und der lutherische Christoph von Würtemberg. Dagegen hatte der Markgraf, ganz abgesehen von seinen Verwandten, unter welchen Gräfin Elisabeth von Henneberg, vormals Herzogin von Braunschweig, seine eifrigste und opferwilligste Gönnerin war, nicht nur die protestantischen Gegner des Braunschweigers Heinrich, sondern auch den katholischen Erich von Calenberg, den Sohn jener Elisabeth, auf seiner Seite und daß der Kaiser mindestens nichts gegen ihn tat, war ein offenes Geheimniß. Nur ungern stellte Landgraf Philipp, der gleich Johann Albrecht von Mecklenburg die Anlehnung Kursachsens an die „gottlosen Pfaffen" höchlich mißbilligte, seinem Schwiegersohn eine Reiterschaar zur Hülfe. Nicht allein evangelische Entrüstung, auch territoriale Streitigkeiten schieden übrigens damals den Mecklenburger von seinem

früheren Bundesgenossen Moritz, obwohl er im letzten Augenblick noch zu vermitteln und den Kurfürsten von seinem katholischen Verbündeten Heinrich zu trennen suchte. Aber schon war der kursächsische Absagebrief dem Markgrafen im Lager vor Petershagen überreicht worden. Acht Tage später, am 9. Juli 1553, trafen die Hauptgegner bei Sievershausen und Peina, zwischen Hannover und Braunschweig, aufeinander. Albrecht hatte den Vorteil der besseren Stellung und war an Fußvolk überlegen, aber die Schlacht entwickelte sich fast durchaus als Reiterkampf, wobei sich nach altritterlichem Brauch die fürstlichen Heerführer persönlich mitten ins Getümmel stürzten. In den Geschwadern des Markgrafen glaubten seine Gegner ein paar Fähnlein mit den burgundischen (kaiserlichen) Kreuzen zu erkennen; das Heer der Verbündeten hatte böhmischen Zuzug. Der Held des Tages war Kurfürst Moritz, mit dessen wilder Tapferkeit sein sächsischer Adel, die Braunschweiger unter Führung ihrer drei Herzoge, die hessischen Reiter wetteiferten. Aber der Sieg, der nach wenigen Stunden gegen Abend sich zu ihren Gunsten entschied, war teuer erkauft. Seine beiden Söhne Karl Viktor und Philipp Magnus hatte der „alte Leu" von Braunschweig verloren; der blutjunge Friedrich von Lüneburg fiel als Träger der kurfürstlichen Hoffahne und mehr als das, Moritz selbst büßte seinen tollkühnen Reitermut mit dem Leben. Vor dem letzten Angriff hatte ihn die tötliche Kugel getroffen. Anfangs hoffte er zu genesen; noch beschäftigte er sich mit den Siegesberichten, aber die erbeuteten Fahnen, die, mehr als sechzig, zu seinem Zelt gebracht wurden, senkten sich vor einem Sterbenden. Nach qualvollem zweitägigem Ringen verschied der zweiunddreißigjährige Fürst am 11. Juli, bis zuletzt bei vollem Bewußtsein, seiner Gemahlin und Tochter gedenkend, voll christlicher Ergebung. Seine letzten Worte, nachdem er noch seinen Feinden von Grund seines Herzens verziehen hatte, lauteten: „Gott wird kommen". Herzog Heinrich von Braunschweig hätte gern den Markgrafen, wenn er ihm in die Hand gefallen wäre, am nächsten Baum aufknüpfen lassen. Daß in Moritz Deutschland sein fürstliches Haupt verloren hatte, drückt ein sächsisches Klagelied in der verkünstelten Weise der Zeit aus:

„Mit schwarz thu dich bekleiden,
O teutsche Nation,
Rew, klag und hab groß leiden,
ITZ ist dein Held davon."

Viel zu früh ist dieses tatenreiche Leben erloschen, als daß wir über die letzten Ziele des hochbegabten und ehrgeizigen Mannes ein sicheres Urteil gewinnen könnten. Wir sind jedenfalls nicht befugt aus den partikularistischen Gesichtspunkten, wie sie in seiner Politik stark hervortreten, den Schluß zu ziehen, daß Moritz überhaupt keiner größeren Anschauung fähig gewesen sei. Wohl gleicht er in gewissem Sinn jener Fürstengeneration, welche im XV. Jahrhundert mit dem Aufgebot aller Willenskraft und Gewissenlosigkeit doch nur für den Territorialstaat geschaffen hat (S. 53 ff.), einem Albrecht Achilles und seinesgleichen. Aber die größeren Verhältnisse der Reformationszeit, der

Kampf mit einem Gewaltigen wie Karl V., das unabweisbare Hereinragen der religiösen Gegensätze, das alles mußte einen in der Vollkraft der Jugend stehenden Fürsten, der sich bereits zum ersten Mann des Reichs emporgearbeitet hatte, vorwärts treiben. So vorsichtig er auch das Erreichbare abzumessen pflegte, eine Königskrone lag für ihn gewiß nicht im Unerreichbaren. Die Franzosen mochten gelegentlich in ihm einen künftigen Kaiser nach ihrem Herzen sehen. Daß er aus dem chaotischen Durcheinander der Fürstenrevolution nicht als der Letzte hervorzugehen denke, hat er selbst ausgesprochen. Mochte in seinem wilden Leben die sittliche Kraft der Reformation nicht viel für ihn bedeuten, angesichts des Todes zeigte er sich doch als echter Sohn des lutherischen Deutschland. Und was nachher im Augsburger Religionsfrieden verwirklicht worden ist, die feste Aufnahme in die Reichsverfassung hatte der deutsche Protestantismus doch vor allem diesem Wettiner zu danken, der mit einer an den alten Nationalhelden Arminius gemahnenden Treulosigkeit den größten Redner und Menschenkenner seiner Zeit zu überwinden verstand. Wir werden eine Gestalt wie Moritz sicherlich nicht mit einem neueren Historiker als „Gauner" abfertigen. Der Retter des Protestantismus findet mit all seinem fürstlichen Eigennutz und Wortbruch würdige Genossen nicht allein unter den Italienern der Renaissance, sondern auch unter den deutschen Kaisern und Großen längst vergangener Jahrhunderte. Seine beste Rechtfertigung aber ist der kaiserliche Gegner, den er so glücklich nachgeahmt, erst ausgenutzt und dann hintergangen hat.

Es war ein Unglück für die deutschen Evangelischen, daß der große Kampf der neuen Lehre wider die römische Kirche sich schließlich in so unwürdiger Gestalt verkörpert hatte. Denn Markgraf Albrecht erhob nun wirklich nach dem Fall seines größten Gegners entschiedener als je die Fahne des Pfaffenkriegs. Die meisten protestantischen Fürsten und Städte Norddeutschlands hatten oder suchten gutes Einvernehmen mit ihm; Landgraf Philipp eilte sich zu vertragen, nachdem er ungern genug am Krieg teil genommen, und selbst der neue sächsische Kurfürst August konnte kaum rasch genug die kühne Politik seines Bruders abdanken und trotz aller Abmahnungen des römischen Königs einen Vergleich mit dem Markgrafen eingehen. Man unternahm es die alte Erbeinigung der Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen herzustellen; ein sächsischer Bund, sehr verschieden von jenem Projekt des römischen Königs, schien sich bilden zu sollen, während zugleich im Süden der Heidelberger Verein, obwohl Ferdinand für Tirol und Vorderösterreich beitrat, streng neutral blieb. Dieser süddeutsche Bund, in welchem man den Bischof von Arras den schwarzen Arius nannte, hätte eigentlich bei seiner antispanischen Richtung (S. 858) um so entschiedener gegen den Friedensbrecher vorgehen müssen, als man in demselben vielfach ein Werkzeug der kaiserlichen Successionspläne vermutete. Aber der Herzog von Baiern konnte mit Recht äußern, den Mark-

grafen zu beißen sei nicht jedermann lustig. Herzog Christoph von Würtemberg war ein eifriger Feind von Albrechts Feinden, König Ferdinand und Heinrich von Braunschweig. Albrecht, welchem inzwischen immer neues Kriegsvolk zuströmte, gab seiner zuversichtlichen Stimmung mit dem ihm eigenen cynischen Humor Ausdruck. „Saget euern Pfaffen zu Würzburg und Bamberg," schrieb er einem seiner Obersten, „daß sie den vier Pfaffenfürsten, Herzog Moritzen, Herzog Karln und Herzog Philipp Magnus, desgleichen dem Herzog von Lüneburg viel Seelmessen lesen lassen, dieweil sie auf ihren Glauben erschossen sind. — Ich lebe noch, und länger, ob Gott will, als allen Pfaffen lieb ist. Ihr Messias, Herzog Moritz, ist aufgeflogen." In rohen Versen wurde das bevorstehende Braten aller Pfaffen und Pfeffersäcke besungen; zu Nürnberg sollten künftig die Füchse ihr Lager haben. Fast gewann es den Anschein, als sollten die eingeschüchterten und vom Kaiser verlassenen Reichsstände sich von einem politischen Glücksspieler Gesetze vorschreiben lassen. Einzig und allein der alte Heinrich von Braunschweig, der selbst um sein fürstliches Dasein kämpfte, hielt zu den schmählich mißhandelten fränkischen Bischöfen und den Nürnbergern; er wußte doch seinen unbeständigen jüngeren Vetter Erich dem Markgrafen abspenstig zu machen. Am 12. September schlug er den Gegner bei Steterburg, zum großen Schrecken der Bürger von Braunschweig, die von ihren Türmen und Mauern aus den Sieg ihres feindlichen Landesherrn mit ansehen konnten. Die folgende Belagerung der Stadt führte zu einem Vergleich zwischen dem Fürsten und seinen trotzigen Bürgern, als Heinrich durch die dringenden Bitten der fränkischen Verbündeten südwärts gerufen wurde, dem Verzweiflungskampf des Markgrafen um Land und Leute ein Ende zu machen. Unterwegs mußte der alte Johann Friedrich seine Sympathien für den Brandenburger mit einer stattlichen Summe büßen. Wilder als je erging sich der gehetzte Markgraf in Rede und Schrift über die treulosen Stiftspfaffen und den bluthundigen Pöbel von Nürnberg, der die ganze Aristokratie im Reich austilgen möchte. Aber jene protestantischen Fürsten, die ihm vielleicht nach einen entscheidenden Sieg offen zur Seite getreten wären, erhoben jetzt abgesehen von Vermittlungsversuchen keinen Finger für ihn, während der Kaiser seine Hand vollends von ihm abzog. Am 1. Dezember erging endlich die Achtserklärung des Kammergerichts. Albrecht leerte auf die Nach-



Münze von Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg-Kulmbach. Silber. Originalgröße.

SI · DE9 · PRONOBIS · QVIS · CONTRA · NOS (Kleeblatt). Im Felde verziertes Kreuz, in den Winkeln vier Wappenschilde ins Kreuz gestellt: Brandenburg, Pommern, Burggrafschaft Nürnberg, Hohenzollern; in der Mitte der Adlerschild. Rückseite: In einem Viereck: ZV · EREN · MARGRAF · ALBRECHTEN · VND · ZV · SCHANDEN · ALLN · PFAFEN · KNECHT · BLASSENBE; daneben 1553. Auf der Plassenburg geprägter Viertelthaler, wahrscheinlich Unicum. Kgl. Münzkabinet, Berlin.

richt, daß die Kreise zur Exekution aufgemahnt seien, sein Glas: „Acht und Aberacht," rief er, „gibt sechzehn; wir wollen sie fröhlich und in Frieden mit einander vertrinken!" Noch einmal gab er die Losung, den Pfaffen während der Christmette und zum neuen Jahre ein Feuer anzuzünden, „daß die Kinder im Mutterleib einen Fuß an sich ziehen oder auch beide". Immerhin verging über ein halbes Jahr, bis das unglückliche Frankenland wirklich von einem Krieg erlöst war, in welchem schließlich beide Parteien gleich erbarmungslos gewütet hatten. Am 13. Juni 1554 wurde Albrecht, der aus dem umlagerten Schweinfurt entronnen war, bei Schwarzach, in der Nähe von Kitzingen vom Feind eingeholt und völlig geschlagen. Am 22. Juni fiel nach langer heldenmütiger Verteidigung die Plassenburg, während der verjagte Fürst, dem jetzt auch sein würtembergischer Freund den erbetenen Aufenthalt weigerte, nach Frankreich floh. Johann Albrecht von Mecklenburg, der seiner Zeit den Passauer Vertrag nur gebilligt, aber nicht unterzeichnet hatte, entging einem ähnlichen Schicksal nur durch rechtzeitige Gebietsabtretungen an seinen mit Gewalt drohenden Bruder Ulrich. Unter sich, fast ohne Zutun des Kaisers, hatten die deutschen Fürsten die Ruhe hergestellt. Nicht auf dem Weg der Revolution, sondern durch den Reichstag sollte eine endgültige Neuordnung des Reichs, ein dauernder Friede geschaffen werden. Freilich kostete es viel Zeit und Mühe, bis dieser Tag wirklich zusammentrat. Denn noch herrschte bei den Fürsten der Argwohn, der Kaiser beabsichtige nichts anderes als daß „wieder der alt spanische Meistergesang angefangen und zu lang gesuchtem Ende gerichtet werden möchte".

Aber schon im Februar 1554 hatte Karl V. seinem Bruder erklärt, warum er diesem Lieblingswunsch entsagen wolle. Seit dem Tod des jugendlichen Königs von England († 6. Juli 1553) und der Tronbesteigung seiner ältesten Schwester Maria, deren Anrecht auf die Krone der Bruder vergebens durch sein Testament zu Gunsten einer protestantischen Base Johanna Grey hatte beseitigen wollen, stand eine gründliche Restauration des Katholizismus in dem bereits verlorenen Inselreich zu erwarten. Hier setzte nun die kaiserliche Politik mit allen Kräften ein; im Januar 1554 kam der Ehevertrag zwischen der ältlichen Königin und ihrem jungen Vetter, dem verwittweten Infanten, zum Abschluß und im Juli ward die Hochzeit gefeiert, welcher bereits einzelne Ketzergerichte vorausgingen und dann erst die planmäßige Unterdrückung aller religiösen Neuerungen folgte. Auf den Knien, in Gegenwart des Herrscherpaars empfing das englische Parlament am 30. November 1554 für sich und das ganze Königreich die päpstliche Lossprechung von Häresie und Schisma und ihren Folgen. Dem Cardinal Pole war es beschieden, diese feierliche Rückführung der Heimat, die ihn einst ausgestoßen hatte (S. 817), in den Schoß der Kirche zu vollziehen. Das war die neue Wendung der Dinge, welche dem Kaiser einen willkommenen Anlaß bot seine Gedanken von den deutschen Verhältnissen abzuwenden. Nicht als hätte er jetzt mit der Rüstigkeit und Zähigkeit seiner früheren Jahre den geänderten Kurs verfolgt; zu mächtig

hatten doch die Enttäuschungen und Bitterkeiten der letzten Jahre auf den ermüdeten Mann eingewirkt. Im Gegenteil, wir sehen den Gedanken der Tronentsagung allmählich greifbare Gestalt gewinnen; bei seiner englischen Vermählung erhielt Philipp die spanischen Besitzungen in Italien und den Titel eines Königs von Neapel. Eben die persönlichen Beziehungen zu diesem Sohn, für dessen Größe der Kaiser arbeitete und sich sorgte, trugen einen nichts weniger als herzlichen Charakter. In der spanischen Umgebung des Prinzen wurden Stimmen laut, welche die Regierungsfähigkeit des gichtbrüchigen Herrschers offen in Zweifel zogen; man lebe bereits in einem baufälligen Haus und der junge Herr allein könne den Einsturz verhüten. Der Herzog von Alba, der den Infanten nach England begleitete, war der rechte Mann der aufgehenden Sonne; auch Granvela bemühte sich seinen Platz für die kommende Zeit zu sichern. Langsam, Schritt für Schritt entäußerte sich Karl V. der höchsten Gewalt, nachdem er eine seiner Hoffnungen nach der andern, auch die auf jene englische Vermählung gegründeten Aussichten hatte scheitern sehen. Sein Vertrauter van Maele berichtet, wie ihm der Kaiser einmal ohne Zeugen sein innerstes Denken und Fühlen rückhaltlos eröffnet habe, wie er nicht ohne Grauen an diese Stunde zurückdenken könne. Königin Maria, von tiefer Antipathie gegen den herzlosen und geistlosen Neffen beseelt, verkündigte im Sommer 1555 dem kaiserlichen Bruder ihren festen Entschluß von der Statthalterschaft der Niederlande zurückzutreten. Damit war auch für Karl die Entscheidung gekommen. Am 21. Oktober verzichtete er in einer Versammlung der Ritter vom goldenen Vließ zu Brüssel auf die Souveränetät des Ordens zu Gunsten seines Sohnes. Vier Tage später übergab er diesem vor den niederländischen Ständen die Regierung; eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Anwesenden, als der Kaiser selbst das Wort ergriff, um nach einem kurzen Überblick über sein arbeitsvolles Herrscherdasein sich für vollkommen unfähig zur weiteren Verwaltung seines hohen Amtes zu erklären und für etwa geübtes Unrecht um Verzeihung zu bitten. Die Tränen standen ihm in den Augen, als er seinem Sohn das Wohl der Länder empfahl, über die er fortan regieren werde. Aber er vergaß nicht den Ständen selbst ganz besonders die Ausrottung aller Ketzereien ans Herz zu legen. Im Januar 1556 folgte die förmliche Abtretung der spanischen Kronen, aber erst im September lichtete die Flotte die Anker, welche den Enttronten nach seinem geliebten Spanien trug. Noch in der glänzenden Einsamkeit von San Yuste beschäftigten die großen europäischen Kämpfe den alten Herrscher, der wohl der Regierung, doch nicht seiner durch und durch politischen Natur entsagen konnte. Und auch damals noch verfolgte ihn das Schreckgespenst der Ketzerei; selbst in Spanien, in seiner eigenen Nähe tauchten Lutheraner auf, und während die Inquisition ihre Scheiterhaufen rüstete, empfand Karl V. schmerzliche Reue darüber, daß er einst versäumt hatte die große deutsche Bewegung im Blut ihres Führers zu ersticken. Der Gedanke an Luther, dem er vergebens den Krieg gemacht hatte, und der Gedanke an Rom, welches ihn selbst bekämpft hatte

und jetzt wieder seinen Sohn bekriegte, störten dem weltmüden Kaiser die Stille seiner letzten Tage.

Nie und nimmer vermochte Karl V. das Ergebniß anzuerkennen, welches aus dem mühsam beschwichtigten Streit der deutschen Parteien mit Notwendigkeit hervorging. Im Sommer 1554 hatte er seinem Bruder die Vollmacht erteilt mit den Reichsständen endgültige Abmachungen zu treffen, aber keineswegs als Bevollmächtigter und im Namen des Kaisers, sondern nur für sich als römischer König sollte Ferdinand handeln dürfen. Karl schob ihm eine Verantwortung zu, die er selbst um keinen Preis übernommen hätte; nach wie vor bestanden für ihn, wie er dem Bruder schrieb, die in Villach, vor dem Passauer Vertrag besprochenen Bedenken wegen der Religionsfrage. Ferdinand war sicherlich kein schlechterer Katholik als Karl, aber schon die Lage seiner Gebiete, ihr enger Zusammenhang mit Deutschland, das unabweisbare Bedürfniß des Ungarnkönigs nach deutscher Hülfe verboten ihm den tollkühnen Versuch nach allem, was geschehen war, immer noch die Daseinsberechtigung des Protestantismus zu bestreiten. So ist unter seiner widerwilligen Teilnahme jener sogenannte Friede zu Stande gekommen, der den Entscheidungskampf zwischen den deutschen Katholiken und Protestanten nicht etwa für immer beschworen, aber um zwei Generationen hinausgeschoben hat. Man sieht es dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 an, daß er nur der beiderseitigen Ermüdung der Kämpfenden zu danken und nicht zwischen Siegern und Besiegten geschlossen worden ist. So wurde er tatsächlich zu einem Interim, welches noch weit mehr Schaden und Jammer über die Nation bringen sollte als die kaiserliche Reformation von 1548. Wenn wir an die ursprünglichen Ziele der großen deutschen Bewegung zurückdenken, erscheint dieses Ergebniß als ein recht ärmliches.

Trotzdem war es der entschiedenste Bruch mit dem Systeme des Mittelalters, der bisher in solchem Umfang zu verzeichnen war, „der erste erfolgreiche Versuch," sagt Ritter, „in einem großen Staate der lateinischen Christenheit die Gleichberechtigung zweier Bekenntnisse dauernd zu begründen". Man begreift den zähen Widerstand, welchen die Katholiken einer unbeschränkten Freigabe des Bekenntnißwechsels für Stände und Untertanen entgegen setzten; bedeutete doch schon das Zugeständniß der Parität eigentlich für sie ein Preisgeben ihrer innersten Überzeugung, welches sie vor ihrem eigenen Gewissen nur mit einer zwingenden Notlage entschuldigen konnten! Tatsächlich besaßen sie überdies im Reichstag noch die Majorität. Aber auch hier, auch auf dem Gebiete des Reichsstaatsrechts hatte die Reformation ihrem Bedürfniß gemäß alte Fesseln gesprengt; der Name Protestanten entstammt ja eben einem Kampf gegen das Majoritätsprinzip. Nun hatten im ursprünglichen Passauer Vertrag vor der Abänderung durch den Kaiser (S. 850; 852) allerdings auch katholische, selbst geistliche Stände die unbedingte Notwendigkeit eines Religionsfriedens anerkannt; durch den Gegensatz zu der spanischen Politik des Kaisers, durch die gemeinsame Verteidigung der fürstlichen Libertät waren die konfessionell getrennten Glieder des Reichs einander wieder näher gekommen. Das alles

war doch nur unter dem starken Druck politischer und namentlich kriegerischer Verhältnisse geschehen; sobald dieser Druck sich verminderte, wurde auch seine Wirkung zum Teil wieder aufgehoben.

Zunächst hinderte freilich der markgräfische Krieg den Zusammentritt des in Passau verabredeten und bereits viermal vergebens angesetzten Reichstags; als er aber endlich auf den 13. November 1554 ausgeschrieben war, trat die alte Gleichgültigkeit der Reichsstände, das nur zu begründete Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit ihrer eignen Körperschaft wieder hervor, wobei auch der Verdacht gegen den Kaiser noch mitspielte. König Ferdinand, der zu Ende des Jahres in Augsburg keine Stände vorfand, konnte erst am 5. Februar 1555 den Tag eröffnen; persönlich erschien trotz allen Drängens von den Kurfürsten niemand, von den geistlichen Fürsten nur der Cardinalbischof von Augsburg (Otto Truchseß), und der Bischof von Eichstädt, von weltlichen nur Baiern, Würtemberg, Baden und der junge Erzherzog Karl. Die königliche Proposition zeigte sofort, was von katholischer Seite zu erwarten stand. Ferdinand wollte den Landfrieden vor der Religionsfrage behandelt und die Regelung der letzteren noch einmal entweder einem Concil oder einem Colloquium zugewiesen sehen. Es sollte mit andern Worten das Zustandekommen des gefürchteten Religionsfriedens vermieden werden. Manche protestantische Fürsten glaubten in der Tat immer noch an die Möglichkeit einer religiösen Verständigung; so ließ sich Herzog Christoph den königlichen Vorschlag eines Colloquiums wohl gefallen, während die kurbrandenburgische Instruktion sogar das kaiserliche Interim für den geeigneten Boden erklärte, auf welchem sich Katholische und Evangelische — wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen sei (vgl. S. 806 f.) — zusammenfinden könnten. Kurfürst Joachim war gleichzeitig eifrig darauf bedacht seinem Sohn Sigismund, welchen Rom bereits als Erzbischof von Magdeburg bestätigt hatte, auch für das Bistum Halberstadt die päpstliche Confirmation zu erwirken. Nichts ist häßlicher als der vollendete Machiavellismus, womit damals evangelische Fürsten sich oder ihre Angehörigen dem Papst als gute Katholiken empfahlen, um dies oder jenes Stift unter Wahrung aller Rechtsformen zu erlangen, während sie gleichzeitig den Evangelischen in denselben Stiftern die Handhabung der wahren Religion zusagten. Auch Kurfürst August von Sachsen ließ während des Reichstags eine solche Komödie mit dem Bistum Meißen einleiten. Im schroffsten Gegensatz zu diesem unwürdigen Gebahren standen die Beschlüsse, welche auf einer Zusammenkunft der hervorragendsten protestantischen Reichsstände zu Naumburg gefaßt wurden. Diese Versammlung, zu welcher Kurfürst August und die Söhne des kürzlich (3. März 1554) verstorbenen Johann Friedrich, die Brandenburger und die Hessen, im Ganzen sechzehn Fürsten und dreißig Große eintrafen, stellte eine Art von Gegenreichstag dar, nur daß sie mehr Fürstlichkeiten aufwies als die Reichsversammlung. Hier wurde in der Tat die ausschlaggebende Haltung der Evangelischen vereinbart; man entschloß sich (12. März) bei der Augsburger Confession von 1530 zu bleiben und jede

Entscheidung religiöser Fragen durch Stimmenmehrheit abzulehnen. Kurfürst Joachim beeilte sich jenen unglücklichen Vorschlag betreffs des Interim fallen zu lassen. So war auf protestantischer Seite eine feste Basis für die Augsburger Verhandlungen gewonnen. Inzwischen hatte sich doch auch der Kurfürstenrat zu Augsburg dafür entschieden zuerst die brennende Frage vorzunehmen und zwar im Sinn eines dauernden Friedens um jeden Preis, wogegen der Fürstenrat sich heftig wehrte und der Cardinal von Augsburg sogar in aller Form protestirte. Aber mehr Eindruck als dieser Protest machte die bestimmte Erklärung der Naumburger Fürsten, während auf dem Reichstag selbst Christoph von Würtemberg gegen die katholische Mehrheit des Fürstenrats als „Rädelsführer der Partei" die evangelischen Forderungen vertrat. Schließlich kam es doch dahin, daß selbst alle geistlichen Fürsten mit Ausnahme des Cardinals in den dauernden Religionsfrieden auch ohne vorherige Vergleichung willigten und die einzige Klausel, welche sie sich noch vorbehalten hatten, vor den drohenden Mienen der Evangelischen zurückzogen. Man war darüber einig, der Friede solle „ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender" sein. Auch die für die Protestanten ganz unerläßlichen Bedingungen eines solchen Friedens gingen ohne besondere Schwierigkeit durch, nachdem man die Hauptsache zugestanden hatte: Sicherung des evangelischen Besitzstandes und Kirchenregiments. Die bischöfliche Jurisdiktion wurde für protestantische Gebiete suspendirt, die Einziehung der geistlichen Güter sanktionirt, soweit sie nicht Reichsunmittelbaren zustanden und zur Zeit des Passauer Vertrags in den Händen der Protestanten waren.

Erst die Frage einer zukünftigen Verschiebung des augenblicklich zwischen beiden Confessionen bestehenden Machtverhältnisses brachte die Unvereinbarkeit der Gegensätze wieder zum Bewußtsein. Die Protestanten mußten diese Frage aufwerfen, wenn sie nicht von vornherein auf jede Möglichkeit weiterer Entwicklung Verzicht leisten wollten. Dazu war aber ihre Lage keineswegs angetan und daß bei großen geistigen Bewegungen Stillstand mit Rückgang gleichbedeutend sei, davon lebte doch ein gewisses Bewußtsein in den protestantischen Ständen, mochten sie auch für den Augenblick weniger an den idealen Kern als an die praktischen Ergebnisse der Reformation, an die materielle und rechtliche Steigerung ihrer eigenen Macht denken. Jedenfalls kann man ihnen nicht nachsagen, daß sie mit ihrer innersten Gedanken ganz hinter dem Berg gehalten hätten. Sammt und sonders betrachteten sie einerseits nicht minder als die Katholischen ihren Glauben als den allein richtigen und daher seine Alleinherrschaft als wünschenswert, andererseits aber, abweichend von den Katholischen, die Gewissensfreiheit des Einzelnen als ein unantastbares Recht, welches gegen das von der alten Kirche geübte Unterdrückungssystem geschützt werden müsse. Es entsprang somit keineswegs nur aus eigennützigen Beweggründen, sondern auch aus dem Grundcharakter der Reformation als eines Befreiungskampfes, wenn die Evangelischen auf dem Augsburger Reichstag einem künftigen Wachstum ihrer Lehre alle rechtlichen Hindernisse aus dem

Weg zu räumen strebten. Sie verlangten gegenüber dem Katholizismus, den man sich damals durchaus auf die Defensive beschränkt dachte, für sich volle Freiheit der Entwicklung, also unbedingtes Reformationsrecht für alle, auch für die geistlichen Reichsstände und freie Religionsübung für die evangelischen Untertanen katholischer Stände, während umgekehrt den katholischen Untertanen der Protestanten nur Gewissensfreiheit gewährt werden sollte. Letztere Ungleichheit rechtfertigte der Pfalzgraf Ottheinrich ganz naiv damit, daß „unsere Confession ohne Mittel auf Christum und sein Wort gegründet und derhalben ganz gewiß und ohnzweifelhaftig", daher öffentliche Abgötterei nicht zu gestatten sei. Weniger ehrlich war das freilich vergebliche Bemühen der Evangelischen diese unbedingte Religionsfreiheit für alle Anhänger ihres Bekenntnisses auf dem Schleichweg einer zweideutigen Ausdrucksweise in den Reichsabschied zu bringen. Denn daß die Gegenpartei jene weitgehenden Forderungen durchaus nicht einzuräumen gewillt war, verstand sich von selbst. Sie hätte damit ihrerseits der allmählichen Säkularisation der geistlichen Territorien und der Evangelisirung Deutschlands Tür und Tor geöffnet, den Fortbestand der alten Kirche selbst in Frage gestellt. Für eine solche Selbstvernichtung war aber doch auch wieder die Lage der Katholischen noch lange nicht schlecht genug, ganz abgesehen von der Macht religiöser Bedenken. Wohl klagten die päpstlichen Nuntien, welche nach der Abreise der Cardinäle Morone und Truchseß zum Conclave die grundsätzliche Verneinung des ganzen Friedenswerks vertraten, über die Angst des armen römischen Königs und über die „schlotternden Knie" der geistlichen Fürsten. Aber mochte Ferdinand vorübergehend daran denken den Reichstag abzubrechen und die Entscheidung zu vertagen, mochten die katholischen Stände mit gutem Grund den Wiederausbruch des innern Kriegs scheuen, davon war doch nicht die Rede, daß die Evangelischen ihr Ziel erreicht hätten. Es half nichts, daß sie versicherten, die geistlichen Fürstentümer sollten auch durch den Übertritt eines Erzbischofs oder Bischofs zur Augsburger Confession weder ihren geistlichen Charakter verlieren noch erblich gemacht werden; die Gegenpartei glaubte natürlich nicht daran. Nach monatelangem Streit verfiel König Ferdinand, um den drohenden Bruch zu verhüten, auf die seltsame Auskunft, daß die Protestanten ihm, der doch ebenso gut wie sie ein Gewissen habe, die Regelung des geistlichen Vorbehalts überlasse, d. h. ihm die Verantwortung für diesen ihnen unannehmbaren Teil des Reichsabschieds zuschieben möchten; sie sollten, da er und sein kaiserlicher Bruder in Bewilligung des Religionsfriedens viel saure Bissen verschlucken müssen, auch „ein Bißlein über Macht essen". Kurfürst August von Sachsen erwarb sich das zweifelhafte Verdienst seine Glaubensgenossen, unter welchen namentlich Kurbrandenburg heftig widerstrebte, zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Es war die Entscheidung über Deutschlands Zukunft auf Jahrhunderte hinaus. Dieser geistliche Vorbehalt, welcher den zum Protestantismus übertretenden Prälaten nötigte mit seiner hierarchischen Würde auch seine weltliche Herrschaft, sein Reichslehen aufzugeben, wahrte dem heiligen römi=

schen Reich die schlimmsten Attribute seiner Heiligkeit, die geistlichen Staaten, und verschob damit die notwendigste Operation, welche an dem kranken Gemeinwesen vorzunehmen war. Nach dem Verlauf, welchen unsere nationale Geschichte seither genommen hat, dürfen wir in dieser unvollendeten Säkularisation vielleicht die schwerste politische Unterlassungssünde der Reformationszeit erblicken.

Der Vorbehalt wurde dem Religionsfrieden einverleibt, obwohl die Protestanten erklärten ihn nicht als verbindlich betrachten zu können. Aber den würtembergischen Vorschlag, abgesetzte evangelische Prälaten auch zu schützen, wagten sie nicht anzunehmen. Dagegen kam das von ihnen geforderte Gegenzugeständniß, die freie Religionsübung evangelischer Untertanen unter geistlicher Obrigkeit, nicht in den Reichsabschied, sondern war ihnen nur durch eine besondere Deklaration des römischen Königs zugesichert, welche dem Reichskammergericht gar nicht zugestellt wurde und daher für dasselbe als nicht vorhanden galt. Wenn diese Bestimmungen über die geistlichen Fürstentümer unlösbare Widersprüche enthielten und schon durch die Unklarheiten ihrer Publikation Meinungsverschiedenheiten hervorrufen mußten, so konnte die Verpflichtung protestantischer Obrigkeiten zu einem gewissen Schutz der nicht reichsunmittelbaren Geistlichen, deren eingezogene Güter doch zugleich dem Staat überlassen blieben, gleichfalls zu einer Quelle von Mißverständnissen werden. Unwahr und ungerecht war vollends die Zumutung, daß in den Reichsstädten gemischter Religion beide Bekenntnisse nach dem augenblicklichen Besitzstand geschützt werden sollten; dies hatte den Zweck Zustände zu verewigen, wie sie unter dem Interim in Straßburg, Ulm und andern Städten zu Gunsten einer katholischen Minorität geschaffen und der protestantischen Mehrheit der Bürgerschaften mit gutem Grund anstößig und unerträglich waren. Aber es bekundete sich auch auf diesem Reichstag wieder die oft hervorgehobene Tatsache, daß die politische Rolle der deutschen Städte so gut wie ausgespielt und ihre Reichsstandschaft eigentlich auf das Recht beschränkt war die Beschlüsse der oberen Stände anzuhören und anzunehmen.

So enthielt denn der Religionsfriede, welcher mit dem Reichsabschied vom 25. September 1555 publizirt wurde, zum guten Teil, wie Ritter sagt, „Ausnahmegesetze, über deren Sinn oder Geltung die Parteien widersprechender Ansicht waren". Was aus den gewaltigen Kämpfen und Bestrebungen der Reformation hier feste rechtliche Gestalt gewonnen hatte, war einmal der Grundsatz der Parität, der ja das mittelalterliche Dogma von der Glaubenseinheit völlig umstieß und wenigstens für die deutschen Katholiken und Protestanten die Barbarei der alten Ketzergesetze beseitigte, dann noch ein mehr als bescheidener Rest von Gewissensfreiheit für die Untertanen; sie durften wie die Obrigkeiten zwischen der alten Kirche und der Augsburger Confession wählen, mußten aber, wenn ihre Wahl nicht auf die Religion ihres Landesherrn fiel, das Land räumen. Denn davon war diese kampferfüllte Zeit, das Zeitalter streitbarer Theologen und theologischer Fürsten, himmelweit entfernt, jene Ideale von religiöser Selbstbestimmung und freier Erhabenheit über fesselnde Worte und Zeichen, wie sie Luther als dem werdenden Refor-

mator vorgeschwebt hatten, auch nur noch anzuerkennen, geschweige denn zu verwirklichen. Wie die religiöse Entwicklung des Protestantismus und sagen wir auch des Katholizismus nach einer möglichst scharfen und reinlichen Formulirung der kirchlichen Lehre hindrängte, die Gegensätze herauszuarbeiten und nicht zu verwischen strebte, so schaltete auf politischem Gebiet der fürstliche Staat als die Macht der Zukunft, sich zusammenfassend und gegen andere abschließend, dem Reich gegenüber nach Freiheit, zu Haus, und mochte es im kleinsten Raum geschehen, nach Allgewalt ringend. Wir wissen bereits, welchen Machtzuwachs das deutsche Fürstentum durch die Reformation erlangt hatte; in dem bekannten Schlagwort: Cuius regio, eius religio verkörpert sich gleichsam das Endergebniß einer Entwicklung, welche eben durch den Religionsfrieden ihre verfassungsmäßige Sanktion erlangt hat. Aber auch andere große Fragen fanden damals in Augsburg ihre Erledigung. Es soll hier nur mit wenigen Worten berührt werden, wie die neue Kreisordnung von 1555, zunächst zu Gunsten einer rascheren und kräftigeren Exekution kammergerichtlicher Urteile geschaffen, recht eigentlich dem Reichsoberhaupt die Handhabung des Landfriedens aus der Hand nahm, und nicht allein das, denn sie wurde auch zur Grundlage einer veränderten Kriegsverfassung für auswärtige Verwicklungen. Die reine ständische Organisation der Kreise sollte in Zukunft nach innen wie nach außen anstatt der obersten Reichsgewalt das Schwert führen. Auch beim Reichskammergericht, welches ebenfalls 1555 seine endgültige Ordnung erhielt, fiel die Besetzung und Beaufsichtigung ganz überwiegend den Reichsständen zu. Dahin also hatten all die monarchischen Reformversuche geführt, welchen der mächtigste Herrscher Europas einen guten Teil seiner Kraft gewidmet hatte. Am Ende seiner Regierung war das Reich auf der längst betretenen Bahn partikularistischer Auflockerung und Zersetzung einen großen Schritt vorwärts gekommen. Statt der geträumten spanischen Universalmonarchie, welche auch Deutschland in den Bann ihres Despotismus schlagen sollte, stand jetzt mehr neben als über der Republik der Reichsstände das österreichische Kaiserhaus, nicht gerade national im vollen Sinn des Worts, aber doch einer reinen Fremdherrschaft, wie man sie eben erlebt hatte, vorzuziehen und vor allem dem deutschen Fürstentum tief verpflichtet. Noch dauerte es ein paar Jahre, bis bei dem eigentümlichen Zögern Karls V. und der Langsamkeit deutscher Verhandlungen die Übertragung der Kaiserwürde auf Ferdinand I. vollzogen war; am 14. März 1558 fand in Gegenwart katholischer und protestantischer Reichsfürsten die Feier in der Frankfurter Bartholomäuskirche statt. Rom hatte nicht gegen den Religionsfrieden protestirt; sein Protest gegen das neue halbketzerische Kaisertum verhallte wirkungslos. Ruhe um jeden Preis schien die Losung für das paritätisch und aristokratisch ausgestaltete Deutschland von 1555.

Für Europa hat der deutsche Religionsfriede nicht einen Abschluß jener großen Erschütterungen eingeleitet, welche die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts erfüllen; der schmalkaldische Krieg war nur der erste in einer langen

traurigen Reihe von Religionskriegen, deren letzter dann mit wahrhaft vernichtender Wut die Heimat der Reformation betroffen hat. Die Reformation selbst aber hatte mit den wilden Jahren der Fürstenempörung sich in gewissem Sinn ausgelebt und für Deutschland begann eine Zeit der Ruhe, welche freilich mehr der Abspannung als dem wiedergewonnenen Gleichgewicht ihr Gepräge verdankt. Denn gar zu äußerlich hatten doch die herrschenden politischen Elemente dem gewaltigen Kampf sein Ende gesetzt, während im Gemüt der Massen die Leidenschaften der Revolutionszeit zwar halb gebändigt, aber auch entwürdigt und am Kleinen und Schmutzigen sich nährend weiterfraßen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Reformation die letzte große Tat eines im Niedergang begriffenen Volks gewesen war; sie hat den Verfall des mittelalterlichen Reichs deutscher Nation gefördert und den vollen Sieg des fürstlichen Sonderstaats über die Monarchie wie über die demokratischen Kräfte herbeiführen helfen. Nichts ist bezeichnender hiefür als die wahrhaft klägliche Lage, in welche sich trotz seiner folgereichen Teilnahme an der religiösen Bewegung das deutsche Bürgertum am Ende unserer Periode herabgedrückt sah. Und für den Zusammenbruch der deutschen Seeherrschaft vermochte der noch eine Zeitlang vorhaltende Wohlstand in den mehr und mehr erstarrenden kleinen Republiken ebenso wenig zu entschädigen, wie die neue höfische und pedantische Bildung einen gesunden Ersatz für die versinkende städtische Kultur und den im Schuljoch verkümmernden Humanismus zu bieten im Stande war. Mit unwiderstehlicher Gewalt brach der politische und geistige Einfluß der Romanen, der Franzosen, Spanier, Italiener über Deutschland herein. Sicherlich zeigte die urwüchsige Kraft des deutschen Individualismus in manchen anmutenden Erscheinungen, daß sie noch nicht aufgezehrt sei, aber auf allen Gebieten, in Staat und Kirche, Kunst und Literatur, Recht und Sitte überwiegt doch ein halb engherziges halb kosmopolitisches Wesen, wie es in solcher Mischung nur bei sinkenden Nationen hervortritt. Wir bezeichnen wohl den Übergang vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert als Deutschlands tiefste Erniedrigung. Aber während diese Jahrzehnte unvergeßlicher politischer Schmach zugleich durch eine Geistesblüte von ebenso unvergeßlicher Herrlichkeit verschönt werden, während damals unter der Last fremder Gewaltherrschaft eine fast wunderbare Wiedergeburt des deutschen Volks sich vorbereitete, führte das ausgehende XVI. Jahrhundert ein politisch und geistig gebrochenes, sittlich verwildertes, dogmatisch verknöchertes Geschlecht einer fast beispiellosen Zerstörung entgegen.

Und dennoch hängen beide Zeitalter untrennbar zusammen. Spät, aber überreich hat die Reformation in ihrem Vaterland Früchte gebracht. Aus dem deutschen Protestantismus, der die Feuerprobe des dreißigjährigen Kriegs überdauert hat, sind unserer Nation ihre heutige Kultur und ihr nationaler Staat erwachsen. Ohne Luther hätten wir keinen Kant und Goethe, ohne die protestantische und antikaiserliche Herkunft des preußischen Staats nicht unser neues Deutsches Reich. Nicht ohne Trauer, aber doch mit dankbarer Erhebung dürfen wir heute auf die gewaltigste Umwälzung unserer nationalen Geschichte zurückschauen.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

*) Gehört zu Seite 801; ist der berühmtere Sohn des Nikolas Granvela, von dem auf Seite 767 die Rede ist.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Reformation und Revolution.

Zweites Buch.

Karl V. und der Protestantismus.

Drittes Buch.

Religionskrieg und Religionsfriede.

Berichtigungen:

Seite 3 Zeile 12 von oben statt: Gefühle lies: Gesichte.
„ 38 „ 5 „ unten hat wegzufallen: alle.
„ 51 „ 16 „ „ statt: rechtlich lies: ernstlich.
„ 98 „ 22 „ „ statt: Pfaffinger lies: Pfeffinger.
„ 115 „ 4 und 5 von unten hat wegzufallen: der geheimnißvolle Gottesfreund aus dem Oberland und sein Kreis, darunter namentlich.
„ 137 Überschrift statt: Kultuselemente lies: Kulturelemente.
„ 161 „ statt: der lies: und.
„ 215 Zeile 6 von unten statt: Nibelungenlied lies: Nibelungerlied.
„ 223 „ 3 „ „ statt: Toten lies: Taten.
„ 224 „ 8 „ „ statt: Reitern lies: Räten.
„ 254 „ 14 „ „ statt: von lies: vor.
„ 306 „ 21 „ „ statt: 1520 lies: 1521.
„ 312 „ 19 „ oben statt: des Geistes lies: der Geister.
„ 317 „ 4 „ „ statt: Umstände lies: Übelstände.
„ 317 „ 5 „ unten statt: andern lies: neuen.
„ 374 „ 20 „ oben statt: dem lies: den.
„ 389 „ 15 „ unten statt: Spretter aus Rottweil? lies: Hoffer aus Ellwangen.
„ 406 „ 3 „ oben statt: ernstlich lies: rechtlich.
„ 415 Überschrift statt: Widerstand in Rom lies: Adrian VI. der Reformpapst.
„ 449 Zeile 6 von unten statt: Gotteswortes lies: Gotteswort.
„ 635 „ 12 „ „ statt: war lies: ist.
„ 682 „ 16 „ oben statt: Juli lies: Juni.
„ 705 „ 3 „ unten hat wegzufallen: zu erklären.
„ 722 „ 2 „ oben statt: wie lies: daß.
„ 748 „ 8 „ „ hat wegzufallen: selbst.
„ 751 „ 8 „ unten statt: Mangel lies: aus Mangel.
„ 762 „ 4 „ oben statt: über die lies: über diese.
„ 785 „ 11 „ „ statt: kirchliche lies: kaiserliche.
„ 787 „ 7 „ unten statt: hält lies: hielt.
„ 792 „ 3 „ „ statt: Bedingungen lies: Bedingung.

Beendigung des Satzes am 13. Juni 1890.

Dritte Hauptabtheilung.

I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Professor Dr. F. von Bezold in Erlangen. Bogen 1—20 enthalten in Abtheilung 113 und 145.

*II. Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von Professor Dr. Martin Philippson in Brüssel. Vollständig in Abtheilung 49. 50. 51. 52. 78 und 80 (zweite Hälfte).

III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Von Professor Dr. G. Droysen in Halle. Bogen 1—9 enthalten in Abtheilung 142.

*IV. Geschichte der Revolution in England. Von Prof. Dr. Alfred Stern in Bern. Vollständig in Abtheilung 28 und 31.

*V. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von Prof. Dr. Mart. Philippson in Brüssel. Vollständig in Abtheilung 10. 11. 14 und 17 (erste Hälfte).

*VI. Peter der Große. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat. Vollständig in Abtheilung 5. 7. 13 und 17 (zweite Hälfte).

VII. Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Von Professor Dr. Bernh. Erdmannsdörffer in Heidelberg.

** VIII. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. Zwei Bände. Vollständig in Abth. 27. 30. 34. 39. 47. 53. 58. 62. 67 und 68 (erste Hälfte).

*IX. Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. 1740—1792. Von Professor Dr. Adam Wolf in Graz. Vollständig in Abtheilung 57. 63 und 83.

*X. Katharina II. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat. Vollständig in Abtheilung 68 (zweite Hälfte). 69. 70. 71 und 74 (erste Hälfte).

Vierte Hauptabtheilung.

**I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches u. der Befreiungskriege. 1789—1815. Von Prof. Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. Zwei Bände. Vollständig in Abtheilung 82. 86. 89. 97. 103. 107 (erste Hälfte). 114. 121. 137. 138. 139 und 140.

*II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution. 1815—1851. Von Professor Dr. Theodor Flathe in Meißen. Vollständig in Abtheilung 65. 66. 75. 84. 85 und 93 (erste Hälfte).

III. Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien. Von Professor Dr. Const. Bulle in Bremen.

*IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Dr. Ernst Otto Hopp in Berlin. Vollständig in Abtheilung 105. 106. 107 (zweite Hälfte). 112. 116 und 119 (zweite Hälfte).

V. Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

VI. Geschichte der orientalischen Frage vom Pariser bis zum Berliner Frieden. 1856—1878. Von Generalconsul Dr. Felix Bamberg in Genua.

Ein ausführliches Namen- und Sachregister über alle Theile erscheint als besonderer Schlußband.

Inhalt der hundertfünfundvierzigsten Abtheilung.

Geschichte der deutschen Reformation.
Von Friedrich von Bezold.

Vollbilder:

Kaiser Karl V. in seinem 31. Lebensjahre. Facsimile des Kupferstiches 1531 von Bartel Beham (1496—1540).

Martin Luther im Jahre 1525. Nach einem Originalgemälde von Lukas Cranach.

Wallfahrtsbild. Holzschnitt von Michael Ostendorfer (um 1519—1559).

Beilage:

Facsimile des Titels von Luthers Handbibel. (Es ist die zu Basel 1509 gedruckte lateinische Ausgabe. Wie auf dem Titel so befinden sich auch auf sehr vielen Blättern der Bibel zahlreiche Bearbeitungsnotizen.) Original im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin.

Bogen 11—20.

Im Text enthaltene Abbildungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.